Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

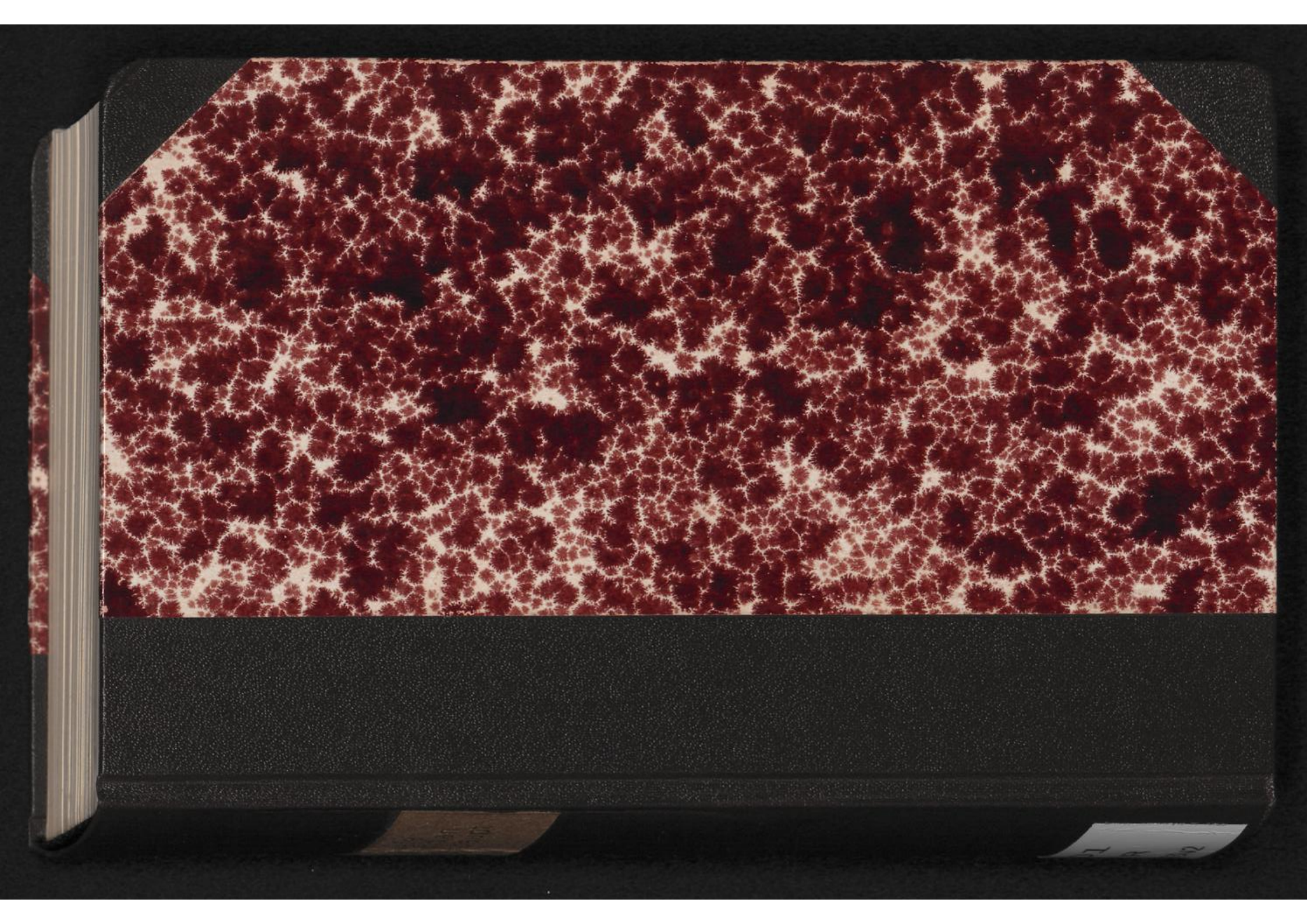
Briefe von und an Heinrich Bulthaupt

Bulthaupt, Heinrich

Oldenburg, 1912

urn:nbn:de:gbv:46:1-1192

Visual Library



Briefe von und an Heinrich Bulthaupt.

Herausgegeben von

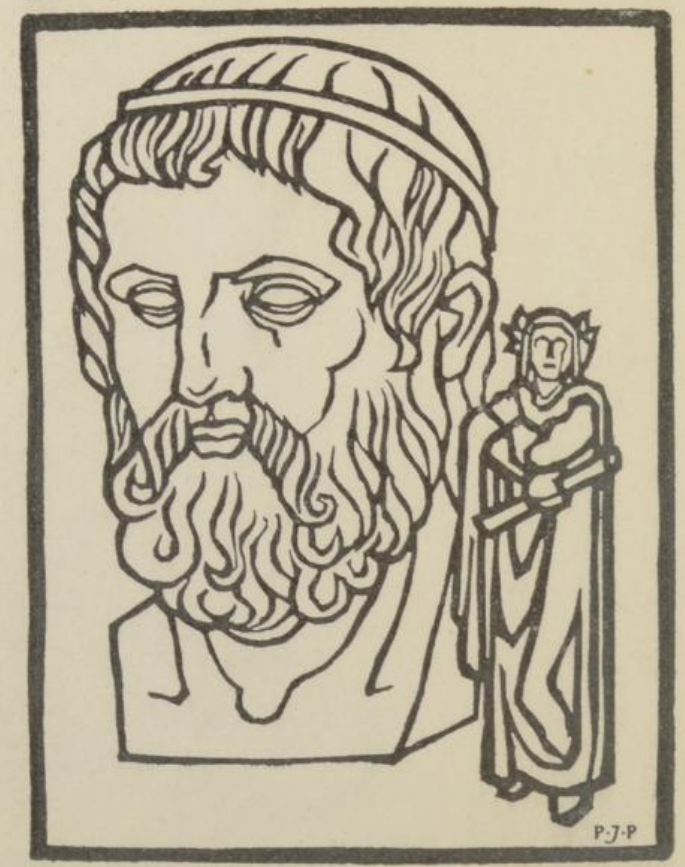
Heinrich Kraeger.

1912

Oldenburg und Leipzig ⊡ Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei ⊡ Rudolf Schwartz.

Exemplare in feinem Original-Einbande sind mit geringem Preisaufschlage durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

EXLIBRIS



CARL NIESSEN

Briefe von und an Heinrich Bulthaupt.

Herausgegeben von

Heinrich Kraeger.

1912

Oldenburg und Leipzig ⊡ Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei ⊡ Rudolf Schwartz.

Nachdruck verboten.

01.R.6342

Staats- und Universitäts-Bibliothek Bremen

WR 4218

Staatsbibliothek Bremen 248.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einführung I

Dichtungen und Schriften Heinrich Bulthaupts XVII

Lehr- und Wanderjahre. Briefe an das Elternhaus und die Freunde . 1

Bremen 100

An Hermann Wätjen 100

An Eduard Cruesemann 119

An Wilhelm Henzen 135

An Hermann Reinboth 137

An Carl Runge 139

An Alwin Lonke 189

An Frau Charlotte und an Heinrich Kraeger 205

An Frau Christiane und an Fritz Rassow 262

An Frau Mathilde Becker 286

An Fräulein Minna Spies 291

An Hubert Wania 297

An Wilhelm Hurm 301

Franz von Holstein und die Seinen 304

An und von Franz von Holstein 304

An Frau Hedwig von Holstein 352

An Fräulein Helene von Holstein 399

An Fräulein Helene von Vesque 405

Musiker 419

Von Johannes Brahms 419

An Max Bruch 420

An Albert Dietrich 428

An Richard Heuberger 433

An Georg Schumann 438

Von Georg Vierling 411

Seite

Dichter, Schriftsteller, Schauspieler 454
Von Detlev von Liliencron 454
Von und an Conrad Ferdinand Meyer 469
Von und an Ernst von Wildenbruch 475
An Hermann Allmers 483
An Percy Andreae 486
Von und an Hans Bethge 489
An Otto Devrient 493
Von und an Otto Ernst 496
An Arthur Fitger 500
Von Gustav Freytag 511
An Max Grube 513
Von und an Paul Heyse 517
Von Heinrich Krzyzanowsky 520
An Rudolf Lothar-Spitzer 527
An Frau Ernestine Pick-Lothar 538
An Georg Ruseler 565
Von Fritz Stavenhagen 569
An Johannes Wiegand 571

Nachlese 578
Briefe: 578

Gedichte:
Das Fest des Propheten 583
Dionysos 1., 2., 3. 584
Orpheus 586
Neapel, Gasthaus Hasler 592
Die Wasser rauschen 593
Zu Goethes Gedichten 593
Diesem Geschlechte das Licht 594
Das Huhn begackert 594
An Rosegger 594
Schiller 1905 594
Dank 595
Verirrte Kinder 595

Prologe:
Buchdruckerjubelfeier 595
Schillerkostümfest 597
Ferienkolonien 598
Männerturnverein 600
Goethefeier 1899 600

Seite

Lieder im Künstlerverein und der Literarischen Gesellschaft:

Amor im Künstlerverein 602
Bekenntnisse einer schönen Lehrerseele 604
Moorrauchlied 604
Für's Theater lasse ich mein Leben 605
Die Literarische und die Frauen 606
500. Sitzung 606
Moltkefeier 1890 607
Bismarckfeier 1895 607
Lebende Bilder 608

Reden 617
Sedan 1880 617
Bismarck 1895 620
Am Sarge des Dr. Hurm, 1896 623
Prima-Verein 1897 625
Kaiser Wilhelm I., 1897 628

Verzeichnis der Stichworte 637

Zur Einführung.

Aus Heinrich Bulthaupt's Briefen, in mehr als dreißig schaffensfrohen Jahren geschrieben und empfangen, sind hier die wertvolleren und bezeichnenden ausgewählt. Wie Bulthaupt alles, was ihn bewegte, künstlerisch gestalten mußte — so suchte er auch im schriftlichen Verkehr Erlebtes und Empfundenes vor sich und anderen möglichst klar und abgerundet hinzustellen. Die Briefe bereichern und vertiefen das Bild seiner Persönlichkeit, sie lassen den heimlichen Willen sehen, der dann so manche Tat gebar, und decken die vielen Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt auf. Denn Bulthaupt war mit dem Leben seiner Zeit eng verbunden; er wurde aber, mehr im Bleibenden, Gesunden, Vernünftigen verankert, oft zum Widerspruch gegen Moden und oberflächliche Entartungen des Tages gedrängt.

Die Briefe, die er dann mit Dichtern, Musikern und Künstlern wechselte, legen eines jener größeren geistigen Geflechte bloß, auf das sich die Kunst und Bildung der Gegenwart mit gestützt hat. —

Bulthaupt wurde in Bremen 1849 geboren, am 26. Oktober, wenn die Anlagen und vielen Gärten der Stadt längst kahl sind, aber die Herbstmesse, der Freimarkt, die Straßen mit Musik und Jubel füllt. Aus Lust und Trauer wunderlich gemischt, wie diese Tage, hat er selber gern sein eigenstes Wesen bezeichnet, dessen schweren Ernst der heitere Wille zu Kunst und Scherzen und die unaufhörliche Arbeit nicht immer siegreich niederkämpften. Der Vater, von blondem Schlag, Vorsteher einer Volksschule, war

neben seinem Beruf vielfach politisch tätig und auch literarisch und musikalisch so durchgebildet, daß er das beanlagte Kind richtig leiten konnte. Die Mutter, Marie geb. Lippmann, war selber eine zeitlang Lehrerin gewesen; sie hatte dann in der Ehe viel mit Krankheiten zu kämpfen gehabt, aber trotzdem trefflich für den Knaben und die Tochter, Charlotte, gesorgt. Des Sohnes heiße Liebe galt der Mutter, die nach ihrem Tode 1876 seine heiligste Erinnerung blieb.

Bulthaupt besuchte das Gymnasium der Vaterstadt, das ihn 1868 als einen der Hoffnungsvollsten zur Universität entließ; seine künstlerischen und kritischen Fähigkeiten waren schon bewährt und ein früh gereifter Charakter versprach Zucht und Ordnung, ohne die kein Talent gedeihen kann. Im Sekunda- und Prima-Verein, die in Bremen neben der Schule nun bald ein Jahrhundert lang selbständig geduldet, den Jünglingen Gelegenheit zu brausenden Aussprachen geben, hatte Bulthaupt vor den Mitschülern schon alle möglichen Fragen der Kunst und des Staates feurig erörtert und in Aufsätzen, wie den einsichtigen „Gedanken über die Bibel", dogmatische Vorurteile abzustreifen gelehrt. Mit lustigen Liedern und Phantasien auf dem Klavier beschloß er die Sitzungen und würzte mit Opernparodien und mit Aufführungen die Jahresfeiern. Die Freundschaften, die er damals im Sturm und Drang mit Gleichaltrigen, mit Hermann Wätjen und Wilhelm Henzen, schloß, haben fürs Leben gehalten, während er, selber noch ein Jüngling, Jüngere bereits jetzt väterlich zu beraten und leiten verstand.

Bei der Fülle, auch der musikalischen Gaben, war die Berufswahl schwer. Auf Wunsch des Vaters unterzog sich der junge Dichter, wie seit alten Zeiten in Deutschland so mancher Genosse in Apoll, dem Studium der Rechte. Im Herbst 1868 ging er nach Würzburg, arbeitete weiter in Göttingen und Berlin und schloß in Leipzig 1872 als Dr. jur. ab. Mit dem Theater, wohin ihn früh seine tätige Natur gewiesen, hielt er ständige Fühlung. Eine erste Tragödie „Saul" (1869) wurde im Januar 1871 in Bremen auf die Bühne gebracht. Das „korsische Trauerspiel" dagegen ist ohne jede Aufführung im Buche stecken ge-

blieben. Dabei arbeitete Bulthaupt an den „Maltesern" und knüpfte neue Erfindungen an Schillers Entwurf, dessen treuester Nachfahre im Denken und Dichten er nun ein Leben lang blieb, auf dessen dramatisches Genie hinzuweisen er nimmer ermattete und von dessen reiner, freudiger, starker Persönlichkeit er nur mit flammenden Augen und erregter Stimme zu sprechen vermochte. — Während des Krieges war er in Berlin — er hatte sich gleich zu Beginn, vergeblich, zur Einstellung gemeldet und sich dann auf Wunsch der Mutter, die ihren Einzigsten beweglich darum angefleht, nicht weiter zur Fahne gedrängt.

Den Winter 1872 verbrachte er in Rußland, um als Gesellschafter einem verwöhnten jungen Mann deutsche Bildung zu vermitteln. Nur waren die Naturen zu verschieden, als daß die Aufgabe recht gediehen wäre: der Schüler leichtsinnig, ungenau, allen Genüssen und schönen Worten hingegeben, und der Lehrer umso sachlicher, pflichttreuer und strenger. Nur auf künstlerischem Gebiet trafen sich die beiden, wenn Bulthaupt unter den Russen begeistert und begeisternd deutsche Musik und Dichtung vortrug. Die freie Zeit nutzte er unablässig: Gedichte, Dramen und Novellen wuchsen auf, und in der Beschäftigung mit unserem Schrifttum trieb es ihn schon jetzt, die bedeutenderen Gestalten der Bühne kritisch abzuhandeln, wie er es später warmherzig zugleich in der „Dramaturgie des Schauspiels" getan hat. — Man trennte sich im Frühling. Die ursprünglich gemeinsam geplante Reise durch den Orient und Südeuropa durfte Bulthaupt zu seiner Freude ohne den Genossen machen.

So zog er einen Frühling und Sommer lang über die Türkei nach Griechenland und Italien — den Ländern seiner sehnsüchtigen Träume — nicht so ausgelassen und abenteuerlich, wie einst Lord Byron, aber immer bereit, um Gefild und Geschichte den dichterischen Rahmen zu spannen. Nach dieser Fahrt, die in den Liedern von „Frost und Gluten" nachklingt, trat er im Herbst 1873 als Soldat in Leipzig im 107. Regimente ein, fand sich schnell in das neue Gesetz und diente mit Ehre, Freude und Anerkennung. Dann bestand er in Celle die letzte juristische Prüfung und ließ sich 1875 in Bremen als Rechtsanwalt nieder.

Damit waren die Lehr- und Wanderjahre beendet, die er in Briefen an die Eltern und Freunde beschrieb, wo alles, was im Augenblick seiner bewegten Seele entsprang, frischen Ausdruck fand. Dem Jüngling fielen auch manche bezeichnende Bilder und Wendungen gleich Eingebungen zu und die Stärke des persönlichen Erlebens hat durch die Mitteilung nicht gelitten.

Aus dem Jahre 1870 möchte man wohl mehr über die Ereignisse hören, deren Größe und Bedeutung aber sich von friedlichen Büchern aus damals vielleicht nicht überschauen ließ. Dafür entschädigt Zeit- und Kulturgeschichtliches über den ersten Reichstag, den Bulthaupt aus Anschauung seinem Vater schilderte. —

Als Rechtsanwalt kam er bald in eine rege und ersprießliche Tätigkeit. Auch durch das Ansehen, das der Vater in der „Bürgerschaft" Bremens genoß, wurde die Kundschaft bald mit vergrößert. Bulthaupt führte die ihm übertragenen Sachen gewandt, mit Kenntnis, Menschenverstand und mit einem Humor durch, der gewöhnlich im Gerichtssaal keine Stätte hat. Aber trotz der Erfolge und des klingenden Lohnes wurde ihm das Geschäft von Jahr zu Jahr unerträglicher; denn seinen eigentlichen Beruf fühlte er anderswo, auf dichterischem und kritischem Felde. Er wirkte auch weiter unermüdlich außerhalb der Bühne für die Bühne, schrieb Festspiele und leitete öffentliche und nicht-öffentliche Aufführungen, wie er einst als Knabe die Genossen zum Theaterspiel zusammengeführt hatte. Artig ist die „Ratskeller-Phantasie" aus dem Jahre 1875, wo das Gelegenheitshafte (ein Stiftungsfest des Sekundavereins) zum Allgemeinen erhoben und Jugend und Alter, Kunst und Philisterium, Weltschmerz und Weltfreude mit Laune und Poesie jubelnd verschmolzen sind. Ausgewählte Theaterbesprechungen waren schon 1877 als „Dramaturgische Skizzen" in Buchform erschienen, daneben Gedichte „Durch Frost und Gluten" und in geharnischten Sonetten voll Klang und Leidenschaft und in dem Drama „Die Arbeiter" trug Bulthaupt lange vor Hauptmann und Sudermann — die soziale Frage vor. Als nun das Stadtbibliothekariat in Bremen durch Tod frei stand, wurde Bulthaupt auf sein dringendes Gesuch vom Senat mit diesem Amte 1879 betraut, das, treu und sorglich verwaltet, ihm

gestattete, sich bescheiden zu nähren und dabei unausgesetzt schriftstellerisch tätig zu sein.

Das freie Glück der neuen Stellung konnte die Mutter leider nicht mehr mitgenießen. Auch Franz von Holstein, der feinsinnige Tondichter, der an Bulthaupts Schicksalen vielen Anteil genommen, war zu früh dahingegangen. Herzliche Briefe hatten nach flüchtiger Bekanntschaft in Leipzig die Achtung, die jeder vor dem Können und Sein des andern hegte, so gesteigert, daß die Hinterbliebenen, Frau und Schwester, jetzt den Freund baten, das Leben des Verstorbenen zu beschreiben und seinen Nachlaß herauszugeben. Bulthaupt hat dann kurz das Bild des ausgezeichneten Menschen entworfen, mit dem er sich vielfach verwandt glaubte, und eindringlich auf den Musiker gewiesen, dessen von süßen und kräftigen Weisen erfüllte Opern, „der Haideschacht", „die Hochländer" und „der Erbe von Morley", gewiß noch wieder zu ihrem Rechte kommen, wenn erst die stumpfe, rohe Operette von unserem Volke überwunden sein wird, und dessen beste Chöre und Lieder — der Sturm, Waldesnacht, Biterolf, Geduld und vieles andre — an jedem Herde heimisch sein müßten. Der Frau, Hedwig von Holstein aber blieb Bulthaupt, als hätte er in ihr etwas von seiner Mutter wiedergefunden, in Treue fortan zugetan. Fast jedes Jahr besuchte er sie in Leipzig oder auf ihrem Sommersitz, dem Burgstall im Algäu: eine hervorragende Frau, von unbegrenzter künstlerischer Begeisterungsfähigkeit. Man brauchte nur den Klang ihrer Stimme zu hören, wenn sie etwas „wunderbar" fand, um die ganze Frische zu verstehen, die hinter diesen 60 oder 70 Jahren noch jeden Augenblick darauf wartete, geweckt und entbunden zu werden. Immer für andere tätig, für die Armen der Stadt, für ihre sieben jungen Musiker, die „Raben", denen sie im Gartenhaus in Erinnerung an den Gemahl Wohnung und Ausbildung gewährte, für Freunde oder Gäste, Winters und Sommers — war sie bis ins späte Alter gesund und fröhlich und wirklich jene „Glückliche", die Helene von Vesque in einem bei Hässel erschienenen Buch jüngst nach Briefen und Tagebüchern vortrefflich geschildert hat.

* * *

Die folgende Zeit ging nun für Bulthaupt gleichmäßig hin: das Amt, Schriftstellerei, künstlerische Veranstaltungen, und Jahr für Jahr eine sommerliche Ferienreise in die Berge, in den Algäu, die Schweiz oder nach Tirol; dann im Herbst oder im Februar noch mehrwöchentliche Vortragsfahrten, die durch Deutschland bis zu den Nachbarstaaten führten.

Von 1878 bis 88 stand Bulthaupt der „Literarischen Gesellschaft" in Bremen vor, wo seine Gebelust keine Grenzen kannte. Denn er brauchte ja immer nur so recht seiner Natur zu folgen, wenn er Teilnahme für künstlerische Dinge wecken, wenn er in diese dumpfe, graue Welt Strahlen einer anderen höheren leiten und bei der nun einmal vorhandenen Verbindung des Geistes mit dem Stoff dem ersteren und der Phantasie und Seele zu ihren Rechten verhelfen sollte. Er war Idealist und gleich so ausgesprochen, daß der anhaltende Höhenflug manchmal nicht mehr menschenmöglich dünkte. Das viele Licht hatte seine Schatten und auch ein Bildnis Bulthaupts müßte, um ganz wahr zu sein, im Rembrandtschen Halbdunkel gemalt werden. —

In der Literarischen Gesellschaft machte sein Eifer die andern lebendig, der Besuch der Sitzungen steigerte sich, man war um Vorträge selten verlegen und manches frische Lied ist nicht nur vom Vorstandstisch gefallen und manche gute Geschichte nach den Versammlungen beim Glase Wein unten in der Halle erdacht und belacht worden. Denn unterstützt durch ein lebhaftes Gebärden- und Minenspiel, verstand Bulthaupt es auch ausgezeichnet, selbst einen großen Kreis über Tisch zu unterhalten.

Wilhelm Busch zog er oft gern heran oder er gab, was er selber an Schnurren verübt oder erlebt, dem Gelächter preis. Nur Gemeines und Anzügliches hielt er sich und anderen vom Leibe, so gern er auch ein derbes, gesundes Wort hörte und weitergab. —

Bulthaupt fühlte sich im Innersten, in seiner Welt- und Lebensanschauung, durchaus nach der Rasse seines germanischen Vaters geartet. Sein Sinn war auf das Bodenständige, Geschichtliche und auf Erhaltung, statt auf willkürliche Neuerungen gerichtet. In der Kunst lehnte er mit triebartiger Sicherheit

alles ab, was arischem Empfinden zuwider ging. Und im Leben vermochte er auch nie Geld als Selbstzweck anzusehen, es war ihm nicht einmal Mittel zum Zweck und gleichgültig.

1890 wurde er Präsident des Bremer Künstlervereins, der unter ihm eine wahre Blütezeit erlebte. Soviel Muße und Talent wird kaum wieder jemand einer guten Sache widmen können; denn fast Jahr für Jahr machte Bulthaupt das Stiftungsfest mit unendlicher Geduld durch eine glänzende Aufführung zum Ereignis des Winters und zauberte in Rubinsteins „Rebe", in Glucks „Maienkönigin" und Devrients „Luther" auf die Dilettantenbühne so farbige Bilder voll Lust und Kraft, Jugend, Wohllaut und Schönheit, wie man sie sonst nur in Malerstädten zu sehen bekommt. —

Die Vorträge, die er in Bremen und auswärts hielt, hatte Bulthaupt aufgeschrieben, aber wenig in das Heft blickend, schien er fast frei zu reden. Er wußte die wissenschaftliche Vorarbeit, die er sich niemals schenkte, hinter einer blühend anschaulichen, oder scharf zugespitzten Sprache zu verbergen und das Wichtigste einer Sache oder Frage, scheinbar mühelos, in den Rahmen einer Stunde zu drängen. Er war kein Blender oder Schönredner, fing den Hörer nicht mit Mätzchen, Scherzen oder Liebenswürdigkeiten, er brauchte aber für sich weite und reiche Worte. Die Vorträge, künstlerisch empfangen und ersonnen und ausdrucksvoll gegeben, wirkten überaus harmonisch. Auch hätte nicht leicht ein Schauspieler den Anfang des Faust bis zu den Osterglocken so mächtig erleben und sagen können, wie Bulthaupt. Und wenn er Wagner, Schubert oder Löwe am Klavier behandelte, verstand er mit seiner nicht allzu umfangreichen und durch vielen Gebrauch mitgenommenen Singstimme doch die musikalischen Werte bis ins kleinste nachzuschaffen.

* * *

Die „Malteser", die schon bald nach dem Kriege begonnen, aber von Gustav Freitag für unzulänglich erklärt, inzwischen gründlich umgearbeitet und verbessert waren, erschienen 1883. Die nächsten Jahre brachten den „Gerold Wendel", wo die soziale Frage aus den „Arbeitern" der Gegenwart in die Zeit der Bauernkriege zurückgeglitten ist, die trefflich gebaute „Neue

Welt", die symbolisch die Entdeckung Amerikas verwertet, den „Verlorenen Sohn", der 1870 spielt, und Bearbeitungen von Shakespeares' Cymbeline und Timon. Mit den Einaktern „Aus der Ferne" und der „Victoria", die künstlerische Fragen mit dem ewigen Gegensatz der Alten und Jungen verschmilzt, klang ein dramatisches Schaffen aus, dem die Theater immerhin willig entgegengekommen waren. Es wird in den Briefen viel für, aber besonders von Arthur Fitger, auch viel wider diese Schauspiele gesagt. Solche sachlichen Einwendungen konnte Bulthaupt vertragen; aber die Pöbeleien der „Berliner" Kritiker und ihren, später auch von Sudermann gerügten Gassenton hat er, der beim öffentlichen Urteil selber immer vornehm und würdig bis in die Fingerspitzen gewesen, doch nur schwer verwunden.

Von 1881 an hat er in den vier Bänden seiner „Dramaturgien des Schauspieles" Shakespeare und die deutsche Bühne von Lessing bis Hauptmann behandelt. Bulthaupt gehörte zu den wenigen Kritikern, die sich ein Künstler gefallen lassen darf, weil sie Lob und Tadel nicht aus Buchstaben oder staubigen Gesetzen, sondern menschlich, selbständig und künstlerisch zu begründen wissen. Unbefangen, nur auf Erfahrung, nicht auf philosophische Vorurteile gestützt und geschichtlich geschult, tritt Bulthaupt an die Werke: allem Großen und Schönen hingegeben und doch offenen Auges und äußerst empfindlich für jede Schwäche und Unnatur. So hat die „Dramaturgie" das Verständnis für die Schöpfungen der Bühne gefördert; sie wurde wegen ihres flotten Vortrages besonders von der Jugend begrüßt, aber auch genützt und gewürdigt von Schauspielern und von leben-gebliebenen, noch nicht in toter Sachlichkeit erstarrten älteren Leuten. Das Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft meint: „Selbst wer sich einen Kenner nennen möchte, dankt dem Autor neue Belehrung und tieferes Eindringen." Bulthaupt wurde auch später in Weimar und Wien in den Vorstand der Shakespeare- und Grillparzer-Gesellschaft gewählt.

In der „Dramaturgie der Oper" führt er dann den Leser von Lully bis Wagner; er setzt keine besonderen musikalischen Kenntnisse voraus, aber weiß in allseitiger Betrachtung

jedem nahezubringen, welch köstliches Gut unser Volk an den Opern von Gluck, Mozart, Beethoven, Weber und Wagner hat. Diese Aufsätze *über die Werke* wollen eigentlich nur die Genußfähigkeit *für die Werke* steigern. Geistvoll wird Meyerbeer's Scheinkunst abgefertigt, deren rohe Unwahrheiten Bulthaupt ebenso peinlich empfand, wie R. Wagner, der seinerzeit in Paris aus dem Propheten einfach fortrennen mußte. — Eine Geschichte des Lebens und der Werke „Carl Löwe's", dessen Balladen vom lustigen „Fridericus Rex" bis zum „Gregor auf dem Stein" Bulthaupt prächtig vorzutragen verstand, und Erläuterungen zu Lortzings „Zar" und „Undine" sind der Operndramaturgie noch gefolgt.

Ein seltenes Gedächtnis kam ihm bei allen Arbeiten zu Hilfe. Es behielt aus früher oder später Zeit mit gleicher Treue Namen, Personen und Erlebnisse, es gab ihm im Beruf jeden Augenblick Bücher, Titel und geschichtliche Kenntnisse an die Hand, deren sich selbst Fachleute sonst immer erst durch Nachschlagen wieder versichern müssen. Es hatte aber auch ganze Werke von Shakespeare, Schiller, Goethe, Kleist u. s. w. nebst zahllosen Gedichten vom bloßen Lesen oder Hören her bereit, nicht daß sie mühvoll und absichtlich auswendig gelernt wären. So konnte sich Bulthaupt in einsamen Stunden aus allen Teilen des Faust, Hamlet, des Prinzen von Homburg oder Tell gute Geister zur Gesellschaft rufen. In der Musik waren ihm Wagner, Weber, Mozart, Beethoven und viele andere bis in entlegene Stellen in Wort und Weise gewärtig. Man mochte nur aus den Noten etwas am Klavier anschlagen, gewiß, daß er *ohne* die Noten richtig weiterzuspielen und zu singen imstande war. So brachte er für die „Dramaturgien" von Natur ein unvergleichliches Rüstzeug mit, denn jedes Werk, das er behandelte, Oper oder Drama, stand ihm lebhaft vor der Seele, wie sonst kaum bei Gelehrten, die bei einem Gedächtnis, schlechter als ihr Ruf, meist mit vielen Zetteln arbeiten müssen.

Nach so unaufhörlicher Tätigkeit war am Ende der Körper vor der Zeit aufgerieben. Zu allem anderen hatte Bulthaupt noch nebenbei von 1882 an mit kurzen Unterbrechungen über Schauspiel und Oper des Bremer Stadttheaters in der Weser-

zeitung wöchentlich, oft täglich berichtet, in allen möglichen Zeitschriften wichtige Fragen behandelt und eine Menge Bücher, Dramen, Gedichte, Erzählungen, literatur- und theatergeschichtliche Werke so gründlich gelesen, daß seine Aufsätze darüber geradezu urkundlichen Wert haben. Schon Mitte der 90er Jahre nach dem Tode des Vaters kam der Ernst, auf den seine im Innersten wie von einem Zwiespalt bedrängte Natur durchaus gestimmt war, mehr an die Oberfläche, und schwer lastete zu Zeiten die Einsamkeit auf ihm, dem vom Schicksal Weib und Kind versagt geblieben waren. Die Todesgedanken wollten nicht weichen, selbst wenn sie geläutert und ergreifend in manches Gedicht hinübergeklungen waren: die Kunst machte ihn nicht mehr frei.

Seit dem Jahre 1901 löste er sich vom Leben. Im Oktober war die Schwester am Schlage verschieden und zwei Monate darauf kehrte er selber gelähmt von der Vortragsreise heim. Die äußeren Zeichen gingen zwar zurück, aber auf dem Gesicht lag jetzt die wirre, unfreundliche Verdrossenheit der Leidbefallenen: erst im Tod traten Züge und Formen des Antlitzes wieder edel vor. An Ruhe konnte sich der Kranke lange nicht gewöhnen, bis neue Anfälle die Widerstandskraft genügend gebrochen hatten. Die Arbeit wurde beschwerlich, der Körper plumper, und auch die leidenschaftliche Hoffnung, im Schillerjahre 1905 öffentlich für den Helden seines Lebens zeugen zu dürfen, schwand vor der Zeit dahin. Bäder in Nauheim und Oehnhausen waren nutzlos. Nach trüben Kämpfen gegen die überlegene Natur starb er, am 20. August 1905.

Der Körper wurde in Hamburg verbrannt und die Asche auf dem Rhiensberger Friedhof in Bremen unter einem schlichten Denkmal beigesetzt. Der Künstlerverein ehrte den Toten durch eine Gedenkfeier und stellte in der Halle die Büste seines Leiters auf. — Möglich, daß noch auf der Bühne von seinen Dramen das eine oder andere wieder aufersteht. Seinen kleinen Lustspielen und der „Viktoria", den „Maltesern" und dem „Verlorenen Sohn" dürfte der Wettstreit mit dem, was Deutschlands Theater heute sonst bieten, ja nicht so schwer fallen. Die „Dramaturgien" aber werden leben, bis ihre Vermittlung erledigt und die Freude

und Einsicht, die sie erfüllt, Gemeingut deutscher Bildung geworden ist. Von den Gedichten aber, besonders den späteren, die tiefsten persönlichen Empfindungen eine fast schmerzlich ruhige Form geben, gehören einzelne, z. B. Flußorakel, Hollunderbeeren, Zu spät, Krankenbesuch, Vorschau, Süß und bitter, In der Bücherei, Osterfeuer, Monte Pincio, in jede Auswahl des Besten deutscher Dichtung. Bulthaupt hat das seltene Glück, etwas Vollendet-Lyrisches zu schaffen, in reifen Jahren wirklich kosten und alle Wärme, deren sein Herz bis zum Bluten fähig war, in leise bewegten Liedern ergreifend lösen dürfen.

* * *

Die Briefe sind im ersten Teil nach der Zeitfolge zusammengestellt, dann aber, um die persönlichen Beziehungen nicht zu verwischen, nach den Empfängern geordnet.

In dem Abschnitt „Bremen" stehen obenan Bulthaupts Briefe an Hermann Wätjen, den Freund seiner Jugend- und Studienjahre. Die Beiden haben sich dann im späteren Leben immer mal wiedergesehen. So grundverschieden eigentlich ihre Naturen waren — sie ergänzten sich freundschaftlich. Den hastig Strebenden, der über Welt und Wirklichkeit gerne wegschritt, hielt Wätjens besonnene Art vor Übertreibungen zurück; er selber aber wurde wieder durch Bulthaupt fortgerissen und auf Kunst, auf Großes und Allgemeines eingestellt, das er nachher im Beruf an der Regierung und in den vielen Ehrenämtern seiner zweiten Heimat Düsseldorf weitsichtig zu fördern nie vergessen hat. Er ist in diesem Jahre, viel beklagt, gestorben.

Eduard Cruesemann, eine zeitlang in Bulthaupts väterlichem Haus erzogen, ist von dem Ältern mit Rat und Tat unterstützt worden. Später einer der gesuchtesten Rechtsanwälte in England, bestimmt und vielseitig — hatte er bei seiner über allem scharfen Verstande doch nie verlorenen Treuherzigkeit unter den Deutschen Londons besonders in völkischen Angelegenheiten bis zu seinem Tode (1909) die Führung. Wie Wätjen ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, war auch er durch Bulthaupt, der seine Begabung schätzte, zum Studieren überredet worden. Es muß sich eben schon früh in Bulthaupt ein sokratischer Zug geregt haben,

der ihn zu Jüngeren zog und zwang, ihnen nach bestem Wissen und Gewissen die Wege zur höchsten Erfüllung ihrer selbst zu weisen. Ein solches Spannen und Drängen herrscht auch in den Briefen an den Studenten Carl Runge vor, wo Bulthaupt klug auf die sich noch wandelnden Belänge des Andern einzugehen und von verwirrenden Einzelheiten weg immer den Blick des Jünglings auf das, was seiner Meinung nach einzig not tat, zu lenken wußte. — Gerade über dem Teil der deutschen Jugend, die später auf geistigen Gebieten einmal führen soll, hat zeitwillig immer viel Unklarheit und Zweifel gelegen, und manche Irrwege drohen vom Ziele zu verschlagen — sodaß die Worte Bulthaupts vielen zur Leitung dienen könnten. Wenn Bulthaupt dabei die Fassungskraft der Jüngern nach seiner eigenen fast unbegrenzten Aufnahmefähigkeit abschätzte und ihnen gelegentlich zu schwere geistige oder ausschließlich ästhetische Kost verschrieb, so hat das Leben die Überernährung meist von selbst wieder ausgeglichen und dauernde Schäden hat wohl am Ende keiner davon getragen. Einer, der wie andere tatendurstige Zwanziger auch durchaus von der herben Wissenschaft zum bequemeren Journalismus übergehen wollte, wurde zu seinem Glück von Bulthaupt kräftig zurückgehalten. Jungen Dichtern — man lese die Briefe an F. Rassow, mit dessen Eltern Bulthaupt innig befreundet war — half er wieder ans feste Land, wenn sie von den Strömungen des Tages fortgerissen wurden; und mochte seine Hand in solchen Fällen oft nur widerstrebend ergriffen werden — in verständigeren Jahren nachher hat man es ihr doch gedankt. Caspar Gruber, von dem hier und da die Rede ist, hütete in den 70er Jahren noch die Ziegen in der Nähe des Wendelstein — als Bulthaupt auf das kluge Knäblein aufmerksam gemacht, ihm unter freudigen Opfern den Besuch der Schulen Münchens und verschiedener Akademien ermöglichte. Gruber ist leider schon 1907 als höherer Beamter, dem noch eine Laufbahn im Bergfach winkte, gestorben. Hubert Wanja unterstand in der Stadtbibliothek der Leitung Bulthaupts, der nie den Vorgesetzten herauskehrte, sondern wohlwollend gegen alle Angestellten den Betrieb mehr zunft- und innungsmäßig, ein Meister unter Gesellen, handhabte. — Ich

selber wurde als Vierzehnjähriger 1884 mit Bulthaupt bekannt, der auf der Stadtbibliothek meinen ungestümen Lesedrang zügelte, sich dann weiter meiner annahm und mir in unmündigen Jahren den früh verlorenen Vater fast ersetzt hat. Er blieb mir wie andern auch später Freund, als die Ruhe und Poesie der Jugend, die zu pflegen und hegen ihn am meisten gelockt, im natürlichen Lauf der Dinge abgewaschen war und sich am Ende manches in einem anders entwickelt hatte, als er gedacht. — Die Briefe an Frau M. Becker und Dr. Hurm melden von herzlichem Verkehr mit Bremer Familien. Dem Fräulein Minna Spies stand Bulthaupt bei, als sie der Schwester, der gefeierten Sängerin Hermine, ein schriftstellerisches Denkmal setzte.

Aus den Briefen an die Musiker geht hervor, wie ernst Bulthaupt das Textdichten nahm. Sein erster frischer Versuch auf diesem Gebiet war 1879 das „Kätchen von Heilbronn", Karl Reinthalers preisgekrönte deutsche Oper, gewesen, die ebenso, wie Albert Dietrich's rein und melodisch gesetztes, heitres „Sonntagskind" wieder auf die Bühne müßte; denn es gibt wirklich unter den Schöpfungen ersten und zweiten Grades nicht allzuviele, als daß musikalisch so reiche Werke ohne Schaden für uns abseits stehen dürften. Bulthaupt hat vor allem das weltliche Oratorium von Seiten des Wortes um mehrere Stufen gehoben und für Bruch, Georg Schumann und Vierling vornehme Dichtungen geschrieben, die in den Konzertsälen heimisch sind. D'Albert's Vertonung des „Kain" wurde vieler Orten und das geistliche Drama „Christus" mit Rubinsteins Musik in Bremen im Sommer 1895 aufgeführt. Mit dem dankbaren farbigen „Ahasver" ist Kapellmeister Hugo Röhr in München beschäftigt, während das „Goldene Vließ", eine größere dreiteilige Handlung, noch nicht ihren Meister fand.

Unter den Dichtern, Schriftstellern und Schauspielern erklären sich die Briefe von und an Liliencron, Wildenbruch, C. F. Meyer und Paul Heyse, denen allen Bulthaupt persönlich nahegestanden, von selbst. Andreae, der in den achtziger Jahren ein Stück „Partie remise" geschrieben, ließ nach langer Zeit aus Amerika wieder von neuen Taten verlauten.

Hans Bethge, dem wir inzwischen manches gute Gedicht danken, schrieb als Schüler einfach und lustig von Halle aus nach Bremen. Für den vortrefflichen, jetzt leider übergangenen Roman des Österreichers Krzyzanowsky, „Im Bruch" war Bulthaupt lebhaft eingetreten, was eigenartige An- und Aussprachen zur Folge hatte. Mit dem in Wien lebenden Schriftsteller Lothar-Spitzer stand er seit Anfang der neunziger Jahre in Verbindung. Er hat ihn und die Seinen öfter in Österreich besucht, das beinahe auch seine zweite Heimat geworden wäre, als er nach Burkhardts Abgang 1897 für die fachmännische Leitung des Burgtheaters mit in Betracht kam. Aber er hatte die Vaterstadt doch zu lieb, als daß er die Verpflanzung selber sehr betrieben hätte; auch den Stimmen, die ihn in akademische Stellungen nach Düsseldorf oder Leipzig riefen, ist er nicht gefolgt. — An den Niederdeutschen Otto Ernst, Georg Ruseler und Johannes Wiegand sah Bulthaupt noch mit Freude Hoffnungen sich erfüllen, die er von Anfang an auf sie gesetzt hatte. Als aber Stavenhagen, der in größter Not allzufrüh verstorben ist, an ihn herantrat, war er leider schon durch Krankheit verhindert, um ihm nachdrücklich beizustehen.

In der „Nachlese" sollen die Briefe nach Czernowitz und Graz eine Probe dessen sein, was einem im Ruf der Gutmütigkeit stehenden Schriftsteller im Ernste alles zugemutet wurde; denn solche Ansprüche, wie die des Herrn in Czernowitz, und so zeitraubende, untaugliche Dramen, wie aus Graz, liefen jeden Monat zu Dutzenden ein. — Von den Versen des Nachlasses weisen das „Fest des Propheten", „Dionys", „Orpheus" mit der stimmungsvollen griechischen Landschaft als Hintergrund für den in „Frost und Gluten" aufgenommenen Hymnus an die Liebesgöttin, — und „Neapel" auf die Reise von 1872.

Die Gedichte auf die beiden Buchdruckermeister, für die Ferienkolonie und das Rickmerssche Tanzfest zeigen, wie Bulthaupt Sinn und Weihe auch in das Kleinste, in jede bürgerliche Gelegenheit trug und Wochentage gern in Feiertage wandelte. Dagegen hat er auf den Festen des Künstlervereins und der Literarischen Gesellschaft seiner Laune die Zügel schießen lassen — wenn

auch in den heiteren Liedern die Brücke zu großer Kunst nicht abgebrochen und ihr Ton selbst im kindischen Spiel kaum zu verkennen ist. Die Rede zu Bismarcks und zu Kaiser Wilhelms I. Ehren, die zu feierlicher Stunde einst in Ergriffenheit mit angehört worden sind, beschließen das Buch. —

Bei Durchsicht der Druckbogen waren mir meine liebe Frau und Lehrer Ernst Warnecke in Ostrittrum behülflich. Dank schulde ich auch allen, die bereitwilligst ihre Briefe für diese Auswahl verfügt haben, und besonders dem Verlag für manches Entgegenkommen, für den schnellen Druck und die gute Ausstattung.

Düsseldorf, November 1911.

Prof. Dr. Heinrich Kraeger.

Dichtungen und Schriften Heinrich Bulthaupts.

1. Gedichte.

Durch Frost und Gluten. E. Trewendt, Breslau 1876. 4. Auflage, Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1907.
Der junge Mönch. Romanzero. 1879.

2. Erzählungen.

Vier Novellen, Ganymed, Narcissus, Das Heiligenbildchen, Die schwebenden Gärten der Semiramis. E. Pierson, Dresden 1888.
Das Friedenshaus. Eine Sonderlingsgeschichte aus der Gegenwart. H. Haessel, Leipzig 1897.
Der vierte Akt. Die Hausfreundin. S. Schottländer, Breslau 1897.

3. Dramen.

Saul, Tragödie in 5 Akten von H. A. B. 1869.
Ein korsisches Trauerspiel. 1870. Reclam 369.
Die Kopisten, Einakter. } 1875. Reclam 1340.
Lebende Bilder, Einakter. }
Die Arbeiter, Drama in 4 Akten. N. A. Ordemann, Bremen 1877. — Reclam 3085.
Die Gatten, Schauspiel in 1 Akt. N. A. Ordemann, Bremen 1877.
Goethe's „Jahrmarktsfest". In freier Einrichtung für die Bühne. H. M. Hauschild, Bremen 1878.
Eine Ratskellerphantasie. Dierksen und Wichlein, Bremen 1880.
Die Malteser, Tragödie in 4 Akten, mit freier Benutzung des Schillerschen Entwurfs. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1883.
Gerold Wendel, Trauerspiel in 5 Akten. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1884. (2. Aufl. 1890.)
Imogen. Eine Bühnenbearbeitung von Shakespeares Cymbeline. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1885.
Eine neue Welt, Drama in 5 Akten. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1886. (2. Aufl. 1890.)
Der verlorene Sohn, Schauspiel in 4 Akten. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1889.
Timon von Athen, Tragödie in 5 Akten, mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1892
Aus der Ferne, Lustspiel. } Reclam 3757.
Viktoria, Schauspiel in 1 Akt. 1894. }

4. Dichtungen: Oper und Oratorien.

Das Kätchen von Heilbronn. Operntext, komponiert von Karl Reinthaler. Fr. Kistner, Leipzig 1881.

Paulus in Rom, Oratoriendichtung. Dierksen und Wichlein, Bremen.

Konstantin, Oratoriendichtung, komponiert von Georg Vierling. B. Schott's Söhne, Leipzig 1884.

Das Sonntagskind, Märchenoper, komponiert von Albert Dietrich. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg 1886.

Amor und Psyche, Dichtung, komponiert von Georg Schumann. Jost und Sander, Leipzig 1888.

Das Feuerkreuz, dramatische Cantate, komponiert von M. Bruch. N. Simrock, Berlin 1889.

Achilleus, Dichtung, komponiert von M. Bruch.

Kain. Komponiert von D'Albert. Bote und Bock, Berlin 1899.

Das goldne Vließ, Musikdrama in einem Vorspiel und 2 Akten. 1901.

Ahasver, Musikdrama in einem Vorspiel und 3 Akten. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg.

5. Dramaturgisches.

Dramaturgische Skizzen. J. Kühtmann, Bremen 1878.

Streifzüge auf dramaturgischem und kritischem Gebiet. J. Kühtmann, Bremen 1879.

Dach Münchener Gesamtgastspiel. Rühle und Schlenker, Bremen 1880.

Dramaturgie der Klassiker und des Schauspiels. Schulzesche Hofbuchhandlung, Oldenburg.

Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 1881. (13. Aufl. 1912.)

Shakespeare. 1883. (10. Aufl. 1911.)

Grillparzer, Hebbel, Ludwig. 1890. (9. Aufl. 1911.)

Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 1901. (6. Aufl. 1909.)

6. Musikalisches.

Vier Lieder von Goethe und J. Mosen, für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung, komponiert von Alfred Heinrich. 1868.

Franz von Holstein. Leben und nachgelassene Gedichte. Breitkopf und Härtel, Leipzig 1880.

Dramaturgie der Oper. Breitkopf und Härtel, Leipzig 1887. (2. Aufl. 1902, 2 Bde.)

Gluck, Mozart, Beethoven, Weber.

Meyerbeer, Wagner, Nach Wagners Tode.

Richard Wagner als Klassiker. Constantin Wild, Leipzig 1897.

Karl Löwe. Verlagsgesellschaft „Harmonie", Berlin 1898.

Lortzing „Zar und Zimmermann", „Undine". Opernführer 23. H. Seemann, Leipzig 1901.

Lehr- und Wanderjahre.

Briefe an das Elternhaus und die Freunde.

An den Vater.

Würzburg, 10. 11. 68.

. . . . Die Kollegien haben nun begonnen und nehmen mich täglich 3—4 Stunden in Anspruch. Auch einen Sohn von Clemens Brentano, Privatdozent Dr. Franz B., hörte ich über die „Geschichte der deutschen Philosophie" sprechen, einmal und nicht wieder! Dieser gute, von der Menge der Studierenden gefeierte Mann, der im unverständlichsten Pianissimo spricht, wollte das Dasein Gottes stringend — (wie er sagte: „strinchend") beweisen. Das Dasein Gottes, des persönlichen Gottes, beweisen zu wollen! Als hätte der Glaube nicht genug an diesem unlösbaren Problem zu tun, als wäre es nicht genug, was die praktische Vernunft sich dialektisch aufbaut, als hätte Kant nicht schon den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er dem menschlichen Ideenkreis eben nur subjektive Gültigkeit zuspricht. . . . .

An die Mutter.

Würzburg.

. . . . Die Kollegien, durch Krankheit leider unterbrochen, besuche ich jetzt wieder und hole das Versäumte nach. Eine Freude war es für mich, daß Frau Dr. S., eine hochgebildete und sehr musikalische Frau, mich in ihr Kränzchen (alle 14 Tage) gezogen hat. Sie will am 1. März die sog. Vogelkantate von Johanna

Mathieux, geborne Mockel (der später so unglücklichen Frau Kinkel's) zur Aufführung bringen. Das Sujet des Stückes ist allerliebst: fünf Vögel (Kuckuk, Elster, Nachtigall, Papagei, Rabe) wollen dem Adler ein Ständchen bringen und streiten sich um die Stelle des Dirigenten ꝛc. Ich muß den Raben singen und werde zu dem Ende in einen schwarzen Rabenkopf und ein Flügelkleid gesteckt. . . . .

An den Vater.

Würzburg, 30. 11. 68.

. . . . Kürzlich machte ich Herrn Professor Köppen einen Besuch, einem sehr bedeutenden, liebenswürdigen Mann, der Protestant und Norddeutscher ist: die Erfahrung aber, daß die Protestanten der Universität den Katholiken an Klarheit und Gediegenheit mit Leichtigkeit den Rang ablaufen, habe ich bald gemacht, und sie hat mich nicht frappiert. . . . Diese laborieren an dem großen Leiden des Katholizismus, der Unklarheit und Verschwommenheit, die weder guten logischen Verstand noch wahres Gefühl aufkommen läßt. Oder nennt man das Gefühl, wenn am Allerheiligentage hier ein Priester auf dem Kirchhofe abends im leiernden Tone Messe liest, das Volk stundenlang dasselbe wiederholt: „Erbarme dich unser" und oft eine unliebsame Unterbrechung eintritt, wenn der gute Priester nicht lesen kann und sein Brevier dem Lichte näher rücken muß? Und das Volk? Es plappert lediglich dem Priester nach, und nachher ist alles wieder verstoben und verschwommen in dem Strom der hier herrschenden Oberflächlichkeit und Liederlichkeit. . . . .

An den Vater.

Würzburg, 6. 5. 69.

. . . . Von meinen jetzigen Studien zieht mich das der Nationalökonomie beim Professor Umpfenbach besonders an. Man hat eine reelle Basis unter den Füßen und sieht mit Freuden die Interessen des Einzelnen mit denen des großen Staatsganzen zu einer künstlichen Einheit verschmelzen. Das Staatenleben in seiner Entwicklung ist ein glänzendes Zeugnis für die menschliche Tätigkeit, und Tröpfe sind alle diejenigen, die von einer guten

alten Zeit reden. Die Geschichte des sozialen Lebens ist eine beständige Überwindung der Notwendigkeit durch die Freiheit; so weitergearbeitet, so vorangeschritten auf der Bahn der Zivilisation, und der Mensch hat nicht nötig, auf eine ewige Seligkeit zu warten: er hat genug an der tröstlichen Perspektive der allmählichen aber sicheren Vollendung der Menschheit. Dies ist das gelobte Land, das man sehen muß, um ruhig sterben zu können. . . . .

An die Eltern.

Würzburg, 19. 5. 60.[1])

. . . . Also des Königs Ankunft wird so glänzend gefeiert? Wenn nur nicht zu befürchten stände, daß die Ehrfurcht devot und die Achtung servil wird. Ich selbst erwarte von Preußen in Bezug auf Deutschland sehr viel, alles jedoch nicht. Vor allen Dingen bedarf das Volk einer so strengen militärischen Zucht, wie sie in den nordischen Gauen herrscht; der protestantische Norden kann ein tüchtigeres, kräftigeres, kernigeres Kontingent stellen als der katholische Süden. — Der Klerus mit seinen schwarzen Talaren macht sich hier so breit wie möglich, wo bleibt aber sein Einfluß? Könntet ihr die hiesigen Tagesblätter einmal lesen, ihr würdet staunen über die Menge der gerichtlich beurteilten Vergehen: Bettelei, Diebstahl, Meineid, Liederlichkeit und Gott weiß was sonst noch, derjenigen Laster nicht zu gedenken, die lediglich vor das Forum des Gewissens gehören. Die gemütlichen Südländer, wenigstens der große Haufe, sind für den ersten Eindruck offenherzig und geschwätzig, aber für den schärferen Blick jähzornig, leidenschaftlich, verkommen. Gott bewahre uns — das sollte der eifrigste Wunsch aller ehrlichen Deutschen sein — vor der Übermacht des Südens und des Katholizismus. Die Bayern, wenigstens die gebildeten, kennen ihre Schwäche auch wohl und haben es deutlich darin gezeigt, daß eine Militärzucht nach preußischem Muster eingeführt ist. — Das wäre das Gute der preußischen Herrschaft. Der Nachteil liegt darin, daß sich der Militärzwang auch auf die Freistätten der Wahrheit und des Gewissens, auf Kirchen und Schulen erstreckt; dahin gehört er nicht.

[1]) Der König von Preußen war 1869 in Bremen eingetroffen.

Ich habe mit einiger Schadenfreude gehört, daß der berühmte Hengstenberg, jener Schandpfahl protestantischer Orthodoxie, schwer erkrankt ist. Ich wünsche ihm ein seliges Ende. . . . .

An die Eltern.

Würzburg, 7. 7. 69.

. . . . Es wird Euch interessieren, daß ich kürzlich in der Studentenverbindung (Germania) einen Zyklus von Vorträgen über „Das Christentum in der Geschichte" gehalten habe, der auch von Erwachsenen besucht und sehr beifällig aufgenommen wurde. — Was Papa über die griechische und christliche Bildung schreibt, hat gewiß seine Berechtigung. Nur halte ich von einer Parallele zwischen Griechentum und Christentum nicht viel, denn beide stehen in bewußtem Gegensatz. Das Griechentum sucht das Vollkommene auf der Erde, das Christentum über der Erde; in unsrer Zeit tritt eine Verschmelzung beider ein: wir erkennen das Göttliche ebenfalls schon auf der Erde in Natur und Geschichte, erwarten aber unsre eigene moralische Vollendung erst in weiter Zukunft. Nun darf man aber nicht glauben, daß die griechische Mythologie, weil sie noch keine Sünde kannte, unmoralisch sei, das wurde sie erst, als sie sich überlebt hatte und das Christentum an seine Stelle trat. In ihm, dem Christentum, leben, weben und sind wir jetzt. Von ihm allein erwarten wir eine glorreiche Zukunft, und aller Fortschritt der Kultur erwächst auf christlicher Basis. Ohne das Christentum wären wir wahrhaftig nichts, ja es wäre gar kein geistiges Leben ohne Christentum denkbar. Genußreich wird aber dies geistige Leben erst, wenn man auch etwas von dem Geiste der Antike in sich aufnimmt und so den Augenblick genießt, ohne doch der Zukunft zu vergessen. . . . .

An Wilhelm Henzen.

Göttingen, 13. 2. 70.

. . . . Das Leben ist ein großer Kampf; du hörst kaum von fern den Donner der Schlacht, und schon fängst du an den Mut zu verlieren? Mitten hinein! Du kämpfst mutig, und den Ausgang lasse der Zukunft, dem Schicksal, Gott! Sieg oder Tod ist bei ihm. . . . .

An die Eltern.

Göttingen, 9. 7. 70.

. . . . Papa übersandte mir eine Nummer der Weserzeitung: ja freilich, welch eine zusammengewürfelte Bande ist hier in die Hände schlauer Agitatoren geraten und läßt nun rücksichtslos gegen alles, was Besitz und Kapital heißt, seine plumpen Geschosse los. Gottlob sind es bis jetzt noch stumpfe Bolzen. Es mag ja vieles richtig unter ihren Wünschen sein und ich hoffe selbst von Herzen eine Hebung des Arbeiterstandes in sozialer und sittlicher Beziehung bald zu erleben. Auf solche Weise wird sie aber wahrhaftig nicht erreicht. Das berechtigte Verlangen wird in dem Munde dieser Leute zu brutalem Ertrotzen. „Weh denen, die dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihn!" Was tun diese Leute mit Ideeen wie die Lassalleschen? Sie strahlen ihnen gewiß nicht, sie können nur zünden und verwirrend um sich greifen — und danken muß man, wenn sie am Ende nur nicht Städte und Länder einäschern. . . . .

An die Mutter.

Berlin, 29. 11. 70.

. . . . Als ich Sonntag unter den Linden spazierte, sah ich auch einige Berliner, wenn man will, deutsche, selbst europäische Größen: Fanny Lewald mit langem weißen Lockenhaar, und den allmächtigen Geldmann Strousberg[1]). Fanny mit dem scharfgeschnittenen großen Gesicht, den geistvollen Augen, der kleinen untersetzten Figur und dem nachlässigen Anzug sah aus wie die Frauenemanzipation selbst; Strousberg ruhte in Pelze gehüllt gemütlich mit seiner Familie in seiner offenen Equipage: ein Bild sorgenlosester Behäbigkeit. Er bewohnt ein Palais, kleiner, aber nicht weniger elegant als die königlichen. . . . Nun ist der Reichstag eröffnet und ich muß suchen, mir Eintritt darin zu schaffen. Am liebsten wäre ich zugegen, wenn die zu erwartenden Enthüllungen über die Verwaltungsmaxime des Kultusministers von

[1]) Baruch Hirsch Straußberg, genannt Dr. Strousberg, einer der berüchtigsten Geldleute der siebziger Jahre, vgl. O. Glagau, Börsenschwindel in Berlin, Leipzig 1876, S. 4 ff. —

Mühler gemacht werden. Kürzlich hat er in der Gemäldegalerie zum Gaudium der Witzblätter einige Nymphen und Venusse in ein Seitenzimmer tragen und verhüllen lassen. . . . Ein vorzügliches Kolleg über „Macbeth" von Prof. Werder hat schon seit voriger Woche begonnen und fesselt mich ungemein. Legt der geistvolle Mann in die Dichtung auch zuviel hinein — wovor man sich bei Shakespeare sehr hüten muß — so freue ich mich doch einmal wieder einer originellen, verständnisvollen Kritik zu begegnen. . . . .

An die Eltern.

Berlin, 12. 11. 70.

. . . . Ich fühle zu meiner Freude, daß in mir verborgen eine Wünschelrute liegt, die mir die Schätze der Museen schneller, als ich dachte, aufschließt. Sie hat mir die Pforten eines dunklen Reichs gesprengt, darin in magischem Zwielicht ein König thront, der auf sein Gebot die wilden Dämonen der Verzweiflung und der ungestillten Sehnsucht entfesseln und senden kann, wohin er will: Rembrandt. Ich verstehe jetzt, daß es mehr als eine Manier ist, dieses Helldunkel aller seiner Bilder, es ist ein wehmütiger Protest gegen das Licht, der eng verbunden ist mit seinen malerischen Problemen, mit seinem inneren Leben. Ihm ist es nicht möglich, die Menschheit im sonnigen Glanze des Himmelslichts, in der Freude an der aufquellenden Werdelust des blühenden Lebens anzuschauen: die Erde ist für ihn wie für den Hamlet ein „wüster Garten, von Unkraut erfüllt"; die Trauernden, die Sehnsüchtigen, die Gebrochenen sind seine Erdenbewohner. Oft spielt dieser schwermütige Zug in eine erhabene Ironie über, oft weicht er der plötzlichen aufflammenden rauschenden Lust, aus der seine Zecherbilder hervorgegangen sein mögen, — bald aber sinkt er aufs neue in die Melancholie zurück. Ich wünschte, ihr hättet den Moses, die Gesetzestafeln zerschmetternd, den ringenden Jakob, die verstoßene Hagar vor Augen, um den großen Meister und sein verhaltenes Leid zu begreifen.

Anders sieht sich das Leben bei den Italienern an, bei Titian und dem göttlichen Raffael. Die ewige Heiterkeit des letzten mit

dem Rembrandtschen Dunkel gemengt gibt eine Normalmischung, wie sie ein Mensch unserer Tage etwa gebrauchen kann. . . . .

An die Eltern.

Berlin 5. 1. 71.

. . . . Euer Telegramm[1]) erhielt ich in der Nacht des 3. um 2 Uhr. Es weckte mich aus dem Schlaf und gab mir dafür zwei wache Stunden voll Aufregung und Freude. So sehe ich einen der schönsten Wünsche meiner Knabenjahre weit eher erfüllt, als ich es mir träumen ließ, und ich preise mich glücklich darum, daß ich, wenn auch erst in kleinem Kreise, noch in meinen schönsten Jugendjahren von der Bühne herab erfreuend und erhebend wirken kann. Wenn ihr durch die Aufführung beglückt seid, so seht eine Abtragung meines Dankes darin, denn Euch verdanke ich es, Eurer weisen Leitung von Kindheit auf, daß ich neben den ernsten Pflichten des Lebens mein Herz an der Kunst, an der Bühne habe erquicken und veredeln können. . . . .

An den Vater.

Berlin, 7. 1. 71.

. . . . Dem, was du über die Saulaufführung bemerktst, möchte ich folgendes hinzusetzen: allerdings liegt zwischen dem 3. und 4. Akt eine Zeit, die auf die Charakterwandlung des Königs von größtem Einfluß ist, allein der dritte Akt schließt nicht, ohne vor Sauls Abgang die ersten Spuren der aufkeimenden Härte (gegen den Feldherrn) zu verraten. Von einem empfänglichen Zuschauer kann man es aber füglich erwarten, daß er auch in den Zwischenakten den Faden der Handlung weiterzuspinnen vermag, ja, es ist dies eine Forderung, die jeder Dichter an das Publikum zu stellen berechtigt ist. Nun war es eine höchst schwierige Aufgabe, die lange Regierungszeit Sauls auf eine kürzere zu reduzieren und in den Raum eines fünfaktigen Dramas zu fügen, und da ist dieser jedenfalls nicht empfindliche Sprung wohl gerechtfertigt. Man beachte nur, wie weit Shakespeare darin geht. Nur soll in solchen Fällen der logische Gang der Handlung nicht

[1]) Bericht über die Ur-Aufführung von Bulthaupt's „Saul" in Bremen.

leiden und der Zuschauer seinen Helden nicht etwa als einen in Charakter und Leidenschaften völlig andern sehen, was ein schlechter Poet durch eine Zettelbemerkung: „zwischen dem und dem Akt liegen 10 Jahre“ bewerkstelligen könnte. . . . .

An die Mutter.

Berlin, 17. 1. 71.

. . . . Ich habe von Papa die Nachricht der zweiten Aufführung des Saul, die Kritiken und Zettel erhalten und bin froh darüber, daß das Publikum auch jetzt der Darstellung mit Interesse und Freude gefolgt ist. Wenn Krüger auch glaubt, daß das Stück sich zur Lektüre besser als zum Anschaun eignet, so habe ich doch so manche andere, in dieser Sache kompetentere Stimme gehört, die den Erfolg nicht zum kleinsten Teil der Bühnenfähigkeit der Tragödie zuschreibt. Der Rezension im Berliner Theater-Figaro gesellen sich andere Inserate in fast allen übrigen Theaterzeitungen, die das Stück empfehlen und in Freytags „Technik des Dramas“ las ich gestern auch, daß die Aufführung eines Stückes auf einer guten Bühne die Aufmerksamkeit von 20 andern darauf zu lenken pflege.

Der einliegende Zettel läßt Euch etwa schließen, daß ich durch die Repräsentation der Antigone einen seltnen und hohen Genuß gehabt haben muß. Die Inszenierung war völlig antik: ein Drittel der Bühne, von vornherein dem Zuschauer offen, bildete mit dem Altar in der Mitte den Platz für die Chöre, zu beiden Seiten die zur Stadt und in das Freie führenden Eingänge, in der Mitte eine Treppe, auf deren beiden Seiten 8 Stufen auf das bedeutend erhöhte Podium führten, das durch einen Vorhang verdeckt war, der sich nach altem Muster nicht hob, sondern senkte. Hinter diesem Vorhang liegt dann die eigentliche Bühne, auf der sich das Drama abspielt. Die Ruhepunkte der Handlung füllten die grandiosen Chöre mit der Mendelssohnschen Musik, — die letztere etwas störend in die Handlung fallend. Die Darstellung war sehr rühmlich: die Jachmann-Wagner und Berndal vortrefflich. Und nun das unsterbliche Werk selbst. Etwa 2300 Jahre alt, und noch mit unverwelklicher Jugendlichkeit herabwirkend auf

den empfänglichen Zuschauer. Wie klein steht die ganze moderne Poesie vor diesem Genius Sophokles! . . . .

An die Eltern.

Berlin, 24. 1. 71.

. . . . Gestern sah ich zum ersten- und letztenmal, um einmal die Großartigkeit des szenischen Arrangements der Zauberballets kennen zu lernen, das berühmteste dieses Genres, „Flick und Flock." Die Ausstattung, die im ganzen etwa 5000 ℳ verschlingt, ist ohne gleichen schön. Man durchwandert die Berge, die Schlösser der Gnomen und sieht das rote Gold in den Adern glühen, man sieht die Nereïden, die Fische, die Korallen auf dem Grunde des Meeres, die Seine und Themse — und ennuyiert sich doch. Die noch so trefflich ausgeführten Pantomimen machen für mich den peinlichen Eindruck einer Unterhaltung von Taubstummen, und die moderne Tanzmanier sagt mir nun gar nicht zu: über der staunenswerten Ausbildung der Beinmuskeln wird die Anmut der gesamten Körperhaltung vernachlässigt. Vor diesen Luftsprüngen steht man verwundert und kopfschüttelnd, aber man erquickt sich nicht daran, d. h. wieder nur ich, denn die Hopser sind des rauschendsten Applauses stets gewiß. . . . .

An die Mutter.

Berlin, 31. 1. 71.

. . . . Ihr werdet mit mir und aller Welt über die Pariser Kapitulation und die Vorläufer des Friedens nicht wenig froh sein, auch ungeachtet der eben eingetroffenen Nachricht, daß die bourbakische Armee abgezogen und infolgedessen verfolgt sei. Gebe Gott, daß alles bald ein Ende hat. Die Freude war hier nicht so laut, wie ich erwartete. . . . . Ich glaube auch, daß die reine ernste Freude sich hier am wenigsten in einer übereinstimmenden Volksäußerung Luft machen kann. Ich kann auch nicht sagen, wie empfindlich es mich stört, daß zur Ankunft des Königs im Opernhaus ein neues Ballett inszeniert wird. Dieser jammervolle Krieg und ein neues Ballett als erste Begrüßung des deutschen Kaisers in einem der ersten Kunstinstitute Deutschlands. . . . .

Während der Kriegszeit blieb die kaiserliche Familie dem

Theater fern. Ich kann das nicht tadeln, will es aber auch nicht loben, da es jedenfalls nur aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, aus Forderungen der Etikette entsprungen ist. Ich für mein Teil hätte es niemandem von den hohen Persönlichkeiten verdacht, wenn sie den Fidelio oder die Iphigenie in Aulis gehört, auch die Zauberflöte und den Don Juan, wenn sie den Faust oder den Wilhelm Tell gesehen hätten; vielmehr hätte ich recht beifällig dazu gestimmt. Dies neue Ballett verdenke ich ihnen aber recht gründlich. Dennoch setze ich mich über alles dies hinweg und bin über die neueste Wendung der Dinge von ganzem Herzen glücklich. . . . .

An die Eltern.

Berlin, 5. 2. 71.

. . . . In der Oper macht jetzt wieder die Lucca Furore. Nach jahrelangem Stillschweigen ließ sie sich vorgestern zum erstenmal wieder als Zerline hören. Ihr habt keine Vorstellung davon, wie bunt es an diesem Tage und dem der Aufführung vor den Türen des Opernhauses aussah; eine unabsehbare Menschenmenge, die von den spekulierenden Aufkäufern ein Billett erringen wollten, dazwischen die ordnungschaffenden Schutzleute. Man begreift nicht, wenn man dieses Treiben beobachtet, daß die Zeit so ernst ist. In studentischen Kreisen werden jetzt Vorbereitungen zu einer Feier zum Besten der Verwundeten veranstaltet.

An die Mutter.

Berlin, 9. 2. 71.

. . . . Ich habe euch etwas recht Angenehmes mitzuteilen, um so freudiger, als ich es kaum erwartet hätte: meine Einsendung für die akademisch-patriotische Feier ist sofort einstimmig angenommen. Gestern besuchte mich ein Herr der literarischen Kommission, glaubte auch mir versichern zu müssen, daß er sich zur Beurteilung solcher Gedichte nicht für berufen erachtet hätte, zumal die übrigen fast sämtlich schlecht seien. Er sprach dann einiges über eine etwaige Änderung einer Strophe, auf die ich jedoch wohl kaum eingehen werde, und ich war froh, im Laufe des Gesprächs in ihm einen Mann von feinster Bildung und bestem

Geschmack kennen zu lernen. Es ist noch fraglich, ob ich die Rezitation während des Festes selbst übernehme, oder ob Berndal mit der ganzen Bedeutung seines deklamatorischen Talents dafür eintritt. Dies ist das Eine. In der vor einigen Tagen angesetzten vorläufigen Leseprobe von „Wallensteins Lager" erging es mir nicht weniger gut. Ich kannte von der zahlreichen Versammlung nicht einen einzigen, hatte aber, nachdem ich gelesen, manchen um mich, der sich mit mir in ein Gespräch einließ. Man fragte mich (ich las den ersten Kürassier zur Probe), ob ich lieber diese Rolle oder den ersten Jäger vertreten wolle. Für die erstgenannte Rolle muß ich mein Organ etwas dämpfen, mir wäre darum der Jäger lieber. . . . .

Ich habe Berndal den Saul geschickt und schriftlich durch ihn die Einladung erhalten, ihn in zirka acht Tagen zu besuchen. Man wünscht mir Glück zu dem Schritt, da Berndal ein liebenswürdiger Mann ist und zur Verwendung gewiß gern seine Hand leiht. . . . .

An den Vater.

Berlin, 13. 2. 71.

. . . . Deinen Brief fand ich heute morgen vor; ich kann dir nun definitiv mitteilen, daß ich (in Wallensteins Lager) den ersten Kürassier spiele, den Vertreter des idealen Soldaten- und Lagerlebens. . . . . Selbstverständlich darf die Haltung des Stückes nicht schlaff, der Ton nicht matt, die Rezitation und das Spiel nicht philiströs sein: Die Jäger leicht und frisch, ein wenig Prahlhänse, der Kürassier ernst, fest und treu, der Wachtmeister mit etwas linkischer Gravität und Wichtigtuerei. Den Vertreter dieser sehr schwierigen Rolle kann ich dir noch nicht nennen; man versichert mir, er sei in guten Händen. Leider kann ich das von den Jägern und dem Kapuziner nicht sagen: dieser schreit furchtbar, imitiert den modernen Kanzelton und kehrt den grimmigsten Kanzelton heraus. Man muß die Predigten des Abraham a Santa Clara kennen, um den Pater zu verstehn: es ist im Grunde ein gutmütiger Poltron, der sich Zeit und Weile durch seine gewagten Wortspiele nicht lang werden läßt und nur aus Standes- und

Pflichtgefühl den klassischen Protest gegen das wilde Treiben der Soldaten erhebt. Es wird ihm wenig ausmachen, wenn seine Rede auf steinigen Boden fällt, er trinkt seine Weine fort und beginnt bei nächster Gelegenheit seinen Sermon aufs neue. Er muß sogar ein Quantum liebenswürdiger Drolligkeit haben; wäre er ein salbadender Prediger, so liefen ihm die Zuhörer gewiß davon, indes sich so alles mit innerer Lust um ihn schart und ihm selbst da nicht von Herzen gram ist, als er den Generalissimus immer wütender beschimpft. . . . .

An die Eltern.

Berlin, 20. 2. 71.

. . . . Hier sind alle Theater gefüllt — vielleicht wäre es gut, sie wären ein bischen leerer. Ist aber nur die Kunst ernst und würdig, so braucht sie nicht zu feiern, ist vielmehr in dieser Zeit der rechte Berg Tabor, da man der geschlagenen Wunden vergessend Gottes Stimme in Sturm und Erdbeben wie im Säuseln der Winde hören kann. . . . .

An die Eltern.

Berlin, 27. 2. 71.

. . . . Ich habe in der vorigen Woche zwei vorzügliche Theatergenüsse gehabt: die Lucca als Mignon in der gleichnamigen grundschlechten Oper von Thomas, im Schauspiel König Lear. — Man mag das Lob der Lucca übertreiben: jedenfalls ist sie eine Künstlerin von allerhöchster Bedeutung. Ihre Stimme, die sie nur selten in ganzer Schönheit und Fülle strahlen läßt, wirkt immer zum Herzen sprechend, und ihr Spiel ist vollendet; sie gab nicht bloß die Mignon nach der schwachen Intention des französischen Komponisten, sie hat den Goetheschen Roman studiert und trägt in ihre seichten Melodien die ganze Tiefe einer groß empfindenden zerrissenen Seele. — Das wenige Gute in der Musik wiegt die allgemeine Flachheit nicht auf. Die Rezitative ohne allen Stil, die Melodien höchstens sentimental, meistens trivial.

Den Lear gab ein 28jähriger Darsteller Kahle aus Leipzig, ein geborener Berliner, mit großem Effekt, wenn auch noch nicht vollendet. Die Wirkung des Werkes war, wie immer bei der

Lektüre und dem Anschaun, niedermalmend und erschütternd. Die drei Töchter trugen drei mit Ruhm genannte Namen: Johanna Wagner-Jachmann (Goneril), die Breitbach (Regan) und Busca (Cordelia). Die Jachmann ist von den drei Damen gewiß die bedeutendste, aber es ist seltsam mit den großen Künstlern: stehen sie einmal auf der Höhe ihres Ruhmes, kennen sie ihre eigene Größe, so glauben sie ohne weiteres Zutun lediglich durch sich selbst, wohl gar durch ihre bloße Existenz auf der Bühne wirken zu können; sie werden gleichgültig, verlieren das Streben, werden aus Stilisten Manieristen. So sollte man kaum glauben, wie viele Fehler und Nachlässigkeit sich ein so großer Schauspieler wie Döring zu Schulden kommen läßt. Wie bedeutend muß er erst gewesen sein, ehe er „Ruf" bekam. . . . .

An H. Wätjen.

Berlin, 12, 3. 71.

. . . . Es ist am Freitag hier eine große akademisch-patriotische Feier veranstaltet, bei der ich in mancherlei Weise mitgewirkt habe. Die sehr angestrengten Vorbereitungen dauerten fast volle vier Wochen, um so erfreuender war der glückliche Erfolg des Ganzen. Ich hatte ein Gedicht „Der Tag bricht an" eingesandt; es wurde angenommen, und ich trug es selbst unter dem wärmsten Dank des überfüllten Hauses (die Feier fand im Viktoria-Theater statt) vor. In „Wallensteins Lager" spielte ich den ersten Kürassier, in einem vieraktigen Stückchen „Studenten im Felde", die Hauptrolle, des Jägers Franz. Der Verfasser ist ein Jurist, Max Lesser. Das kleine Werk, weislich dramatisches Gemälde betitelt, hat einen sehr starken Fehler. Es verwechselt vor allem den Begriff des unglücklichen Zufalls mit dem der „Schuld" und paßt mit seinem sentimentalen Grundton übel zu dem frischen Geist der freiwilligen Scharen von 1815. Die hyperbolische, aber wohlklingende Sprache, einzelne starke Effekte, sogar eine Sterbeszene, verfehlten ihre Wirkung jedoch nicht und brachten mir, dem die anstrengende Rolle stark zusetzte, reichlichen Applaus und Hervorruf ein. Manche Details erfährst du später noch. Der Reinertrag für die Hinterbliebenen der Toten und Verwundeten beläuft sich

auf fast 1000 *M*. So hat man doch auch ein wenig geopfert, mag es noch so verschwindend klein vor den Gaben derer sein, die mitten in das Elend des furchtbaren Krieges hineinzogen. Der Friede ist da. Ich habe ihn mit jauchzender Seele, mit Freudentänen und den Tönen der Freude begrüßt. Nun frisch den Kampf gegen die innern Feinde aufgenommen. Dort bin ich besser am Platze und dort möchte ich später einmal — ach ich möchte so viel und die Wege führen auseinander! — eine Bürgerkrone verdienen.

An die Eltern.

Berlin, 12. 3. 71.

. . . . Zwar fehlte es am Freitag abend, trotzdem ich zweimal hervorgerufen wurde, auch nicht an einer Opposition, die dem sentimentalen Ton und der unlogischen Komposition des kleinen Stücks „Studenten im Felde" galt. Das darin waltende Feuer und die fließende Sprache ist lobenswert; die Handlung ist kurz die: ein junger Student ersticht im Kriege den Bruder seiner französischen Braut, erdrückt fast unter der Last dieses fälschlich „Schuld" genannten unglücklichen Zufalls, ein wenig später gelangt er, als er seine Braut auf fränkischem Boden aufsuchen will, in Gefangenschaft. Seine Kameraden sollen ebenfalls durch Verrat in die Falle gelockt werden, und im heftigsten Kampf der Gefühle schreit er endlich seinen heranrückenden Brüdern warnend zu, fällt durchbohrt unter der feindlichen Kugel und stirbt in den Armen seines treusten Freundes. Auf das Publikum der Hauptvorstellung, namentlich die Damen, wirkten die Effekte der Handlung sichtlich stärker. Die Chöre gingen ein wenig wacklig, das Zusammenspiel im „Lager" war um so frischer. Küraß, Helm und Pallasch belästigten nicht wenig, und ich war froh, als ich endlich den Waffenrock mit dem unkleidsamen Frack vertauschen konnte und in geselligem Kreise angenehme Bekanntschaften unter den Studierenden der Hochschulen machte. . . . . Das Treiben des Bühnenlebens so in der Nähe kennen zu lernen, nenne ich ein Glück für mich. Ist auch der Boden staubig, sehen auch die Koulissen und Gründe wie überkleckstes Leinen aus, mir verrückt

das meine idealen Vorstellungen von der Hoheit des Theaterwesens nicht ein wenig. Der Darsteller wuchere nur mit seiner Rolle, er schmiege sich ihr auf das Innigste an, und der blaue reinfarbene Himmel strahlt im schönsten Azur, auf den knallgrünen Bäumen perlt der Tau des Frühlings, die künstlichen Perspektiven werden Wahrheit und der klappenreiche Holzboden wird zur nahrungspendenden Erde. Nur materielle Naturen finden den Zauber, den die Bühne im Lampenlicht vom Zuschauerraum ausübt, auf ihr selbst nicht wieder. Ich schätze mich glücklich: sie hat für mich nichts verloren, und ich fahre mit erneuter Kraft fort, für sie zu schaffen! . . . .

An die Mutter.

Berlin, 23. 3. 71.

. . . . Dein Brief voll der besten mütterlichen Weisungen hat mir eine herzliche Freude bereitet, und ich bedaure nun fast, daß ich es vergessen, Feldmann zu schreiben. In der Tat war ich anfänglich nicht willens es zu tun, ich liebe es nicht, offizielle Glückwünsche auszusenden, am allerwenigsten da, wo die Daten so wenig in meinem Gedächtnis haften, wie dieser Geburtstag. Wer einen Platz in meinem Herzen hat, der kann sicher sein, daß ich auf diese Marksteine seines Lebens einen kleinen Strauß niederlege, und ich pflege keinen zu vergessen; einen solchen Platz hat F., so sehr ich ihn achte, nicht. Er ist ein vortrefflicher Mensch und interessiert sich für mich; ich glaube es, weil ich Beweise für mich habe. Das rückt ihn meiner Persönlichkeit jedoch nicht näher. Er verspricht mir seine Freundschaft so oft mit langweiliger Beredtsamkeit und hat doch so viele Gelegenheiten vorübergehen lassen, wo er sie hätte zeigen können. Alles das hatte ich aber beiseite getan, ich wollte einige Zeilen der Achtung aufsetzen und vergaß es über dem unmittelbaren Genuß dieser schönen Frühlingstage. Du wirst mir darum nicht zürnen, aber ich bitte doch darum künftighin mich zu keinem Schritt zu veranlassen, der mit meiner Neigung und meiner Aufrichtigkeit in Widerspruch treten würde. Du erinnerst dich gewiß an manche ähnliche Weigerung, meine Natur in die Formen der Höflichkeit zu zwingen, und schüttelst

den Kopf. Aber beweise mir nur, daß dies Gefühl tadelnswert ist, und ich will mich bemühen es zu ändern. Wo nicht, so erfreue mich damit, diesen Punkt in deiner Antwort unberührt zu lassen.

Daß ich nicht unartig und gegen alles Taktgefühl handle, mag dir der Umstand beweisen, daß das Schreiben an Bertha schon vor deiner Erinnerung fertig auf meinem Tische lag. In der Tat kann sie glücklich sein, aus der sumpfigen Sphäre ihres Familienlebens in einen fröhlicheren Kreis versetzt zu werden, und ich gratuliere ihr aufrichtig. . . . .

An die Mutter.

Berlin, 3. 4. 71.

. . . . Die Winde, die jetzt wehen, sind zu rauh, um dir meine Grüße bringen zu können; sie sollen dir nicht nahen, über alles geliebte Mutter. Aber mit Frühlingsklängen der Seele möchte ich dich grüßen, um zu all den alten Glückwünschen zu deinem Geburtstag den neuen fügen: daß du recht, recht bald ganz genesen mögest. Wäre ich doch jetzt bei dir, könnte ich dir einen Veilchenstrauß bringen und wie sonst, auch wenn der Körper leidet, heiter mit dir plaudern. Die Blumen, die ich dir senden könnte, würden inzwischen verwelkt sein: und die allerfrischesten müßten dich erfreuen, ein leuchtendes Abbild deiner Seele, die selbst in den trübsten Sturmtagen grünt und blüht. Willst du die kleine Gabe, die ich dir sende, als einen Ersatz ansehen? . . . .

An den Vater.

Berlin, 3. 4. 71.

Mehr als nach den beruhigenden Nachrichten vielleicht nötig, hat mich Deine Mitteilung von Mamas Erkrankung geängstigt. Ein Glück, daß schon heute morgen Dein zweiter Brief eintraf, für den ich Dir nicht genug danken kann. Ich fühle es diesmal um so tiefer, da ich selbst seit einer Woche schwer unter dem Druck einer starken Erkältung leide, die mich zum Denken und Schaffen untätig machte und fast drohte, den Gleichmut meiner Seele zu stören. Trotz des schlechten Wetters ging ich darum

gestern abend ins Opernhaus und hörte zum ersten Male den „Joseph in Ägypten", und was der Körper vielleicht augenblicklich darunter einbüßte, gewann mein Geist dreifach; noch stehe ich unter dem Bann dieser einfachen Majestät, sie hat mich so erhoben, daß ich bei der Frische, die ich geistig wiedergefunden, nun auch körperlich bald ganz zu genesen hoffe. Welchen Zauber hat diese einfache rührende Erzählung, die in all ihrer Schmucklosigkeit dramatisiert ist, und wie lieb war mir gestern das Publikum, dem ich mit gutem Grund oft genug grolle, als es mit endlosem Jubel die Darsteller lohnte und mit weihevoller Stille die kindliche Handlung und die gotterfüllten Klänge an sich vorüber gleiten ließ. So groß habe ich Niemann nie gesehen; daß er die tollste Leidenschaft, die zerfließendste Liebesseligkeit wiedergeben kann, hat er gezeigt, daß er auch für die Sprache des Kindes, des Bruders, des Gottgeweihten Töne findet, macht ihn mir zu einem verehrungswürdigen Rätsel. Er soll nicht tadellos leben, und es muß doch eine große Seele in ihm sein: eine Faustische Doppelnatur, wie es alle bedeutenden Menschen sind. Jede Richtung will sich ausströmen und nur wenigen starken Geistern ist es gegeben, sie ineinander fließen zu lassen. So ist auch dieser Mann auf der Bühne ein anderer als im Leben: besser, edler, erhabener, seinem guten Geist hingegeben. Ist es auch herrlich schön, wenn solche Naturen zur Harmonie kommen und das Natürliche von der Idee durchdrungen wird, so sind sie mir selbst in ihrer Entzweiung doch noch immer lieber als die philiströsen Normalen, die zu wenig Individualität haben und sich so mit Leichtigkeit einem an sie in irgend einer Form herantretenden Gesetze unterwerfen können. Jene wirken doch wenigstens in Momenten groß und entzückend, diese nie. — Für die 25 ℳ meinen Dank. Daß sie nicht lange reichen, brauche ich wohl kaum beizufügen. . . . .

An den Vater.

Berlin, 15. 4. 71.

. . . . Ich wollte dir vom Reichstage erzählen, und da ich jetzt ein fleißiger Tribünenbesucher bin, so habe ich auch ein bischen

Urteil gewonnen. Er will aus der Ferne betrachtet sein, und dann nimmt er sich recht stattlich aus; daß er in der Nähe verliert, teilt er leider mit so vielen Erdengrößen. Wie eine Verfassungsschmiede, die ein gewaltiges Werk zustande hämmert, sieht die gemütliche, von Platz zu Platz flanierende Menschenmenge nicht aus; liegt ein recht langweiliges Thema vor, so kann der Redner sicher sein, nur von den zunächst Sitzenden gehört zu werden, die übrigen ergehen sich in lachender Gruppenunterhaltung. Dies ist das Gewöhnliche und erklärlich, weil nicht viel große Rhetoren da sind. Freilich nimmt die Sache auch eine ernstere oder stürmischere Haltung an, das Erste zuverlässig immer, wenn Bismarck spricht, das Letztere, wenn Angriff und Abwehr persönlich werden. Ich hörte den großen Staatsmann in der polnischen Angelegenheit reden: sein Organ steht zu seiner herkulischen Gestalt in einigem Mißverhältnis, es ist ziemlich schwach und verschleiert, er überstürzt sich nicht und spricht mit einfacher Sicherheit, stets korrekt und darum den Eindruck des Überzeugenden hinterlassend. . . . .

Ich halte die Ansprüche der Polen für unhaltbar und unpraktisch, aber ich bedaure diese feurige Völkerschaft, die ewig vaterlandslos bleiben wird; ich bedauerte an jenem Tage ihre Vertreter, die mit allen Zeichen treuer Ehrlichkeit erklärten für die Wahrung der polnischen Selbständigkeit gewählt zu sein und die dann die apodiktische Gegenerklärung hören mußten: nur ihrer klerikalen Gesinnung verdankten sie ihr Mandat. -- Die Majorität stimmte dem Bundeskanzler zu, und man merkte es ihr an, wie sie mit dem vollsten Schein der Freiheit doch unter dem dämonischen Bann der Autorität stand.

Die Wahlumtriebe katholischer Priester brachten Lasker, Mallinckrodt und Reichensperger in eine hitzige Debatte. Alle Achtung vor dem kleinen energischen jüdischen Rechtsanwalt, der mit freundlichem Lächeln und doch mit Ernst und Feuer die Frage der Freiheit beredt vertritt. Der augenblicklichen Eingebung folgend, spricht er ohne Stockung mit lebhaftem Schwung so rasch, daß seine Gedanken mit seiner Zunge davonlaufen, das Haus und die Tribünen elektrisierend, die für ihren lauten Beifall vom Präsidenten dann freilich ihren unausbleiblichen Verweis ernteten.

Das Zentrum ist übel bestellt: ein kranker Körper hinkt mühsam auf sophistischen Krücken dahin. Bischof Ketteler ist gewiß ein humaner Mann und ein guter Kopf, aber ein Neuling im Parlament und darum nicht schlagfertig genug. Die Reichensperger und Mallinckrodt bleiben freilich keine Antwort schuldig, aber sie haben jenen unangenehm aufgebrachten oder mitleidigen Ton der „Positiven" und können auch den Ärger über die Undurchsetzbarkeit ihrer Sache nicht zurückhalten. Ein kurioser Heiliger ist Windthorst. Ein kleiner, kurzsichtiger Mann mit einem kahlen Eulenkopf, der beständig gesenkt ist, Aktenmensch durch und durch, dessen Reden sich besser lesen als hören. Ist ein Antrag eingebracht und ein Gegenantrag erfolgt, so kann man sicher sein, daß Windthorst ums Wort bittet. Wozu? Wird er nun etwas Neues zur Begründung oder zur Abwehr des einen oder anderen Antrages bringen? O nein. Er erklärt einfach: „Ich werde für den Antrag des Herrn X. stimmen" und setzt sich mit besonderem Nachdruck wieder nieder. Was soll dies sonderbare Gebahren? Keinem der anderen Mitglieder fällt es ein, eine solche, einfache Erklärung abzugeben. . . . Ich wollte, ich könnte dir die Miene, Ton und Haltung dabei vorzeichnen. Du würdest mit mir den höchsten Grad der Selbstgefälligkeit erblicken, die sich ja nicht in dem allgemeinen Strom der Abstimmung verlieren will, ohne noch einmal aufzutauchen und zu rufen: Ich bin hier! . . . .

An den Vater.

Berlin, 22. 4. 71.

. . . . Die kürzlich verhandelte Diätenfrage fand fast bei allen Parteien Redner dafür und dawider und zeigte mir die Tätigkeit des Hauses von sehr bedeutender Seite. Schulze-Delitzsch brachte den Antrag auf Zahlung von Diäten ein. Das Alter hat sein Organ wohl geschwächt und seiner Rede den Nachdruck genommen, aber jenes erwärmende Feuer, das die Gutgesinnten der arbeitenden Klassen zu wohlgeordneter Häuslichkeit anspornte, ist noch nicht verschwunden. Auch sein Gegner, an deren Spitze diesmal der gebildete Graf Bethusy-Huc stand, stimmte seiner Auffassung von der Bedeutung der Aristokratie, die nur höhere Pflichten, aber

keine höheren Rechte kennen müsse, aus voller Seele bei; ihre Gegengründe wirkten trotz der geschickten Verteidigung jedoch bedeutend. Auch Bebel sprach für den Antrag: ein Mann, zum Demagogen geboren. Ein blasses, scharfkantiges Gesicht mit intelligenten, etwas angestrengten Zügen und einem blonden Knebelbart. Rhetorisch spricht er vorzüglich, bei vollster Aufmerksamkeit des Hauses. Sein Organ ist hell und durchdringend und weiß auf die Masse zu wirken. Den großen Einfluß, den er auf seine Partei ausüben muß, begreife ich nach dieser einzigen kleinen Rede sehr wohl . . . Völk, ein dicker Bayer mit einer Stentorstimme, und Bamberger, ein hagerer Mann mit rotblondem rund gelocktem Haar, schwächten die Bedeutung der Frage dadurch ab, daß sie dieselbe für ziemlich unbedeutend hielten, und suchten aus diesem Grunde die Parteien für die Diäten zu gewinnen. Bismarck machte während der Verhandlung ein etwas krauses Gesicht und trumpfte schließlich mit einer Rede auf, deren Schwächen Erhardt und Dernburg in der vorgestrigen Sitzung nach Gebühr aufdeckten. Er spielt mit dem Hause wie ein geübter Spieler mit den Schachfiguren, und es ist mir völlig unbegreiflich, daß nicht noch energischer als Erhardt es tat, einer der Freigesinnten einmal entschieden gegen diesen Ton Front macht, der immer so viel sagen will als: beschließt ihr nur immer, zuletzt geschieht doch, was ich will . . . Ich erkenne das Recht der Persönlichkeit gegenüber einer veralteten Regel vollkommen an und glaube an die reformatorische Sendung großer Männer, die berufen sind, das Alte für ein besseres Neues zu stürzen. Daß Bismarck dies vermag, hat er gezeigt. Eine solche souveräne Stellung auch dem Reichstage gegenüber einzunehmen, ist aber ganz und gar unangebracht. Das Haus vertritt einmal das Volk und die Beschlüsse seiner Majorität gelten als Ausdruck des Volkswillens, den der Einzelne zu achten hat, er sei wer er wolle. Bei der Abstimmung verlängerte sich sein Gesicht zusehends, und als der Antrag angenommen war, verschwand er. Ich bin neugierig, was er tun wird, und fürchte fast, er wird vor der dritten Lesung noch einige Treffer herausrücken, die einen Teil der Diätenfreunde wankend machen und schließlich doch den Antrag noch zu Fall bringen.

Ich erinnere an das Gesetz über die Todesstrafe. — Moltke stimmte natürlich gegen die Diäten. Er ist regelmäßig auf seinem Platze und schweigt sein redliches Teil. Dr. Braun scheint eine entgegengesetzte Verpflichtung zu fleißigem Reden zu führen. Er spricht über alles gewandt, aber auch recht viel Unbedeutendes. Auch der bremische Abgeordnete ließ sich in einem unnützen Streite mit ihm über das Hausiergesetz vernehmen, brachte auch einen verunglückten Antrag in der portugiesischen Frage ein und gab sich öffentlich das traurige Armutszeugnis, Dr. Braun nicht gewachsen zu sein, wie man das von ihm auch wohl nicht erwartete. . . . .

An die Mutter.

Berlin, 2. 5. 71.

. . . . Der schöne Mai! Wenn er nur nicht immer so prosaisch Einzug hielte. Mit seinen Regengüssen und kühlen Winden mag er für den Bauern ein Wonnemond sein, für den natursüchtigen Städter ist er es nicht. Aber ein Maisonnenblick, der uns die geheime Knospenstätte der Natur aufdeckt, entschädigt für 30 Regentage; und diesen einen wird uns der Frühling ja wohl zuwerfen. Auch in mir sieht es ein wenig unklar aus: ich arbeite und lese, höre und sehe erstaunlich viel; vielleicht ist dies der befruchtende Regen, und es bedarf nur des ersten Frühlingsblicks, um aus dem durchtränkten Boden neue Blüten aufschießen zu lassen: ein hübsches Gedicht, ein artiges Lied, und — die beiden letzten Akte meiner Malteser. Sie müssen ans Licht, recht bald, sonst verkümmern sie in der Nacht. Und wäre der Boden felsig geworden, so mag irgend ein großes Geschick moses-gleich an mich herantreten und aus dem Stein Wasser schlagen. Vielleicht sind die kleinen Gedichtchen, die ich dir und Charlotte schickte, die Schneeglöckchen gewesen, die einen reichen Schaffensfrühling einläuten.

Sg.'s Mutter braucht um seine Stimmung nicht besorgt zu sein. Weil wir im Grunde ein durch und durch ernstes Leben führen, das jeden oberflächlichen Genuß abweist, können wir fast stets heiter sein. Gibt es auch manches im stillen durchzukämpfen, so bin ich doch der Mensch nicht, der gern andre in solche Mit-

leidenschaft zieht, und so zeige ich ihm fast immer ein fröhliches Gesicht. Irgend eine kleine Überraschung gibt dem Zusammenleben stets neuen Reiz und neue Spannkraft. Allein zu leben wäre für mich unmöglich; aber ich begehre nicht mehr als einen gleichstrebenden Genossen stets zur Seite zu haben. Und unser Streben ist ein gleiches: ich will der Kunst dienen, und er liebt sie voll und rein; die Erinnerung an die Knabenjahre und das vereinte Emporklimmen auf der Stufenleiter zum Höchsten bietet vollends einen glücklichen Tummelplatz übereinstimmender Freundschaft. Und wie ich mich dieses Zusammenlebens freue, hoffe ich, daß es auch ihm dereinst eine lebhaft sprudelnde Quelle edler und freudiger Erinnerungen sein wird. . . . .

An die Eltern.

Berlin, 15. 5. 71.

. . . . Gestern nachmittag trank ich bei Berndal Kaffee, traf Döring dort und einen jungen Bühnendichter von nicht geringen Talenten, Dr. Gensichen. Berndal war liebenswürdig und unterhaltend wie immer. Seine Größe liegt aber weniger in der künstlerischen Inspiration als in der künstlerischen Arbeit. Döring ist bei seinen 70 Jahren im ernst-tragischen Fach nicht mehr der Alte: aber von ganz unwiderstehlicher, meisterhafter Komik im bürgerlichen Lustspiel. Sein Piepenbrink wird wohl kaum übertroffen: er gibt ihn in der Art eines Kleinstädters mit ausgeprägt bremischem Dialekt, eines gemütlichen Pfahlbürgers, der, an das Plattdeutsche gewöhnt, in größeren Kreisen nach bekannter Weise Hochdeutsch spricht, nicht etwa zurückhaltend, sondern so laut wie möglich, als bewege er sich in einer altbekannten, und, wie er wohl weiß, sehr distinguierten Sphäre.

Eine höchst ärgerliche Tatsache bietet hier die Aufführung der Kruseschen „Gräfin". Ihr erinnert euch vielleicht, mit welch unanständiger Reklame dies Werk des Chefredakteurs der Kölnischen Zeitung in die Literatur schon eingeführt wurde, ehe es im Buchhandel erschienen und ehe der Name des Dichters bekannt wurde. Es erhielt unglücklicherweise den Schillerpreis und wurde in diesem Winter zum erstenmale aufgeführt, rettete sich aber nur mit genauer Not vor dem Fiasko. Ich erkenne die

Vorzüge des Stückes an, aber es ist höchst poesielos und für die Bühne nun einmal unbrauchbar. Nichtsdestoweniger ist es schon zweimal „auf allerhöchsten Befehl" wieder auf die Bühne geschleppt und vor einem spärlich versammelten gähnenden Publikum heruntergespielt. Von Berndal weiß ich, daß die Protektion von der Kaiserin ausgeht, die sich — Gott weiß warum — in der Rheinprovinz beliebt machen will und dem Redakteur des regierungsfreundlichen Blattes auf solche Weise eine ihm von der öffentlichen Meinung versagte, ihn verpflichtende Anerkennung zuteil werden läßt. Die Kölnische Zeitung schlägt daraus Kapital, macht aus dem „auf allerhöchsten Befehl" „auf allgemeines Verlangen" und spricht von dem eminenten Erfolge der „Gräfin".....

An die Schwester.

Berlin, 15. 5. 71.

.... So sehr schmeichle ich mir nun mit der Hoffnung, dich zu Pfingsten hier zu sehen, daß ich sie um keinen Preis vereitelt sehen möchte. Schon trage ich mich mit den mannigfaltigsten Plänen und es ist selbstverständlich, daß wir die königlichen Theater und Museen nicht nur von außen ansehen werden. Nur mußt du zu Pfingsten kommen, damit wir (Sg. und ich) uns dir in bester Muße widmen können. Dann blühen in Potsdam die Rosen, die Natur entfaltet ihren frischesten Schmuck und die Hallen der Kunst, die Mitte Juni geschlossen werden, bieten uns noch freundlich ihre letzten Gaben; denn für sie ist es inzwischen Herbst geworden. Darum säume nicht. Die Löwen und Elefanten des zoologischen Gartens freuen sich deiner Ankunft, und der große Affe im Aquarium bereitet sich auf neue Kunststücke vor. Die sonst so säumigen Berliner Droschkenkutscher streiten sich schon um die Ehre, dich zu fahren, und erkundigen sich täglich nach Tag und Stunde deines Eintreffens auf dem Bahnhof. Clara Ziegler will, wenn irgend möglich, ihr Gastspiel bis dahin verlängern und Berndal verspricht mir als Antonius, sobald er dich im Theater weiß, auf ganz neue Art und Weise ins Schwert zu fallen. Daß die Studenten dir einen Fackelzug bringen werden, wirst du wohl schon als selbstverständlich angesehen haben. Nur schreibe mir genau, wann du kommst, denn einmal möchte ich

mich auf eine Empfangsrede präparieren, und dann wäre es auch fatal, wenn sich die weißgekleideten Jungfrauen zu oft unnütz auf dem Perron einfinden müßten, wo sie sich vielleicht erkälteten. Also schreibe mir bald Genaues und Gutes und erfülle die Hoffnung deines Bruders Heinrich. . . . .

An die Eltern.

Berlin, 8. 6. 71.

. . . . Über die Hegelfeier soll ich an den Courier eine Skizze schicken? Das verhüten die Götter; es würde ein höchst bösartiges Ding werden. Wenigstens war die Feier der Universität unter aller Würde traurig: ein langweiliger Professor (Harms) begnügte sich damit, einen Lebensabriß und ein Verzeichnis der Werke des großen Mannes zu geben. Von einer Feier, einer Würdigung der Bedeutung des Toten keine Spur. Die Studenten schlichen nach und nach auf den Zehen aus dem Saal (ich machte es nicht besser), und so stand der treffliche Redner am Ende vielleicht allein. Das Lächerlichste bei der ganzen Sache war, daß die orthodoxesten Professoren, daß sogar der göttliche Mühler der „Feier" beiwohnte. Ob sich diese Geschöpfe wirklich durch Hegel haben düpieren lassen? Bei ihnen die jämmerlichsten Lamentationen über die immer verderbter werdende Zeit, bei Hegel der tröstende Blick auf einen ewigen Fortschritt der Menschheit, auf eine unendliche Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen auf der Erde. Um seine Stellung zu bewahren, schrieb Hegel sophistisch genug seine Philosophie mit der preußischen Landeskirche in Einklang, in Wahrheit war er ihr Feind. Und nun feiern die Vertreter der absoluten Dummheit den Propheten der stetigen Aufklärung! . . . .

An die Mutter.

Berlin, 16. 6. 71.

. . . . Der Einzug ist vorbei, und ich bin aufrichtig froh, daß die friedlichen Interessen von nun an wieder Köpfe und Gemüter beherrschen werden. Schwer genug ist es mir die lange Zeit über gefallen, nur aus den Zeitungsberichten den Eindruck der Kriegstage zu bekommen, und so ist mir das freudige Einatmen der friedlichen Luft wohl zu gönnen. Nur dir zuliebe bin

ich vom Dienst zurückgetreten — und es soll mir denn auch eine erquickende Beruhigung sein, Dein teures Leben und Dein Wohl durch meine opfervolle Entsagung geschont und gefördert zu haben. Meine Malteser, denk ich, werden einmal einem größeren Publikum zeigen, wie meine Seele bei den großen Ereignissen geglüht hat. . . .

An die Eltern.

Berlin, 14. 7. 71.

. . . . Gestern las ich den Engel'schen „Lorenz Stark". Ich weiß nicht, ob euch dieses vollkommene Werk bekannt ist, sonst möchte ich euch raten, es zu dem Spottpreise von 2 Sgr. (Verlag von Reclam) anzuschaffen. Ihr werdet durch die Lektüre um einen unschätzbaren Genuß reicher. In philiströser Hülle die vortrefflichste Seele. Ein psychologisches Meisterwerk, die Zeichnung eines Charakters, dem wie jedem edlen Menschen, selbst seine Fehler noch wohl stehen. . . . Meine reiche Korrespondenz (und es ist nicht eine einzige oberflächliche darunter) verstattet mir einen Einblick in die verschiedenen Gemüter und ist eine unschätzbare Quelle der Menschenkenntnis. Im Briefe konzentriert sich der Geist auf das, was ihm lieb und bedeutsam ist, Zufälligkeiten verschwinden, seine Wünsche, sein Verlangen, sein Denken und Fühlen gewinnt eine ideale, scharf umgrenzte Gestalt; und da die Hitze plötzlicher Leidenschaften beim Schreiben zu verfliegen pflegt, so zeigen die Briefe (wenn sie anders wahr und ähnlich sind) den menschlichen Charakter in seiner Stabilität. — Ich hatte von der Schulzeit an fast immer die Rolle eines Vermittlers; auch jetzt vereinen sich in meinem Briefbündel friedlich die verschiedenartigsten Elemente. . . . .

An H. Wätjen.

„Im Rhein, im heilgen Strome,
Da spiegelt sich in den Welln
Mit seinem großen Dome
Das alte heilge Köln."

Köln, 31. 8. 71.

Nun habe ich das bewunderungswürdigste Denkmal der gotischen Kunst auch gesehen — was sage ich, bewundert, angebetet hab ich, eine Reihe von Stunden nichts getan als mich willenlos

der erschütternden Gewalt der himmelanstrebenden Bogen hingegeben, die das Menschenkind aus dem Staube heraus in ein ideales Reich höchster Vollkommenheit tragen. Du magst denken, daß ich das „auf goldenem Leder gemalte Bildnis" der lieben Frau in dem Dome eifrig gesucht habe, leider bis jetzt vergebens. Zwar findet sich eine gen Himmel flehende Maria, in einer goldenen Glorie, von Engeln umschwebt, aber einmal fehlen die charakteristischen Rosen und dann erwartet man nach der dichterischen Beschreibung ein Werk byzantinischer Kunst, zu der ich das erwähnte Bildnis auch nach der nur flüchtigen Betrachtung unmöglich zählen kann. Den Ausschlag hätte das goldene „Leder" gegeben, dies zu unterscheiden war mir jedoch, da das Werk in ziemlicher Entfernung hinter dem Altargitter steht, unmöglich, wenn ich auch zu erkennen glaubte, daß Farbe und Ton für einen Holzgrund zu weich, für einen Leinwandgrund zu glatt und zu monoton waren. . . . .

An W. Henzen.

Leipzig, 4. 11. 71.

. . . . Auch war ich schon im Theater, sah den „Othello", hörte den „Holländer" und bewunderte beides. Meinst du nicht auch, daß Wagner bei seiner Unerschöpflichkeit in der Darstellung der „Sympathie", der „Liebe", das „Lied an die Freude" großartig komponieren könnte? Die göttliche Offenbarung dieses Gedichts, die in dem „Mitleid", in dem „Mitgefühl", dem Gedanken, daß wir alle gleichberechtigte Geschöpfe der Erde sind, die eigentliche „Freude" sieht, diese weltumfassende Liebe wäre eine krönende Aufgabe für den großen Mann. Lies doch das Gedicht noch einmal und beachte seinen antiken Geist: Aufhebung aller äußeren und innern Schranken, Umsturz selbst des moralischen Werts, Erkenntnis des Göttlichen auch in dem wollustatmenden Wurm, eine dithyrambische Begeisterung, die den Erdball, alle Sonnen und Sterne dem immanenten Gott als Räucherkerzchen anzünden möchte, das Verschwinden des Raum- und Zeitbegriffs („auch die Toten sollen leben"), das Auflösen alles Seienden in einen einzigen göttlichen Gesamtbegriff — und nun nicht der Ein-

sturz der Millionen Welten vor dem Hauch des Erschaffenden, sondern das Beharren, weil es die Liebe ist, die alles zusammenhält und das Dasein genießenswürdig macht. — Wird kein Komponist wie Wagner da sein, der das feierliche Wort Beethovens „Lasset uns das Lied des unsterblichen Schiller setzen" nun auch ganz erfüllt, und nicht wie der Meister der neunten Symphonie, nur zum Teil? . . . .

An H. Wätjen.

Leipzig, 31. 10. 71.

. . . . Meinen Geburtstag habe ich still verlebt, erhoben durch die vielen Zeichen der Liebe, mit der mich ein gütiges Geschick reichlich gesegnet hat. Du weißt, ich suche eben keine Bekanntschaften. Treten mir Menschen im Verkehr näher und haben sie liebenswürdige Eigenschaften, so lasse ich die gefällige Sitte des Umgangs nicht alles sein und versuche in irgend einem Punkte eine Wechselseitigkeit der Beziehungen herbeizuführen, die das begonnene Zusammenleben angenehm und heilsam erscheinen läßt und vielleicht auch macht. . . . . Ich lasse ungern jemanden aus meinem Umkreise scheiden, der nicht irgend etwas an mir hätte lieb gewinnen und schätzen müssen, ohne ihm oder mir einen Vorwurf zu machen. Soll ich es eine Schwäche nennen, daß ich gern jemanden verpflichte, ohne wieder verpflichtet zu sein? daß ich — und das ist die beste Art — eine löbliche Eigenschaft, eine besonders gepflegte Neigung des andern hervorsuche, dieser indulgiere und so unbewußt auch eine Pflicht Jenes erzeuge, auf Dinge zu merken, die mir näher stehen und geläufiger sind als ihm? Soviel ist wahr, daß diese Art zu leben, dieser Zug meiner Natur, denn das ist er in der Tat, mir eine Menge teurer Menschen verbunden hat, daß meine Korrespondenz mit jedem Jahre wächst und ich in dem beständigen Verkehr mit edlen und bedeutenden Naturen, mit liebenswürdigen und guten Menschen ein erquickendes Bad finde, das mir so manchen Staub und Schmutz des täglichen Lebens mit reiner Welle wegspült. Mühelos ist mir selten Liebe zuteil geworden, leicht errungen habe ich in diesen Kreisen wenig, und da zu dem Gewinnen ein beharrlicher Vorsatz, eine innere

freudige Lust an der Seelenfischerei gehört, mir dieser Wille, diese Lust aber jetzt fehlt, so werde ich hier fast ganz allein leben — ohne etwas zu entbehren. Der fernen Liebe bin ich gewiß, die Götter wollen sie mir erhalten. — Am Sonnabend sah ich den Othello, er drang mir bis in das innerste Mark und schlug alle meine Lebensgeister furchtbar darnieder. Eine Shakespearesche Tragödie bringt unmöglich eine sittliche Erhebung hervor; nicht der moralische Wille, nicht der Geist siegt, die Natur, der Leib, die Leidenschaft behält die eherne Herrschaft und schmettert das arme Menschengeschlecht mit Keulenschlägen zu Boden. Der ganze Körper scheint nur Leidenschaft, kaum wagt sich der Verstand, kaum die sittliche Kraft gegen die ungezähmt dahinbrausenden Triebe — so sinkt Othello, so Lear, Macbeth, Richard, so fällt Romeo, und wenn Hamlet sich gegen seine Schwäche aufraffen will, so gelingt es ihm doch nicht, er geht unter. Da ist kein beschränkter Geist, der Mittelpunkt der Erde zieht alles an. Furchtbar gewaltig. . . . .

An den Vater.

Leipzig, 14. 11. 71.

. . . . Nicht in Berlin allein, auch hier war eine dreitägige Schillerfeier, die sich in jedem Jahre durch die regen Bestrebungen der vielen Bewunderer des Dichters erneut. . . . . Wird denn Bremen den großen Mann in seinen Mauern nie aufstellen? Es täte wahrhaftig not, inmitten der Tabaksfässer und Syrupstonnen ein Merkzeichen der Unsterblichkeit, ein Palladium aus einer idealeren Welt zu finden, das den am Boden haftenden Blick bewundernd auf sich zieht und von seinem eigenen Glanze Strahlen in alle Herzen gießt. Die deutsche Hauptstadt bringt auf ihrem Theater jetzt die Wallensteintrilogie. Niemann und Betz singen das Reiterlied. Es sollte billig kein größeres Theater eine Saison vorübergehen lassen ohne dies größte der deutschen Dramen einmal über die Bühne gehen zu lassen. . . . .

Eingewöhnt habe ich mich nun auch. Aber ein „Klein-Paris" ist Leipzig denn doch nicht. Das Fabrikwesen und der Kleinhandel begünstigen die Erhaltung kleinstädtischer Formen und an

architektonischer Schönheit ist die Stadt, von einigen großen Plätzen, die ja nicht schwer herzustellen sind, abgesehen, recht arm. . . . .

An die Mutter.

Leipzig, 22. 11. 71.

. . . . Am vorigen Sonntag war ich im Schillerhause zu Gohlis. Der Unsterbliche dichtete dort das Lied an die Freude. Ehrfurchtsvolle Schauer ergriffen mich, und das Ewige kam mir näher in jenem niedrigen unansehnlichen Häuschen, in dem beschränkten Stübchen, dessen Schwelle er geweiht hat für alle Zeiten. Und in diesem Raum, in dem seine hohe Gestalt fast die Decke berühren mußte, in diesem Raume, den auch ein wenig Verwöhnter für die geringste Behaglichkeit ungenügend findet — in diesem Raum schafft ein gottbegeisterter Sänger ein Lied, das alle Millionen Wesen umschlingen und dem Weltall einen Kuß aufdrücken will! . . . .

An H. Wätjen.

Leipzig, 7. 5. 72.

. . . . Nur soviel sollst du heute erfahren, daß ein junger Russe, zwanzig Jahre alt und steinreich, von echt deutscher Bildung und Gesinnung, reichem Wissen und liebenswürdiger Art zu verkehren, in Bremen war und durch irgend einen Zufall von mir gehört hatte. Er wollte durch mich einen Menschen finden, der mit ihm auf einem Gute bei Kiew einen Winter über lebte, um in Rußland zugleich Land und Leute kennen zu lernen, und ihn dann auf einer Reise, die sich bis Syrien und Palästina erstrecken kann, zu begleiten. Unter unsern Bekannten sprach ich davon und fand soviele Liebhaber des Plans, daß ich, der ich zuerst nicht entfernt daran gedacht, nun auch anfing, darüber zu denken. Inzwischen erfuhr ich, wie angesehen die Familie des Fremden in Rußland und wie sicher, ja glänzend die ganze Stellung wäre. So habe ich mich denn auf Oktober 1872 schon quasi verpflichtet. Wenn der Himmel hilft, bin ich bald Baccalaureus. Wenn ich nur begriffe, wo da der Lorbeer herkommt. Noch einmal über den Russen. Ich werde die Stellung, die etwas Hofmeisterliches

hat, doch jedenfalls annehmen, man erhält dort nämlich eine große Menge Rubel, und davon schulde ich meinen Eltern und andern viel. . . . .

An H. Wätjen.

Kiew, 17./4. 10. 72.

. . . . Nun bin ich kaum zwei Tage hier und habe mich doch schon leidlich an diese seltsame Stadt gewöhnt, die ein wunderliches Gemisch von Unordnung und Glanz, von plumpster Prosa und phantastischer Poesie ist. Halb noch gemahnend an die wilde Unordnung des Slaventums trägt sie zur andern Hälfte die deutlichen Spuren des orientalischen Geschmacks, der sich besonders und wohl gefallend in den goldenen, grünen und silbernen Kuppeln der hoch liegenden Kirchen und Kapellen verrät. Diese sind das Einzige, was sich aus der Gedrücktheit und Enge zu Leichtigkeit und Freiheit erhebt; alles andere kriecht breitgestreckt am Boden hin, Straßen und Häuser und zum guten Teil auch die Menschen. Noch habe ich aber in der Stadt nichts gefunden, was mich besonders angezogen hätte, aber der in der Nähe fließende Dniepr hat mich, ich kann nicht sagen wie sehr, hingerissen. Es ist so viel Großartigkeit in diesem gewaltigen, in riesigen Windungen ruhig dahinfließenden Strome, der sich tief am Horizonte in unabsehbarer Ebene verliert. Der prächtige Anblick soll mir noch manche Freude gewähren, wenn ich mich einmal sehne, allein zu sein. Und diese Sehnsucht wird sich oft einstellen, nicht unmännlich und weichlich — davor behüte mich der Himmel — aber kommen wird sie, sie ist vielmehr schon da, und wie wäre das anders möglich, da ich alles Liebste daheim gelassen habe und bis jetzt wenigstens von meinem Genossen mich ein tiefer Spalt trennt, der so leicht nicht ausgefüllt sein wird. Er ist — das sieht man bei seiner Offenheit bald — ein Mensch von lebhafter Empfindung für alles Schöne; wohlgemerkt für das Schöne — das Großartige, das Erhabene liegt seinem Gefühle ferner, ferner noch die ethische Idee, die Idee der sittlichen Freiheit. Er selbst sprach dies unumwunden, wenn auch nicht mit denselben Worten aus. Er will genießen, nicht unedel, hastig, gemein, vielmehr soll alles auf einen verfeinerten, zumeist künst-

lerischen Genuß hinauslaufen. Er genießt etwa wie Goethe. Alles Schöne, Gefällige findet bei ihm Gnade, alles Häßliche, Gemeine, Widrige stößt ihn ab. Das ist sehr schön, darf aber nicht das Einzige sein, ist auch nicht ganz das Einzige, denn er scheut auch die Arbeit, das Lernen nicht, um sein Wissen zu vermehren, seine Erkenntnis zu bereichern. Aber schließlich scheint mir, als solle auch dies nur Mittel zum Genuß sein. So ist zwar viel, was mich und ihn verbindet, aber es ist auch eine große Trennung vorhanden; wer genießt, der lebt nur sich, unsere Zeit mahnt aber die Menschen mit aller Gewalt, andern zu leben. Wie laut ruft uns Deutschen die soziale Frage diese Mahnung jetzt zu. Eingreifen in die Dinge, soviel man kann, wirken, schaffen, helfen — das sind die Stichwörter für unser Leben. Um uns greifen wollen und sollen wir, nicht uns auf uns beschränken. Wir genießen und nehmen auf mit voller Seele, um weiter zu bilden und zu erheben, wir sammeln, um mitzuteilen, denn wir haben Gegenstände für unser Tun genug und mehr noch, wir haben ein Ziel, das die Anspannung all unsrer Kräfte fordert: Freiheit, Sittlichkeit. Das Sittliche, das Gute schön, das Schöne edel, frei und sittlich zu tun und zu empfinden, das bleibt Problem für uns. Wer kann aber sagen, daß er es erreicht? Nur begnadeten Naturen ist es vielleicht überlassen. Genug, daß wir, wenn wir es nicht erneuern können, beides nebeneinander haben: den Sinn für das Schöne, die Fähigkeit es zu genießen und andererseits den Willen, uns sittlich frei zu machen und nach außen hin befreiend zu wirken, befreiend von jeder Fessel: der Religion, des politischen Druckes, des Zeremoniells, des Standesunterschiedes. Die alten Gedanken, herzliebster Freund, sind noch immer da und werden nicht verschwinden, wenn sie auch an Herbheit verloren haben mögen. Und du willst ja dasselbe auch noch immer: Menschen der Freiheit wollen wir werden, damit wir unserer Zeit gerecht werden. . . . .

An Eduard Cruesemann.

Kiew, 27./15. 10. 1872.

. . . . Durch ein Verspäten ist weder von Hause noch von irgend einer Seite außer dir eine Nachricht an mich ergangen.

Alles das zusammengenommen gab mir keine Feiertagsstimmung; so dürftig, so ganz und gar unfestlich, ist mir der Geburtstag noch nie verlaufen. Anfangs war es mir verdrießlich, bald aber fand ich mich drein, und schließlich war es mir ganz recht, denn wir Menschen sind am Ende zum feiern nicht da. Erneute Vorsätze, ruhige Prüfung des zurückgelegten Lebens — das gab diesem Tage das einzige Erkennungszeichen vor den andern. Von der Arbeit ermattet, legte ich mich schlafen, will aber nicht verschweigen, daß ein bischen wie Wehmut doch nicht zu verscheuchen war. Und nun, du hast mir gratuliert. Mit viel größerem Rechte kann ich es dir. Du hast nun, was du gewünscht. Nimm all deine Kraft zusammen, du hast deren genug. Zeige, was ein eiserner Wille vermag. Scheue die kleine Vorarbeit nicht, die pedantischen Lehren der Grammatik und dergl. sonst; denn der Blick für das Große wird geschärft und erschlossen erst durch die Erkenntnis des Kleinen. Und je mehr du dich der Details versichert hast, desto weiter werde deine Seele, desto feuriger klopfe dein Herz. Du gehst einer schönen Zeit entgegen, nutze und genieße sie, wie du kannst, und ich glaube, die Arbeit wird dir leichter, der Genuß erhöht werden, wenn du meiner gedenkst, der ich den verborgensten Winkel deiner Brust kennen möchte, um dir in allem zu raten, was dir heilsam und gut ist, um dir die Freuden zu verschaffen, aus denen ewiger Gewinn sprießt. . . . .

An H. Wätjen.

Kiew, 21./2. 11. 72.

. . . . So allmählich findet man sich hier zurecht. S.'s gutes Herz, sein warmes ästhetisches Anempfinden, sein reger Sinn für Musik und seiner Angehörigen freundlichstes Entgegenkommen erleichtern mir die Akklimatisation, wenn ich es anders so nennen darf. Ist doch der Zweck meines Hierseins mehr eine Germanisierung S.'s als meine — was Gott verhüte — Russifizierung. Das ist nicht schwierig, weil S. mit seinem Volke sehr wenig sympathisiert und sich, wie er selbst übertrieben oft versichert, nur in Deutschland glücklich fühlt. Wenn er nur nicht so viel redete! Er ist in ewiger Unruhe und zwingt mich dadurch zu einer ab-

kühlenden Reserve. Sonst läßt sich wohl mit ihm leben, wenn man eben von dem Zusammengehen in den höchsten Interessen absieht. Am ernstlichsten beschäftigt mich ein dramatischer Stoff, der die soziale Frage, die mir sehr am Herzen liegt und mit der ich mich nach Kräften beschäftigt, behandeln soll. Vielleicht, daß ich Dir nächstens den 1. Akt schicke, um zu erfahren, ob Du den Ton für getroffen hälst oder nicht. Ich will dann nur hoffen, daß Du mir nicht auch wie Freund Buff den Rat erteilst, „von allen derartigen Versuchen für's erste abzusehen, da mir bis jetzt noch eins der wesentlichsten Erfordernisse, die Menschenkenntnis fehle."

Glückauf für ein kräftiges Schaffen in Straßburg, daß die Studenten keine Gecken, Renommisten und Wüstlinge, daß sie Menschen, tüchtige Männer und gute Arbeiter für Wissenschaft und Kunst werden! Du kannst und wirst das Deinige dazu tun. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 6. 11./26. 10. 72.

. . . . Ich bin in heftiger Gemütsspannung, da mir allerlei Stoffe durch das Innere gehen, die nach und nach auf das Papier überfließen. Und über dem Schaffen steigen allerlei liebe antike Gestalten aus dem Nebel auf und gewinnen moderne Züge, sodaß wohl eine Reihe von Novellen daraus werden wird, deren jede einen antiken Namen als Titel führt.

Mit der Lektüre der Wanderjahre bin ich nun auch eben wieder fertig geworden. Früher riet ich Dir, das Werk noch nicht in die Hand zu nehmen. Schließlich wirst Du aber doch Freude daran haben, wenn Du einmal freie Zeit findest. Es sind goldene Lebensregeln darin. Die Charakteristik ist freilich weit schwächer als in den Lehrjahren und beschränkt sich nur noch auf den Inhalt dessen, was die Personen sagen. Die Sprache dagegen ist bei allen gleich, bei Männern, Weibern und Kindern, aber doch trotz greisenhafter Absonderlichkeiten noch immer von dem entzückenden Reiz, welcher die Goethesche Prosa zu einer der menschlichsten und genußreichsten macht. Eine Regel fand ich darin, die S. sich merken könnte: „Wer weiß, worauf alles an-

kommt, der hört auf gesprächig zu sein", denn er redet noch immer gar zu gern und wiederholt sich unzählige Male. . . . .

An E. Cruesemann

Kiew, 23. 12. 72.

. . . . Ich machte an einem ruhigen klaren Mondabend einen einsamen Spaziergang auf den Hügel, dessen Spitze das Denkmal des heiligen Wladimir krönt. An dem Fuße dieses mächtigen Monumentes ruhte ich aus und sah hinab in die weit sich dehnende Landschaft. Ruhig floß der gewaltige Dniepr durch das vom Heidekraut spärlich bedeckte Land und in seinem kaum bewegten Gewässer spiegelte sich zitternd der gestirnte Himmel, nur noch schöner im Bilde durch die feuchte Unbestimmtheit. Aus dem Podol flimmerten wie Glühwürmchen die Lichter der Häuser herauf und am Horizont in fernster Ferne verkündet ein blasser Lichtschein die rings durch die Ebene verstreuten Dörfer. Vor mir das unabsehbare Land, über mir die strahlende Unendlichkeit — da quoll mein Herz auf und die Seele verlor sich im All; jedes kleine Leid, jeder an der Existenz haftende peinliche Gedanke verschwand und in dem durchdringenden Gefühle, eins zu sein mit der ewigen Natur, ein Atom in diesem riesigen Bau, ein Rädchen im Makrokosmos, empfand ich eine herzbefriedigende Freude, die mir, wenn anders mein Gemüt schwer beladen gewesen wäre, Erlösung hätte schaffen müssen von dem herbsten Leid. Wer je einmal dies Gefühl der Sympathie im höchsten Sinne des Worts, dies Gefühl der Freude, des Einssein mit allen Wesen empfunden hat, der ist in diesem Moment Pantheist gewesen, ohne es vielleicht gewußt zu haben. Damit aber dies Gefühl jene erhebende Kraft in der Tat gewähre, ist die Empfindung not, daß inmitten dieser wunderbaren Welt der Mensch als Krone der Schöpfung steht, berufen, sich die Elemente unterzuordnen, berufen, das Unbelebte zu beseelen, berufen, inmitten aller Gebundenheit an die ewigen Gesetze frei zu sein oder doch durch das Gesetz frei zu werden.

Pantheismus, das ist ein Wort, über welches die Orthodoxie dreimal Wehe schreit und welches der nüchterne Verstand bekrittelt.

Und doch merken die Frommen und die Kalten nicht, daß sie, ohne es zu wissen, selbst Pantheisten sind, die einen, wenn sie von der Allgegenwart Gottes reden, die andern, wenn sie auf dieser Erde nur etwas haben, darin ihre Neigung aufgeht, das für sie das Höchste, das Verehrungswürdigste, das Beste ist. Der Glaube fast aller Völker hat sich Götter über den Wolken geschaffen. Dieses Wolkenreich, eine liebenswerte und schöne, aber für die Religion zu menschliche Vorstellung, zerfällt vor den Blicken des Forschers in Nichts. Was heißt es denn auch in aller Welt: Ein über der Welt stehender Gott? Wo ist denn jener luftleere Raum, in dem er sich aufhalten soll? Soweit wir denken können und soweit das Rohr der Astronomen reicht, ist alle Atmosphäre voll andrer Welten als unsere Erde. Ist denn die Gottheit wirklich der gute alte Mann, der auf einem Throne sitzend die Fäden des Kosmos in seiner Hand hat? Wie klein ist diese Vorstellung für unsere Zeit — wie kindisch — nicht mehr kindlich, denn das ist sie nur für erst in der Entwicklung begriffene Völker. Nein, sagen andre, als Menschen hat man sich ihn doch wohl nicht grade zu denken, aber doch als ein Wesen, welches über der Welt steht, als Substanz irgendwelcher Art oder gar, wie die Mystiker sich die Engel dachten, kugelrund, weil die Kugel der vollkommenste Körper ist? Um das glauben zu können, müßte man erst einmal an eine Grenze der Welt glauben können. Hinweg mit solchen unwürdigen, der Wissenschaft Hohn sprechenden Vorstellungen. Suchen wir eine höhere, eine bessere, befreien wir uns von den kleinlichen Hülfsmitteln der Anschauung, empfinden wir, denken wir dies Höchste der Wesen frei von aller Materie, in Wahrheit erhaben über Raum und Zeit. Merken wir auf das geheimnisvolle Schaffen und Weben der Natur, auf das beständige Werden und sich Erneuern, auf die großen Gesetze, die sich der Wissenschaft nach und nach enthüllen. Erkennen wir den großartigen Protest, der sich in der Geschichte nach eben so bestimmten Gesetzen vollzieht, erkennen wir mit Schiller, daß die „Weltgeschichte das Weltgericht" ist, daß wir nicht dereinst auf ein jüngstes Gericht zu warten brauchen. Erkennen wir den Gott, der in uns selbst lebt, beugen wir das Knie vor der Offenbarung

in uns selbst durch Kunst, Wissenschaft, durch das Gute, und, wie der alles zusammenhaltende Geist die Materie zusammenhält, daß sie nicht fesselos als Chaos durcheinander wütet, sondern willig dem Geiste folgt, so sollen wir in uns einen Mikrokosmos herrichten, durch Freiheit unsre Leidenschaft fesseln, sie nach guten und schönen Gesetzen zu formen, nicht ihr Sklave, sondern ihr Herr zu werden. Wir Menschen sind die Auserwählten, die das Notwendige frei tun, die das Gesetz zur Freiheit erheben sollen, und so sollen wir selbst dafür schaffen, in uns den Gottheitsgedanken immer reiner und schöner herzustellen. . . . Ein solcher Gott ist wahrhaft allgegenwärtig, überall spüren wir seinen Hauch, seine unsichtbar wirkende Geisterhand, und weil wir alles durch ihn, für ihn und in ihm sind, sind wir geruhig und fürchten uns nicht vor religiösen Gespenstern, die unsere schwache Phantasie geschaffen. In die Zukunft sehen wir getrost, denn alles ist eine große Entfaltung zum Göttlichen, und mögen auch getrost glauben, daß, wie kein Stäubchen unseres Leibes, demnach auch kein Stäubchen unseres Geistes verloren geht. Wie das aber, wie Leib und Seele zusammenhängt, das wissen wir nicht, und wir können vor der Hand ruhig schaffen und uns schlafen legen, auch ohne es zu wissen. Genug, wir sind in Gott, in dem großen, unfaßbaren Sein und Schaffen, in dem unausdenklichen Gesetze, in der Harmonie, vor der unser kleiner Menschengeist sich beugt. . . .

Ich werde daran denken, Eduard, an Hermann Wätjen zu schreiben, daß er Dir jene Arbeit von mir über die Bibel zur Lektüre schickt, die Dir vielleicht nicht unwillkommen sein wird. Ich schrieb sie in der Prima, und bin jetzt in meinen Ansichten um vieles weiter, doch nicht aber so weit, daß ich das meiste nicht noch jetzt unterschreibe.

Mein Drama hat mich, für mich selbst unerwartet, heute plötzlich wieder ergriffen: So viel nur darüber: ein junger Fabrikarbeiter, der die Tochter seines Fabrikherrn rasend liebt, wird von dieser kühl zurückgewiesen, und rächt sich dadurch, daß er an die Spitze der sozialen Bewegung tritt, gegen den Fabrikherrn revoltiert und die Tochter entführt. Das Ende ist mir selbst noch ungewiß.

Dem Stücke wird die Tendenz nicht fehlen, und ich möchte in der Tat, daß es in die faulen Zustände recht energisch hineinschnitte. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 13. 11. 72.

. . . . Sorge aber auch für Deine Gesundheit und bedenke, daß Du einen Menschen in Dir heranziehen sollst, der mit Einsatz aller Kräfte ein nützliches Glied in der menschlichen Gesellschaft werden soll.

Mich siehst du in wechselvoller Tätigkeit, bald studiere ich Wagners „Tristan und Isolde", und folge dem wunderlichen Mann mit halbem Widerstreben in die aufregende, von dem Dufte des geheimnisvollen Trankes gesättigte Luft, die alle, die darin atmen, in jene nervösen Zuckungen versetzt, die dem Komponisten der sinnlichen Liebe in mancherlei Gestalt, und leider jetzt schon zu etwas alltäglichen geworden sind. Dann wieder bringe ich Novellenstoffe, die mir in bunter Menge im Kopf schwirren, zu Papier.

Heute war ein prachtvoller Abend, der Mond blutrot am Himmel aufsteigend, die Luft leicht durchfrostet, so daß mir eigentümlich klar zu Mute wurde. . . . .

An die Eltern.

Kiew, 7./17. 11. 72.

. . . . Damit Ihr über meine Lage nicht ganz unorientiert seid: Das Haus liegt im Podol (große Vorstadt). Es ist neu und noch nicht ganz fertig eingerichtet. Bis jetzt bewohnen S. und ich es allein, leben auch nunmehr fast völlig isoliert, da das frühere Einnehmen der Leibesnahrung bei S.s Onkel eingestellt worden ist (S. wünschte größere Freiheit). Dennoch steht uns die Familie dieses Onkels nicht fern. Man gelangt über einen Hofraum in ihre Wohnung, wöchentlich dreimal finde ich mich dort ein, um dem Haustöchterchen im Klavierspiel zur Hand zu gehen, Sonntags leben wir fast ganz dort. Die Dienerschaft ist gemeinsam. —

Personen: Onkel Kosma Antonovich B., Verwalter von S.s Pelzmagazin, 45 Jahre.
Seine Frau, welche auch französisch spricht, wogegen der Gemahl nur russisch. Raucht, wie alle russischen Frauen.
Varinka, beider Tochter, 9 Jahre, sehr häßlich.
Marie, beider Nichte, 13 Jahre.
Mlle. Eugenie P., Gouvernante aus Genf, 21 Jahre, blaß, trägt Trauer.
Lavrenti, deutsch Lorenz, Lakai.
Leonid, Koch, trinkt.

Die Szene spielt in einem großen, grau tapezierten, halb eingerichteten Saal, einem grünen Kabinett, einem Schlafzimmer mit zwei Betten und abwechselnd im Hause des Herrn B., wo dann die sonderbarste Unterhaltung von der Welt gepflogen wird, da ich kein Russisch verstehe, B. kein Deutsch und Französisch, die Tante kein Deutsch, die Gouvernante ebenfalls kein Deutsch, die Kinder aber und S. alles drei.

Das ist ein kurzer Abriß, den Eure Phantasie sich nach Belieben ausmalen mag. S. ist von seinen umfassenden Arbeitsplänen nach und nach zurückgekommen, so daß sich die ganze gemeinsame Beschäftigung schließlich auf das Deutsche beschränkt, wenn man nicht auch noch dahin rechnen will, daß ich ihm aus unsern Klassikern vorlese und vorspiele und nebenbei viel Wagnersche Musik mache. Eine recht sanguinische Natur, vergißt er und vermengt er alles und könnte darum nicht besser tun, sich jede Zerstreuung zu versagen, um energisch und gedeihlich zu arbeiten. . . . .

An H. Wätjen.

Kiew, 13./24. 11. 72.

. . . . Ich sende Dir hiermit den ersten Akt meines Dramas. Deine Kritik muß streng sein, aus Kopf und Herzen zugleich, und auch eine etwaige praktische und theatralische Bedeutung des Stückes nicht außer Acht lassen, da doch eine Tendenz nicht wegzuleugnen ist und mein Wille dahin geht, die tragische Bedeutung, die in unsren jetzigen sozialen Zuständen in der Tat liegt, ans Licht zu

ziehn, das unausbleibliche Mißraten revolutionärer Projekte in unsrer Zeit scharf zu zeichnen, aber ebenso der einseitigen Theorie und Praxis zu Leibe zu rücken, die über jede soziale Bewegung „Wehe“ schreit, mit dem Worte „Hochverrat“ gleich bei der Hand ist und es sich im übrigen auf weichen Kanapeen, hinter silbernen Kaffeeschalen wohl sein läßt, ohne das immer ärger heranrückende Elend aus eignen Mitteln nach Kräften verhüten zu wollen. Die Menschheitsidee ist auf seiten der Sozialen, aber alles geschichtlich Gewordene und der Staat als höchste Potenz des politischen Schaffens, ist gegen sie. Was ist dieser Konflikt anders als tragisch? Und wer weiß, ob nicht in späterer Zeit das erlösende Wort noch gesprochen wird, ob nicht die Liebe den Egoismus überwindet und den Machtbesitzenden hülfreiche Hand leiht, oder ob eine allgemeine Revolution das zerrüttete Gleichgewicht der Stände herstellt? . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 27. 11./8. 12. 72.

. . . . Eine neue Arbeit, die mir unaussprechliches Vergnügen bereitet, beschäftigt mich zurzeit und wird mich höchstwahrscheinlich, mit Unterbrechungen, lange Jahre fesseln: Eine Entwicklung einer Reihe dramatischer Charaktere mit Bezug auf die Bühne, also gewissermaßen eine Umsetzung der Figuren in das Plastische, Dichterische, Theatralische. Eine Arbeit der Art existiert schlechterdings noch gar nicht, und doch ist sie bei dem heutigen Stand unserer Theater eine Notwendigkeit, wenn anders die Bühnen nicht in geistloser Routine verdorren sollen. Ob mir der praktische Blick dafür eigen ist, müßte sich zeigen. . . . .

An H. Wätjen.

Kiew, 1./12. 12. 72.

. . . . Das Manuskript ist soeben glücklich wieder an mich gelangt. Jedenfalls würde, wie du treffend bemerkst, kein mustergültiges Drama daraus werden, der Tendenz und der ungenügenden Lösung willen; nur wie das Leuchten einer aufgehenden Sonne könnte ein trostreiches Wort, wie über der Leiche des

Helden gesprochen, eine einstige Rettung aus dieser täglich zunehmenden finstern Verwirrung verheißen. Und dies allein bewegt mich früher oder später vielleicht doch noch, wieder daran zu gehen, während es vor der Hand auf deinen Rat hin ruhen soll. Denn wenn Du glaubst, ein jeder denkende Mensch erkenne das Bedürfnis einer Lösung aus diesem geschichtlichen Elend an, so irrst Du sehr. Deinem Herzen, Deinem Charakter macht dieser Glaube Ehre. Weil es aber (leider!) nicht so ist, darum muß mit unparteiischem Sinn auf die tiefe Zerrüttung hingedeutet werden, damit die Gleichgültigkeit aus ihrem leichtsinnigen Schlafe erwache. Daß das Stück kein Parteistück hat werden sollen, wirst Du von vornherein gewußt haben, die Verwicklung sollte nicht fehlen und in dem Sohne des Fabrikherrn, der natürlich auch ein prinzipieller Vertreter seiner Idee sein muß, gegeben werden. Was Du von dem Sieg der Idee beim Tode des Helden, was Du ferner von der Bedeutung der Exposition als einem Spiegelbilde der folgenden großen Ereignisse sagst, ist echt Schillersch empfunden. Gewiß, Du hast an Posa gedacht, an Ferdinand und Louise, an Maria Stuart — aber auch an Wallenstein, und gar an Othello, Romeo und Hamlet? Ich halte mit Dir das Schillersche Prinzip auch für das modernere; das allgemein anerkannte und vertretene ist es jedoch nicht. Ähnlich mit der Exposition; ich glaube gar zu wissen, daß Du an die bis jetzt noch unerreichte, ganz und gar bewunderungswürdige Einleitung des Tell gedacht hast, an den Sturm, den mit der blutigen Axt hereinstürzenden Baumgarten, seine Errettung durch Tell vor den verfolgenden Landenbergschen Reitern: ein meisterhaft kurzes, ahnungsvolles Bild. Dagegen haben wir eine Reihe von Expositionen, die nur die Stimmung vorbereiten (Hamlet, Macbeth) oder die uns das Terrain angeben, auf welchem der Held erwachsen (Jungfrau, Räuber, Egmont, Romeo ꝛc.). Eine Exposition letzter Art ist vielleicht die meinige. Jedenfalls aber ist das Prinzip der Tell-Exposition das dramatischere und besonders für die Bühne wirkungsvollere. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 3./15. 72.

. . . . Du hast, lieber Wißbegieriger, in Deinem letzten Schreiben eine Reihe von Fragen angeregt, um dem Zweifel über die Haltbarkeit und Richtigkeit des pantheistischen Glaubens zu entgehen. Der Kern aller Deiner Bedenken ist etwa dieser: ist die pantheistische Idee nicht dem orthodoxen Glauben am nächsten? Was haben diese beiden gemeinsam, damit sie dermaleinst, wie alle Religionen, in einem gemeinsamen Brennpunkt zusammentreffen können? Zunächst mußt Du aber wissen, daß orthodoxer Glaube zu allen Zeiten derjenige genannt ist, der sich an ein bestehendes religiöses System als an das allein wahre ängstlich klammert in der Annahme, einzig und allein rechtgläubig (denn das ist die Übersetzung von orthodox) zu sein. Wie es demnach heutzutage orthodoxe Katholiken, Protestanten, Mohamedaner und Buddhisten gibt, so gab es vor Zeiten auch orthodoxe Griechen, Römer und Verehrer des Wodan und seines Hofes. Sobald nun der Pantheismus in ein Lehrsystem gebracht werden würde, auf das man sich verpflichten müßte — in demselben Augenblick würde es in die Zahl der sogenannten positiven Religionen eingereiht und verlöre seine allumfassende, weite dehnbare Bedeutung. Seine eigentliche Größe besteht aber darin, daß er jede dogmatische Formel scheut, daß er in Bescheidenheit davon zurücksteht, zu sagen, dies ist wahr und daran müßt ihr glauben — daß er vielmehr sagt: ihr alle, Christen, Juden und Heiden bemüht euch nur vergebens, das Unfaßbare in Formel bringen zu wollen. Irre müßt ihr schon an euch werden, wenn ihr seht, daß jede Religion sich für die allein richtige hält. Nein, nicht so! Geben wir das unhaltbare Bemühen auf, Dinge als gewiß hinzustellen, die uns ewig verschlossen bleiben. Halten wir uns an das, was vor uns liegt, und was wir darin als ewiges geheimnisvolles, unerklärliches harmonisch schaffendes Prinzip anerkennen, das wollen wir das Göttliche nennen — denn einen Namen bedarf der Mensch. Jehovah, Zeus, Allah, Ormuzd und der unsichtbare Gott der Christen haben alle ein Gemeinsames — die Idee eines höchsten weltbeherrschenden Wesens. Hieran wollen

wir uns halten, alles andre dem frommen Glauben überlassen, aber es bekämpfen, wenn nicht rührende kindliche Einfalt oder Zartheit der Seele sondern die Dummheit und Arroganz es als einzige Wahrheit preisen und alle Andersdenkenden verdammen. — Die geschichtliche Entwicklung strebt immer mehr nach dieser Erkenntnis und dem Bruch der Schranken, dem Überwinden der Formeln der einzelnen Religionen. Auch hier gilt das sokratische Wort: „Wir wissen, daß wir nichts wissen". In dieser Bescheidenheit ruht die pantheistische Idee, die alles dem ungebunden klarblickenden Verstande, der Vernunft und dem warmen empfänglichen Herzen überläßt, die keiner Gotteshäuser — der sichtbaren religiösen Schranken — bedarf, sondern die in wahrster Rückkehr zur Natur in allem Seienden und auch im eigenen Herzen ein Gotteshaus sieht. Eine Annäherung der Religionen ist also nur in diesem Sinne möglich. Auch der Pantheist darf nie vergessen, daß in seiner Annahme noch ein „Glauben" bleibt, zumal wenn er wie wir eine steigende Entwicklung der Menschheit annimmt. Wenn er aber sagen will: „So und nicht anders ist es", versündigt er sich — denn der Glaube besteht gerade darin, daß wir in unserm Innern etwas für wahr halten, nie aber verlangen können, daß auch andere sich demselben beugen sollen. Wohl aber können wir eins: „Alles, was den Naturgesetzen, unserm Verstande, unserer Vernunft geradezu ins Gesicht schlägt, als unwahr, unmöglich und unheilig verdammen und angreifen". Der christliche Glaube hat davon leider allzuviel, der Pantheismus nichts. Das erwäge wohl und erkenne, eine wie bedeutende Bürgschaft für diese Idee darin liegt. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 6./19. 12. 72.

. . . . Aus vollem Herzen wünsche ich dir eine innige, tiefe Weihnachtsfreude! Wenn auch der aufgeschlossene Sinn nicht mehr jene heilige Bedeutung mit dem Feste verbindet, die uns die Religion gelehrt hat, so greift es doch nicht minder tief in unsere Seele ein: als Liebesfest, wo eins das andere erfreut, der Egoismus gebrochen wird, als Symbol jener höchsten Offenbarung in

dem Einen, der für seine erhabene Idee am Kreuze bluten mußte. Dieser erlösenden weltbewegenden Macht gelte das stille Gebet Deines Herzens, Dein Glauben, Dein Hoffen, Deine Freude!

Die Gabe, die ich Dir gesandt, nimm freundlich auf, sie sei Dir zugleich eine liebe Erinnerung an glücklich verlebte Tage. Lebewohl und sei glücklich! . . . .

An H. Wätjen.

Kiew, 9./21. 12. 72.

. . . . Eine völlige Zurückgezogenheit, trotzdem wir mitten in der Stadt leben, begünstigt, was etwa von Produktions- oder Reproduktionsvermögen in mir ist, ungemein und läßt mich mit Freuden auf den Verkehr mit einer Gesellschaft verzichten, die ich nach ihren Proben nicht besonders habe schätzen lernen. Deutscher denn je inmitten des Fieberfrostes und der skrophulösen Hitze der plumpen und genußsüchtigen großen Welt, hasche ich nach allem, was mich an mein Vaterland erinnert, begierig und prüfe doch gern das Fremdartige und Überraschende dieser halborientalischen Barbarei. . . . . Mein Leben ist äußerlich behaglich in einer eleganten, aber unvollendeten Umgebung, welche übrigens den gediegenen und prachtvollen Komfort, ja selbst die bescheidenere Zierlichkeit unsrer deutschen, aristokratischen und bürgerlichen Einrichtungen nicht erreicht. Verwöhnt werde ich nach dieser Richtung hin gewiß nicht, und wenn ich auch eine schwere und geschmackvolle, nicht blendende Pracht liebe, so ist mir doch ihr Fehlen um so gleichgültiger, als ich von Kindheit auf daran nicht gewöhnt war. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 13./25. 12. 72.

. . . . Die Durchschnittsbefähigung und Leistung unserer Schauspieler scheinst Du noch zu hoch anzuschlagen. Es ist eben das Unglück, daß die Routine sich der Leute zu sehr bemächtigt hat und daß mit einer gewissen Geschicklichkeit im Auftreten und Gestikulation und gewissen immer wiederkehrenden theatralischen Bewegungen alle Rollen nach oberflächlichster Kenntnis heruntergespielt werden können. Die Abteilung in Rollenfächer ist hierbei

von außerordentlichem Nachteil, und bei längerer Bekanntschaft mit dem Theater wirst Du erkennen, daß z. B. ein mittelmäßiger Vertreter der „jugendlichen Liebhaber" den Carlos, Mortimer, Max Piccolomini, Laertes im Hamlet, Romeo in gleicher Weise bearbeitet oder vielmehr nicht bearbeitet. Sorgfältiges Versenken in die tiefsten Tiefen der darzustellenden Persönlichkeit wird leider zur Seltenheit, anstatt psychologischer Reproduktion herrscht in den meisten Fällen nur ein hohles, täuschendes Pathos, eine rein äußerliche, nicht zugleich auch innerliche, von innen herauskommende Darstellung.

Mit Verwunderung höre ich, daß Dich die Skrupel des Kausalgesetzes und des Fatalismus beängstigen. Der letztere ist jedenfalls darum für uns ganz wertlos, weil unsere praktische Erfahrung uns täglich lehrt, daß wir bis zu dem Maße unserer Kräfte auch Meister des Schicksals sind oder sein können. Zunächst schaffen wir uns unser Geschick selbst und stehen nur soweit unter einer uns bezwingenden Macht, als wir unfähig sind, sie zu brechen. Auch dem Kausalgesetz sind wir zweifellos unterworfen; während aber alle andre Kreatur seinem Zwange wahllos unterworfen ist, ringt ja der Mensch mit ihm durch die Freiheit, die Notwendigkeit entweder zum Gesetze für sich machend, oder sie sogar durch die Freiheit bezwingend. In letzter Linie gehört aber die Frage in die Metaphysik der Sitten und da ist es zweifellos, daß mit der reinen Anwendung des Kausalgesetzes der freie Wille, die sittliche Verantwortlichkeit, kurz alle Ethik fallen müßte und die blinde Willkür wieder Herrschaft gewänne, die gerade die Geschichte durch kräftig ringenden Widerstand bezwingen will. Wer die Freiheit nicht in sich fühlt, ist freilich verloren. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 22. 12. 72./3. 1. 73.

. . . . Es beglückt mich zu wissen, daß Dir meine Gedichte eine willkommene Gabe zum Feste gewesen. Hätte ich sie nicht so früh abschicken müssen, so würde ein stärkeres Bändchen daraus geworden sein, denn die Sonnette, „Aus der Dämmerung", die ich

dir nur tropfenweise mitteilen konnte, sind mittlerweile zu einem Bache von 30 angewachsen und werden im Laufe der Zeit noch zu einem Strome anschwellen. . . . . Dein angekündigtes Präsent ist noch nicht in meinen Händen und wird sobald nicht darin sein. So sehr mich auch eine jede Liebessendung aus der Heimat erfreut, möchte ich doch bitten, des unsicheren Postverkehrs wegen nichts an meine Adresse abgehen zu lassen, was nicht als Brief aufgegeben werden kann. Gelangt es überhaupt an seinen Bestimmungsort (und das ist schon ein Wunder), so sind mit seiner Erlangung wieder zahllose Schwierigkeiten, eine peinliche Zensur und Kosten verbunden. . . . . Meine Reise nach Moskau, die eine Zeit lang unsicher war, wird nun auf alle Fälle stattfinden, nur kann ich noch nicht genau angeben, wann. Lange freilich werden wir von Kiew nicht abwesend sein, doch habe ich die Hoffnung, daß wir, einmal in Bewegung, uns auch auf St. Petersburg zu bewegen. Da sähe ich denn das alte und neue Rußland, die asiatische Barbarei und Pracht, die modernste Kultur und Genußsucht. — Schillers Photographie halte in Ehren! Meine Eltern konnten dir kaum ein besseres Geschenk machen und, wenn sie nicht schon wußten, wie du diesen Genius verehrst, so hat ein günstiger Zufall sie gerade darauf geführt. . . . .

An E. Cruesemann.

Winter 72.

. . . . Nun Dein Thema; ich rate Dir sehr zu folgendem: „Die Entwicklung der Freiheitsidee in den Schillerschen Dramen" und möchte Dir folgenden Gang dabei vorschlagen:

A. Einleitung. Schiller als Dichter der Freiheit überhaupt, und zwar der moralischen Freiheit (Worte des Glaubens, die Tugend betreffend), der individuellen Freiheit (Worte des Glaubens, der Mensch ist frei geschaffen), der religiösen Freiheit (Distichon „Meine Religion"), der staatlichen Freiheit, nämlich der Republik.

B. Hauptsatz.

1. Die Freiheit des Einzelnen, völlig losgelöst von dem Staatsganzen, in offenbarer Opposition gegen alle bestehenden

staatlichen Zustände. Dies ist die unterste roheste Stufe der Freiheit, das Ideal der „Räuber".

2. Die republikanische Freiheit im Kampfe gegen den Despotismus und den Cäsarismus (Fiesko), und zwar zuerst Fiesko gegen die Doria, dann der noch bedeutsamere Kampf des Verrina gegen Fiesko. Hier akkomodiert sich der Dichter schon mehr den bestehenden Zuständen als in den Räubern.

3. Das Bürgertum im Kampfe mit den Vorurteilen und den Vorrechten des Adels. Die Befreiung von den Schranken des Standes. (Kabale und Liebe.)

4. Der Einzelne im Kampfe gegen die bestehenden Zustände, um sich dieselben mit der egoistischen, nicht sittlichen Freiheit des Genius unterzuordnen. (Wallenstein.) Daneben dann Max in ungebunden sittlicher Freiheit der Pflicht folgend und für sie sterbend.

5. Die Braut von Messina steht isoliert. Aber auch hier zeigt sich der Dichter der Freiheit; denn wenn auch ein finsterwaltendes Geschick über diesen Menschen schwebt, so handeln sie doch, weil sie das Geschick nicht kennen, alle frei und ungehindert.

6. Die Freiheit des Souverains gegen die ungerechte Knechtung durch einen andern. (Maria Stuart gegen Elisabeth.)

7. Die Freiheit einer Nation gegen die Unterdrückung durch eine andere. (Jungfrau von Orleans.)

8. Die höchste Aufgabe: Das sich selbst von der Knechtschaft durch eigene Tat befreiende Volk. Revolution und Republik. (Wilhelm Tell.)

Dies sind nur Grundzüge. Aus dem Thema kannst du viel schaffen. Nur mußt du erst noch Vorstudien machen, vielleicht auch im Palleske etwas nachlesen. Sehr schwer ist die Aufgabe nicht, aber interessant und lohnend. . . . .

An W. Henzen.

Kiew, 11. 1. 73.

. . . . Gestern erhielt ich Deinen Brief mit der Kritik meiner Sonnete.

Du bemerkst sehr zutreffend, daß ich dazu neige, häufig gebrauchte, an sich zwar poetische Metaphern aufs neue anzuwenden,

willst mir jedoch zugestehn, daß mir in dem Moment des Produzierens das Bild mit frischer Deutlichkeit und Greifbarkeit aufgeht. . . . Es soll aber nie etwas anderes zum Bilde werden, als was wirklich angeschaut werden kann, und die besten Bilder sind immer die, die nicht erst nach einem Nachdenken verstanden werden, sondern die sofort mit lichtvoller Klarheit das Verglichene erhellen: die Bilder aus der Natur und dem Leben, das allen gemeinsam ist. Diese erkenne ich als die poetischesten und versehe es nur darin, lieber gar keine anzuwenden, als diese abgeblaßten wieder aufzufrischen. Nur trifft mich der im allgemeinen wohl verdiente Vorwurf im speziellen Fall nicht: in keinem der 25 Sonnette habe ich den Strom als Metapher gebraucht, vielmehr ihn angeschaut, ein landschaftliches Bild entrollt und in das Bild erst eine Bedeutung hineingelegt; das ist doch wohl ein Unterschied? Entschieden opponieren muß ich jedoch gegen die Art und Weise, wie Du gewisse Vergleiche, die mir geläufig sind und die ich Dir vielleicht zum Überdrusse oft mitgeteilt habe, als etwas Verbrauchtes ansieht. Ich weiß z. B., daß ich Dir mehr als einmal (zuerst auf einem Spaziergang in Bremen) die Verkörperung meiner philosophischen Spekulationen in der Asymptote geschildert. Poetische Gestaltung hatte diese Vorstellung bei mir noch nicht gewonnen. Wenn ich Dir nun plötzlich ein Epigramm schickte, das etwa so lautete:

„Ewig strebt nach dem Ziel, dem beharrlichen, liebend die Beugung,
Doch das Unendliche nur schließt den ersehnten Verein.
Ruhlos neigt sich der Mensch zur Gottheit, der wandellos einen,
Doch in den heiligen Schoß führt ihn die Ewigkeit nur"

würdest du dann unwillig ausrufen: „Das ist eine alte Geschichte?" Das ist es mit Erlaubnis nicht. Die poetische Form schließt in mir auch die Gedankenentwicklung ab; was einmal rythmisch gebunden ist, das wiederhole ich nicht. Erst dann ist es für mich fertig und für andere neu, während Du schon lange mit der Idee bekannt bist. Wenn man solchen Vorwürfen ausgesetzt sein müßte, so wäre es besser, es sähe niemand, wie man würde, sondern nur, was man ist, vorausgesetzt, daß man überhaupt etwas ist. Aber selbst wenn der Gedanke auch schon irgendwo dichterisch eingekleidet

wäre, dürfte er nicht (von irgendeiner Seite neu beleuchtet) wieder auftreten? Du tadelst bei mir das Regenbogenbild, womit ich Dich allerdings auch geplagt habe, immer erwartend, Du würdest das Bild von andrer Seite betrachten, fortführen oder zerstören. Nun kenne ich doch die Literatur auch; wo finden wir es denn? Bei Schiller in einem meisterhaften Epigramm „Licht und Farbe", welches niemand liest oder doch niemand versteht; bei Goethe in dem Anfangsmonolog des Faust (II. Teil) wundervoll, aber so wenig klar, daß sich die Kommentatoren die Köpfe darüber zerbrechen. Sonst kenne ich es nirgends. Die Lyriker werden nicht müde, die Rose und Nachtigall zu besingen, fast immer nur mit andern Worten, mit etwas andern Bildern, und selbst ein Dichter wie Hamerling wird darin nicht müde, obgleich er über das alte Lied eine eigentümliche wohlriechende Mischung von Glanz, Duft, Tau, Zauber und Süssigkeit ausgießt. Ein weltbewegendes Gefühl, selbst in der nichtigsten Offenbarung, soll ewig wiederholt, ein unendlich großartiger, welterhellender Gedanke in der wirkungsfähigsten Form, der poetischen, nur einmal ausgesprochen werden? . . . .

An die Eltern.

Moskau, 8./10. 1. 73.

. . . . So eben habe ich vom Kreml auf die beschneite riesige Stadt herabgeblickt auf derselben Stelle, von welcher herab der große fränkische Eroberer auf die brennende Stadt sah, um in den Flammen sein Verderben herannahen zu sehen. Moskau ist fast ganz asiatisch, im einzelnen unrein und unharmonisch, aber überall fesselnd und als Ganzes imposant. Aber säht ihr nur den Kreml und die wunderlichste aller Kirchen, Wasili Polagemwi, an welcher ich nicht vorüber gehen kann, ohne zu lachen! . . . .

An E. Crueseman.

Moskau, 11./24. 1. 73.

. . . . Mit lebhaftestem Interesse beobachte ich das unermüdliche Treiben der Straßen, der Magazine und Bazars, laufe in 100 Kirchen und lasse meine Füße in Schnee erstarren, um die vielen architektonischen Wunderlichkeiten Moskaus mit so viel Muße,

als die Kälte zuläßt, zu betrachten. Alles in allem glaubt man in einem erfrorenen Orient zu sein, denn der Occident schafft sich andere Gebilde als diese Zwiebelkuppeln und Cacteenformen der Kirchen, unter denen jenes wunderliche Ungeheuer Wasili Polagemwi obenansteht. Die unvollendete „Kirche des Erlösers" aber wird ein Prachtwerk und hält sich bei allem Luxus und aller Fülle doch von jeder Überladung, und trotz der Anwendung byzantischer Formen und Farben doch von aller steifen Pedanterie fern. Durch die Theatergenüsse ist mir leider von doppelter Seite ein arger Strich gemacht. Gestern besuchte ich das französische Theater, um einige Komödien zu sehen, und was gibt man? — — La belle Helène, die ich nicht bis zu Ende anzusehen Lust hatte. Heute war im Kaiserl. Theater italienische Oper annonziert, und auf dem Programm Aubers „Bal maqué". — — — Da findet es die Großfürstin Helena für gut, zu sterben, und die Theater werden geschlossen. — — — Wie lange? das weiß der Zar allein. . . . .

An die Eltern.

Moskau, 19./31. 1. 73.

. . . . Mein Aufenthalt in dem Herzen Rußland, einem kalten Herzen, ist länger geworden, als ich anfänglich vermutete, und hat mir nun auch Gelegenheit gegeben, die haute volée kennen zu lernen. Viel Pracht und nicht ohne Geschmack, die Art des Verkehrs ungezwungen und leicht, aber mehr Routine als Wahrheit im Umgang. Die Familienbande dieser höheren Kreise bieten ein trauriges Bild. . . . Bei alledem kann die äußere Bildung ausgezeichnet sein und besonders in der Sprachkenntnis ein hoher Grad erreicht werden. So fand ich in der steinreichen Familie L., die mir eine überaus freundliche Aufnahme bereitet hat, einen ganzen deutschredenden Kreis, darunter den in Deutschland weit bekannten Violoncellisten Fitzenhagen; mit diesem und dem Sohne des Hauses spielte ich Schach, musizierte dann und trug endlich vor einem kleinen Zirkel der zahlreichen Gesellschaft den ersten Monolog des Faust vor, der mir mehr als oberflächlichen Dank, sogar einige weibliche Tränen eintrug. . . . .

An H. Wätjen.

Kiew, 26./7. 2. 73.

. . . . Wider Erwarten fand ich in Moskau die exquisitesten deutschredenden Kreise, eine elegante, wenn auch vielleicht mehr blendende als tiefe Bildung, und einen Künstlerzirkel, der sich mir um so weniger verschloß, weil er — denke nur — mein Korsisches Trauerspiel kannte. Es waren lauter Musiker, aber Künstler ersten Ranges. . . . . Der Glanz der „ersten" Häuser, in denen am „jour fixe" ein ungezwungenes fröhliches Leben herrscht, überbietet unsern deutschen Luxus, der ihm dafür an Geschmack überlegen ist. Findet man aber in solcher Gesellschaft einen Maler, einen Musiker, so sind es immer Deutsche, und wie ich dies mit Freuden wahrnahm und auch bestätigt hörte, so sah ich auch an den Straßenecken überall die deutschen Namen, wo Bücher und Noten, wo irgendwelche Gegenstände der Kunst die Fensterläden zierten, und wurde auf mein Vaterland noch stolzer. Und auch da — gerade da stehen wir so unendlich viel höher, wo der Bereich des Herzens, der sittlichen Bande beginnt. Hier gibt es kaum eine Ehe ohne Zerrüttung, und die goldne Jugend, welche den russischen sinnlichkalten Schönheiten so devot die Hand küßt, verbringt die Nacht in zuchtlosester Gesellschaft in abscheulichsten Orgien. Dies alles verhehlt sich der gebildete Russe nicht, und S. kann davon erzählen, weil seine Familie auch einige Exemplare der Art aufzuweisen hat. Nähere Bekanntschaft machte ich mit einem steinreichen jungen Mann, L., der in Dresden erzogen wurde, sozialistischen Ideen nachhängt und ein musterhaftes Deutsch spricht. Er dedizierte mir Lermontoff in französischer Übersetzung und ich versprach ihm ein Exemplar des „Saul", für welchen S. eine unnütze Propaganda macht, unnütz darum, weil ich diesem jüdischen König doch allmählich über den Kopf gewachsen zu sein glaube.

Da ist nun gute Gelegenheit, auf die Sonette überzugehen. Richtiger als Du konnte sie niemand verstehen. Glaube aber nicht, daß ein neuer Abend so nahe ist. Nein, es ist Tag geworden, ein heller, erfrischender, kräftigender Tag, zwar wird immer Gewölk zu verscheuchen sein, aber das macht ja die Sonne erst schön,

daß sie sich von den dunklen Rändern abhebt oder durchdringt aus der sie umgebenden Dunkelheit. Jede dieser Wolken wird zu einem neuen Sonett werden, welches den andern nächtlichen Genossen angereiht wird, aber ein ganz grauer Himmel wird mein Herz nicht mehr sein. Daß ich trüben Stimmungen nicht nachhänge, weißt Du wohl gut genug. Hätte ich es getan, so wäre es mir unmöglich gewesen, so viel zu Papier zu bringen während dieser kurzen Zeit. Denn kaum bin ich zurück, so beginnt auch schon meine Tätigkeit aufs neue, und ich danke dem Schicksal, welches mir dieses Jahr der Freiheit schenkte. Schrieb ich Dir denn, daß ich eine Reihe dramatischer Charaktere vom Standpunkt der Bühne aus und für den Schauspieler zergliedere und entwickele? Gewiß doch. Bis jetzt ist Wallenstein, Hamlet, der Maler Conti und Wagner (Faust) fertig geworden, und Maria Stuart modelliere ich eben jetzt. . . . .

An die Mutter.

Kiew. 27. 1./8. 2. 73.

. . . . Den Wechsel habt Ihr nun wohl erhalten, und damit kommen wir auf ein erfreulicheres Thema. Noch einmal, werft alle Gedanken der Sorge von Euch, frei und ungehindert sollen Eure Tage hinfließen, und nicht umsonst sollst Du Deines Sohnes treuliebend gedenken. Er wird das, was einen düsteren Schatten in Dein Leben warf, den Widerspruch der Bedürfnisse mit den Mitteln, entfernen, und damit ein wenig abtragen, was Du an mir getan. Also, Herzensmama,

„Dein Herz muß frisch und fröhlich sein und nicht verzagen,
Auf Gott vertrauend und auf dieses Mark der Jugend!"

So heißt es nämlich im Saul. — Und dann wirst Du doch sagen können: Ich lebe ein glückliches Leben! . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 3./15. 2. 73.

. . . . Die dichterische Ader fängt wieder an zu fließen, und wenn einmal der Tag gar nichts gebracht haben sollte, so bleibt mir doch abends immer eine — soll ich sagen Erholung und An-

strengung: die Rezitation eines klassischen Dramas, wie S. sie gern von mir hört. Mein Organ wird unter der täglichen Übung immer modulationsfähiger, und so weiß ich recht gut, daß ich es in dieser Kunst, die mir in Moskau vieler Herzen gewonnen, mittlerweile zu einer ziemlichen Höhe gebracht habe, und allenfalls, wie mir die deutschen Künstler der russischen Hauptstadt erklärten, als Vorleser „reisen" könnte. Außer einer großen Zahl besonders Schillerscher Balladen trug ich in Kiew vor: den Faust (beide Teile), Götz von Berlichingen, Tasso, Wallenstein (alle Teile), Räuber, Fiesko, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Braut von Messina, Clavigo, Hamlet und König Lear, letzten an einem Abend, der mir denn auch dafür eine vollständige Ermattung eintrug. Sonst bewältige ich diese Anstrengung wie alles hier leicht und glücklich und bin besonders seit langem nicht so kerngesund gewesen. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 21./16. 3. 73.

. . . . Ohne Furcht, Dich eitel zu machen, will ich hierher setzen, was mir mein Vater über Dich schrieb: „sein Herz ist edel, sein Verstand scharf, seine Seele gut, und ich darf sicher hoffen, daß er es in seiner Bildung zu etwas Tüchtigem bringt. Es braut und wogt in ihm zwar noch manches durcheinander, aber dieser Most wird sich schon zu einem edlen Wein klären" —, und dann fügte er hinzu: „er ist mir wie ein alter, lieber Bekannter, den ich schwer, sehr schwer vermissen würde". — Bewähre das, mein Junge, denn Du hast die Sympathie eines Mannes, der seine Neigung nicht leicht verschenkt; wenn mein Vater dich liebt und ehrt, so kannst Du den Glauben an Dich selbst nicht verlieren und Du wirst die erhöhte Verantwortlichkeit in Dir fühlen, etwas zu werden und mit Deinen Kräften zu wuchern.

Das Du die Maria Stuart, dies eigentümliche Werk sahst, hörte ich mit Freuden. Eigentümlich nenne ich es darum, weil nirgends ein so einfacher Stoff so fesselnd behandelt, nirgends ein so musterhafter szenischer Bau zu finden ist, wie in den ersten vier Akten, weil nirgends die nüchternsten diplomatischen Ver-

handlungen zu so kunstvollen psychologischen Bildern umgewandelt und schließlich eine fast unmögliche Szene, wie die sogenannte Gartenszene (der Zank), so glaublich gemacht und in ihrer dramatischen riesigen Höhe doch noch durch die folgende Szene mit Mortiemer überboten ist. Ich kann Dir versichern, daß sich mir immer wieder das Herz zusammenschnürt, wenn Elisabeth den letzten Trumpf ausspielt und das mir immer aufs neue, wenn ich das Stück sehe, mit der Marie der Zorn in die Wangen schießt, wenn sie die Geduld abwirft und mit furchtbaren Schlägen einer Löwin gleich, die Feindin zu Boden schmettert. Der fünfte Akt ist mir jedoch nicht sonderlich lieb. Die Beichtszene rührt zwar, aber sie hebt den Eindruck der Katastrophe des dritten Aktes auf. Maria darf das nicht abbeichten, was ihr ihre größte dramatische Höhe gegeben hat. Das ist zwar religiös und moralisch, aber nicht ästhetisch. Ein Meisterstück aber ist der Monolog des Leicester während der Hinrichtung und die ganze Schlußszene in den Zimmern der Königin, die schändlicherweise immer fortzubleiben pflegt. Eine Frage: weißt Du denn, warum die Szene zwischen Mortimer und Maria (3. Akt) dramatisch so groß ist? . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 11./23. 3. 72

. . . . Dein Urteil über die Bruchsche Musik kann ich nur teilweise als richtig anerkennen. Zwar ist mir der Odysseus, den er erst vor einem Jahre beendigte, unbekannt. In seinen andern Werken ist Bruch aber kein Nachahmer Wagners, vielmehr will er dessen Errungenschaften mit denen unserer klassischen Komponisten vereinigen. Er ist Romantiker, nur nicht von allzublühender Phantasie, hin und wider etwas trocken und daher wohl geneigt, durch effektvolle Instrumentierung die Leere der musikalischen Gedanken zu verstecken. Im übrigen ist er ein bedeutender Musiker, der in seinem „Frithjof" und „Schön Ellen" vortreffliche, schwungvolle und musikalische Werke geschaffen hat. — So en passant sich nun auch über das Wagnersche Prinzip auszulassen, das ist, weil es erschöpfend doch nicht geschehen kann, im Grunde auch nicht ratsam; Abspannung der Nerven ist kein Kri-

terium über die Güte eines Werkes. Meine Ansicht ist die, daß die höchste künstlerische Erhebung nicht nur das sinnliche sondern auch das sittliche Gefühl mit sich fortträgt, daß aber Wagner in seinen letzten Werken mehr und mehr sinnliche Verzückung walten läßt, die jedoch, recht nach Art der Romantiker, schon der Mystik, der unklaren religiösen Gefühlsdämmerung die Hand reicht. Auch sein musikalisches Prinzip der Auflösung der Musik in kleinste Teilchen, die sich dann zu einer unendlichen Kette vereinigen, läßt sich, so bedeutend es ist, antasten, weil die Lehrmeisterin der Kunst, die Natur, nur alles formvoll, aber nicht formlos gibt. Im Drama trug Schiller wohl die menschlichste Wirkung davon, weil er zugleich sinnlich und sittlich erhebt, während andere, wie Kleist, unsere Sinne hold schwärmen lassen (Kätchen) oder furchtbar aufwühlen (Penthesilea) und endlich andere, der Titan Shakespeare, uns sinnlich und sittlich zerschmettern. —

Noch ein Wort über Maria Stuart und die Beantwortung Deiner Frage. Darum ist die Szene des dritten Aktes (Mortimer und Maria) so groß, weil sie im stande ist, die vorangegangene furchtbare mit Maria zu überbieten, wodurch? Elisabeth trat Maria als ärgste Feindin gegenüber und wurde überwunden. In Mortimer tritt Maria ein Freund gegenüber, ein glühender Freund, und dieser kann, was die Feindin nicht konnte: die eben so siegesfrohe vernichten. Daß ihr der ärgste Hohn, der beleidigendste Schimpf von dem kommt, der ihr der Treuste ist, das ist das Entsetzliche und dramatisch Bedeutende. . . . .

An die Eltern.

Kiew, 14./26. 2. 73.

. . . . Jetzt ist hier Messe, an der das Beste noch die fremden Menschen aus dem Kaukasus, aus Armenien, aus der Krim sind. Wie schön sind diese Kaukasier, wie fein der Teint, wie prächtig der Wuchs, das schwarze Haar, das blitzende Ange, wie malerisch steht diesen Köpfen der Turban und der mit einer Schnur kostbarer Pistolen auf der Brust garnierte Koller. Die Türken gefallen mir nicht, welke, schmächtige oder gedunsene Gestalten; aber die Tartaren mit den verschlagenen Augen sind ein

lebhaftes Völkchen, welches die Schmach seiner Besiegung lange verschmerzt hat, aber doch noch so viel Nationalbewußtsein hat, sich durch ein rundes gelbes Käppchen kenntlich zu machen, welches statt der Troddel eine Messingspitze trägt. Die Mehrzahl der Händler sind natürlich Juden, ein ekelhaftes Volk (ohne alle Übertreibung). Der lange Rockelor, die Locken, das Unstäte und Gemeine der Bewegungen, die Unordnung der Kleidung machen sie jedem Menschen hier zum Greuel, und mir auch. Schlendert man einmal in dem Bazar umher, so wird man durch die abscheulichen Knoblauchdämpfe bald genug vertrieben. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 26. 2./10. 3. 73.

. . . . Sei ruhig und fröhlich und glaube, daß ich es auch sei. Es läuft mancher Schatten über lachende Täler, manche Wolke über die Sonne; aber das zeitige Dunkel macht das Grün der Wiesen und das Gold der Sonne nur schöner, lieblicher, strahlender. In einem Herzen, in dem es kocht und braust, kann vieles aufgewühlt werden, was still wieder auf seinen Grund zurückfällt, ohne daß man es ans Licht zieht und den Augen andrer, auch der Treusten, preisgibt. Drum gib die Gedanken auf und sieh mich kräftig, frisch und mit heiterm Lebensmute, wie ich es bin. Und litte ich selbst — jetzt, wo mir alles zur Poesie wird, könnte es nicht lange schmerzhaft andauern; im Gedicht versöhnt sich alles, Freude und Schmerz werden auf ihr Maß zurückgeführt, und was uns packte und im Innersten erregte, das beschauen wir ohne Wallung der Leidenschaften, wenn es außer uns als Kunstwerk auftritt. Die soziale Frage, die mich jetzt lebhaft beschäftigt, kommt auch zu ihrem Rechte, und wie sich in Egmonts Traum seine Liebe und die Freiheit zu einem Bilde vereinigten, so in mir jetzt meine Kunst und das heutige herzbewegende Elend, an dem die Geschichte schuld ist und in der Geschichte der Egoismus, der das Geld als Zweck betrachtend, Massen anhäufte, wo die Armut darbte und jämmerlich verkam. Eine Reihe sozialer Sonnette, denen es an Energie nicht fehlt, stehn auf dem Papier und vermehren sich täglich.

Endlich muß ich nun doch wohl Deinem Wunsche willfahren und Dir über die Beichtszene (Maria Stuart) meine Ansicht mitteilen. Zunächst dies, daß wir alles, was wir „ästhetisch" nennen, an dem Maßstabe der Kraft, d. h. der durch keine moralische und religiösen Gesetze geleiteten, sondern unmittelbar aus der Natur des Individuums lebenswahr, unbewußt, in gesundem Egoismus hervorgehenden Handelns messen. Ästhetisch ist darum auch Richard III., Franz Moor, so unmoralisch und vollends so irreligiös diese Persönlichkeiten auch sind. Im Kunstwerk aber, wie in jedem sittlichen Lauf der Dinge, hat das Individuum die Früchte seines Handelns einzuernten, die Folgen seines „kraftvollen" Tuns zu tragen. Die Beichte aber, ein ebenso unsittliches wie unästhetisches Institut, hebt diesen natürlichen Verlauf auf, indem sie Absolution von den Sünden erteilt, was in Wahrheit ein Unsinn ist. Maria Stuart darf keine Handlung abbeichten, die sie ästhetisch so hoch gehoben hat: jenen wundervollen Ausbruch der Leidenschaft vor der Elisabeth, der sich ja auch an ihr rächt. Wenn es auch moralisch ist, daß sie bereut, so verkleinert sie ihre ästhetische Größe doch durch diese Beichte sehr. Wie komisch würde es sich ausnehmen, wenn Helden wie Richard III. durch Beichte ihrer Sünden quitt würden. Jeder tragische Held muß vielmehr mit aller Schuld auf seinem Haupte in den Tod gehen, die erst durch diesen Tod gesühnt wird und nicht durch die bequeme Einrichtung der Beichte, die ihn aller Schuld lossprícht. Darum hat mich diese Szene in einem sonst so bewunderungswürdigen Drama immer gestört. — Was den Punkt der Schuld betrifft, so liegt diese ohne Zweifel in der Gartenszene und nicht in der vor dem Stück liegenden Ermordung des Heinrich Darnley, wie viele annehmen. Die ästhetische Schuld braucht durchaus nicht immer eine moralische zu sein. Ästhetisch schuldig wird jeder, der durch sein Handeln in einen Konflikt mit einem bestehenden Gesetz, mit dem die Zeit beherrschenden Machtprinzip tritt: Antigone, die ihren Bruder bestattet trotz des gesetzlichen Verbots, handelt im höchsten Grade sittlich, aber sie wird ästhetisch schuldig. So Posa, so Carlos, so Maria Stuart. . . . .

An E. Cruesemann.

Kiew, 7./19. 3. 73.

. . . . Nur noch wenige Wochen und ich bin frei und monatelang den wechselvollsten Genüssen hingegeben. Ich zerlege den Tag in Stunden und Minuten und lasse sie hinabrollen wie die Kugeln eines Rosenkranzes, mit jeder Woche froher, die mich dem Ziele näher führt. . . . . Und all diese bösen Dämonen, die des Menschen Glück hindern möchten, sollen fliehen. Hätte ich nur eines von den treuen Herzen dabei, wie wollte ich mich erst mitgenießend freuen. Und wie will ich nun endlich froh sein, wenn ein glückliches Wiedersehn die Abenteuer krönt. . . . . Mit wem verkehrst Du, oder schließest Du Dich fester an keinen? Wahrhaftig, ich sehne mich fast zurück in die kostbare Zeit, wo tausend neue Gefühle aus dem Herzen schießen, wie Blumen im Frühling, wo es wie Schuppen von den Augen fällt und der Mensch die kindliche Enge verläßt, sich die Welt bis zum Unendlichen erweitert, sodaß es ihm taumelig wird und er doch den Taumel mit Entzücken empfindet, wo die Tränen in unausgesprochener Sehnsucht fließen, das überquellende Mark ahnungsreicher Jugend, wo sich der Mensch, der Gewohnheit entwachsend, aus Neigung den Gefährten wählt, wo sich ihm im einzelnen Geschöpf das Universum selbst darstellt und er mit einem Kusse die ganze Welt zu umarmen glaubt. . . . Es ist noch manches Gedicht entstanden, doch scheint für einige Zeit wieder Ebbe eintreten zu sollen. Dafür sehe ich mich im Italienischen um, vernachlässige das Französische nicht, studiere Landkarten und Reisebücher. Goethes italienische Reise fesselt mich einmal wieder und jetzt mehr denn je, leider ist das Beobachtete, wenn auch im Detail vorzüglich, zu kärglich wiedergegeben und in den planvolleren Berichten fehlt der frische unmittelbare Ton der Briefe. . . . .

An die Schwester.

Kiew, 1./13. 4. 73.

. . . . Ich besuchte kürzlich die Katakomben aus ältester Zeit, die für die griechisch-russische Kirche das sind, was die römischen für die katholische, und überdies ein Wallfahrtsort wie die Santa Casa zu Loretto (siehe Schluß des 4. Aktes in Kabale und Liebe).

In dunklen Gängen liegen die Mumien der Märtyrer verhüllt in ihren Särgen, erhalten wie die Leichen in unserm Bleikeller, und die gläubige Menge küßt die pergamentene Haut. Der Schwindel blüht natürlich dabei und die Geschäfte gehen vortrefflich, denn es gibt keine ekelhafteren Spekulanten als die griechischen Mönche. Man zeigt auch Schädel, „die heiligen Öl von sich geben"! . . . .

An die Mutter. (Zum Geburtstag.)

April 73.

Und wieder regt der Lenz die jungen Schwingen,
Und wieder wärmt die Sonne Tal und Bucht,
Und wieder birst mit donnergleichem Klingen
Das Eis und stürzt sich brausend in die Flucht,
Die Erde löst sich, aus den Furchen dringen
Die Blumen und die Boten einst'ger Frucht;
Das alte Lied, von Tausenden verkündet,
Wird wieder neu in jeder Brust entzündet.

O Zeit der Hoffnung, Tage goldner Träume,
Die nie so ahnungsvoll mein Herz empfand!
Wie harrt' ich nicht des ersten Grüns der Bäume,
Das sich der Rinde jugendlich entwand,
Mein Geist durchflog schon dufterfüllte Räume,
Als noch der Schnee in Flur und Garten stand,
Nun fiel die Fessel! Höchstes Glück der Erden
Soll mir zu holdbestimmter Wahrheit werden.

O Zeit der Hoffnung! Keine schön're konnte
Als diese, dir den Götterodem geben.
Die reinste Seele, die im Licht sich sonnte,
Sie wurde dein, so trateſt du ins Leben,
Als die Natur in Himmelsahnung wonnte,
In Licht und Erd' und Meer ein göttlich Weben —
Dies Ahnen ist dir tief ins Herz gezogen,
Und nie hat deine Hoffnung dich getrogen.

Wenn unerfüllt dir mancher Wunsch geblieben,
Du sogest neuen Mut aus neuem Hoffen,
Wenn sich die Sorge tief ins Herz geschrieben
Und Schmerz und Krankheit düster dich betroffen,
Vom ewig jungen Lebensgott vertrieben
Verschwand die Nacht und neuer Tag stand offen. —
So schwanden machtlos schmerzensreiche Jahre,
Jung blieb das Herz und ungebleicht die Haare.

O lehre mich das höchste Gut erringen,
Wenn Wunsch auf Wunsch zerstoben und zerschlagen,
Sich aus der Dunkelheit zum Licht zu schwingen,
Von Hoffnungsflügeln sanft emporgetragen!
Laß deine Seele still in meine klingen,
Wenn diese Grüße dich zu suchen wagen,
Und dieser Lenztag sei dazu erkoren:
In deinem Sohne werde neu geboren!

An H. Wätjen.

Kiew, 3./15. 4. 73.

. . . . Bei meiner sanguinischen Art, rasch anzuschauen und zu empfangen werde ich nicht Jahre bedürfen, um zu verstehn und zu empfinden, was mir Wechselvolles und Überreiches entgegenkommt, und ich darf es wohl ein Glück nennen, daß mir eine andere Eigenschaft, des Temperaments, rasch zu vergessen, fehlt. Es werden nicht schnell verlöschte Bilder bleiben, meine Seele hält treu fest, was sie gewonnen, und in der beglückenden Aussicht höchsten Genusses trete ich nun in diesen Tagen die Reise — und zwar allein — an.

Die Epigonen kenne ich noch immer nicht, und muß hinzufügen, leider! Dabei fällt mir ein, daß du die „Wanderjahre", wenn du sie noch nicht gelesen, doch immerhin nachholen magst. Ohne Interesse liest man sie nicht, findet auch einen Schatz von Lebensweisheit, sieht aber, wenn man nicht ganz verblendet ist, ein, daß man es mit einer Marionettenwelt zu tun hat, in der eben alles unmöglich bis zur Lächerlichkeit ist. Arnim hat diese Puppen in einer etwas unklaren Novelle nach Gebühr verhöhnt. Auf etwas andres noch muß ich dich aufmerksam machen: den „Horace" der Sand. Das Original liest sich mühelos, überdies ist der Roman nur einbändig. Die geniale Frau hat in ihrem Helden einen Typus fixiert, dessen Schilderung nicht übertroffen werden kann.

Und damit schicke ich Dir von Kiew aus den letzten Brief. Ich verlasse Rußland sehr, sehr gern, und habe deutlich erkannt, daß ich hier nicht gedeihen kann. Ein beständig fließendes, praktisches, von idealen Prinzipien getragenes Kulturleben ist mir Be-

dürfnis. Und was findet man hier? Statt Idealismus und Arbeit: Materialismus und Faulheit. Nur bei wenigen steckt das große Kapital, mühelos errungen. Jetzt erst erkenne ich, welches Stammes ich bin, und daß wir uns mit Stolz Deutsche nennen dürfen. Den geistigen Frost verlasse ich und ziehe der Wärme froh entgegen. . . . .

An H. Wätjen.

Kiew, 9./28. 4. 73.

. . . . Mein Leben hier, das nun bald sein Ende erreicht hat, war eben nicht das allerglücklichste, ja, wenn Du vermutest, ich fände mehr äußere wie innere Befriedigung hier, so muß ich Dir antworten: was wäre mir die äußere Befriedigung! ich kann mit dem Geringsten glücklich sein, wenn nur die innere Befriedigung da ist — an dieser aber hat es mir ganz und gar gefehlt und ich kann ohne Wallung und ohne Übertreibung sagen, daß ich hier die schlimmste Zeit meines Lebens verbracht habe. Da es mir aber jetzt leidlich gut geht — wenn Du ohne Ärger leben so nennen willst — so mag denn einstweilen verborgen bleiben, was schon in mancher einsamen Stunde sich in Schmerz und Wut Luft gemacht hat. An manchem mag mein abscheulich ausgleichender Widerspruchsgeist Schuld gewesen sein; denn ich habe das Unglück, bei dem Glühenden kalt und bei dem Pedanten ein Schwärmer werden zu können. . . . Ein Glück, daß das Ende nahe ist und ein noch größeres Glück, daß ich die Reise zunächst allein antrete, um sie laut „freundschaftlicher" Übereinkunft mit S. besser ausnutzen zu können. Dahin steht nun meine ganze Sehnsucht, und meine Natur ist elastisch genug, um bei jeder Erleichterung wieder emporzustreben, um so freudiger, je größer der Druck war. . . . Die „slavische Eigentümlichkeit" ist haltlos, oberflächlich und nicht selten kalt, barock mit Absicht und ohne innern Trieb; ihr fehlt die Wahrheit und Innigkeit unsrer deutschen Romantik und Byrons freche, strotzende und doch so entzückende Fülle, und wenn der Lord sich schon ewig wiederholt, so steigern seine Affen, Puschkin und Lermontoff, die Wiederholung zur nervösen Grimasse. — Die Zeit der talentvollen Universalität oder richtiger Zerfahrenheit ist doch ja vorüber, und mein Axiom

bleibt die Harmonie. Uns der Natur anzupassen, ist alles und der Kern jeder Kunst und Wissenschaft, jedes einzelnen und gesellschaftlichen Lebens. Die Natur aber zeigt sich nicht regellos und sprunghaft — da strebt alles nach einem Ziel, kreist alles um eine Sonne, wunderbar fügt sich Glied in Glied, und wenn sich je eine Lücke zeigt, so vergesse man doch nicht, daß auch der Weltgeist mit dem Stoff arbeitet, und daß sich dieser der Idee nirgends und nie ganz fügen will. . . . .

An H. Wätjen.

Auf dem Schwarzen Meere, 18./30. 4. 73.

. . . . Nun habe ich „den Himmel über mir und unter mir die Wellen". Wie ich mich lang gesehnt habe nach Freiheit, so genieße ich sie jetzt in vollen Zügen, atme erquickt die himmlische Meerluft und sättige mein Auge an der Erhabenheit dieser schrankenlosen Welt. Rußland zeigte mir zuletzt noch einmal seine schönste Seite: das großartigste breiteste Leben und all den Luxus der eleganten Welt in Odessa. Diese Parfümpoesie hat doch auch ihren Reiz und ein paar Tage sah ich auf den Boulevards der prächtigen Hafenstadt dem Schmetterlingsleben zu; nur halte ich das nicht lange aus, und wie mir der einfache Duft des Veilchens den konglomierten odeur de mille fleurs aufwiegt, so das Wenigste, was die Natur bietet, allen Aufwand der großen Gesellschaft. Odessa freilich hat noch andere Reize, unvermischt leben alle Nationalitäten dort nebeneinander hin; den türkischen Turban, das griechische Fez kannst du neben dem glanzlosen Zylinder des gentleman sehen. Wenn andere Städte sich die Völker assimilieren, so verlangen hier die verschiedenen Interessen eine Annäherung nicht. Es scheint mir eine wahrhafte Weltstadt zu sein, und wenn das geschäftige Hafenleben sich zu regen beginnt, dann werden die wundervollen Verse des Spazierganges wahr:

„Auf den Stapel schüttet die Waren der Erde der Kaufmann ꝛc.
„Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
„Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn."

Auch dies Bild ist vorübergezogen. Wie wird mir auf dem Wasser das Herz groß! Es ist doch etwas, sich so hingetrieben

zu fühlen. Wem auf dem Lande die Tätigkeit erschlafft, der kann sie, dünkt mich, auf dem Wasser wieder finden, und man brauchte einen Konservativen nur ein Jahr lang auf den Ozean zu schicken, er würde schon liberal werden. Wer aber hier nicht merkt, daß alles kommt und geht in ewigem Wechsel, daß der Stillstand nur ein Rückschreiten ist, der wird es nie lernen. Ich fühle mich wunderbar kräftig, wenn mir auch bei dem ersten Anblick des offenen Meeres das Auge ein wenig feucht wurde. . . . .

An die Eltern.

Odessa, 30. 4. 73.

. . . . Odessa ist eine Weltstadt, nicht wie Paris und London, die alle Fremden mit ihrem eigentümlichen Charakter sich anformen, sondern in dem Sinne, daß sie alle Nationalitäten vollberechtigt in sich vereint, Deutsche, Franzosen, Italiener, Griechen und Türken, sind dem russischen Stamm bunt untermengt. Und nun das Meer! Wie entzückte mich der Anblick der wechselvollen Fläche, auf der die Schiffe so zierlich erscheinen wie die Modellchen auf unserm Rathaus. Es hatte sich dichtes Gewölk am Himmel verbreitet, auf dem die Sonne einen immer erneuten Kampf begann. Bald schossen helle Lichter über den Spiegel, bald lag alles in grauer Dunkelheit. Aber an den Küsten zeigte sich das lieblichste Farbenspiel, das sich endlich über dem ganzen Wasser ausbreitete, als die Sonne den Sieg davongetragen hatte. Denkt euch das Meer nach seinem Namen nur nicht schwarz. Es ist von leuchtendem Grün und vereint für das Auge alle Regenbogenfarben in stetem Erglänzen und Verlöschen. Das Spiel der ankommenden und abfahrenden Schiffe, ihre silbernen Spuren, das Gekräusel der Wellen, die sich wie weiße Löwen aus dem Schlunde erheben, die flatternde Möwenschar, alles das ist für mich noch neu und fesselt mein Auge beständig. . . . .

An H. Wätjen.

Konstantinopel, 2. 5. 73.

. . . . Wie schön ist die Einfahrt in den Bosporus. Denke Dir den Rhein in das Orientalische und Großartige übersetzt, so hast Du ungefähr ein Bild. Auf beiden Seiten ein immer wech-

selndes, malerisches Ufer, hier die orientalischen Schlösser, dort die Ruinen der alten genuesischen Türme, und statt des Weinlaubs dunkle Pinien und Zypressen, die Berge krönend oder bekleidend. Endlich fuhren wir in das Goldene Horn, und die Serailspitze zeigte sich in üppiger Vegetation, das Auge sofort bestrickend. Moschee an Moschee, und die schmalen lanzenartigen Minaretts, wie zum Himmel geschleuderte versteinerte Gebete. Malerischer kann kaum eine Stadt sein, eine herrlichere Lage ist fast undenkbar. Mitten im Basar unter Türken, Negern, Arabern, Persern und Griechen schien ich mir selbst kaum ein Nordländer mehr. Noch unterscheide ich die Nationalitäten kaum, fast überall finde ich aber einen Typus, der bei den jüngeren durch einen sammetweichen, bräunlichen Teint, eine edle, nie harte Gesichtsbildung und ein wundervolles Feuer der Augen mir über alles Erwarten gefällt. Ein herrlicher Wuchs und eine graziöse Elastizität erhöhen den Eindruck, der um so wohltuender auf mich wirkt, als ich kaum erst den unerträglichen Anblick der russischen Stumpfnasen hinter mir habe. Die Frauen sind leider bis an die Augen verschleiert, oft aber ist die Gaze durchsichtig genug, um ein niedliches, etwas zu rundes Köpfchen darunter zu entdecken. Ganz vergebens ist aber die Umhüllung bei den gewissenhaften Mohrinnen, die wohl oder übel „schwarz durchlassen". An die Abreise denke ich für das erste nicht, ich habe mich vielmehr auf drei bis vier Wochen eingemietet. . . . . Alte Märchen werden lebendig und manches wird schon noch Form und Gestalt bekommen. Versetze Dich einen Augenblick zu mir, unter den Bogengang einer Moschee, von hellem Grün umgeben, von Turbanen und faltigen Kaftans umringt, höre im Geiste vom Minaret herab den heiligen Gesang des Muezzin, sieh die grünen Wellen des Goldenen Horns zu Deinen Füßen und über Dir einen wolkenlosen Himmel und begreife, daß ich glücklich bin. . . . .

An die Eltern.

Konstantinopel, 2. 5. 73.

. . . . Nun bin ich mitten im buntesten Leben des Orients. Schon gestern, als wir bei umwölktem Himmel in das goldene

Horn einfuhren, entfaltete sich der ganze malerische Reiz dieser wunderbar gelegenen Stadt; als aber gegen abend die Wolken sich zerteilten, als der Mond heraufstieg, und wieder, als mir heute morgen sich die Moscheen im Glanze des hellsten Sonnenlichts entgegenwölbten, da schien mir das Ganze so traumhaft, daß ich mich ernstlich fragen mußte, ob ich alles das leibhaftig vor mir sähe. . . . . Das Schwarze Meer war uns zu Anfang über alles Erwarten günstig; das Schiff wiegte sich kaum, das Wasser strahlte in prächtigstem Grün, und die fröhlichen Delphine schlossen sich an das schnell eilende Fahrzeug an. Am zweiten Tage aber umwölkte sich der Himmel, ein kleiner Sturm begann, die Wogen wurden tiefdunkel, Regen und Nebel verhüllten die Grenzen des Horizonts. Auch hier dachte ich, wie so oft, an die geniale Gabe Schillers, anschaulich uns vorzumalen, was er nur vom Hören kannte. An Wahrheit und Pracht der Schilderung können die Verse in „Hero und Leander", welche die Ruhe des Meeres und das beginnende Unwetter schildern, nicht übertroffen werden. . . . . Herr von Keudell, dem ich heute meinen Besuch machte, zeigte mir das liebenswürdigste Entgegenkommen, gab mir eine Eintrittskarte zu einem Konzert der deutschen Gesandtschaft, das den ersten Teil des „Paulus" aufführt, und lud mich für den Dienstag zum Diner mit ihm und dem Prinzen von Sachsen-Altenburg, der sich kurze Zeit hier aufhält . . . . Kaum hatte ich gedacht, daß das orientalische Element mich so sehr fesseln würde. Ich glaubte zu sehr dem Nordischen, dem Blau und Blonden geneigt zu sein. Aber wer entzieht sich diesem Farbenwirbel! Und doch ist das orientalische Wesen hier nicht unversehrt. Im alten Stambul aber ist fast alles osmanisch, während Pera zwar europäisch gefärbt, aber durchaus kein europäischer Stadtteil ist. Krumme, ansteigende Gassen so dort wie hier, und überall wo nicht der Turban, so doch das Fez, das man tausendfältig sehen kann. In Stambul ist ein unaufhörlicher Wirrwarr; Türken, Mohren, Araber, Perser und Griechen schreien in tollstem Durcheinander ihre Waren aus, oder liegen malerisch an den Ecken der Straßen oder in den offenen Speisehäusern, mit gekreuzten Beinen ihre Wasserpfeife rauchend und all die wunderlichen

Speisen verschlingend, von deren Beschaffenheit ich noch keine Ahnung habe. . . . .

An H. Wätjen.

Konstantinopel.

. . . . Wie reich und wohltuend sind die Nächte; erst hier wird die Mondsichel und der Sternenreigen schön. Und so über allem, was mich entzückt und erregt, denke ich nicht daran, daß die winkligen Straßen beschwerlich zu ersteigen sind, daß mein Zimmerchen fast ohne Licht ist und ich mir manche Entbehrungen aufzuerlegen habe. Denn einschränken muß ich mich sehr, doch helfen mir meine Empfehlungen überall; man nahm mich sehr freundlich auf und fährt fort, mir Gefälligkeiten zu erzeigen und mich als Gast zu behandeln. Der Gesandte verschafft mir einen Dragoman, einen deutschen Philologen, zum Besuch der Moscheen und Erklärung der besonderen „Sehenswürdigkeiten". Sonst liebe ich es nicht, nach solchen zu rennen. Konstantinopel ist eine einzige große Sehenswürdigkeit . . . .

An die Eltern.

Konstantinopel, 11. 5. 73.

. . . . Ich könnte ein Jahr hier leben, ohne des Treibens satt geworden zu sein. Es ist ja wahr, man findet nicht viel sehenswerte Einzelheiten hier, und das gesellige Leben ist nur dürftig: mir aber redet diese Welt mit tausend Zungen. Und wenn man im fremden Gewand, auf fremdartigen Zügen sich alles das abspielen sieht, was uns daheim erfreut hat und was die eigene Brust bewegt und ausfüllt, so lernt man die Erde verstehen; der kleinliche Dünkel der Nationen verschwindet, das Mitgefühl entwickelt sich zu wahrer Menschenliebe. Ich sah einen ärmlich gekleideten Mauren sein braunes Söhnchen an den Ladentisch eines Verkäufers führen, der ein vielbeliebtes Gericht aus Stärkemehl und Syrup singend ausrief, und der Kleine erhielt um einen viertel Piaster eine Schüssel voll. Ihr hättet es sehen müssen, wie glücklich er es herunterschluckte und wie sich der Vater freute. . . . .

An die Eltern.

Konstantinopel, 19. 5. 73.

. . . . Soeben komme ich von dem alten Chalcedon in Kleinasien zurück. Prächtig zeigte sich die Schneekuppe des Götterberges, des uralten Olymp, der hoch über die Landschaft hinausragt. Echt antik, die Ewigen in der Eis- und Schneeregion wohnen zu lassen, wo die Luft klar ist und in durchsichtiger Ruhe alle von unten dumpf drängenden Leidenschaften verschwinden. Abends bin ich unter den Cypressen des türkischen Friedhofes, die ich mit Vorliebe aufsuche. Tags tummeln sich die Kinder zwischen den Leichensteinen. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen." Orientalischen Stil studiere ich, so gut es gehen will. Wären die Türken weniger zurückhaltend mit ihren Schätzen, so könnte es mehr fruchten, nun aber muß man, wenn man einmal in die Moscheen, Paläste und Denkmäler tritt, die Augen aufreißen, so weit man kann, und sich im übrigen mit dem begnügen, was sich von außen zeigt. Das wahrhaft Orientalische hat bleibenden feinen Kunstwert und nimmt mich gefangen; es ist ein ganzes, ein organisches Bodenprodukt, phantastisch, schlank und üppig zugleich, ohne Überladung reizvoll und blendend, wahr, weil es die Natur erzeugt hat. Und schließlich ist doch alles vom Übel, was nicht aus ihr stammt. Mir ist an dieser Stätte ein schwülstiger Rokoko-Palast ebenso fatal wie die Tracht „à la franca" (unsere modischen Kostüme), welche die türkischen Elemente verdrängen will. Auf die Musik achte ich fleißig. Von dem hübschen Genre à la turca, das wir Kulturmenschen ausgebildet, ist freilich keine Spur. Ein Schwirren, Brausen und Klingeln. Seltsame elegische Weisen haben die Griechen, zumeist ohne Takt und Rhythmus, einige aber von honigsüßem Wohllaut. . . . .

An E. Cruesemann.

Konstantinopel, 21. 5. 73.

. . . . Vorgestern besuchte ich eine Vorstellung der italienischen Schauspielertruppe, die sehr unzulänglich auf einer Miniaturbühne mit traurigen Dekorationen ein reizendes Lustspiel aufführte: „La polvere negli occhi" (Sand in die Augen). Die unver-

gleichliche Sprache war in wohlklingende gereimte Verse gebracht, die Idee des Stückes einfach und mit dramatischer Oekonomie ausgedrückt. Um es kurz zu sagen, handelt es sich um zwei Familien, die Sohn und Tochter verheiraten wollen, und sich beide, damit ja kein Strich durch die Rechnung kam, als Leute von vollkommner Tournüre, reich und feingebildet hinstellen und sich gegenseitig so lange beschwindeln, bis ein armer Vetter der einen Familie, den man als Köhler zur Hochzeit nicht hatte laden wollen, die Mystifikation ans Licht bringt. —

Nächsten Sonntag hat die deutsche Schule ihr jährliches Schulfest, an welchem ich teilnehmen werde. Es wird eine Tagesfahrt nach Sultanieh an der asiatischen Küste des Bosporus gemacht werden, und das junge Gewimmel freut sich schon wochenlang darauf.

Nächste Woche gedenke ich nach Troja abzufahren. Alles Neue zu verarbeiten wird mir noch nicht recht möglich, wenigstens vermag ich nichts Größeres zu conzipieren. Kleinigkeiten freilich stehen schon zahlreich genug auf dem Papier. Wie man Nichts sieht, wenn man nahe am Berge steht, und der Anblick erst klar wird, wenn uns eine mäßige Ferne von ihm trennt, so ist auch das poetische Gestaltungsvermögen erst tätig, wenn uns das Erlebte entrückt ist. Wie sehr ich dem Geschicke danke, vermag ich nicht zu sagen. Mein Herz hat die erste Empfänglichkeit der erwachenden Jugend noch. Daß es so bliebe! — . . . .

An H. Wätjen.

Konstantinopel, 21. 5. 73.

. . . . Nun endlich erreichte mich Dein lieber Brief, den ich so sehnsüchtig erwartet hatte. Du würdest inzwischen aufs neue von mir gehört haben, wenn mich nicht die mancherlei angenehmen Pflichten, hierhin und dorthin ein Lebenszeichen von mir zu geben, zu dem Ausweg veranlaßt hätten, der Weserzeitung eine Reihe von Aufsätzen zu schicken, auf die ich auch Dich wohl verweisen darf. Nicht als ob Du darum weniger oft Nachricht von mir erhalten würdest, aber ich vermeide auf solche Weise die Wieder-

holung mancher sachlichen Erörterung und Beschreibung und erreiche es zugleich, durch die Gewinnung des Honorars meiner Mutter eine neue Sommererfrischung zu gewähren, die ihr hoffentlich ebenso wohl tun wird wie im vorigen Jahre.

Man wird doch draußen ein anderer Mensch, alles wird weiter, umschließender, die Leidenschaften ruhiger, das Urteil über Menschen klarer und milder. Wie mich der erste Blick auf den Orient entzückte, so hat mich das tiefere Beschauen dieser bunten Welt ebenso warm gefunden. Jetzt, wo der Südwind alles in schwere Glut taucht, liegt eine himmlische Müdigkeit über der Natur, die — darf ich so sagen? — ein passives Genießen in alles Lebende bringt. Dann auf das blaue Marmarameer zu schauen, oder in sternenheller Nacht auf einem Kaik im Bosporus das Mondlicht auf den Kuppeln der riesigen Moscheen lodern zu sehen — es ist ein Anblick, um den man Jahre geben möchte. Trotz der Sonnenglut findet mich der Tag fast immer auf den Beinen: es vergeht kein einziger, der mir nicht ein helleres Bild von dem ganzen malerischen Reiz der Stadt und der Eigentümlichkeit des orientalischen Stils gegeben hätte. Mit wahrster Freude setze ich mich in Stambul unter die riesige Platane vor der Agia Sophia, um in nächster Nähe einen Blick auf den schönen Brunnen des Achmet zu haben. Die orientalische Architektur, und die maurische besonders, die alles der Malerei dienstbar macht, hat einen nicht ermüdenden Reiz und eine Stileinheit, die — ich möchte fast sagen, mit der antiken wetteifert. Sie ist zwar dem Charakter nach das gerade Gegenteil, denn sie rundet und bauscht alle Formen und ist durch und durch phantastisch; aber sie stimmt in allen Details zusammen und erreicht ihre prächtige Wirkung mit den einfachsten Mitteln, wie die Antike auch. Die Achmetmoschee ist außen und innen ein Meisterwerk, und Solimans Bau ein alle Sinne fesselndes Prachtwerk. Die Sophia imponiert, ist außen aber ein unglückseliges Zwitterding und innen mannigfaltig entstellt, so daß ich sie nur mit geteilter Bewunderung ansehen konnte. Aber wie einfach und würdig ist der mohamedanische Gottesdienst. Die Katholiken sind Heiden dagegen und die Protestanten pedantische Zeitvergeuder. —

Nach Troja (zunächst nach den Schlössern der Dardanellen) gedenke ich in nächster Woche abzureisen. Ich brenne, den heiligen Boden zu betreten. Daß die Örtlichkeit die der Ilias ist, steht nun außer allem Zweifel, wie ich noch von sachkundigen Männern in einem Zirkel beim Gesandten bestätigt hörte. Ob aber die Burg gefunden ist, ist eine andere Frage. Es ist schon gut, Schliemann ein wenig zu kontrollieren, da er seine Funde natürlich etwas sanguinisch beurteilt. Die Idee, daß es überhaupt kein Ilion gebe, teile ich jedoch gar nicht; sie ist der Verneinungssucht unserer Zeit entsprungen und im übrigen in Widerspruch mit der antiken Art zu schaffen, die sich stets an etwas Greifbarem und Wirklichem hält. — Du denkst nicht, wie wohlgeordnet sich das öffentliche Leben hier gibt. Fast nirgends Händel und Schlägereien. Betrunkene sieht man nicht, gegen die Frauen wird eine ehrbare Reserve beobachtet. So hat die Polygamie denn auch ihr Gutes, weil der erlaubte Genuß die rohe Begierde sättigt. Besonders, wenn man das hündische Leben in Rußland gesehen, wo auf der Straße Dinge vorkommen, die sich nicht gut niederschreiben lassen, staunt man über dies subtile Sittlichkeitsgefühl, wovon den Nordländern wohl etwas zu wünschen wäre. — Inzwischen muß ich Dir wünschen, daß Du den trostlosen Zivilprozeß siegreich überwindest. Trostlos nennst Du ihn mit Recht, denn in der Idee des formellen Rechts liegt sehr wenig Trost.

An die Eltern.

Dardanellen, 1. 6. 73.

. . . . Eine glückliche Fahrt brachte mich von Konstantinopel zu den Schlössern der Dardanellen. . . . Das Marmarameer trug das Schiff ruhig und sicher; ein prachtvoller Nachthimmel warf einen letzten Glanz auf die am Horizont verschwindende Serailspitze. . . . Am frühen Morgen erwachte ich schon in den Dardanellen. Es war 6 Uhr morgens, als ich ans Land stieg. . . . Ich habe oft beim Lesen der Wanderjahre darüber gespottet, daß sich Wilhelm Meister so mühelos und um ein Billiges die Welt besieht. Und doch ergeht es mir jetzt nichts anders. Der deutsche Konsul wollte durchaus nicht, daß ich in einer der schmutzigen

griechischen Herbergen logieren sollte, und so ließ er mir sofort ein Zimmer einrichten, das allen Komfort Europas aufweist. Ich liebe es jedoch nicht zu vergessen, daß ich in Kleinasien bin. Ein einziger Weg ins Freie überzeugte mich wieder davon. An dem schaumbespritzten Ufer des Hellespont trieb eine Karawane von Kamelen. Auf den hohen Platanen, die sich an den Ufern eines Baches zu einem Wäldchen vereinigen, schrien die goldblauen Mandelkrähen, und vertraulich umflatterten die Störche ihr Nest auf den Dächern der Bauern. Mein liebenswürdiger Wirt lud mich dann zu einem Spaziergang in die nächste Umgebung ein und enthüllte sich im Laufe des Tages als ein tüchtiger Geologe, der sich auch mit der Lage des alten Troja beschäftigt hatte. . . . Eine Wanderung (nach Troja) gleich anzutreten, wollte man mir nicht verstatten; zu den freundlichen Vorstellungen des Konsuls kamen noch die mimischen Bitten seiner Gemahlin, einer Armenierin, die nur einige Brocken Deutsch verstand und mit ihnen liebenswürdig radebrach. So blieb ich denn den Tag über da und erquickte mich an dem köstlichen Wein von Tenedos, an dem herzlichen Gespräch und vom Balkon herab an der erfrischenden Meerluft. Links lag Sestos, ihm gegenüber die letzte Spur von Abydos — das unsterbliche Liebespaar kam mir wieder in Gedanken. Aber Schiller hat sich doch versehen, wenn er die Straße der Dardanellen eine „enge Felsenpforte" nannte; das ist sie nicht und kann sie nie gewesen sein. Die Ufer sind gerade hier nur mäßig hoch und die Mergelschichten sind nicht geeignet, felsig zu erscheinen. Eng vollends ist gerade hier der Weg nicht, obgleich im Altertum zwischen Abydos und Sestos der schmalste Raum der Dardanellen gewesen ist.

Am zweiten Tage trat ich in aller Frühe, mit Lebensmitteln reichlich versorgt (auch dies danke ich der Güte meines Wirtes) meinen Ritt an. Mein Führer ritt auf einem Schimmel voran. Den ersten längeren Halt machte ich an der Farm des Mr. Frederick Calvert, eines Engländers und Farmers comme il faut. Der freundliche Mann lud mich zum Bleiben und hatte, ehe ich es mir versah, meine Sachen in die Kammer bringen lassen, die mich zur Nacht beherbergen sollte. Da es kaum Mittag war, so

machte ich nach seinen Ratschlägen den beabsichtigten Ausflug nach Bunarbaschi, wohin eine Ansicht Troja verlegen will, und den sog. 40 Quellen des Skamander. Der Ritt ging durch Mr. Calverts Farm. Aber wie erstaunte ich über ihre Ausdehnung, über das prächtige Gedeihen des Kornes, das schon in Halmen stand. In den Ebenen des alten Pergamon blüht nun Mais und Baumwolle, und der Schafhirt weidet auf den Plätzen, die einst von dem Blut der Ersten getroffen haben sollen. Ich mußte anhalten, als wir durch den Simois ritten. Sei nun Troja, wo es wolle, jedenfalls ist hier der Boden, den Homer vor Augen gehabt, hier die Wahlstatt des ewigen Krieges. Einen Hügel fand ich, der bis in seine Tiefe ausgegraben worden. Und was fand man in der untersten Schicht? die Jahrtausende alt ist? Verbrannte Gebeine, in weitester Ausdehnung. Vergleicht man dann die Ilias und liest von dem Platze, wo Griechen und Trojaner ihre Toten verbrannten, wer zweifelt dann, daß hier jene denkwürdige Statt ist. . . . Die Excavationen Schliemanns waren mein Hauptziel. Ein einstündiger Ritt brachte mich an Ort und Stelle. Hoch auf dem Hügel, auf welchem ca. 60 Arbeiter tätig waren, in einem kleinen Häuschen gerade beim Essen empfing mich ein kleiner Mann mit großem, braunrotem, kugelrundem Kopf, trüben wässerigen Augen und kahler geschoren als eine Ratte. Ich möchte nichts von dem Verdienste des Mannes abziehen; denn es ist immer viel, Zeit und Kosten für eine Idee zu opfern, und so will ich denn gleich hinzusetzen, daß er mich sehr artig empfing und mir ausführliche und sehr gründliche Erklärungen über seine Funde gab.

Etwa 40 Fuß unter dem erhöhten Erdboden sind Spuren ältester Ansiedelung ans Licht gefördert, Mauern, steinerne Fußböden, Ansätze zu Toren, ein Altar, riesige Krüge in Reihen, vielfaches Töpfergeschirr, religiöse Symbole und eine große Anzahl von Kunstgebilden, die ich nur aus den Abbildungen kennen lernte. Es verdient besondere Erwähnung, daß sich in dieser Erdschicht die Spuren eines überall verbreiteten Brandes finden, verkohltes Holz liegt noch in Schichten da — und das stimmte vortrefflich zu der Überlieferung, daß Troja durch Feuer zerstört worden.

Über dieser Schicht finden sich besser erhaltene Reste, vielleicht griechischer Ansiedelung, endlich gut gefügte Bastionen und die Spuren einer Ringmauer, die möglicherweise von Lysimachus ca. 306 v. Chr. aufgeführt sind. Im allgemeinen beschränken sich die in der untersten Schicht gefundenen Häuser mit den Tempeln auf acht. . . . Was mich betrifft, so halte ich es für wahrscheinlich, daß Schliemann in dem hügeligen Erdreich die Trojanische Burg gefunden hat, während die Stadt sich möglicherweise weiter unten in der Ebene finden ließe. Dies ist sogar höchst wahrscheinlich, weil nach der Ilias die Burg zweifellos hoch gelegen hat. Ich kann doch auch nicht verschweigen, daß Schliemann in seinen Angaben nicht immer ganz zuverlässig ist. Die Leute nennen ihn einen Enthusiasten; aber er vermag durchaus nicht ästhetisch zu empfinden und hat sich nur auf das Altertum kapriziert, um sich nach seinen eigenen Worten „einen Namen zu machen". Aber auch wieder nur auf das trojanische Altertum. Alles andere berührt ihn nicht; allgemein wissenschaftliche und ästhetische Bildung geht ihm ab. Herrliche Spuren griechischer Kunst, die sich an den Ufern des Hellespont finden, „gehen ihn gar nichts an", er will durchaus Troja finden und dann auf seinen Lorbeern ruhn. . . . .

An die Eltern.

„Und die Sonne Homers, sie, sie lächelt auch uns!"
Schiller.

Athen, 7. 6. 73.

. . . . Soeben bin ich hier angekommen. Wir fuhren durch den Ölwald. Wie manche Stirn ist mit den Zweigen dieser heiligen Bäume gekrönt. Und als ich nun die Akropolis nahe sah und den Theseustempel im Schmucke der wunderbaren Säulen, da übermannte mich die Bewegung und die Worte versagten mir. Ich wohne sehr schön und sehe den Palast des Königs vor mir, sehe Oliven, Feigen und Palmen. Aber was ist das Haus des Fürsten gegen den verfallenen Palast der Götter. Wen es hier nicht packt mit einer Faust vom Himmel herab, der verdient nicht geboren zu sein. Und nun hinaus in die werdende Mondnacht,

die himmlische Luft zu atmen und aus dem göttlichen Boden Kraft und Begeisterung zu saugen. . . . .

8. 6., abends.

. . . . Mein erster Weg führte mich heute auf die Akropolis. Im Innern war ich noch nicht, da ich zunächst die äußeren Verhältnisse kennen lernen wollte. Sie ist zerstört, daß man darüber weinen möchte; es ist, als hätten die Brutalität und der plumpe Zufall mit Lust ihr Werk an diesem kostbaren Kleinod üben wollen. Der religiöse Fanatismus und der Krieg haben an der Verwüstung arbeiten helfen. Gleichwohl ist der Eindruck über alle Beschreibung erhaben, und trotzdem so manches fehlt, gehört doch nur sehr wenig Phantasie dazu, um den ganzen Bau in allem Glanze der alten Herrlichkeit vor sich zu sehen. Wie gewaltig beherrscht der Parthenon das Land und die Meere, und was das Wunderbarste ist und was mir hier erst vollkommen klar geworden, wie organisch ist auch diese Kunst dem Boden entsprossen! Großartiger kann keine Burg liegen. Wie ein riesiger Altar erhebt sich der rotgraue Felsen, um den Göttern das schönste Weihegeschenk menschlicher Hände darzubringen. Die Starrheit der Felsen, welche durch die Vegetation wohl sanft gemildert, aber nie überwunden und mit weichlichen Formen überkleidet wird, der gleichmäßige Farbenton, die restlose Deutlichkeit, mit welcher alle Lichter und Schatten in dieser Landschaft vor die Augen treten, sie bedingten die höchste Kunst, indem sie ihr Ernst, Ruhe und Mäßigung gaben. Durch ihr Land wurden die Griechen zum Plastischen erzogen. Und sind die Felsen hart und wild, und gewöhnt ihre Farbe das Auge zu ruhiger Genügsamkeit, so hält der blaue Himmel, die warme Luft, die prächtige Pflanzenwelt mit ihren warmen, die Sinne erregenden Gluten die Natur in entzückendem Gleichgewicht. Weise hat das gütige Geschick gesorgt, um auf diesem glücklichen Boden vollkommene Menschen und eine vollkommene Kunst zu erschaffen.

Von diesem Areopag herab genoß ich lange den herrlichsten Überblick über die Burg und die Landschaft. Der altheilige Schauplatz der Eumeniden steht noch in demselben Ernst, derselben Großartigkeit. Tief sendet sich ihm zur Seite eine dunkle Schlucht

hinab, der Sitz der Erinnyen. Fast möchte ich sagen, die Natur hätte hier die vollkommenste theatralische Szenerie geschaffen. Die 16 Stufen, die zur Gerichtsstätte hinaufführten, stehen noch. Kurzum, es ist fast alles dasselbe geblieben, nur die Krone ist zerbrochen. — Der ganz erhaltene Theseustempel ist ein staunenswertes Werk. Es ist mir, als sähe ich hier zum ersten Male Säulen. Als der Abend hereinbrach, setzte ich mich in der Stadt des Hadrian unter die Reste der Jupitertempels und trank ein Glas griechischen Weins. Man hat einen schönen Rundblick und die Athener versammeln sich gern hier, um die Abendluft zu genießen. Das Leben der Straßen beginnt erst in der Dämmerung. Es macht einen heiteren und freien Eindruck. Wir langweiligen Nordländer! . . . .

10. 6.

. . . . Nun habe ich aber das Theseion mit seinen meisterhaften Skulpturen im Innern, das Theater des Dionys, die Stoa des Eumenes und vor allem die Akropolis im Innern gesehen. Im Theseion bewunderte ich das eleusische Relief und ein meisterhaftes Grabmal der Amenekleia. Das Theater ist unten ziemlich gut erhalten; in der ersten Reihe stehen die marmornen Sessel für die Priester des Bacchus. Über die Akropolis laßt mich schweigen, man könnte über den Fries der Cella Bände schreiben und erschöpfte sich nicht. Nur soviel laßt mich sagen, daß ich mit Freuden zehn Jahre hingeben würde, nun ich das gesehen. Aber Lord Elgins Name darf doch nicht vergessen werden; die Erinnerung an diesen Kunstlumpen muß von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Ihr glaubt nicht, mit welcher Roheit der Mensch geraubt und weggebrochen hat. Für seine Nachbildungen in „Terrakotta" wüßte ich wohl einen besseren Namen. Abends besuchte ich den Kolonos mit dem Grabdenkmal Otfried Müllers und Lenormands, und traf zwei Deutsche dort. Auf der Gräberstraße sah ich ein neuentdecktes Denkmal von rührender Schönheit. Die Sterbende läßt sich ihre Schmuckkästchen geben und sitzt in Betrachtung ihres Ringes verloren. Wer weiß, in welchen Erinnerungen! Ein wundervolles Motiv. — —

Es herrscht eine fast unerträgliche Hitze, die mich bis zur

Unkenntlichkeit verbrannt hat. Aber ich bin frisch und gesund und könnte der Glut der Tropen trotzen. Die Nächte sind über alles Denken schön. Der Himmel schimmert fast grünblau und der Mond gießt einen blendenden Schein auf die Bäume und Blumen, die dem Boden so frisch entsprießen, Oleander und Kaktus blühen und die Ölbäume triefen von Segen. . . . .

19. 6. 73.

. . . . Das neue Athen ist freundlich und gefällig. doch habe ich kaum ein Auge dafür gehabt. Nur die prächtigen Gartenanlagen der früheren Königin Amalie mit ihren wundervollen Dattelpalmen und den glänzenden Reihen der fruchttragenden Orangenbäume zogen mich mehr als einmal am heißen Tage in ihre Kühle. Auch in der Umgegend streifte ich fleißig herum. Eleusis besuchte ich und die Reste des alten Mysterientempels, die geweihte Stätte, wo Ceres zuerst den Pflug geführt haben soll. Im Kloster Kaesariani am Hymmetos lag ich im Gesträuch wildwachsender, duftender Oleander, bestieg den Lykabettos, wo ich nur mit genauer Not dem Steinregen entging, den die Sprengversuche in der Nähe weit umherschleuderten. Die Landschaft zeigt sich von allen erhöhten Punkten reizvoll. Ägina und der saronische Meerbusen sind stets leise verschleiert, während alles in nächster Nähe Athens mit plastischer Schärfe in die Augen springt. Wohin man aber auch blickt, die Akropolis dominiert stets, wie sie denn ein Heiligtum der Welt ist, von dem aus das Licht des Schönen ausgegangen ist, wie von Nazareth das Licht alles sittlichen Lebens unsrer und künftiger Zeit. . . . .

An die Eltern.

Syrakus, 25. 6. 72.

. . . . Italien hat sich mir im vollsten Glanze gezeigt. Meine Sehnsucht war so groß, meine Erwartung so hoch, und alles ist nun doch noch über alles Denken schön. Wie köstlich ist schon die Lage Messinas. Hohe Berge von allen Seiten, Schlucht an Schlucht, auf den Höhen Ruinen der alten Festung, und vor den palastähnlichen Häusern das blaue Meer, in dem sich am jenseitigen Ufer die Küste Calabriens spiegelt. Der Boden strotzt von Üppigkeit, hier reift die Feige, dort blüht der rote Mandel-

baum und schwer von der Last läßt der Zweig der Orange sich zur Erde nieder. Die Straßen Messinas sind elegant und malerisch; von der Artigkeit seiner Einwohner nun gar kann ich auch Wunderdinge erzählen. Alles in allem hat der Chor in der Schillerschen Braut recht, wenn er ausruft:

Wohl, wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Anschaut mit immer freundlicher Helle.

Nach Syrakus fahrend sah ich den Ätna beständig vor mir. In sanftem Ansteigen wächst er riesenhaft an. Ewiger Schnee bedeckt seine Krone, und Unheil kündend steigt unabläßiger Rauch aus seinem Schlunde auf. Ein großartiges Bild! . . . .

26. 6.

. . . . In drückender Hitze bin ich soeben von einer ersten Wanderung durch das alte und neue Syrakus zurückgekehrt. Die moderne Stadt, so schön sie auch liegt, ist doch nur wenig, ihr Hafen steht dem von Messina nach. Aber die alte Stadt verrät noch den Glanz und die grandiose Macht des alten Syrakus in einer Menge von Denkmälern, die, mehr als bloße Trümmer, die wertvollsten Fundgruben bieten. Bis jetzt sah ich die Reste des alten Dianen- oder Apollotempels, das Amphitheater, dessen Konstruktion auf das deutlichste klar wird, die malerische Latomia di Paradiso mit der eigentümlichen künstlichen Höhle, die man das Ohr des Dionysius genannt hat. Die Vegetation ist unendlich reich, die Landschaft, von der Höhe der Straße nach Catania aus gesehen, entzückend schön. Die Meerluft nimmt auch hier der Schwüle von Zeit zu Zeit ihren Druck und schickt erfrischenden Zugwind, vor dem sich die Italiener ebensowendig scheuen wie ich. Vorsicht übe ich schon, aber von übertriebener Ängstlichkeit bin ich fern. Ich sehe z. B. nicht ein, warum man sich drei der größten Labsale im Süden, das Wasser, den Wind und die Früchte, gewaltsam fernhalten soll. Fast möchte ich mit Caspar im Freischützen singen:

Ohne dies Trifolium
Gibts kein wahres Gaudium!

Ich gehe noch fort, um ein Seebad zu nehmen und den Staub des Tages in den Wellen abzuschütteln. . . . .

27. 6.

. . . . Ich stand in der Frühe auf, ließ mich über den kleinen Hafen nach dem Festlande von Syrakus übersetzen und besuchte die Kirche Santa Lucia, die Katakomben von San Giovanni und mehrere Latomien, die wohl nur einmal auf Erden vorhanden sind. Steinbrüche von großartiger Wildheit, von mächtiger Ausdehnung, sind in paradiesische Gärten verwandelt worden. Mitten in den wildesten Schluchten blüht ein Blumenflor, der zu den grotesken Felsbildungen eigentümlich kontrastiert. Man kann sie füglich einen mitten in die Hölle versetzten Himmel nennen. In der Ville Landolina, in der Platens Denkmal steht, brachte ich dem großen Meister der Form, dem begeisterten Apoll der Schönheit im Stillen meine ehrfurchtsvolle Huldigung dar. Die Katakomben sind unbeschreiblich großartig. In ihnen traf ich einen Italiener, Ritter Cavalleri, den Generaldirektor der Altertümer von Sizilien, der vollkommen deutsch sprach. Bei Tische unterhielt ich mich mit einem Italiener, der zwar unserer Sprache nicht mächtig war, der aber Schiller und Goethe aus Übersetzungen recht gut kannte. Es ist zu verwundern, wie die deutschen Elemente über unser Erwarten vorgedrungen sind. Ohne alle Übertreibung kann ich Euch versichern, daß z. B. auf unsrer Überfahrt von Athen nach Messina das Deutsche entschieden vorherrschend war. Griechen, Italiener und Franzosen handhabten es vollkommen geschickt. . . . .

28. 6.

. . . . Soeben verlasse ich das Museum, das manches Wertvolle, vor allem aber eine meisterhafte Venusstatue enthält. Als einem Deutschen kam man mir sehr artig entgegen. Wir gelten für Kenner, während man die Engländer nur als gelangweilte Reisende ohne Kunst- und Naturverständnis ansieht. — Trotz der großen Hitze befinde ich mich außerordentlich wohl. Nur will mir die italienische Küche nicht recht in den Kopf. Sie ist dem Flüssigen, das ich sehr liebe, zu wenig geneigt. Dafür entschädigen mich die vortrefflichen, aber sehr starken Syrakuser Weine. . . . .

An H. Wätjen.

Tunis, 3. 7. 73.

. . . . Europa liegt nun hinter mir. Denn der Gedanke, auch nur einen flüchtigen Blick in afrikanisches Leben zu werfen, wirkte zu gewaltig, und so entschloß ich mich kurz und gut, mit der ersten besten Schiffsgelegenheit nach Malta und von dort aus nach Tunis zu wandern. Die kleine bedeutsame Insel, die mir mehr als andern wert ist, gab mir erwünschte Bereicherung meiner Kenntnisse von einem Terrain, das ich früher zu beschreiben gewagt, als ich es gesehen hatte. Die alte Tradition hat sich noch treu bewährt, die „acht Strahlen" glänzen überall, in der Kirche San Giovanni ruhen die Gebeine der Kämpfer, deren Geister ich zu beschwören mich erdreistet habe. Aber von dem heroischen Glaubensmut der Ritter ist kaum mehr etwas übrig geblieben als der Glaube, verzerrt zur intolerantesten Bigotterie. Die Stadt gibt sich gefällig und selbst elegant, das Hofleben mit insektengleicher Lebhaftigkeit und Emsigkeit; von allen Seiten erfreut das tiefblaue Meer und ein erfrischender Wind, der die glühenden Steine der Insel kühlt und dem ermattenden Leben neue Spannkraft gibt.

Nun bin ich in Afrika und sehe den Orient zum zweitenmal in anderer Gestalt, reiner und reizvoller noch als in der Türkei, mit all dem Zauber der malerischen Effekte, die man aber gesehen haben muß, um sie zu begreifen. Als wir abends in Tunis einfuhren, strahlte das Abendlicht in unglaublichen Schattierungen vom Wasser zurück und im Schein des Sichelmonds glänzten die Felshörner, der See und die wunderbaren Gewächse, die nur die heiße Sonne üppig hervorschießen läßt. Es herrscht eine drückende Hitze. Der Himmel, tagsüber im dunkelsten Blau wie Sammet glänzend, hüllt sich kurz nach Sonnenuntergang in ein mattes Rot, und dann erst vermag man ungestört in freier Natur zu atmen. Mir aber, der ich nur wenige Tage hier bleiben darf, blieb freilich nichts übrig, als mich der Glut auszusetzen, die mir auch nicht schaden zu wollen scheint. Wärest Du nur hier. Wie frisch und ursprünglich gibt sich alles. Europäisches Leben hat nur ein ganz ganz kleines Terrain erobert. Alles andere ist un-

verfehrt. Besonders die Mauren sind ein prächtiger Menschenschlag. Es ist so viel Würde und Haltung, so viel Grazie und Sitte in ihrem Wesen, ihre Quartiere sind tadellos sauber, und ihren Charakter hört man von den Eingebornen nur rühmen. Siehst Du sie vor ihren weißen Häusern sitzen, in ihren langen weißen Gewändern, die sie wie die Toga werfen, über ihnen die gesättigte Farbe des Himmels, vor ihnen die Saracenenmoscheen, von der Palme fast beschattet, so würdest Du nur einen Rahmen wünschen, um ein vollkommenes Bild abzuschließen. Morgen besuche ich die Ruinen von Karthago und fahre abends, nach viertägigem Aufenthalt, nach Malta zurück, vielleicht um einen kurzen Abstecher nach Gozza zu machen. . . . .

An die Eltern.

Napoli, 19. 7. 73.

. . . . Ich erfahre nun auch an mir, daß Neapel den, der länger hier weilt, je mehr und mehr an sich zieht, jeden Tag neue und mächtigere Reize entfaltend, bis er endlich, wie mit magischen Fesseln umwunden, diesen Garten Armidens nicht mehr zu verlassen vermag. Die Luft verweichlicht und erzeugt eine wohltuende Müdigkeit, das Auge verwöhnt sich an der bezaubernden Schau, die sich ringsum, stets wechselnd, darbietet. Und auch das Leben des Volkes, ein genügsames und glückliches, zieht an und gefällt, wenn man nicht zu stark der Gewinnsucht zum Opfer fällt, welche die Neapolitaner dem Fremden gegenüber als Recht beanspruchen. Hiervon bin ich aber fast ganz verschont geblieben und kann einen reinen, nur zu blendenden Eindruck von diesem gepriesenen Lande mit heimnehmen. . . . Die Häuser in Pompeji sind vortrefflich erhalten, fast aus jedem spricht laut und beredt der das Leben erhaltende Schönheitsgeist, den die Römer als Erbteil von den Griechen bekommen hatten, die liebenswürdigste Weltweisheit, die es gibt. Es ist alles Zierlichkeit, Eleganz, Geschmack, Schönheit. Die Kunst im Marmor und der Bronze steht auf höchster Höhe, die Technik des Mosaiks kann von der heutigen Zeit nicht übertroffen werden. Aus Millionen farbiger, weißer und schwarzer Marmorwürfelchen bildet sich fast

in jedem Hause ein kunstvoller Estrich, auf dem der Fuß mit schwebender Leichtigkeit wandeln kann. Geradezu unerhört und noch lange nicht genug betont ist es aber, daß die Malerei der Römer, die doch hier meistens nur flüchtige Handwerksmalerei in einer kleinen Provinzialstadt ist, auf der Spitze der Vollendung steht. Ich erwartete archaistische Strenge und fand vollkommene klassische Freiheit, überraschende Routine in allen Künsten der Verkürzung, der Perspektive, der Charakteristik, der Ornamentik, und ein geradezu tizianisches Kolorit . . Was wüßten wir von der antiken Malerei, wenn Pompeji nicht mehr wäre. Und nun erkennen wir staunend und mit Beschämung, daß die Alten in jedem Los die ersten Nummern ziehen und wir kläglich verstummen müssen. Vielleicht einzig in der Musik nicht, aber wer weiß? . . . .

An H. Wätjen.

Napoli, 21. 7. 73.

. . . . Das köstliche Bild des Meeres und des rauschenden Berges, das jeden Tag vor meinem Auge stand, wird nicht mehr aus meinen Gedanken kommen. San Martino, Camaldoli, Sorrent und die Inseln — das ist alles wunderbar schön. Wie aber Pompeji alle meine Erwartungen noch übertroffen hat, vermagst du nicht zu glauben. Und doch ist alles nur flüchtiges Handwerk. Unsere Zeit leistet doch im Virtuosen auch nicht wenig. Nun sehe man aber ein pompejanisches Mosaik und frage sich, ob wir mehr als das, ja nur etwas ähnliches erreicht haben. Wir brauchen nicht anzustehen zu behaupten, daß ein Teil dieser Werke dem höchsten, was die Malerei hat, gleichsteht, daß beispielsweise Cranach nichts hervorgebracht hat, was ihnen an die Seite zu stellen wäre, daß außer ihm noch mancher, besonders in der deutschen Schule, Zeichnung und Kolorit von ihnen hätte lernen können, welch letzteres oft ganz tizianisch genannt werden kann. . . . .

An die Eltern.

Rom, 24. 7. 73.

. . . . Ich bin nun angelangt und von der Fülle noch ganz verwirrt; riesenhaft ist alles Bedeutende, was dem Auge erscheint,

riesenhaft die Denkmäler der versunkenen Welt, die wie gigantische Leichname prunkhaft mitten im Leben zur Schau stehen, riesenhaft die Werke der Neuzeit, die in der Kuppel der Peterskirche ihre erhabene Krone finden — der Mensch hat den Raum für sich erobern und die Himmelsfeste zu schanden machen wollen; der Dichter der Griechen hat recht: es lebt nichts Gewaltigeres als der gebrechliche Sohn des Staubes. . . . .

Nachmittags besuchte ich das Kapitol, wo mich die wundervolle Venus und der sterbende Fechter zu höchster Bewunderung hinrissen. Abends köstliche Promenade auf dem Monte Pincio und Konzert an der Piazza Colonna vor der Säule des Marc Aurel. . . . .

Morgen mehr. Es ist tiefe Nacht. Nur möchte ich Euch noch auf die meisterhafte Elegie „Rom" von Friedrich v. Schlegel aufmerksam machen, die, wie ich glaube, im Poetischen Hausschatz steht. Sie ist der Frau von Staël gewidmet und beginnt „Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's (Neapels) üppigem Busen". . . . .

25. mittags.

. . . . Heute morgen war ich im Vatikan, wo ich mit der sixtinischen Kapelle begann. Groß, unbeschreiblich erhaben. Michelangelo ist der Prometheus, der der Gottheit das Feuer entwandt hat. Er

„nahm sie auf in seinen Willen
Und sie stieg von ihrem Weltenthron."

Raffaels Stanzen und Loggien folgen, dann das Museum der Statuen. Wie viel bleibt mir noch übrig! . . . .

An H. Wätjen.

Rom, 28. 7. 73.

. . . . Soeben empfing ich auf der Post Deinen Brief, den ich mit innigster Freude las und an dem mir der Genuß noch reiner gewesen wäre, wenn er mir nicht zugleich die Gewißheit gegeben hätte, daß drei meiner Briefe nicht an Dich gelangt sind, ein Verlust, der mich verdrießt und betrübt, dessen zweifellose Gründe mich jedoch — Du wirst hören warum — auf das höchste

empören. Sämtliche Adressen waren, wie es der Sicherheit wegen in Griechenland geschieht, französisch; neben Straßburg hatte ich zwar gern, aber ohne politische Ostentative, „Allemagne" hinzugefügt. Nun geht aber die Postverbindung auf französischen Dampfern vor sich — und da haben wir auch schon Aufklärung. Während alle übrigen nach Deutschland geschickten Briefe richtig angelangt sind, hat man es für gut befunden, die elsässischen aus Ärger beiseite zu schaffen. . . . . Jetzt nur noch soviel, daß Heinrich Schliemann zwar Reste älterer Kultur gefunden hat, daß diese allenfalls trojanisch sein mögen, daß aber die Art, wie er die Sache betreibt oder besser betrieben hat (denn er ist jetzt in Athen), so einseitig, ja komisch ist, daß für die Wissenschaft kaum ein großer Nutzen daraus erwachsen kann. Durch einen wunderlichen Zufall traf ich dort den Dr. Eckenbrecher, Welkers bekannten Gegner in der Trojafrage, aber selbst dieser schüttelte oft innerlich den Kopf, äußere Opposition schneidet H. Schliemann, der übrigens wie ein altes trojanisches Henkelgeschirr aussieht, rundweg ab. — Und Athen. Wie hatte ich Dir schnell und bewegt die Wallungen mitgeteilt, die mich auf dem ewigen Boden nie verlassen haben. Unschätzbare Tage, glückliche Stunden, die einen leuchtenden Schein in mein ganzes Leben werfen. Wie die heiligen Ruinen in ihrer Einfachheit, ihrer Harmonie, ihrer göttlichen Schönheit uns ansehen wie aus großen, reinen Kinderaugen, in die man nicht ohne Rührung blicken kann! Wenn Rom die Welt ist, so ist Athen der Himmel dazu, trägt es doch im Keime alles Schöne, was ist und sein wird, Erlösung von allem Zwiespalt zwischen Geist und Stoff, Versöhnung der Erde mit dem Äther, des Menschen mit dem Gott. Sorgfältig, in der Art eines Tagebuchs, hatte ich Dir alle neuen Details, welche die Forschung zutage bringt, mitgeteilt — und das hat nun verloren gehen müssen. Da ich nun im Grimm bin, so fällt mir auch Lord Elgin wieder ein, den ich im ersten Ärger mit folgender Strophe bedacht hatte:

„Dein sei richtend gedacht, brutaler britannischer Kunstlump,
Wenn man von Freveln an Gott, Raub an dem Heiligsten spricht;
Kuppelt die Namen zusammen, den Tempelschänder zum andern,
Und mit Verwünschung sprecht: Elgin — Heliodor."

Von der Schönheit der Akropolis und der andern klassischen Reste werden Dir einst die Photographien, die ich gesammelt, ein deutliches Bild geben.

Jetzt in Rom. Zuerst war ich verwirrt, jetzt wird schon alles klarer, aber ich habe doch sorgfältig zu sondern und schärfe mein Urteil. Räumliche Größe allein ist bei mir verloren. Sie imponiert mir nur dann, wenn der künstlerische Gedanke gleich groß ist. So halte ich die Engelsburg für plump, ich möchte sagen brutal, weil sie soviel Luft verdrängt. Nun aber den Vatikan. Wer hat es gewagt, auf den Apollo von Belvedere, auf den Laokoon den kritischen scrupulus zu werfen? Ist das nicht Lästerung? Mich haben sie entzückt und erhoben. . . . . Unter den Gemälden der Pinacoteca sah ich eine Madonna des holdseligen Sassoferrato, neben der vier Kopien standen, die sich alle vergebens bemüht hatten, den eigentümlichen Liebreiz des Meisters wiederzugeben. . . . .

An die Eltern.

Rom, 20. 7. 73.

. . . . Ich schreibe dieses, nachdem ich soeben von einer Tour vor den Mauern der Stadt, dem Besuch der prächtigen Paulskirche, der Pyramide des Cestius und des Scherbenberges zurückgekehrt bin, der prächtigen Aussicht genießend, die sich von meinem Zimmer aus auf blühende Oleanderbäume, Lorbeeren und Feigen bietet. Die Hitze ist wohl sehr beschwerlich, und die Stärksten seufzen darunter. Ich aber halte dafür, daß wir Modernen die Tugenden der Alten, „Hitze und Kälte gleich gut zu vertragen", auch zu der unsrigen machen und unter der Glut der Julisonne nicht wie Kinder leiden.

Roms Größe geht mir immer mehr und mehr ein. St. Peter ist übergewaltig, ja, so sehr, daß es einem schwindelt, wenn man die Augen zuerst an die mächtigen Verhältnisse, an die Größe des künstlerischen Gedankens zu gewöhnen hat. Auch Bernini und seiner Schule, die viel Geschmackloses geschaffen, lasse ich Gerechtigkeit widerfahren; es ist ein zwar manierter, gefallsüchtiger, aber doch ungeheuer begabter und fast unerschöpflicher Meister,

dem alles unter den Händen zu leben beginnt, und so sehr ich Gegner seiner unplastischen Reliefdarstellungen, seiner Vermischung von malerischen und plastischen Prinzipien bin, so sehr erkenne ich doch sein großes Talent und seine eminente Technik an.

Raffaels Stanzen und Loggien sind über alles Denken schön. Es ist ein entzückender Anblick, wenn einer schönen Seele die Flügel wachsen und sie, die sonst nur im Gleichmaß der Harmonie zu schlagen gewohnt ist, sich erweitert zu der mächtigen, unruhvollen Erhabenheit einer titanischen Natur — wie hier Raffael zu Michelangelo. Auch die „Verklärung Christi" desselben Meisters ist ein großartiges Werk.

Sonntag trank ich am Ponte Molle unseres Hauses Wohl in feurigem Albanerwein. Dort sieht man das Volk sich sammeln und den Staub der Woche hinunterspülen. Aber welch ein Volk dies! Wie edel die Züge, wie rein der Typus! Und ein Wohlklang, eine Klarheit der Sprache, wie ich sie in Italien noch nicht gehört habe. Der alte Römerstolz lebt noch fort und gibt selbst dem Niedrigsten Gewicht und Bedeutung. Ehe man sichs versieht, hat man hier den Kothurn unter den Füßen — aber er darf nicht gemacht theatralisch sein, wie er es bei den Römern auch nie ist. Alles in allem: ich fühle mich sehr wohl, erhoben und glücklich hier! . . . .

An H. Wätjen.

Rom, 31. 7.

. . . . Wer in dem Antlitz dieser Völkerniobe die Weltgeschichte gelesen hat, wird den Anblick nie wieder vergessen. Das ist es, zwar der riesige Raum gehört dazu, die Physiognomie dieser Stadt, welche die größten Geschicke gesehen hat, zu vollenden. Roms ganze Gewalt kann sich nur in kolossalen Dimensionen aussprechen. Aber nicht diese sind das Entscheidende. Schlegel hat es wundervoll bezeichnet: Es ist der Tod, den wir in Rom schlürfen. Zeit und Tod sind verwandte Begriffe; wo man das Leben sieht, vergißt man das Vergehen und denkt an den ewigen Bestand der Dinge. Das ist die Grenze in dem Genuß Roms. Eben daß wir die Zeit, daß wir den Tod überall erkennen, und

nicht das Leben, nicht die Ewigkeit, das ist der ideale Unterschied zwischen den Trümmern dieser Stadt und denen Athens. Roms geschichtliche wie künstlerische Größe wurzelt in der Zeit. Athens Schaffen ist dem Genius leuchtend und brausend entquollen. Das ist das Bezwingende, daß die Säulen der Akropolis zu leben scheinen und sich über den Verfall die ewige Glorie erhebt, die uns mit Wonne erfüllt, wo wir hier nur Schauer der Vernichtung atmen. In Rom hat man die Welt, aber in Athen den Himmel dazu. Mit dem Kolosseum, sagt man, stürzt das All zusammen. Wenn aber von den Säulen der Akropolis nur noch eine einzige stände, o diese einzige könnte, wie einst die Steine des Deukalion, die Welt neu gebären. Verkenne das nicht. Du wirst dasselbe fühlen, wenn Du einst vor den erhabensten Ruinen der Erde stehen wirst. Glaube nicht, daß ich Rom verdamme — nein doch, ich verlebe unvergeßliche Tage hier und nirgends bot sich mir ein so reiches Feld der Erkenntnis, des Genusses, aber der ideale Totaleindruck der alten Griechenstadt steht über dem alten Rom, wie die griechische Kunst über der römischen. Aber auch hier ist ewiges Leben: in Raffael, in Michelangelo, in den Schätzen des Vatikans.

Wir wollen uns doch auch nicht verhehlen, daß der Stil der meisten alten Bauten ein Barockstil ist, der auf dauernden Bestand kein Recht hat. Das Kolosseum ist für mich großartig schön, aber die Trajanssäule und die des Mark Aurel, so bewundernswürdig die Technik und die Bezwingung des Materials ist, vergehen, wenn die Säulchen des Niketempels noch in tausenden von Bauten nachleben.

Im Theater war hier der Schillersche „Tell" angezeigt. Ich scheute mich jedoch hinzugehen, weil ich in Neapel eine grausame Verhunzung des Don Carlos gesehen, in welchem z. B. der Domingo garnicht vorkam. Dafür sah ich ein vortreffliches Stück von Paolo Ferrari, welches der Seele wohl starke Angstschrauben ansetzt, aber von echt künstlerischer Durchbildung und ergreifender Wirkung ist. Ist es an sich schon ein vortreffliches Problem, die Zweifelsucht eines Mannes durch das glaubende Vertrauen einer Frau zu paralysieren und zu heilen, so wird es noch bedeutender

dadurch, daß die Hauptpersonen Sohn und Mutter sind, und daß es die Mutter selbst ist, an der der Sohn unter furchtbaren Qualen glaubt zweifeln zu müssen. Von Seiten der Dame wurde die schwierige Aufgabe meisterhaft gelöst. . . . .

An die Eltern.

Florenz, 11. 8. 73.

. . . . Die Campagna Roms hat sich mir kurz vor meiner Abreise noch in so überraschender Schönheit gezeigt, daß mir die Trennung schwer wurde. Frascati besuchte ich, das schattige Tusculum, Albano und das altberühmte, felsige und waldige, von schäumenden Wasserfällen rauschende Tivoli, das Tibur des Horaz. Mit reinstem Entzücken verweilte ich lange Stunden in den schattigen Gründen, in den frischen Grotten, an dem großartigen Fall des Anio. Unter den Säulen des zierlichen Sibyllentempels hielt ich Mittag. In Rom mußte ich nach dreiwöchentlichem Aufenthalt endlich an die Abreise denken. Voll Glück über alles Gesehene und nicht ohne Bewegung, begab ich mich, wie jeder Reisende, der dermaleinst noch zurückzukehren hofft, an die Königin der Fontänen, die Fontana Trevi, warf den üblichen Soldo als Opfer in das klare Wasser und tat den Abschiedstrunk aus den Brunnenröhren, die noch jetzt aus den antiken Wasserleitungen gespeist werden. Und wie der frische Trunk aus alten Röhren, so ist mir das Altertum belebend eingedrungen. Wir Menschen alle werden noch aus alten Leitungen getränkt; all unser Wissen, all unsere Kultur kommt von dort. Sei sie jedem ein mundender Trunk, der die magische Wirkung hat, den, der davon gekostet, wieder zu sich zurückzuziehen. Und sollte mir dies auch nicht beschieden sein, das Große auch nur einmal gesehen zu haben, ist so unendlich viel, daß die Wünsche sich bescheiden müssen. Die Erinnerung hält ja alles wach und — mein Gedächtnis ist so übel nicht.

Jetzt in dem reizenden Florenz „Fiorenza la bella", wie der Italiener es mit Stolz nennt. In gebirgiger Landschaft des Arno, hoch über den Häusern aufragend der Dom des Brunelleschi, der wundervolle Glockenturm, ja und was sonst alles?

Der reichste Schatz der Gemälde der ganzen Welt, und in der Tribuna des Palastes der Uffizien die holdselige Venus von Medici. Mit Muße will alles betrachtet sein; das Auge hat sich an die Paläste erst zu gewöhnen, die in grandioser Einfachheit sich aus dem Grund der Straßen erheben. . . . .

An H. Wätjen.

Florenz, 9. 8. 73.

. . . . Ich bin schwer von Rom fortgegangen. Noch sah ich Frascati, Tusculum, Albano und das reizende Tibur, das wie ein Stück frisches Bergland mit seinen prächtigen Wasserfällen mitten in den Süden durch Zauber versetzt erscheint. Ich ließ es mir in den Grotten von Herzen wohl sein. Du weißt, ich liebe es sehr, wenn sich zwei Gegensätze verschmelzen und den Naturdualismus aufheben, daß ich die zürnende Milde, die weichgewordene Stärke gern habe; so schien mir hier die wundervolle Schlucht, über deren Wassergüssen sich ein glänzender Regenbogen zitternd wölbte, mitten in der heißen Natur Italiens, unter dem blauen Himmel doppelt reizvoll. Dazu kam noch, daß ich einen Vetturin hatte, so blond und blau, wie ihn der Norden nur hätte erschaffen können. Aber er war ein guter Römer und wollte hartnäckig nichts davon wissen, daß seine Vorfahren vielleicht eingewandert wären. Man konnte es ihm jedoch gerade so wenig glauben, wie man es Dir geglaubt haben würde, wenn Du Dir einmal beikommen ließest, Dich für einen Spanier auszugeben.

In den Uffizien war ich nun schon zweimal, und die Grabmäler der Mediceer sah ich auch. Von jetzt ab traue ich keinem Gipsabdruck mehr. Noch nie sah ich das feuchte Liebesverlangen, wie es der Venus in göttlicher Schönheit aus den Augen leuchtet. Wohl ist die Venus von Melos in der Auffassung größer, aber die Mediceerin ist und bleibt ein Kunstwerk ersten Ranges. Lorenzo und Giuliano und Tag und Nacht sind unvergleichlich groß in ihrer Art. Und die Gemälde. Auch von den zweiten Meistern, die ich immer mehr unterscheiden und verstehen lerne, werden mir ebensoviel lieb, der größte Andrea del Sarto, Guercino mit seiner Samischen Sibylle, die immer lebenswahren

Caracci und Caravaggio mit seiner dreisten Realistik. Der David steht nicht mehr an seinem Platze. Ich suchte und suchte und lief endlich wie ein Verzweifelter in dem Palazzo vecchio herum, bis ich endlich Auskunft erhielt: er steht im Hof der Academia delle belle arti, wo ich ihn fand, lange und aufmerksam betrachtete und zu lieben begann. . . . .

An die Eltern.

Wien, 20. 8. 73.

. . . . Und so wäre ich am letzten Ausgangspunkt meiner Reise. Italien zeigte sich mir, als ich von dem teuren Boden Abschied nahm, noch einmal im Lichte der untergehenden Sonne mit all den Reizen, welche die Natur so verschwenderisch über das gepriesene Land ausgestreut. Dann aber zogen wir in die grüne Steiermark ein, deren Häuser und Menschen die immer rege, saubere Arbeit der deutschen Stämme in so freundlicher Form verrieten, daß es dem Schauenden fast schwer wurde, zu entscheiden, was nun das Schönere sei. Vollends eröffnete die Fahrt über den Semmering landschaftliche Bilder von solcher Großartigkeit, zeigte eine Fruchtbarkeit bis hoch auf den Gipfel der Berge, bis tief in den Grund der Täler, daß ich gern und freudig dies schöne Land dem Schönsten zugesellte, was ich gesehen, und froh war, zu wissen, es sei deutsches Land. Die heimatlichen Laute aus jedem Munde wiederzuhören, war mir so ungewohnt, daß ich mich erst daran zu gewöhnen hatte; wie sehr es bewegt, das weiß nur der, der lange Zeit nichts als fremde Sprachen gehört und geredet hat. „O süße Stimme, vielwillkommener Laut der Muttersprache!“ —

Meine Abreise aus Venedig hatte ich beschleunigt, um rechtzeitig in Wien zur Aufführung des König Lear im Laubeschen Stadttheater einzutreffen. Das gewaltige Werk wirkte in so vortrefflicher Inszenierung wie der des großen Dramaturgen tief erschütternd, und mit Staunen sah ich, was ein Mann wie Laube selbst aus untergeordneten Kräften zu machen weiß. Die Deklamation war bei allen bis herab auf den kleinsten Boten tadellos. Da war nirgends eine störende Gestalt, ein unangenehm be-

rührendes Organ; wohlklingende Stimmen, noble Haltung überall. Aber man darf doch nicht zu viel Wasser zum Kochen nehmen, man muß die Kraftbrühe noch herausschmecken, d. h. hier und da eine künstlerische Persönlichkeit herausfühlen, die aus eigener Kraft, nicht nur angelernt, schafft. Vor allem muß dies bei dem Darsteller des Lear selbst der Fall sein, der glorreich über alle zu dominieren hat. Leider aber stand gerade dieser nicht auf der Höhe seiner Aufgabe; er war zu bürgerlich, zu einfach, und nicht wie Lear „jeder Zoll ein König" . . . . Das Ganze war über allem Tadel, kein Schauspieler schweifte auch nur mit Blicken von dem Ziel seiner Aufgabe auf der Bühne ab, und überall traten die Haupttreffer in Worten und Szenen mit blitzartiger Deutlichkeit hervor . . .

Die Wiener Weltausstellung besuchte ich bis jetzt zweimal. Großartig durchweg! Deutschland ist, wie mir scheint, nach der Seite des Praktischen vortrefflich, Frankreich überall glanzvoll vertreten. Die Kunst (Malerei) von den Deutschen am besten und würdig und blendend zugleich durch den Münchner Piloty repräsentiert. Die Makartsche Schule fängt an Fiasko zu machen. Die Skulptur liegt leider fast überall im Argen; sie erniedrigt den kostbaren Marmor zu der Unbestimmtheit und Weichheit des Gipses, wählt unwürdige Stoffe und kokettiert mit einer rein äußerlichen Technik. . . . .

An H. Wätjen.

Wien, 21. 8. 73.

. . . . Nun bin ich am Endpunkt meiner Reise angelangt. Von manchen zurückgebliebenen Vorurteilen befreit, um unschätzbare Kenntnisse und Empfindungen reicher, erfrischt und neubelebt, sehe ich dankbar auf das Durchlebte zurück, das zu genießen meine kühnsten Träume vor Jahren nicht hätten träumen mögen. Ich habe das Schönste der Erde geschaut, und bin beglückt vor vielen Tausenden. Mag kommen, was will, es bleibt ein Schein zurück, der sich dem Lichte, das mein Leben schon erhellt hat, verstärkend zugesellt und der mich nicht verlassen wird. Auch Venedig lernte ich kennen. Der Markusplatz und seine Umgebung hat mich ent-

zückt, weniger Tintorettos Paradies, auf welches ich sehr begierig war. Eigentlich ist doch Tizian der Einzigste der Venezianischen Schule, den zu schauen man nicht satt wird. Alle andern sind zwar große Koloristen und wissen ausgezeichnete Licht- und Goldeffekte anzubringen, aber dieser goldige Ton ist so himmelweit entfernt von dem Raffaels, daß man vielmehr offen gestehen sollte, daß ihm ein schmutziges Gelbgrün beigemischt ist, welches sich bald von den Farben des Urbiners unterscheidet wie Schlangengold von geläutertem. Alle Wellen und Wolken, jedes Stück blauen Himmels bei Veronese, Tintoretto, Pordenone und selbst bei Tizian sieht angerußt aus — das könnte man sich bei der düsteren Art Rembrandts gefallen lassen, aber zu dem Lebensgenuß auf den Bildern der Venezianer scheint es mir schlecht zu stimmen. Vollends Canaletto zieht durch diesen abscheulichen Ton die schönsten Ansichten Venedigs in eine abschreckende Prosa herab. . . . .

An E. Cruesemann.

Bremen, 9. 9. 73.

. . . . Deine Zeilen, die ich gestern empfing, erfreuten mich von Herzen; warum aber in dem greulichen Stil, der eigentlich diesen Namen gar nicht mehr verdient? Fürs erste nur soviel, daß die Sätze mich anstarrten wie Nürnberger Holzpuppen aus der Schachtel, daß ich ihnen aber gleichwohl nicht gram werden konnte, weil mir die fast naive Ursprünglichkeit dieser wunderlichen Schnitzarbeit immer noch lieber ist, als die zierlich gedrechselten, glatten und o! wie so oft lügenhaft geschmückten Konditorfigürchen, die man in andern Briefen recht wohl aufgesetzt erhält. — Aber das ist jetzt schon zu viel! Und gefreut habe ich mich doch innig darüber.

Sahst Du die Zauberflöte dort, so hörte ich sie hier, und wenn auch manches mangelte, so entzückte mich die leuchtende Musik doch wieder, wie sie es immer noch getan. Schade, daß die geheimnisvollen und doch so klaren Sätze der drei Knaben fast nie zu der Geltung kommen, die ihre Bedeutung verdient.. . . . .

An H. Wätjen.

Leipzig, 7. 10. 73.

. . . . Du hast Dir also richtig vorgestellt, daß man mich ohne viel Federlesens in den zweifarbigen Kittel stecken würde, in welchem ich mich denn nun auch, und zwar recht wohl befinde. Das „recht wohl" hast Du in des Wortes verwegenster Bedeutung zu nehmen. Meine Neigung, Dinge prinzipiell, oder wenn Du willst, typisch zu nehmen, hat mir doch auch hier Nutzen geschafft: ich verbinde nun einmal mit dem Begriff „Militärdienst" den Gedanken an eine unbeugsame Regel, an eine alle Kräfte anspannende Zucht — und schließlich ist es gar so arg nicht. Dem allgemeinen Willen, der sich in der Disziplin ausdrückt, werde ich mich jederzeit bereit und freudig fügen; nur müßte es eben auch immer allgemeiner Wille sein, und nicht irgend eine Brutalität oder Schrulle der Herren Unteroffiziere und Leutnants. Sei übrigens unbesorgt: ich werde nicht „aufmucken"; — daß in einer Universitätsstadt unter den Freiwilligen viel gebildete und tüchtige Elemente sind, ließ sich erwarten; so habe ich Aussicht auf gute Kameradschaft. . . . .

An E. Cruesemann.

Leipzig, 9. 10. 73.

. . . . Dem, was ich meinen Eltern schon mitteilte, kann ich vor der Hand nichts weiter hinzufügen, als daß ich die Strapazen, die so arg nicht sind, vollkommen und sogar mit Leichtigkeit zu ertragen hoffe, kurz, daß ich alles in allem die Sache durchaus nicht schwer nehme, was vergeblich und töricht wäre, sondern frisch und angeregt in die Zukunft blicke und meine Eltern und alle Lieben bitte, dasselbe zu tun. Was ist denn auch Schlimmes daran? Die eherne Regel, welche sich auf alle mit gleich bindender Kraft legt, ist sie nicht selbst etwas Imposantes? . . . Der Charakter bildet sich unter dem stillschweigenden Gehorsam, das Wissen vermehrt, der Körper kräftigt sich, und alles wäre ganz und gar gut, wenn nicht manche andere Sorge mich bisweilen gefangen nähme. Nicht die Bekümmernis, die teuersten Seelen nun wieder auf lange Zeit entbehren zu müssen, ist es

allein, auch die böse Sorge um die Existenz, um das leidige Geld, für das ich ganz allein ohne meiner Eltern Hülfe aufkommen will, gibt mir zu denken. Auch da hilft freilich das Grübeln nicht viel. Und es werden ja Zeiten kommen, wo das unentbehrliche Mittel zum Leben mir weniger kärglich zufließt. Aber ich danke dem Geschick, das mir mancherlei Hindernisse unablässig in den Weg gerollt hat und mich zum Kampfe tauglich zu machen rege bedacht ist, und so ist es recht! Am Schlusse der Tage muß ein jeder ausrufen können:

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein!

Und nun zu Dir! Laß, da uns das Geschick aufs neue getrennt hat, die Seele zu mir hinüber klingen: des reinsten Nachklangs bist Du ja stets gewiß. Sei, wie Du es sein mußt in den Jahren der beginnenden Frühlingsstürme, fest, ruhig, beharrlich, treu, bring' das wallende Herz mit siegreicher Kraft zur Ruhe, halte Dir aufrecht das dauernde Glück der Freundschaft! Ich kenne Dich nun ganz, glaube alles zu sehen, was in Dir schlummert, und weiß, wie liebenswert Dein Herz ist. Wo Du zu arbeiten und zu unterdrücken hast, das weißt Du. . . . .

An E. Cruesemann.

Leipzig, 20. 10. 7.

. . . . Der Herbst zeigt jetzt sein freundlichstes Gesicht; er ist nicht der finstre, melancholische, der alljährlich mit trüben Empfindungen zum Winter hinüberleitet, nein, heitrer Himmel und warme Luft locken zu neuen Liedern und zu erfrischenden Gängen im Rosental, wenn der Dienst einige Stunden oder, wie es jetzt der Fall ist, gar einige Tage frei gibt. Manches Poetische nimmt wieder Form und Gestalt an, und wenn auch der Orient und Italien noch nicht, so wie ich möchte, so hat doch dafür ein andrer mir lieber Gegenstand sich ausgebildet, in der Idee wenigstens: das Festspiel für den Sekunda-Verein.[1]) Ich habe Henzen die Idee mitgeteilt, weil ich über etwaige und doch notwendige Musik mit ihm beraten wollte. Wenn ich auch Dich, wie es sich

[1]) Die Ratskellerphantasie.

von selbst versteht, damit bekannt mache, so brauche ich wohl nicht erst hinzuzufügen, daß darüber sorgfältig stillgeschwiegen werden muß. Ich möchte durchaus nicht, daß etwas vorher davon bekannt würde. Vielleicht, sagte ich Dir schon, daß ich Chidher, den ewig jungen, den Gegensatz zum Ahasver, den Angel des Ganzen sein lassen wollte. So soll es auch bleiben. Die Szenerie ist modern, die Handlung spielt im Weinkeller, und zwar in einer entlegenen Ecke, in welcher sich alles niederläßt, was ungestört sein, resp. allein sitzen möchte: ein Bremer Pfahlbürger mit Frau und Tochter, drei Personen, die als Prügeljungen für den bremischen Kastengeist benutzt werden sollen. Sie sitzen allein, weil ihnen die Gesellschaft im Keller zu gemischt wird, ein pessimistischer Student, die Mitglieder des Vereins, endlich Chidher, der mit Puder und Zopf auftritt, und den alles für verrückt oder für einen Schauspieler hält. Der Verein nimmt ihn zu sich, entzündet und erwärmt ihn an der ewigen Jugendlichkeit, der nie versiegbaren Lebensflamme, er gewinnt aller Jünglinge Herz, der Student verläßt seinen Winkel und kehrt zu geselligen Menschen zurück, die Tochter wirft verliebte Blicke, die Alte selbst beginnt zu kokettieren, der Spießbürger schwimmt in Seligkeit. Die Verhältnisse des Vereins werden speziell berührt. Durch die Gestalt des Chidher wird dem Stück eine unabsehbare Perspektive gegeben und gewissermaßen die ganze Weltgeschichte in den kleinen Kreis aufgenommen. . . . Du siehst wohl, daß Gott Mars mir noch Zeit läßt. . . . .

An E. Cruesemann.

Leipzig, 22. 11. 73.

. . . . Vorgestern war in allen Kirchen des Landes Trauergottesdienst für den verstorbenen König, zu dem ich wohl oder übel auch kommandiert ward. Und so hörte ich denn wieder einmal eine Predigt, die mir die Haare sträuben machte und die Galle übertreten ließ: Phrase und Lüge von Anfang bis zu Ende. Ein ewiges Tremolando der Stimme, ein geradezu wahnwitziges Pathos und eine Betonung, die in 'all ihrer Sinnwidrigkeit nur dadurch erklärlich ist, daß dem Redenden das Besprochene nicht

momentan oder mit Notwendigkeit entspringt, sondern daß es ihm fremd, unempfunden und unverstanden ist. Wer einfach und wahr spricht, dem kommt die richtige Betonung selbst im höchsten Affekt von selbst. Wem aber drinnen keine warme Quelle sprudelt, und wem es doch aufliegt, Begeisterung oder Rührung zu wecken, der kommt allzuleicht in diesen widerlichen Singsang, den wir Kanzelton nennen, und der am Mittwoch in der Kirche in glänzende Blüten schoß. Die Kirchen bedürfen der Reform. Es ist zu vieles faul im Staate Dänemark. Hat man denn die Fahne des großen Nazareners so verkennen können? Er wollte eine Weltreligion, ein Reich Gottes im Herzen, einen Gottesdienst überall, an welchem Orte, zu welcher Zeit es sei. Und was haben wir? Sekten, steinerne Häuser, heilige Tage und Heuchelei in Fülle. Wer zweifelt, daß so und so viele Gerechte unter ihnen sind? Aber wer weiß denn auch nicht, daß wir ein untrügliches Merkmal ihrer haben: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ ....

An E. Cruesemann.

Leipzig, 4. 12. 73.

.... Es ist wohl weder hier noch im Theater der Ort, sich kritischen Betrachtungen über den Wert und die Bühnenfähigkeit des zweiten Faust hinzugeben; daß die letztere absolut nicht vorhanden, von Goethe auch durchaus nicht gewollt ist, darf man übrigens so ziemlich für allgemein anerkannt halten. Das hindert jedoch nicht, daß man der Aufführung von Anfang bis zu Ende mit der lebhaftesten Teilnahme folgen konnte, daß einzelne wirklich dramatische Szenen wundervoll wirkten, daß man so manchem riesigen Gedanken, so manchem feinen Witz, so manchem packenden Lebenswort mit Ehrfurcht, Lust und Rührung lauschte, und daß ich es mir nicht versagen konnte, auch die erste Wiederholung mit anzusehen. Es wäre lächerlich, noch besonders darauf aufmerksam machen zu wollen, daß der zweite Teil nur in einer Bearbeitung auf die Bühne kommen konnte, leider kann ich von dieser, ein Produkt des Hamburger Wollheim Chevalier de Fonseca, nicht allzu viel Gutes sagen, sie zeugt wohl von Bühnenkenntnis, begeht aber die Ungeschicklichkeit, eine so vorzügliche Abteilung wie

die Papiergeld-Creation ganz zu streichen und über den großen Maskenscherz ebensowohl wie über die klassische Walpurgisnacht keck hinweg zu huschen. Ich würde mich nicht scheuen, alle Mittel der Ausstattung aufzubieten und diese beiden Teile wenigstens als Pantomimen oder Tableaux mit Wandeldekoration vorüberziehen zu lassen. Sie ganz zu rezitieren und zu spielen ist selbstverständlich unmöglich. Übrigens passiert dem geistreichen Bearbeiter mancher geistreiche Unsinn: er vermischt den Homunculus mit Gretchens getötetem Kinde, macht dann den Euphorion daraus und zuguterletzt noch einen seligen Knaben, der die Eltern im Jenseits wiederfindet. Helena, die allerdings, im Gegensatz zu Gretchen, Fausts ganze geistige Neigung und Kraft entflammt, identifiziert der kühne Mann ruhig mit der rührenden Schönheit des ersten Teils und läßt die „Büßerin" in der Verklärungsszene Gretchen und Helena zugleich sein. Noch manche Tollheit und manchen gewagten hinzugesetzten Vers hat Herr Wollheim zu verantworten, im übrigen wollen wir es ihm jedoch danken, daß er die Aufführung ermöglicht hat. Die Musik von dem verstorbenen Engländer Pierson hat schon einige Schönheiten, ist aber doch im ganzen sehr, sehr trocken und konfus. . . . .

An H. Wätjen.

Leipzig, 17. 1. 74.

. . . . Es scheint, Du bist mehr noch als früher geneigt, im Elsaß zu bleiben; und wenn es gilt, dem Reiche Freunde zu werben und den feindlichen Nachbar uns günstig zu stimmen, so wärest Du wohl der Mann dazu. Und kann ich diese Sache tadeln, die Du ergriffen? Gewiß nicht. Ist es doch, soweit es den Kampf gegen die römischen Kurie und die französische Revanchepolitik angeht, auch die meine. Nur laß uns nicht zu weit gehen. Laß uns „Freunde des Rechts" sein, jawohl, aber laß uns die Interessen der Regierung nicht mit denen des Volkes verwechseln, die nun und nimmer identisch sind, laß uns in dem widersinnigen Faktum der sog. konstitutionellen Monarchie, die nur auf dem Papier denkbar ist, in Wirklichkeit aber ein Übergangsstadium zu einer reineren Staatsverfassung ist, nicht ein

unumstößliches Heil sehen. Ich möchte um alles nicht, daß unsre Ansichten hier auseinander gingen, um alles nicht Dich auf der Seite jener sehen, die den Namen Nationalliberal bald zu einem Schimpfwort gemacht haben werden und selber schuld sind, wenn man ihn mit gewissenlos, phrasenhaft, feig, wortbrüchig und fahnenflüchtig identifiziert. Immer wieder erinnere ich mich an jenen Fall der Hamburgischen Postbeamten, denen das Petitionsrecht verkümmert war. Wie elend benahmen sich die Nationalliberalen, die zuerst ins große Horn gestoßen hatten, endlich, als die Sache zum Klappen kam? Wie kläglich, den Mantel schon zu wenden, ehe nur der Wind von oben weht, mehr Freunde der Regierung als Freunde des Volks sein zu wollen. Ist doch das Volk ohne das Königtum sehr wohl denkbar, aber nicht das Königtum ohne Volk. Danken wir dem großen Staatsmanne, der die Dinge bis dahin geführt, wie sie jetzt liegen. Aber hat denn die Regierung allein das Reich gründen helfen? Laß uns Partei ergreifen, laß uns zum Volk und dem Reich, welches das Volk ist, stehen, wenn es gilt die Finsternis zu bekämpfen, die von Rom aus sich gern über die Welt verbreiten möchte, wenn es gilt, der französischen Phrase das Maul zu stopfen. Gewiß, das ist ein Menschenleben wert, und unser Volk, das ich in der Fremde erst habe lieben lernen, ist eines solchen Kampfes wert. Will aber die Regierung selbst hemmen und drücken, will sie anders als das Volk will, kommt sie mit gewissen Preßgesetzentwürfen ꝛc., dann laß uns die Sache der Freiheit, der Vernunft, des Volkes, der Menschheit vertreten, das ist mehr, als sich ängstlich dem Willen von oben drücken. Die Regierung sorgt schon, daß sie nicht verdirbt; sorgen wir, daß das Volk keinen Schaden leidet und laß uns durch die Politik unseren Charakter nicht beflecken. . . . .

An die Eltern.

Leipzig, 31. 5. 74.

. . . . Der entzückende Sommermorgen hätte mich wohl hinauslocken können, nun aber muß ich wohl oder übel daheim bleiben, weil ich einige Soldaten unserer Kompanie erwarte, die

mit mir ein Quartett einstudieren wollen. Seit einiger Zeit nämlich bin ich vom Hauptmann dazu designiert worden, der Mannschaft wöchentlich 3 Singstunden zu erteilen, eine keineswegs undankbare Aufgabe: denn die Leute haben Lust und Eifer, und ein Teil von ihnen ist auch mit ganz hübschen Stimmen begabt. Zu diesem neuen Posten gesellen sich nun auch noch die Unteroffiziersfunktionen, die ich beim Exerzieren zu erfüllen habe und die Pflichten eines Korporalschaftsführers, die eben nicht die leichtesten sind. Wenn ich sehe, wie aufmerksam man mir in der letzten Zeit entgegenkommt, so scheint es mir zweifellos, daß man mir in der Erlangung der Offizierscharge auf halbem Wege entgegenkommen will; ich aber bin mir mehr als zweifelhaft, ob ich sie, wenn ich das Examen bestehe, überhaupt annehmen darf. Ich weiß recht gut, daß dieser Stand die wesentlichste Stütze der Regierung ist und auf rückhaltloser Loyalität basiert, daß er sich für bevorzugt hält und daß ihm demgemäß Rechte eingeräumt sind, die ich nicht anzuerkennen vermag. Ich bin wahrhaftig kein Feind des Reiches, denn ich weiß sehr wohl zu schätzen, was der jetzige Stand der politischen Dinge gegenüber der früheren Verwilderung bedeuten will. Aber ich bin doch weit davon entfernt, für jede Maßregel der Regierung solidarisch eintreten zu können und zu wollen — beileibe nicht! Im Gegenteil, mein politisches Ideal ist ein durchaus republikanisches, die konstitutionelle Monarchie für mich nur ein Übergangsstadium, und wenn je einmal ein ernstlicher Konflikt zwischen Volk und Regierung ausbrechen würde, so würde mich Neigung und Überzeugung höchstwahrscheinlich auf die Seite des Volkes stellen. Was täte ich also mit einem Offizierscharakter, der mir bei nächster Gelegenheit wieder genommen werden müßte? Ich möchte die Regierung nicht gern betrügen, und mein Gewissen vollends nicht, darum bleibe ich wohl am besten davon! — . . . .

An den Vater.

Leipzig, 10. 7. 74.

. . . . Mitten aus den Mühsalen des Dienstes herzliche Grüße, die noch freudiger lauten würden, wenn ich nicht einen

kleinen Unfall gehabt hätte, der mich zwingt, Dir eine Bitte vorzulegen. Ich habe nämlich durch einen Fall einige Zähne verloren und bin darauf in meiner Bedrängnis sofort zum Arzt gegangen, der mich, bevor die verlornen wieder ersetzt werden können, einer zwar raschen, aber schmerzhaften Kur unterwarf. Dienstunbrauchbar machte mich die fatale Geschichte zwar auf zwei Tage, und das schlimmste an ihr ist auch die Rechnung; ohne diese würde ich alles mit Humor behandeln, so aber vermag ich es leider nicht ganz. Meine Hülfsquellen sind fast am Versiegen, und so muß ich Dich herzlich bitten, mir zunächst 20 Mark zu schicken. . . . . Daß ich auch jetzt noch alles aufbiete, mir durch eigene Tätigkeit Subsistenzmittel zu verschaffen, versteht sich wohl von selbst, und Du wirst mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und glauben, wie ungern ich mich gerade in dieser Sache an Dich wende. Aber das kindliche Vertrauen gibt mir doch den Mut, Dir noch einmal auf kurze Zeit diese Sorge zuzuwälzen, weil ich auf den völligen baldigen Umschwung fest vertraue. Daß ich keinen rhetorischen Aufwand dabei mache, wirst Du mir, lieber Papa, verzeihen. Ich glaube, es ist meine Art, ohne viel Worte zu handeln und die Sorge lieber im Herzen als auf den Lippen zu tragen. Und damit breche ich ab und erwarte Deine Antwort. — Noch eins: Um alles möchte ich nicht, das Du Dich um Deine Ferienerholung brächtest, ja, ich würde mich täglich quälen, wenn dies der Fall wäre. Aber eine kleine Anleihe, dächte ich, könntest Du im Vertrauen auf Deinen Sohn ohne Gefahr machen. . . . .

An H. Wätjen.

Leipzig, 26. 9. 74.

. . . . Noch vier Tage, und ein schweres Joch liegt glücklich überwunden hinter mir. Auch das Letzte hat sich zu meiner Zufriedenheit abgespielt: ich meine die Offiziersfrage. Ich habe die Genugtuung, Dir mitteilen zu können, daß ich mit der ersten Nummer zensiert, vom Hauptmann, dem Major und der Instruktionskommission zum Offizier vorgeschlagen worden bin, die Ehre jedoch abgelehnt habe. Meine Gründe kennst Du wenigstens im allgemeinen. Eine längere Unterredung mit dem Major, einem

Manne, den ich sehr hoch schätze, hätte mich fast zum Wanken gebracht, aber inzwischen war meine Erklärung bereits ans Regiment gelangt — und nun ist es gut so. Es sind nicht die Vertreter des Standes, die mich zurückschrecken — denn neben hohlen Nüssen sind auch vorzügliche Kernnaturen, hervorragende Geister, tüchtige Menschen in Menge darunter —, es ist das Prinzip des Standes, der ein widerspruchsloses Organ der fürstlichen Gewalt sein soll. Das kann, das werde ich niemals sein. Und was hätte ich davon, vielleicht infolge eines Zeitungsartikels über kurz oder lang kassiert zu werden. Sage ich zuviel? Bin ich zu skrupulös? Übrigens werde ich als Unteroffizier entlassen. Summa summarum: über den Verlauf meiner aktiven Dienstzeit bin ich sehr froh und ich habe vielleicht das Recht, von Genugtuung zu sprechen, wenn ich bedenke, wie skeptisch alle, auch Du, mein lieber Junge, und ich gewiß auch, der Zeit entgegensahen, wo ich zweifarbiges Tuch tragen sollte. Der Wille — das ist doch die Hauptsache. . . . .

Bremen.

Briefe an Hermann Wätjen.

Bremen, 27. 10. 74.

. . . . Die „Anthologie“ [1]) ist heraus, aber noch nicht im Handel. Von Nicolaus Delius fand ich ein recht gutes Gedicht darin; „Camoëns“, es ist überhaupt viel Tüchtiges dabei, Mittelgut natürlich überwiegend, geradezu Schlechtes wenig. Nur mit der gewöhnlichen Vers- und Sprachbehandlung unsrer modernen Lyriker bin ich herzlich wenig einverstanden; jede unnatürliche Inversion und Verrenkung des Satzgefüges ist mir in den Tod zuwider, sie verrät den Zwang des Schaffens und ist niemals notwendig. Auch in der Anthologie sind einige Versmonstra, die ihr Vorbild in der Übersetzung italienischer und französischer Operntexte zu haben scheinen: — „Mir, Himmel, jetzt ihn sende, ab Unglück von ihm wende“, wie es die Lukrezia, Luzia oder eine ihrer Leidensgenossinnen singt. Was aber um der schwierigen Arbeit willen, einen fremden Text zu übersetzen und die einzelnen Wörter den Noten anzupassen, entschuldbar ist, ist es im Original durchaus nicht, und ich würde es darum keinem verdenken, der, wenn ihm eine vernünftige fließende Behandlung der gebundenen Sprache unmöglich ist, die Poesie an den Nagel hängte.

Weißt Du schon, daß ich mit Franz von Holstein, dem Komponisten des Haideschacht sehr nahe bekannt und befreundet

[1]) Eine Anthologie Bremischer Dichter.

bin, das letztere erst in jüngster Zeit. Er ist eine echte Künstlernatur, immer gesammelt und gleichmäßig, von weiter Leidenschaft und Empfindung und doch Herr seines Willens. Wie mir die letzten Tage, die ich in Leipzig und seinem Hause verlebte, sehr teuer waren, so ist es mir auch jetzt die Korrespondenz, die ich, so lebhaft es gehen will, mit ihm unterhalte. Auch mit Reinthaler komme ich manchmal zusammen, seine „Edda" (eine Oper) macht ihm große Sorgen, die gewordene mehr als die werdende vermochte. Die meisten Bühnen lehnen sie um des Stoffes willen ab, hier wird sie im Dezember zur Aufführung kommen. Ob sie gefällt, wer weiß. Die Handlung spielt in Friesland, und „Frisia" bekanntlich „non cantat". . . . .

Bremen, 24. 1. 75.

. . . . Einige geschäftliche Angelegenheiten sollten erst abgewickelt werden, ehe ich Dir schriebe; jetzt hab ich die Arme frei. Am Liebfrauenkirchhof habe ich mir ein Zimmer gemietet (in der Nähe des Domshofs), das mich jährlich 150 ℳ kostet; meine Dissertation mit der echt ciceronischen Praefatio und unzähligen jam dudum, non dubito quin und quippe qui liegt fertig da, die Repetition hat einen letzten erneuten energischen Angriff genommen und in meinem Kopfe fängt es allmählich an, sehr reinlich auszusehen. Im Februar werde ich die üblichen Schriftstücke einreichen, und liegt das Ganze nur erst hinter mir, dann denke ich stark juristisch zu wüten. Ich habe gute Gründe dazu und will meine Ehre darein setzen, den Märtyrern ihres Studiums und der philiströsen Langweiligkeit ihres Philisterlebens zu zeigen, daß ich ihnen mindestens nicht nachstehe, trotzdem ich hunderterlei Dinge getrieben habe und manches, weiß Gott, nicht ungründlich. Sollte hieraus ja etwas wie ein Ärger oder Dünkel blicken, so wirst Du mir das verzeihen, wenn Du weißt, daß es immer noch Leute gibt, die einen Zweifel darin zu setzen scheinen, und für die das Examen und der Preis, auf den ich wahrhaftig nicht stolz bin, noch immer kein Beweis vom Gegenteil sind. Man sollte denken, sie sollten das Gerede satt haben, wenn sie sich mit ihrem gänzlichen Mangel an Lebenskenntnis und Fähigkeit zu

verkehren, in ihren vier Pfählen allein erblicken, ein versiegendes Tintenfaß und ein staubiges Pult ohne Akten vor sich. Ich habe es nun einmal grundsätzlich vermieden und vermeide es noch, in geselligem Verkehr Fragen des Fachstudiums auf das Tapet zu bringen, denn ich halte es für eine dumme Arroganz, Dritten an der Lex Julia Geschmack beibringen zu wollen. Wer nichts zu treffen weiß, was uns alle angeht, der hat Öl und Mühe verloren. Darum hat bislang noch niemand ein rechtes Urteil gehabt, was ich auf diesem Gebiete etwa leiste — oder nicht, und der Himmel gebe, daß ein solches Vorurteil nicht etwa recht behält. Vor der Hand bin ich nun erst doppelt mutig, und da ich von der Jurisprudenz und vor allen Dingen unserm Kriminalrecht und -Prozeß, der mich noch am meisten interessiert, nicht allzuviel halte, so verlasse ich mich auf die mir noch stets getreue „Suada meines Mundes", und im übrigen auf den Verstand, den der gütige Gott mir doch gegeben hat wie andern Menschenkindern.

Daß Du fort bist, ist zwar recht schlimm; aber daß Du da warst, ist doch unendlich viel besser, daß ich das Übel darüber vergesse. Es hat stets noch immer lange in mir vorgehalten, wenn wir zusammen waren, und so erfrische ich mich auch diesmal noch daran, und fast mehr denn je. Denn erst jetzt weiß ich völlig, daß der banausische Geist und das ennuyante Zeremoniell, das mir so verhaßt war, und das ich oft in Deiner Gegenwart angegriffen habe, Dir kein geringerer Greuel ist. Und ist es nicht ein Glück, daß wir, jeder in seiner Form, aber im Grunde einmütig, das Leben als das eigentliche Feld betrachten lernten, wohin alle Quellen zu leiten sind? Es ist alles verloren, was außer ihm liegt, alles tot, was nicht praktisch umgesetzt, nicht Fleisch und Bein werden, nicht lebendig werden kann. Der Ballast der Wissenschaft, was nützt er, wenn er nicht zu der letzten Not des Schiffes dem auf der See mastenlos Treibenden Nahrung gewährt, nicht versiegende, bis ihn das Geschick an das Ufer treibt? Sei es wie es sei: es ist auch schön, die Blumen des Herbariums zu zersetzen — denn es gibt einen Genuß der Reflexion und Kritik; und wird nun gar das Gewonnene ver-

wertet, so ist es vollends vortrefflich und derjenige, der das Blühende nur im Leben kennt, hat nichts vor dem Forscher des Toten voraus. Aber in einer oder der andern Weise muß es ins Innere des Seins dringen, und in uns selbst als Begeisterung oder als stille herzgewinnende Sammlung, als liebevolle Vermittlung der Gegensätze oder als energischer Parteisinn, als ernste Zurückhaltung oder als freudiger Genuß Erscheinung werden. . . . .

Lübeck, 12. 3. 75.

. . . . Soeben habe ich das Examen mit glücklichem Erfolge bestanden. Das Zeugnis kenne ich zwar noch nicht. Schriftliche Arbeiten: Nichtigkeitsbeschwerde über einen nicht gerade anständigen Fall in Straffachen, welche sehr schwer, und ein zivilprozessualisches Erstes Erkenntnis, welches sehr leicht war. Mündliche: Römisches Recht und übertrieben viel über die konfarriierte Ehe ging leidlich, Zivilrecht, Strafrecht, Kirchenrecht, Deutsches Recht ausgezeichnet. . . . .

Bremen, 22. 5. 75.

. . . . Gleich von Anfang an begann meine neue Praxis so rasch emporzublühen, daß ich selbst kaum wußte wie mir geschah. Alles natürlich relativ, aber es ist doch noch kein Tag vergangen, an dem ich nicht zu tun gehabt, das heißt neue Sachen bekommen hätte. Das ist für mich unendlich viel wert, und die Freude am Gewinn macht mir selbst die jammervolle Misère des bremischen Prozeßverfahrens, über das übrigens nur eine Stimme ist, erträglich. Wie sehr es auch nötig ist, daß der „Mühe sich ein erfreulicher Wohlstand eint", das habe ich kürzlich erst wieder erfahren: meine Eltern haben mit Sorgen zu kämpfen gehabt, von deren Umfang ich oft gar keine Ahnung hatte. Das wird nun alles anders, langsam, aber ich hoffe, sicher. Ich nehme den guten Anfang als glückliches Omen für die Zukunft und hoffe nun erst recht auf die Zeit, wo diese milchende Kuh, wenn sie ihre Bestimmung erfüllt hat, entlassen wird. Dazu muß es freilich noch anders kommen, aber es wird ja wohl. Ich weiß, wie sehr Dich dies erfreuen wird, und ich bin glücklich, dies zu wissen. Das braucht Dich aber gar nicht zu hindern, mir die Gänseleber,

die Du mir einmal versprochen hast, und wegen deren ich Dich beim Schopfe fasse, doch noch zu schicken. Dafür spiele ich dann, wenn Du wieder nach Bremen kommst, den rührigen Wirt und setze Dir auf — „was, weiß ich selbst noch nicht". (Lear.) Ich füge diese Parenthese hinzu, um Dir ein unnützes Kopfzerbrechen über das Zitat, das Du nicht untergebracht hättest, zu ersparen. Und nun zu etwas anderm. Alles bisherige klingt entsetzlich banausisch. Reinthalers „Edda", die einen großen und sehr berechtigten Erfolg hatte, habe ich für Hannover umarbeiten müssen, d. h. den Schluß des 4. Aktes. Die Flickarbeit erfreute mich gar nicht und wäre trostlos gewesen, wenn nicht der Komponist über die getroffenen Änderungen sehr glücklich, nach den Worten seiner Frau sogar „entzückt" gewesen wäre. Die Details gehören, da Du den Text nicht kennst, nicht hierher. Das Komische daran ist dies, daß Reinthaler nun dem Textdichter, der ihm ebenfalls den Entwurf einer Änderung eingereicht, gegenüber in einer fatalen Lage ist und nicht recht mit der Sprache heraus will, um Keinen zu kränken und „vor den Kopf zu stoßen".

Vor mir liegt die Wagnersche Walküre, die ich heute bei Deinem Schwager spielen und singen werde. Den Schluß des musikalischen Teils dieser hübschen Abende macht regelmäßig ein Gesangsvortrag aus der Fülle unserer komischen Opern, sei es nun ein Duett oder zwei aus der beliebten „Zuleima", sei es die „Rachearie", die „Poppäaarie", oder das nachgeschriebene Couplet der Frigja mit dem Refrain „In die Ecke, Besen, Besen, seids gewesen" — das Beste, was ich je geschrieben habe. . . . .

Bremen, 17. 10. 75.

. . . . Neuerdings bin ich nun auch mit Fitger manchmal zusammengekommen. Er ist außerordentlich anspruchslos und gibt sich wenig zu erkennen, aber was ich von seinem Menschen gesehen, hat mir vortrefflich gefallen. Künstlerisch hat er wohl jetzt das Beste geleistet, was er kann: es ist ein Fries in dem Rutenbergschen Hause am Domshof, die Entwicklung des deutschen Volkes in den ausgezeichnet malerisch erfaßten Hauptpunkten darstellend: die taciteischen Germanen, die Überwindung Roms (à la

Makart und Kaulbachs Nero) das Eindringen des Christentums, Kaiser Karl der Große, die Hunnenschlachten unter Heinrich und und Otto, die Kreuzzüge, das Aufblühen der Städte und mit ihnen des Handels, Luther und die Männer der Reformation, das klassische Zeitalter, der französische Krieg. Du wirst es demnächst wohl aus einer Photographie kennen lernen können und mit mir Deine Freude daran haben. . . . .

Bremen, 10. 11. 75.

. . . . Die Aufführung der Kopisten, die besser nicht gelingen konnte, und deren Aufnahme alles Erwarten übertraf, will ich Dir eiligst melden. Der Vorhang mußte sich dreimal heben, und endlich mußte ich noch vor die Rampen. Freude und Behagen lassen sich nicht machen, und so war der Beifall wirklich ehrlich. Seitens der Bühnenangehörigen sind mir alle möglichen Hoffnungen über die Verbreitung des Stückes gemacht, ich habe es jedoch satt, mich an Aussichten zu freuen, konstatiere daher einstweilen nur, daß mich der hiesige Erfolg sehr beglückt hat, daß ich lebhaft wünschen muß, das Stück würde auf den andern Bühnen zirkulieren, und warte im übrigen ruhig ab. . . . .

Bremen, 3. 12. 75.

. . . . Die „Anthologie" ist nun wohl in Deinen Händen. Vielleicht wunderst Du Dich ebenso sehr wie ich darüber, manchen ehrenwerten Bürger als Dichter wiederzufinden, den man sonst, wenn man ihn überhaupt kannte, nur als Herrn mit Zylinder und Spazierstock zu betrachten gewohnt war. Aber es ist doch viel Hübsches darunter, und das Ganze ein „schätzenswertes Unternehmen", welches auf den philiströsen Geist dieser guten protestantischen Stadt gewissermaßen einen morgenroten Strahl wirft. Holstein animiert mich auf das Lebhafteste, mehr von mir drucken zu lassen, aber ich muß wohl oder übel Entsagung üben, da mich meine Arbeiten zu sehr beschäftigen, um das Vorhandene mit Muße sichten und redigieren zu können. — Mir scheinen Henzens „Kypseliden" zwar sprachlich oft sehr unerquicklich und gesucht, gedanklich manchmal verrenkt bis zum Tollwerden, aber doch an

dichterischen Schönheiten reich und entschieden Charakterisierungsgabe verratend. Auch die Effekte sind da, zwar oft mehr theatralisch als dramatisch, aber sie sind doch da. Und Mark und Kraft haben diese Helden auch, wenn sie auch nicht so starkknochig sind wie die Krusesche Gräfin. — Du kannst Dich beruhigen, lieber Junge: meine Kunstberichte für den „Kunstfreund" begreifen nur die Revue über Konzert und Theater: Im Dezemberheft erscheint ein größerer Aufsatz von mir, der nämliche, den ich zur Probe einschickte. Meine Kritik des Devrientschen Werks ist inzwischen erschienen. — Ich begreife Dich, daß Du Dich gegen Wagner sträubst. Es ist die Vernichtung jeder Form, das absichtliche Durchbrechen jeder Schranke; durch und durch pantheistisch und im Anschluß an Schopenhauer und das Nirwana der Inder scheint diese seltsame Musik die Grenzen unseres Seins zu erweitern und erzeugt doch nur ein Gefühl der Ermattung nach dem ohnmächtigen Ringen nach Befreiung aus den Banden des Ichs. Wir sollen das Universum nicht innerhalb der uns gesteckten Grenzen unseres Gehirns und unseres Herzens erfassen, nein, wir sollen uns an das Unbegrenzte hinanleben, uns selbst unbegrenzt, eins mit dem All empfinden. Dieser höchste Begriff der „Sympathie", der „Liebe" will aber doch in der Kunst seinen künstlerischen und nicht philosophischen Ausdruck, und findet ihn in der höchsten Stufe im Liebesrausch, im Versinken des einen Individuums ins andere. Dies ist der stark sinnliche, aber notwendige Beigeschmack der Wagnerschen Musik. Daher die eigentümliche Nervosität, die unheimlichen und süßen Schauer und all die Wonne der Verzückung, die ein Wagnerianer lebhafter empfinden und schildern mag als ich. Den „Tannhäuser" möchtest Du noch ohne Sträuben hören; der „Lohengrin" atmet diesen berauschenden Duft schon voller aus, „Tristan und Isolde" und die „Walküre" steigern ihn bis zur Narkose, und ich glaube kaum, daß er Dir in dieser Gestalt noch erträglich wäre. Aber Wagner bedarf dieser Äußerung nicht immer, er hat noch vor nicht langer Zeit im „Rheingold" Töne angeschlagen, so rein und harmonisch, daß man fast vergißt, es mit einem Werke des Bayreuther Halbgottes zu tun zu haben. . . . .

Bremen, 5. 12. 75.

. . . . Ich habe den zweiten Band der Kellerschen Novellen mit rechter Muße und höchstem Genuß gelesen. Er ist bei all seinem scharfen Pragmatismus doch immer so außerordentlich anschaulich und weiß mit seltener Kunst die psychologische Entwicklung eines Charakters immer in Situationen zu geben. Ich halte das geradezu für das Höchste des Novellistischen; die meisten geben anziehende Handlungen und lassen es an der Klarheit in der Feststellung der einzelnen Menschen fehlen, andere (wie Moericke) zeigen uns die Menschen, entwickeln psychologische Probleme mit großer Kunst, aber vernachlässigen dafür die Handlung. Derart ist jedenfalls die Frau Regula Amraim mehr Studie als Novelle; Keller versteht es aber fast immer, beides zu geben, und das mit seiner herzhaften Sinnlichkeit, der großen Wahrheit, die alle sogenannte poetische Unterhaltung verschmäht und das Gewöhnlichste in den Kreis des Dargestellten zu ziehen sich nicht scheut. In dieser Beziehung ist die Stelle, wo der Schneider in „Kleider machen Leute" sich in dem kleinen Kabinett mit der glänzend weiß lackierten Tür einschließt, unbezahlbar. Und wie köstlich sind die Kinder. Kurzum, das ist ein großer Meister, der diese beiden Bände geschrieben, dessen Ruf um ihretwillen stehen wird und durch den Grünen Heinrich weder vergrößert noch vermindert werden kann. — Das Theater bringt hier von dem Neuesten; die Schwanksintflut ist noch im Steigen. Ich sah kürzlich die „Citronen" von Rosen, im Grunde auch eins von denen, zu deren Elaboration mehr Dreistigkeit als Talent gehört. — Damit gibt sich unsere Bühne jedoch nicht zufrieden, „weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden". Man studiert die Oedipus-Trilogie ein. Das ist doch gewagt, besonders in Anbetracht unserer Tragöden; mir fällt aber nicht ein, es zu tadeln, im Gegenteil: ich habe mit Herzberg bereits über die dankbare szenische Einrichtung des Oedipus in Kolonos gesprochen, wobei ich zwar tausend Dinge zu hören bekam, die ich gar nicht wissen wollte, jedoch auch einiges lernte, stecke mit dem Regisseur zusammen, habe diesem Herzbergs Ottfried Müller[1]) geliehen, und spiele mich überhaupt als Gönner

[1]) Ottfried Müllers „Handbuch der Archäologie der Kunst".

des ganzen Unternehmens auf. Geschähe hier nur mehr. Es ist doch eine verzweifelt öde Stadt. . . . .

Bremen, 4. 2. 76.

. . . . Holstein will mich nach Mannheim haben, um mir die Leitung des großherzoglichen Theaters so sächtchen in die Hände zu spielen. So schön das klingt und so sehr mich seine Fürsorge gerührt hat, ich zaudre doch, denn noch glaube ich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Und die tausenderlei Kleingeschäfte, die wieder mehr verwirren als befriedigen! — Mein neuestes Werk mußt Du nun in Händen haben. „Na, was sagst Du denn dazu?" Mir gefallen die Kopisten weit besser, und ich hoffe, Dir auch, wenn auch die „Lebenden Bilder" zehnmal „wirksamer" sein mögen. Hier haben wir Björnsons „Fallissement" gehabt, ein im dritten Akt ausgezeichnetes, im vierten Akt sehr ergreifendes Werk, das an zu langatmiger epischer Einleitung (in den ersten zwei Akten) und an einem seligen Birch-Pfeifferschen Ende leidet. . . . .

Bremen, 22. 8. 76.

. . . . Und wenn ich mich scheute, Dir in geschriebenen Worten viel vorzuklagen, mündlich werde ich es gewiß doch einmal tun. So mag es genug sein, daß Du es weißt, daß mir mein Beruf manche schwere Stunde kostet: das immer wiederkehrende peinliche Gefühl der Zeitvergeudung, das ich schwerlich allzulange mehr ertragen werde. Einstweilen genug. In den Ostertagen war ich nach Hamburg, ich hatte eine Auffrischung not, um das Verdische Requiem zu hören, es hat mir außerordentlich gefallen, besonders des Moralischen wegen, d. h. der bedeutenden Tatsache, daß ein sonst so leichtsinniger Faiseur wie Verdi, der freilich Talent in Hülle und Fülle hat, plötzlich ein so ernstes und sogar zu musikalischer Strenge sich versteigendes schönes Werk geschaffen hat. Der Opernkomponist und Italiener dringt freilich immer wieder durch, aber doch nie störend, und im ganzen stimmt das Werk wirklich religiös, jedenfalls sehr weich und doch erhebend. Man gab es im Theater, am Karfreitag. Möglich, daß es in

der Kirche noch mehr gewirkt hätte, im Theater ist man doch kritischer. — Dein Apollo hat auf meinem Zimmer Gesellschaft bekommen, rate, in wem? Der Jupiter von Otrikoli steht in der Originalriesengröße auf meinem Schreibtisch. Runge, der aus Italien zurück ist, hat ihn mir mitgebracht. Du weißt wohl, daß er mir nie so eingeleuchtet hat wie die Juno, die ich ganz gewaltig verehre, nun aber geht er mir doch auf. Natürlich ist R. in Rom mit Henzen zusammengetroffen, der großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint. Im ganzen ist er der Alte, nur noch begeisterter und subjektiver: hier stehe ich und um mich herum schwingt das Leben „in wechselnd immer schönrem Bogen" (um mit Busch zu reden), so etwas Wilhelm-Meistertum, der glückliche Egoismus einer von keiner Sorge berührten, aber doch tiefen Natur. . . . .

Bremen, 15. 10. 76.

. . . . Du schreibst mir, was mich aufs Innigste freut, daß Du Dich in Deiner neuen Stellung wohl fühlst, daß das gesellschaftliche Leben dort Dir manche freundliche Erholung gewährt. Auch ich bin zufrieden, mein Junge, Du weißt, es ist immer ein Bruch dabei, die Rechnung geht nicht ganz auf, hie und da habe ich eine trübe Stimmung niederzukämpfen. Aber das Fazit ist doch günstig, vollends die prächtigen Wochen im Lauchagrunde waren eine Erquickung für mich. Selten hat mich eine Gegend gleich angeheimelt wie diese. Es ist alles so deutsch: kräftig und groß und doch weich dabei, und urgesund. Da war Bayreuth der reine Gegensatz. Du weißt im allgemeinen, wie ich von Wagner denke. Sein musikalisches Genie kann ich nicht genug bewundern, und wie er den epischen, fabulösen, oft ganz undramatischen Stoff für die Bühne bewältigt hat, das ist über alles Sagen. Nur ist ein Haken für mich dabei: Gerade das, was momentan am meisten packt, das Berauschende, sinnlich Nervöse, bei dem das Denken aufhört und man glaubt sich auflösen zu müssen, gerade das ruft bei mir eine pathologische Reaktion hervor, gerade gegen diese Höhepunkte protestiere ich innerlich, sie sind mir unangenehm, weil sie mir Zwang antun. Ich kann und

will mich nicht ganz berauschen lassen, ich muß immer noch hell sehen, das künstlerische Lustgefühl noch mit meiner Persönlichkeit genießen. Das ist mir hier versagt. Ich bin sicher, es würde Dir gehen wie mir. Auch Du liebst die outrierte Verzückung nicht, die auch im Innersten ungesund ist. Diese sittliche Reaktion hat mit der musikalischen Bewunderung freilich nichts zu tun. Die eigentlichen Wagnerianer, zumeist sehr sinnliche Leute, worunter auch viele, die unter die Kategorie „dick, dumm und gefräßig" fallen, sind gerade hier in ihrem eigentlichen Element. Doch aber hatte das Ganze auch auf mich so gewirkt, daß mir die Thüringer Luft, in die ich auf einige Tage zurückkehrte, erst nicht recht schmecken wollte. Ich gewöhnte mich freilich bald wieder. —

Du weißt noch gar nicht, daß in Thüringen meine Gedichte vollends abgerundet sind und auch schon unter der Presse sind. Du bist in solchen Dingen eher zu sorglich als zu rasch; ich darf Dich darum wohl versichern, daß ich sehr sorgfältig sondiert und mich zu der Herausgabe erst entschlossen habe, nachdem Holstein, Reinthaler und andere und der Verleger selbst auf das Bestimmteste dazu geraten haben. Weiteres, wenn sie da sind. . . . .

Bremen, 2. 12. 77.

. . . . Statt am nächsten Donnerstag, sind die „Arbeiter" nun schon gestern aufgeführt. Ich könnte meine eigene Auffassung von dem Erfolge, den das Stück davongetragen, mit dem wirklichen Erfolge verwechseln, und will daher lieber ganz chronistisch verfahren. Im ersten Akt wurden lauter kleine Redefetzen des alten Roller applaudiert, am Schluß des Aktes Hervorruf, und die Schauspieler schleppten mich auf die Bühne. Im 2. Akt Applaus nach der Konversationsszene und am Schluß dreimaliger Hervorruf mit Tusch. Im Verlauf Applaus nach jeder Szene und verschiedene Unterbrechungen in der Rede des Anton. Nach der ersten Verwandlung des 4. Aktes (Freiherr und Roller) Hervorruf der Darsteller, aber auch Opposition. Der Parteistandpunkt fing an sich geltend zu machen. Zum Schluß zweimaliger Hervorruf der Darsteller und meiner eigenen Person. Rechne davon ab, was auf mein bremisches Bürgertum, die Gallerie und

die Opposition gegen die letztere zu schreiben ist, so bleibt noch immer genug übrig. Nur wird, wie ich fürchte, bei Wiederholungen das Parteiinteresse, das garnicht hineingehört, sich stärker herauskehren und über das Ganze viel geredet und geschrieben werden. . . . .

Bremen, 12. 3. 78.

. . . . Die Saison neigt sich zu Ende und hier ist auch schon ein Brief von mir. Unter dem Geräusch von Theaterzusammenbrüchen, Aufführungen, Matinées, teilweise ganz ermüdet, dann wieder auf der Höhe und trotz der Arbeiterkrise in der Meinung des schönen Geschlechts höher denn je, dazwischen für die launenhafte Gilde der Bühnenangehörigen nach Kräften tätig: so ist dieser Winter ins Land gegangen. Das Beste seiner Ausbeute war eine Aufführung von Wallensteins Lager, die ich zunächst für den Kaufmännischen Verein, dann zum Besten des Theaterkomitees mit 70 jungen und teilweise talentvollen Kaufleuten veranstaltet habe. Ich selbst habe den Kapuziner riskiert. Die Inszenierung hat mir unendliche Freude gemacht, das Ganze ging flott am Schnürchen. Der Ertrag für die Bühne war doch immerhin ca. 600 *M*. Das Komitee laviert soeben durch alle erdenklichen Risse, eine Ratte nach der andern verläßt das leckgewordene Schiff, und forcierte Gastspiele müssen das ermüdete Interesse stimulieren. Es ist hier nichts mit der Kunst, das ist klar. Aber ich warte geduldig auf die Taube, die den Ölzweig bringt.

Für diesmal nur diesen flüchtigen Gruß. Wie viel hatte man sich früher zu sagen. Je älter aber und sicherer die Freundschaft ist, um so stiller wird sie, fast möchte ich sagen, um so beruhigter. Leb wohl. . . . .

Bremen, 27. 5. 78.

. . . . Ein mir sehr teurer Mann, der mich wie ein Vater geliebt hat, ist gestorben: Franz von Holstein. Ich habe Dir oft von ihm erzählt. Er war eine edle, reine, große Natur. Wie sein Leben eine Mischung kindlichster Fröhlichkeit und schweren,

durch sein körperliches Leiden gefestigten Ernstes war, so auch seine Kunst, die zwischen Lachen und Weinen stand. Ein Magenübel hat ihn in kräftigen Jahren weggerafft. Schon als ich ihn im Herbst in Hamburg traf, wohin ich, um seine Hochländer zu hören, gereist war, war er gezwungen, sich sorgsam zu schonen. Nur in kleinen Dosen, in bestimmten Zwischenräumen durfte er essen. Immer geringer wurden seine Rationen, endlich widerstand ihm selbst die wenige Milch, die er in den letzten Tagen ab und an noch genoß, und er ist verhungert. Mit schwerem Herzen hat er die Erde und sein reiches Glück verlassen, aber er ist sanft eingeschlafen. Ein Mann, dem man zu gleichen wünschte. Zu seiner Beerdigung bin ich nicht hinübergereist. Ich weiß, wie es mir dann geht. Traure ich wirklich, so will ich keine Trauerfeier. Das Gepränge, die vielen Menschen, alles verscheuchtert mich nur und der Schmerz gefriert in der Brust. So ging es mir, als man meine Mutter begrub, ähnlich wäre es mir auch hier ergangen. — Noch ehe ich die schlimme Wendung seiner Krankheit kannte, war ich in Berlin. Die Meininger hatten mich auf zwei Tage hingeführt. Ich sah die Räuber — ein prächtiges Ensemble, herrliche Gruppen, wundervolle Dekorationen, einige gute schauspielerische Leistungen, vor allem aber die Aufbietung aller denkbaren Mittel der Illusion im Dienste des Kunstwerks, des Dichters. Geschah auch oft zu viel; einerlei: mit der wahrsten Verehrung des schöpferischen Geistes, der an der Spitze des Instituts steht, habe ich, wie sonst schon auch diesmal wieder die Aufführung verlassen, körperlich wie zerschlagen, da ich während zweier Nächte keinen Schlaf bekommen hatte, aber produktiv und kritisch lebhaft angeregt.

Kürzlich schrieb mir S. ohne weitere Veranlassung und darum desto erfreulicher für mich. Er hat für meine „Arbeiter" bei einem jungen Schauspieler erfolgreiche Propaganda gemacht — wie liebenswürdig! Für mich sind sie tot. Ob sie noch einmal erstehn, so oder in einer andern Gestalt? Immer gleichgültiger wird mir Beifall und Tadel — „und immer stiller wird's und immer verlassner auf dem öden Weg", und selbst das Schock günstiger und teilweise sogar überschwenglicher Kritiken meiner

„Skizzen" erfreut mich nicht länger als einen Tag. So scheint es mir auch das Rechte. Keiner kann doch über sich selbst hinaus. Ich lerne, nehme an und arbeite im übrigen drauf los. . . . .

Oberstdorf im Allgäu, 6. 8. 78.

. . . . Die herzlichsten Grüße aus dem alten bayrischen Hochlande. Es war mir aber auch not, daß ich herauskam. Überreizt durch eine starke und vielseitige Tätigkeit, neigte ich dazu, leicht verstimmt und empfindlich zu werden, lernte den Begriff Nerven kennen, und habe das nun mit einem Male alles abgeschüttelt. Es ist eine wunderbare Luft hier. Die Arbeit geht mir von der Hand, als flöge sie davon. Ein novellistischer Zyklus von Gedichten „Der junge Mönch" ist mir wie aus dem Ärmel gepflogen. Mit wahrer Inbrunst versenke ich mich in Holsteins literarischen Nachlaß. Es ist mir geradezu unbegreiflich, wie eine so ausgesprochen lyrische Begabung das Tageslicht gemieden. Das Musikalische muß das Poetische verdrängt haben. Oder ob er das Innerste nicht enthüllen mochte, außer in der objektiven dramatischen Gestalt, die es in seinen Opern gewonnen? Es war seine Art, wie ein Genesender (er war fast immer krank) die Landstraße zu vermeiden und still unter Bäumen im Garten zu wandeln. Mit seiner Witwe, bei der ich hier logiere, bespreche ich so manches, was mich in diese echte Künstlerseele einen tiefen Einblick tun läßt. Die deutsche Kunstbegeisterung hat etwas tief Rührendes. Es war doch kein vorleuchtendes großes Licht. Aber es ist alles so rein, so edel, so ohne Koketterie und Blendwerk. Seine Biographie zu schreiben wird mir nicht schwer fallen. Kannte ich ihn auch nicht lange, so glaube ich doch sein Wesen ganz erkannt zu haben. . . . .

Bremen, 8. 12. 78.

. . . . Ich lese Deine herzlichen Worte, die Du mir zum Geburtstag schriebst, und „träume im Geist mich zurücke" — schöne, reiche und immer wieder junge Erinnerungen werden wach. Es zieht sich viel Irrtum und Laune dadurch — aber wie schön ist das, was geblieben ist, was kein Gedächtnis erst zurückzurufen

braucht, was uns durch die Gegenwart erquickt: unsere Freundschaft. Heute ist der 8. Dezember und damit für mich eine inhaltreiche Frist abgelaufen. Aber das weißt Du wohl noch kaum, jedenfalls nichts näheres: ich habe mich um die Stelle des Stadtbibliothekars gemeldet, und die Zeichen scheinen gut zu stehen. Ich muß aus diesem Treiben heraus, es ist so hart, über verlorne Jahre klagen zu müssen, und die letzten scheinen mir verloren. Habe ich den Posten, so hab ich vollauf Muße, und ich will mich glücklich preisen. Man hat zwar nur 2250 ℳ (nicht Taler), mit denen man gerade anständig verhungern kann — aber ich gewinne Zeit und die muß dann das Fehlende herbeischaffen. Schüttle also nicht bedenklich den Kopf, sondern mache meinen sehnsüchtigen Wunsch zu dem Deinen und bitte das Schicksal, mich zum Nachfolger Kohls zu machen. Sagt es nein, so schnüre ich über kurz oder lang mein Bündel und „wandre ins Elend". Dies ist ja und ja gewißlich wahr. Ich bin ganz dazu aufgelegt, einen dummen Streich zu machen. In dieser Woche, denke ich, entscheidet es sich. . . . .

Bremen, 22. 11. 80.

. . . . Den herzlichsten Dank — füge nun „endlich" hinzu — für Deine prächtige Geburtstagsgabe. Als sie am Abend des 26. Oktober auf der „Festtafel" in meinem Riesengemach prangte (ich hatte die Literarische Gesellschaft nach der Sitzung zu mir entboten, mehr als 30 seßhafte Mannen), da hielt man mich für beneidenswert. Und ich bin es auch — freilich wußten nicht alle, daß man mir mehr als die Gabe den Geber beneiden konnte. Ich sitze tief in Arbeiten, und fast nur erfreulichen, mein ganzes Wesen ist wieder in Blüte geschossen, und ich habe das Gefühl, als könnte ich noch etwas Tüchtiges leisten. Möge es wahr werden. Alle Zersplitterung ist verbannt, das Kritische und Dramaturgische geht mir leicht von der Hand, und eine Menge Poetisches schießt in Krystalle, das, wenn ihm der Himmel hilft, kräftiger und nachhaltiger wird als die etwas matten Arbeiten meiner letzten Jahre. Meine Münchener Broschüre hat mir eine Unmenge von Verbindungen verschafft, auch Gottschall ersuchte

mich um meine Mitarbeiterschaft. Zunächst für das hiesige Theater richte ich den Cymbelin in Hertzbergscher Übersetzung ein. Dietrich schreibt die Musik dazu. Kurz es gibt zu tun, Aufgetragenes und Freiwilliges — und Du darfst mich Dir so froh und so hoffnungsreich als Du willst, vorstellen. Du bist wohl, natürlich. Wer das Leben personifizieren wollte, findet kein besseres Modell als Dich. . . . .

Bremen, 22. 12. 80.

. . . . Die herzlichsten Grüße an Dich und Deine Frau. Ich schicke Dir Düntzers Schillerbiographie, die ich Dich bitte, auf Euren Weihnachtstisch zu legen. Du weißt wohl noch, wie wenig mir der Verfasser als Kritiker und Kommentator stets eingeleuchtet hat. Er hat keinen Gran Geschmack. Aber die Biographie ist, so wenig sie den großen Gegenstand auch noch erschöpft — doch ein vortreffliches Buch. Bleibt es auch in seiner chronistischen Art — die immer weniger ausreicht, je mehr Schiller die Höhe seines Lebens erreicht — und in seiner Ausschließung aller ästhetischen kritischen Betrachtungen nur erst eine Vorarbeit zu einer künftigen Biographie des Dichters, so ist es doch in der gewissenhaften Schichtung und Säuberung des Materials bis jetzt das zuverlässigste aller Werke, die sich die gleiche Aufgabe gestellt. Ich bin seit Jahren mit dem Stoff so vertraut geworden, daß ich ihn beherrsche und vollkommen urteilsfähig darüber bin. Überraschen wird Dich, wenn Du nicht zufällig auch aus den Quellen geschöpft haben solltest, die heftige Erregung und die Energie, mit der Schiller jeden Angriff auf die Wahrheit seiner Dichternatur und die Bedeutung seines Genius zurückschlägt. Er bricht sogar kurz den Verkehr mit allen ab, die hier an ihm zweifeln. Der echte Poet, der leidenschaftliche, streitbare, ganze Mann wird mir immer plausibler. Was uns in seiner ersten Periode objektiv betrachtet unnatürlich erscheint, war doch für ihn Natur, weil er auf seine Art empfand. Als Dichter unwahr, d. h. gegen sein Gefühl schaffend, ist er, glaube ich, nie gewesen. Es versteht sich, daß die Zwangshymnen auf seinen allergnädigsten Landsherrn nicht unter diesen Begriff fallen. . . . .

Bremen, 16. 12. 85.

. . . . Ich glaube fast, ich habe Dir noch nicht einmal für Deinen guten Geburtstagsbrief gedankt und die immer willkommenen Flaschen Forster eingestrichen, „als wären's eben Pfifferling". Verzeih, Du weißt ja zur Genüge, wie groß meine Freude über jeden Beweis Deiner alten Freundschaft ist und daß die meine trotz einer gelegentlichen Briefleere in Treuen fortbesteht. Nimm aber nachträglich auch in Worten mein allerschönstes Merci.

Deine Sympathie für meine „Neue Welt" war mir nicht das geringste Geschenk. Auch im Theater würdest Du Deine Freude an dem Stück haben — den fünften Akt, der mehr Idee als Fleisch hat, und den ich darum auch bis auf ein Minimum reduziert habe und mit dem vierten verschmelze, ausgenommen. Es schreitet in den ersten drei Akten mit Siebenmeilenstiefeln fort, und der vierte ist trotz seiner langsamen Gangart nicht der unwirksamste und wertloseste: er bringt dafür auch eine Schritt für Schritt fortschreitende psychologische Handlung in der Maria, die auf der Bühne mehr als ich selbst geahnt, in den Mittelpunkt der Begebenheiten tritt. . . . .

Bremen, 31. 3. 88.

. . . . Darf ich einmal an Deine Mildtätigkeit appellieren — nicht für mich natürlich, sondern für einen blutarmen Studenten, für dessen Gymnasialbildung ich einst gesorgt, nachdem ich ihn in den bayrischen Bergen als halbwüchsigen Knaben kennen gelernt? Ich habe eine Bitte derart stets vermieden, einmal in Erinnerung dessen, was ich in meinen Studienjahren Deiner Freundschaft und der Güte Deines Vaters selbst so reichlich zu verdanken hatte, dann weil es mir immer widerstrebt hat, eine Pflicht, die ich auf mich geladen, von andern mittragen zu lassen, ständen sie selbst meinem Herzen so nahe wie Du. Nun aber überwinde ich die Scheu doch, weil es dem tüchtigen Jungen, der das Bergfach als Studium ergriffen, hart geht, und weil es für ihn zur Zeit meine Kräfte übersteigt. Daß ich im Laufe der letzten Jahre Tausende an ihn gewandt, will ich Dir im Vertrauen mitteilen und hinzufügen, daß ich es gern getan, weil niemand sonst die Ausbildung

des überaus begabten Menschen übernommen hatte, und weil ich darin die einzig mögliche schickliche Vergeltung für die Hülfe erblickte, die mir selbst dereinst, als ich ihrer bedurfte, zuteil ward. Es ist mir auch nicht sonderlich schwer gefallen, so lange er (Kaspar Gruber heißt er) noch in München studierte, das überaus billig ist und ihm alle möglichen Freitische und sonstigen Erleichterungen gewährte. Mit seiner Übersiedelung auf die Bergakademie in Freiburg in Sachsen ist er jedoch all dieser Vorteile und zugleich eines Stipendiums, dessen Bezug nur für die an bayrischen Universitäten Studierenden möglich ist, verlustig gegangen. Die Ausgaben wachsen ihm über den Kopf und, wenn ihm auch einige Quellen fließen, so ist er doch, verwaist wie er ist, zunächst auf mich angewiesen, und ich muß versuchen, ihn auch durch sein letztes Studienjahr zu bringen. Das ist der Sachverhalt. Wolltest Du diesem Braven, der Dir in seiner berghaften Frische und dem guten Humor, den er sich in allen Fährlichkeiten erhalten, gefallen würde, und der nebenbei bemerkt eine nicht geringe Begabung für die Dialektdichtung à la Stieler besitzt, nun einen Zehrpfennig opfern, so etwa hundert Mark, dann würdest Du mich von einer Last befreien und neue Kapitalien in meinem Herzen sammeln. Verzeih mir die Bitte. Sie wird sich denklich nicht erneuern. Aber Du könntest es mir ja schließlich auch übel deuten, wenn ich zu ihr nicht den Mut gefunden hätte. . . . .

Bremen 4. 4. 88.

. . . . Dein Brief und Deine Sendung für den guten Kaspar haben mich aufs innigste zugleich erfreut und gerührt. Nimm meinen wärmsten Dank für Deine hochherzigen, liebevollen und so echt freundschaftlichen Worte. Was jenen Jüngling selber betrifft, der mich als halbwüchsiger Knabe einst auf den Wendelstein führte — so hat mich selten ein blindes Vertrauen reicher belohnt. Wenn auch das ganze Dorf samt Pfarrer, Meßner und Lehrer erklärte, er müsse studieren, so tat doch keiner etwas für ihn, und immer blieb es ein gewagter Schritt, ihn direkt von seinen Ziegen nach München aufs Gymnasium zu schicken. Nun, es hat sich alles herrlich gelohnt, und ich sehe jetzt doppelt, daß ich nur eine

Pflicht aufgenommen habe, die das Schicksal mir zuwarf. Spüre ich auch unmittelbar ihre Folgen wenig oder gar nicht, so tut der jetzige Bergeleve und stud. rer. metall. es desto mehr, und zu denen, die ihn gefördert haben, gehörst nun auch Du. Nimm nochmals meinen Dank dafür und sei gewiß, daß ich das Freundesgebot, das Du mir auferlegst, beherzigen werde, wenn ich Deiner Hülfe wirklich noch einmal bedürfen sollte. . . . .

Bremen, 6. 11. 03.

. . . . Daß ich Dich auf Deinen lieben Brief so lange auf Antwort warten lasse, ist doch gewiß ganz gegen meinen Brauch? Aber alle Hindernisse werfen sich in meinen Weg, Redner und Sängerinnen, die im Künstlerverein auftreten sollten, sagen ab, und ich selber mußte nach Oldenburg, um über Schiller als Dramatiker zu reden, was ich angeblich so schön gemacht haben soll, daß Jungfrauen und Greise weinten. Das kann denn ja im nächsten Winter gut werden, wo wir mit Rücksicht auf den hundertsten Todestag eine ganze Schillersaison zu bestehen haben: zuerst für die Jugend ein Tanzfest mit lauter Schillerschen Figuren (das klingt unglaublich und fast frivol, wird aber vielleicht das Schönste von allem). Dann einige Monate später den Demetrius (das Fragment natürlich) mit der Ziegler als Maria und mir als Sapieha, für den ich stets geschwärmt habe. Ich freue mich schon auf den Augenblick, wenn ich in das Publikum hineinschreien kann: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!“ Endlich am 9. Mai (natürlich 1905) eine Gedächtnisfeier mit einer Rede, die wieder ich halte, der herrlichen Nänie von Brahms und den Schlußworten der „Künstler“, die weniger schön und groß, aber doch ganz wirkungsvoll Mendelssohn komponiert hat. Du siehst, es fehlt mir nicht an Kourage, und dafür, daß ich mich nicht übernehme, sorgt fast die ganze Stadt. Ein paar Wochen später folgt dann allerdings zum fünfzigsten Stiftungsfeste des Künstlervereins ein großes Kostümfest, vor dem mir einstweilen graut — doch wird mit der Zeit schon der Rat kommen, auch habe ich einige Details schon ausgearbeitet, z. B. die neun Beethovenschen Symphonien: schöne Frauen mit ihrem Gefolge, denke Dir die

Eroika mit Helm und Küraß, die Pastorale mit den Feldblumen im Haar und dem jungen Volk der Schnitter als Gefolge, die Neunte als Urania — ich meine, es könnte schön werden, wenn man nicht grade darüber wegstirbt. Wie feiert denn Ihr den Mai 1905? Denn ungeehrt werdet Ihr Schillern doch nicht vorübergehen lassen? . . . .

An Eduard Cruesemann.

Bremen, 26. 3. 75.

. . . . Mir kam ein Vortrag in die Quer, den ich in der zwölften Stunde noch für den Künstlerverein übernahm. Die Sophokleischen Aufführungen geben dazu den Stoff und die erwünschte Vermittlung. — Ich wollte, Du hättest den König Oedipus gesehen. Welch ein Bühnenstück. Und wie erschütternd ist (was mir jetzt erst klar wurde) der tieftraurige Zug, der durch alle Tragödien des alten Meisters geht, der Zug der Weltverachtung, bei einem Volke, das wie kein andres verstand, zu leben. — Die Komposition des Stückes verdient den höchsten Preis — vom Standpunkt des Theatralischen aus, wohl verstanden. Es steigert sich ganz prächtig, und der Schluß mit den rührenden Betrachtungen des Chors ist unendlich ergreifend. Ganz anders steht es mit dem Oedipus auf Kolonos, dessen reiche Lyrik über jedes Lob erhaben ist, der aber als Bühnenstück zu lang und wechsellos ist. . . .

Wir sind nun einmal bei der Kunst. Da ist die Gemäldeausstellung. „Mehr Inhalt, weniger Kunst." Wahrhaftig, eine vortreffliche Technik, durchschnittlich aber die lumpigsten Vorwürfe. Und die Technik auch von einer ekelhaften Glätte und Lackiertheit, die mir gestohlen werden kann. Historische Entwürfe fehlen ganz und gar, nur das Genre ist gut, stellenweise ausgezeichnet vertreten (Vautier), und die Krone des ganzen ist eine Seestudie des

Andreas Achenbach. Alles in allem: Du verlierst nichts, wenn Du die Ausstellung nicht siehst. . . . .

Bremen, 30. 12. 76.

. . . . Daß unsere Festfreude diesmal einen wehmütigen Anstrich hatte,[1]) wird Dir nur allzu begreiflich sein; fehlt doch das Herz, dessen feierliches Schlagen mir diese Feier erhob, höher als das eigene Wünschen und die eigene Befriedigung. Welch ein Verlust! Und wie ist er noch immer, täglich aufs neue zu überwinden. Wohl geht alles wieder den gewohnten Gang. Man lacht und ist heiter, ja wohl, und doch ist es noch keine reine Freude wieder. Ich wenigstens stehe noch unter dem Bann dieser seelenvollen nun für immer geschlossenen Augen, die mich so ernst, so tief aus dem Bilde anblicken, das jetzt, meinem zur Seite, in der Wohnstube seinen Platz gefunden hat. Nun, es muß wieder werden, und es wirds auch. . . .

Holstein schickte mir, wie immer seit ich ihn kenne, seinen Weihnachtsgruß und abermals eine Komposition eines meiner Lieder „Wie sich die Nebelzüge dort", das ihm so prächtig gelungen ist, daß man sich nicht satt daran hören kann. Es ist die richtige Regenluft, Sturmwetter drin. Nichts, was dem Ohre lieblich schmeichelt, alles groß, kräftig, aber durch Inneres und Äußeres dringend und erquickend. Unsere Abend- und schon mehr Nachttour über die Zugspitze nach Lermoos, das wir nicht erreichten, kam mir lebhaft in die Erinnerung. Ein zweites aus jenem Zyklus „Von den Bergen dampft es wolkig" hat er für Männerchor gesetzt; sehr wünschte ich, daß er für die „Heimkehr" eine Wendung fände. Das wäre etwas für eine breite und erhebende Behandlung. . . . .

Bremen, 8. 1. 77.

. . . . Wollte der Himmel, ich könnte Dir für Z. so helfen, wie ich selbst wünschte. Aber mir wird es zur Zeit selbst nicht leicht. Auf alle Fälle aber gebe ich Dir morgen 100 Mark auf

[1]) Die Mutter war im Herbst gestorben.

die Post, an deren Rückerstattung ich natürlich nicht denke. Inzwischen empfiehl mich Deinem Freunde und wenn Du ihm noch nicht von mir erzählt hast, versichere ihm dessen, daß er hier einen Menschen weiß, der mit ganzer Seele empfindet, was es heißt, den idealistischen, künstlerischen Drang unter das materielle Gesetz zu beugen und der mit Freuden bereit ist, dafür zu sorgen, einem, der es verdient, diese jammervolle alltägliche Erfahrung womöglich zu ersparen. . . .

Wären die Ferien nur erst da. In allertiefster Stille des Bayrischen Gebirges will ich mein Arbeiterdrama, das nicht geboren werden kann, durch den Kaiserschnitt retten und ein neues einaktiges Projekt „Die Gatten", das ich Dir darum noch nicht mitteile, weil ich Dir das Original schenken will, ausreifen lassen. . . . .

Bremen, 15. 5. 83.

. . . . Es ist einige Zeit vergangen, daß ich Dir nicht geschrieben — sei nachsichtig und nimm die Pause für ein Anhalten des Atems zu desto kräftigerer Versicherung der alten, immer wachen und regen, in Nichts veränderten Freundschaft! Was inzwischen geschehen? Viel oder Nichts, je nachdem. Es ist das frühere „ernste arbeitsvolle Leben" von dem Talbot in der Jungfrau spricht, ein Leben, das sich nicht gern ausruht und das mir gerade in seiner steten Anspannung eine Lust ist. Die neueste Frucht ist ein Constantin, eine Oratoriendichtung für Vierling, vollendet bis auf eine einzige Nummer. Die Anregung zur Behandlung des Stoffes gab mir der Komponist; anfangs scheute ich davor, bis sich der Keim bei mir neu gestaltete und von der ursprünglichen Idee so gut wie nichts übrig blieb, das Geschaffene mithin allereigenstes Gewächs wurde. Der Angelstern ist natürlich die Kreuzerscheinung vor der Maxentiusschlacht und die Bekennung des Christentums; alter und neuer Glaube rüsten sich gewissermaßen zum letzten Entscheidungskampfe; des Cäsars Herz ist zwiegeteilt, zwischen der Göttin, einer verführerischen Incarnation des Heidentums, und einer jungen Christin, die in einer der letzten blutigen Verfolgungen in der Arena fällt. Die musikalischen

Gegensätze kannst Du Dir denken: Hochzeitsgesänge und Bacchanalien, das wilde „panem et circences“ — die stille Fassung der Nazarener, ihr Opfertod, und der endliche Triumph des Kreuzes. Die transcendentalen Dinge waren nicht leicht zu behandeln, am Schwierigsten aber die Liebe des Helden zu der Christin, die von dem blos Sentimentalen und lyrisch Genrehaften wohl zu bewahren war. Ein römischer Weltbeherrscher darf keine Cavatine wie jeder Liebhaber singen. Der weite geschichtliche Horizont muß stets offen gehalten werden und dergleichen zu bewirken, ist lediglich Sache des Könnens, des Wie, der Behandlung. Das rein Stoffliche ist hier gleich Null. Von Vierlings Berufung für den Stoff habe ich die beste Vorstellung. Sein „Alarich“, der in Deutschland durch alle Konzertsäle geht, ist ein vortreffliches, originelles und in der Wurzel musikalisches Werk. Es hat nicht Bruchs dithyrambischen Zug, dafür aber einen größeren melodischen Reichtum.

Das Entstehen dieses Constantin war auch ein Grund mit, der mich vor mehreren Wochen nach Berlin führte; den Ausschlag gab freilich meine Abspannung und das Verlangen acht Tage lang ausnahmsweise nur receptiv zu sein — was dann schließlich doch nicht der Fall war. Aber der Ausflug tat Wunder: heiser reise ich ab, mit Trompetentöne in der Kehle kehrte ich wieder, belebt und aufgefrischt für längere Zeit. . . . In der Oper erwischte ich Tristan und Isolde, die mich nie so hingerissen haben, im Schauspielhaus lästerte ich auf das gefängnisartige Vestibül und die ewige propere Gradlinigkeit der Vorstellungen. Wie immer ist alles frisch gebohnt und gebürstet — nur die Poesie fehlt. Herr von Hülsen könnte einen Schmetterling unter die Hände bekommen — er würde aus Reinlichkeitsgründen auch diesen abbürsten.

Auch Schaper sah ich, dessen Hermes-Restauration viel von sich reden macht und dessen Goethe herrlich ist und bleibt. — Vierling ist fein und gemütlich und fördert am Kneiptisch so nach und nach seine künstlerische Bildung zu Tage, die sehr gediegen ist. Er weiß, was er will und ist doch kein Grübler. Die Münchener Pschorr-Lokale fanden unseren Beifall und zogen ihm

ein dreitägiges graues Elend zu, während ich mit bekanntem Raffinement mich feuchtfröhlich und frisch am andern Morgen erhob.

Draußen ist herrliches Pfingstwetter. Dabei tagt die fünfundzwanzigste Lehrerversammlung und die Meininger spielen die „Hermannsschlacht", nachdem sie sich mit dem Wallenstein wahrhaft herrlich eingeführt. Das Bankett und den Ansturm der Kürassiere im „Tod" — das sind Dinge, die man nicht vergißt. . . . .

Bremen, 15. 10. 83.

. . . . Kürzlich war ich in Berlin zur Einweihung des „Deutschen Theaters", als Gast der Sozietäre, zu flüchtig, um meine Freunde besuchen zu können, lange genug, um einen vollen künstlerischen Eindruck mit nach Hause zu bringen. Die Schauspielernamen gewährleisten zwar weder ein Ensemble noch die friedliche Dauer des Beisammenseins, aber das erste war bei der Eröffnungsvorstellung notorisch vorhanden (man gab Kabale und Liebe) und auf die zweite muß man zunächst wenigstens hoffen. Das Unternehmen richtet indirekt seine Spitze gegen Hülsen und das immer mehr versiegende Schauspielhaus und will in allererster Linie die klassische Tragödie der Deutschen und unsere modernen Dramen hohen Stils pflegen. Auch die „Malteser" haben Aussicht — möchten sie Wahrheit werden.

Auch hier hat die Saison, wie Du weißt, begonnen, und wenn auch der erste Drang vorbei ist, so hält sie mich doch immer noch in Spannung. Das Theater arbeitet übereifrig, hat mit der Armide begonnen und reiht eine Schauspielnovität an die andre. Sonderbarerweise ist das Drama diesmal am Besten vertreten, in der Oper fehlt es an einer geradezu dominierenden Kraft, wie sie das große Publikum liebt, aber es vereinigen sich treffliche Talente hier und ein schöner Zug auf die Gesamtwirkungen belebt die Aufführungen. Natürlich fehlt es auch nicht an Mißvergnügten, aber die Vernünftigen werden alles in allem den Gewinn, den wir mit der jetzigen Direktion gemacht, wohl zu würdigen wissen. In der zweiten Hälfte des November kommen auch die „Malteser" hier heraus. . . .

Aufrichtig: ich sehne mich wieder nach solch einem großen Stoff mit weiter Perspektive und idealistischem Leben. Mit meinem bürgerlichen Schauspiel will es nicht recht aus der Stelle. Weißt Du keinen? Du hast ja oft gute Einfälle. Das rein Technische und die Versbehandlung wird mir jetzt so leicht, daß ich nur einer mich packenden Materie sicher zu sein brauche, um ein leidliches Bühnenstück zu schreiben; aber ich vergeude auch nicht gern meine Kunst an irgend ein Toga- oder Degen- und Mantelstück ohne starkes menschliches Interesse, wie es die Malteser doch wohl erwecken. Kürzlich las ich nach langer Pause ganz ex abrupto den dritten Akt und fand ihn merkwürdig gut dramatisch und theatralisch. Gebe der Himmel, daß ich mich nicht täusche.

Kennst Du Fitgers „Von Gottes Gnaden" schon? Ein kräftiges Werk, aber voll Vitriol und Scheidewasser. Es richtet sich eigentlich direkt gegen die Throne, und ich bin neugierig, ob man es passieren läßt. In Frankfurt, wo es angenommen war, hat man es einstweilen wieder vertagt; möglicherweise ein schlechtes Omen, hoffentlich aber nicht. Denn solche Rücksichten geben der Poesie jedesmal einen Stoß; er trifft nicht nur einen, sondern alle Dichter. . . .

Auch sonst produziert man hier mit Biereifer. Es tauchen immer neue Talente auf, und ich bin schließlich dazu angelangt, in jedem Philister einen verkappten Poeten zu vermuten. . . . .

Bremen, 16. 1. 86.

. . . . An die Kölner Malteser-Aufführung denke ich mit seltsam geteilten Empfindungen. Ich hatte nicht die besten Hoffnungen — denn in dieser Stadt ist alles Oper und Karneval — aber die Nähe meiner Düsseldorfer Freunde ließ mich die Sorge überwinden und hinüberreisen. Die erste Enttäuschung war nun die angenehmste von der Welt. Das Ensemble war gut, St. Priest vortrefflich, und das Publikum so elektrisiert, daß ich über ein Dutzend Hervorrufe zu vermelden habe. Das Ende krönte aber den Anfang nicht. In dem letzten ohnehin schwachen Akt passierten einige Malheurs, die der Stimmung gefährlich wurden, und hinter diese hakt die Kritik, die zwar den großen äußeren Erfolg wohl

oder übel registrieren muß, aber allerlei Ausstellungen sucht und findet. Schließlich ist freilich das Stück schon zu oft und auf bedeutenden Bühnen gegeben worden, als daß mir ihre Quängelei schaden könnte. Nächsten Mittwoch ist in Hamburg die Neue Welt, dann in Oldenburg, Breslau, Magdeburg, und so fort, und da auch der Gerold und die Malteser ruhig weiter wandern, habe ich das Glück, mich nächst Wildenbruch als den meist aufgeführten Tragödiendichter bezeichnen zu können, was immerhin in Deutschland etwas sagen will. Daß ich dabei weder links noch rechts gesehen, sondern nichts als die Kunst im Auge gehabt, darf ich mit einigem Stolze sagen. Vor einem habe ich auf der Hut zu sein: vor dem Nachgeben an die Sensation, die heutzutage alles beherrscht. Die Nerven wollen aufgeregt und gezwickt sein, Spannung verlangt man um jeden Preis, der Stoff gilt dem Pöbel mehr als seine Behandlung, das Was mehr als das Wie, das doch erst den Künstler zeigt. In der Neuen Welt habe ich diesem Götzen den kleinen Finger gereicht, aber ich denke ihn unbeschädigt wieder zurückziehen zu können.

Sonst geht es mir leidlich, aber auch nicht besser. Frau Pfeifer, die sich wieder verheiraten wollte, hat mein Haus verlassen, und ihr Verlobter kurz vor Torschluß — sie. Nun war Knall und Fall eine neue Eurykleia zu beschaffen, die sehr anmutslos Frau Pöppelmeier heißt. Die Folge ist ein häusliches Chaos von Möbeln, Staub und Wasserfluten. Dazu habe ich die Gürtelrose, eine der verfehltesten Krankheiten der Welt, und bedarf alles in allem einer kräftigen Auffrischung, die mir am Mittwoch hoffentlich in Hamburg wird. . . . .

Bremen, 4. 5. 86.

. . . . Du hast Geduld üben müssen und ich danke Dir. . . . Unsereins kann eben nicht mit der Sicherheit eines Rechenexempels arbeiten und korrespondieren. Als meine „Dramaturgie der Oper" in bestem Zug zu sein schien, kam mir ein neuer dramatischer Stoff in die Quere, der im Innern langsam auszubrausen und zu gähren begann. Dazu literarische Feste, Besuche, eine Inszenierung der Antigone für unser Stadttheater . . . und die

schönen Pläne bekamen einen Stoß. Inzwischen haben Sie wieder Zeit sich zu sammeln und zu setzen. Reden wir aber nicht davon. Es hat mir von jeher widerstrebt, von derlei Dingen, so lange sie noch werden, zu sprechen. . . . Es ist, als wühlte man von der Pflanze, die noch unter dem Boden steht, das Erdreich auf. Das tut selten gut. Kunstwerke sind keine Spargel.

Daß Dich die Zeitungen im letzten Vierteljahr so schlecht über mich unterrichtet, wundert mich einigermaßen, denn ich habe mehr fast als mir lieb ist, von mir reden gemacht. . . . Der Hauptskandal ist Hülsens Verbot der „Neuen Welt" für die Königlich Preußischen Bühnen „des Kulturkampfs wegen", ein Manifest, voll von süßsauren Anerkennungen und Bedauernissen, das mit allerlei Glossen die Runde machte, und sogar einen Gesprächsstoff für die Kladderadatsch-Leutnants Strudelwitz und Prudelwitz abgab. Einige hielten dieses Lärmen für ein Glück für mich und das Stück. Ich selbst blieb ziemlich kalt dabei, bis es ein Nachspiel erhielt, ganz kürzlich, das mich allerdings in Harnisch brachte. Breslau führte das Stück auf — eine Reihe von Wiederholungen stand in sicherer Aussicht — da legte sich der Polizeipräsident, um die Gefühle der Ultramontanen zu schonen, ins Mittel und die „Neue Welt" mußte auf seine Mahnung von der Bühne verschwinden. Eine herrliche Frucht der neuesten Kirchenpolitik! Gott weiß, ich habe nie für den Kulturkampf und seine erste brutale Ausführung geschwärmt, aber daß eine große Mehrheit von Protestanten in Breslau einer Minderheit von Klerikalen weichen, daß die Polizei mit so frecher Willkür dem Drama Gesetze vorschreiben darf, das geht mir über den Spaß und ich wehre mich meiner Haut. . . . Was das „Sonntagskind" betrifft, so habe ich selbst meine Meinung (wenn man ein so unmittelbares musikalisches Empfinden so nennen kann) über die Komposition nicht im mindesten geändert. Eine süße, holde Romantik flüstert aus ihr — aber sie *flüstert* eben; für das große Publikum müßte sie *schreien*. Wenn ich in Gedanken den elenden „Trompeter von Säckingen" daneben stelle, wird mir schlecht — eine Goldader dort, eine Pfütze hier. Nun enthält aber der Stoff auch einige dramatische Momente, und

diesen ist Dietrichts lyrische Persönlichkeit wirklich nicht ganz gewachsen. Das ist *seine* Schuld, alles Andere Schuld des Publikums. Ob auch und bis wieweit die meine? Ich komme nicht dahinter. Bevor man die Oper sah und hörte, hat man von mir kaum etwas so stark gepriesen, wie diese harmlose Dichtung — nachher fingen die Gesichter an sich zu verlängern. Das Baumeln des Balthasar verfehlte seine Wirkung. Aber das gibt natürlich nicht den Ausschlag. Vielleicht ist die Luft des Märchens nichts für diese von Pulver und Karbol duftende Zeit. Doch gibt es auch Leute, die entzückt sind — und *alle* sind es von der Govenanz und dem Liede des Roland, die alle Schleusen des Herzens urplötzlich öffneten und einen Sturm von Beifall entfesselten.

Frau von Holstein war zu den ersten beiden Aufführungen der Oper herübergekommen, machte unser literarisches Fest mit, und sah hier und in Oldenburg die „Neue Welt". Sie besitzt noch immer eine wahrhaft krabbelnde Lebenslust und eine Seehundsausdauer: Auf mit dem Morgenstrahl . . . durch Kunsthallen und Ateliers, trotz nächtlicher Eisenbahnfahrten unermüdet und frisch bis Mitternacht und länger. . . . In dieser ihrer Jugendlichkeit wirkt sie geradezu moralisch und man wünscht sich ein so erbauliches Alter. Schade daß sie einen Stich ins Lutherisch-Bigotte hat. Ich glaube freilich an eine künstliche Impfung dabei: Sie will ihrer fabelhaften Genußfähigkeit eine Grenze ziehen. . . . .

Bremen, 16. 6. 87.

. . . . Hilf mir einen Scherz ausführen, indem Du hierher folgendes als Telegramm an M. aufgibst: „Morituri te salutant, Jonny". Es muß auf jeden Fall nächsten Sonntag da sein. Könntest Du es aber einrichten, daß der Betreffende es in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag erhielte und durch einen Expressen aus dem Schlafe getrommelt würde, so wäre das sehr verdienstvoll. Die Neckerei gilt einem eingefleischten Spiritisten, der seinen Geburtstag feiert. Nicht wahr, ich darf auf Deinen Eifer rechnen? . . . .

Bremen, 2. 7. 87.

. . . . Die sommerlichen Tage, die jetzt ins Land gekommen, finden mich noch immer frisch und ausgiebig. Meine Dramaturgie ist fertig; den Verleger zu finden, wird nicht leicht sein, weil das Buch seine 8—900 Seiten zählen wird und darum, wenn es nicht gehen sollte, dem Gesetz der Schwere desto empfindlicher für den Buchhändler unterliegen würde. Merkwürdigerweise bin ich aber diemal von einer zügellosen Hoffnungsfreudigkeit; ich bilde mir ein, das Buch muß gehen, wird mir Ehre und Ansehen geben und dem Publikum über manches ein Licht anzünden; desto mehr möchte ich freilich auch, es bald auf den Markt gebracht zu wissen. Hoffentlich fällt die Entscheidung bald. Auch dem „Kätchen" steht sie nahe in Aussicht. Darob großer Jubel und Sonnenschein im Hause Reinthaler, wovon auch auf mich ein Drittel der Strahlen abfallen. Aber auch über diesen Glücksteil würde ich dem Himmel dankbar quittieren, wenn er so gnädig sein würde, ihn mir definitiv zuzuwenden.

Daß die Meininger hier waren, weißt Du sicherlich. Sie haben die Stadt auf den Kopf gestellt und kalte Herzen erwärmt. Auch treiben sie ihre Kunst so ganz, so eigenartig und berückend, daß die Kritik gut tut, trotz aller Bedenken im Einzelnen ihren Siegeswagen zu ziehen. Den Cäsar sah ich jetzt zum erstenmal von ihnen. Die Ermordung und die Forumszene wirkten wie Elementargewalten. Als Ganzes rissen die „Räuber" das Publikum am mächtigsten hin — es ist die Totalwirkung des Stücks — mir fehlte schauspielerisch die innere Jugend und die geniale Kraft der Persönlichkeit im Karl, in den Ensembles das Tempo, das ich hier nicht rasch genug haben kann. Über die Unmöglichkeiten des „Wintermärchens" täuschte ihre wundervolle Inszenierung hinweg. Kurz, sie sind einzig und, was die Hauptsache ist, geben der aus dem Schlummer aufgerüttelten Kunst der Regie eine Fülle von Anregungen. Jetzt sind sie in London. So wenig ich mich dahin sehne, um sie mit der englischen Komödie zu vergleichen, so sehr verlangt es mich nach Paris, um das Théatre français endlich kennen zu lernen. Wann machst Du mir die Freude, mir aus Deiner Anschauung zu berichten, so frisch und

subjektiv, wie Du es vermagst und ich es liebe? Ich soll doch wohl nicht etwa gar argwöhnen, Du seist noch gar nicht dort gewesen? . . . .

Bleib mir auch in England der Alte und laß von Dir hören. . . .

Bremen, 7. 7. 87.

. . . . Trotz meiner großen Abneigung vor jedem „confluxus hominum" bin ich durchaus genötigt, wenigstens einen Tag des norddeutschen Liederfestes mitzumachen, eben den 17., einen Sonntag. Nicht als einfacher Bürger und Stadtbibliothekar, sondern als vielfacher Poet eines Prologes, eines Festgrußes, einer Reinthalerschen Festkantate ꝛc. Meine Abwesenheit wäre geradezu eine Demonstration, die keinen Sinn hätte, ganz abgesehen davon, daß es mich interessiert, einmal eine Körperschaft von zirka 1500 Sängern zu hören, selbst auf die zu erwartende Gefahr hin, daß so viele Köche den Brei verderben. Am Abend desselben Tages reise ich zunächst nach Frankfurt, wo ich mit der Intendanz wegen der Inszenierung des „Kätchen" ein langes und breites zu besprechen habe, dann nach Oberhof. — Das schöne Ziel, dem Deine Schwester entgegengeht, bewegt mich, und ich wünsche ihr von Herzen das reinste Glück. Aber Ritualien und Zeremonien, wie sie Hochzeiten, Taufen, Grablegungen usw. bringen, sind mir um so unerträglicher, je näher mir Personen stehen, die den Mittelpunkt der Feierlichkeit bilden. Nur eine starke innere Erregung, ein tiefes Erfülltsein von der inneren Bedeutung des Aktes hilft mir über den kalten und geistlosen Prunk hinweg. . . . .

Bremen, 12. 7. 87.

. . . . Wie schade, daß ich Deine Anfrage, ob ich eine poetische Überraschung in petto habe, verneinen muß. Aufrichtig, ich hätte sie gern bejaht, aber derlei Dinge entspringen bei mir aus persönlich nächstem Anteil. Den habe ich für Deine Schwester durchaus — aber Dein künftiger Schwager ist mir, wie Du weißt, ja zu meinem Bedauern noch fremd. Es würde also auf einen telegraphischen Gruß hinauslaufen. — Gott gebe, daß wenigstens dieser ein poetischer werde. Dergleichen weiß man nicht im voraus. . . . .

An E. und Julie Cruesemann zur Hochzeit.

Pyrmont, 25. 11. 88.

So muß es sein? Vom Jugendland
Das ernste, bittersüße Scheiden?
Ach! einmal noch am alten Glück
Will der umflorte Blick sich weiden!
Dein junges Herz erbebt — umtönt
Von fremder Zunge, fremdem Leben,
Wird nicht im Traum ein Sehnsuchtsbild
Der deutschen Heimat dich umschweben?

Der deutschen Heimat? Blick' auf ihn,
Dem sich dein Wort, dein Herz gelobte:
Den aufrecht stolzen Mannessinn,
Den Willen, den die Tat erprobte,
Den hat er wie ein Eichenreis
Im fremden Land mit deutscher Erde
Bedeckt, mit deutschem Mark genährt,
Daß er ein Bild der Heimat werde!

Wer so im tiefsten Wurzelgrund
Des eignen Wesens Wert behütet,
Ob ihn die Mittagsgluth versengt,
Ob Sturm und Regen ihn umwütet —
Der wird ein Hort der Liebe sein,
Die bräutlich, mit erglühten Wangen,
An seine Seite fromm geschmiegt,
Sein heilig Treuewort empfangen!

Ja, glaube nur und horche still
Auf seines Herzens tiefstes Leben,
Dann wird auch in der fremden Welt
Die Luft der Heimat dich umweben,
Dann klingt es über deinem Haupt
Wie Waldgetön und Lerchenlieder
Und senkt ein Frühlingsduftgewölk
Von Ros' und Veilchen auf dich nieder.

Und wenn des eignen Herdes Schein
Am Winterabend traulich dämmert,
Vom Feuerquell der Heimat draus
Ein Grüßen euch entgegenflämmert, —
Dann wandelt den Erinnrungspfad
Bis zu der Kindheit ersten Tagen
Und denkt der Herzen, die für euch
In Liebessorg' und -Lust geschlagen.

Noch immerdar! Wie euer Selbst,
Blieb uns're Lieb euch unverloren,
Sie hebt sich aus der Zeiten Flut,
Mit jedem Tage neu geboren.
Und wenn die Küste weicht und sinkt —
Die Treue zieht durch Land und Wogen,
Und über Erd' und Himmel spannt
Sie leuchtend den azurnen Bogen!

Bremen, 10. 3. 94.

. . . . Mit einem Teil der Berliner Kritik habe ich allen Grund zufrieden zu sein, der linke Flügel leistet freilich an Roheit des Tones wieder das Erdenklichste. Und demgegenüber ist ein verständiger Mensch rat- und wehrlos. Es ist nicht die Sache, die kränkt, die Form ist es. Inzwischen geht der „Timon" freilich seinen Weg weiter. Jüngst war er hier, übermorgen ist er in Kassel. . . . .

Bremen, 6. 10. 96.

. . . . Und darum sehe ich leider keinen Rat, Eure Wünsche im Punkt des Festgedichts (zur goldenen Hochzeit der Eltern) er-

füllen zu können — und Du nimmst sicher an, wie es die Wahrheit ist, daß ich der Letzte sein würde, Dir etwas abzuschlagen. Ein innerer Grund spricht darin allerdings auch noch mit. Solche Ergießungen müssen aus persönlichen Eindrücken ganz von selbst hervorquellen, wenn sie echt und wahrhaft wirken und etwas wert sein sollen. Und da fehlen mir die Bindeglieder, die mich über Euch hinweg mit dem würdigen Paar verknüpften, das Ihr zu feiern Euch anschickt und an dessen Los ich um Euretwillen den herzlichsten Anteil nehme. Das genügt aber nicht, ein Gedicht zu gestalten, ein Gedicht sage ich, keine Ansammlung von schönen Gemeinplätzen. Und so gerne ich (um Goethe gegen Schillers Wort von der „gebietenden Stunde" auszuspielen) als Poet „die Poesie kommandieren" möchte — es wird nicht gehen, und ich ziehe es vor, mich am 14. Oktober aus meinem eigenen Gefühl heraus mit einem kurzen Festgruß einzustellen, der vielleicht poetische Gestalt annimmt, als aus blauer Luft ein Carmen zu spinnen, das niemandem gehört. Du und Deine Frau erkennt hoffentlich meine Teilnahme richtig und würdigt feinfühlig meine Motive. . . . .

Bremen, 20. 9. 98.

. . . . Deinen Geburtstag habe ich nicht vergessen, und wenn die Post pünktlich gewesen, hat sie Dir den Vorläufer meiner Glückwünsche schon ins Haus geschafft, den Meister Loewe, diesmal in meiner Gestaltung. Nimm ihn gut auf. Wir lieben und verehren ihn ja beide, und dem vielen Neuen, was ich der Welt über ihn sagen konnte, wirst Du gern nachgehen. Hat er auch auf anderen Gebieten als auf denen der Ballade oft geirrt — ein Genie ist er doch, und man mißt die Menschen an dem Größten, nicht an dem Geringsten, was sie geschaffen. . . . .

Auf der Rückreise von Oberstdorf und München suchte ich in Frankfurt d'Albert auf, der mir mit Hülfe seiner Frau, die eine vorzügliche Sängerin ist, am Klavier den fertigen „Kain" vorführte. Eine bedeutende Musik, in der ersten Hälfte unbedingt sieghaft, in der zweiten wichtigsten nicht so ganz, so daß ich auf Änderungen drang, die nun vorgenommen werden. Es arbeitet

sich leicht mit ihm, fast so leicht wie mit Rubinstein und jedenfalls weit bequemer als mit Bruch, mit dem ich fast wegen jeder Zeile aneinander geriet, und der jetzt nach seinem „besten Textdichter" zurückverlangt. Ich aber karge mit neuen Libretti, schreibe lieber für mich, was mir behagt und warte dann ab, ob sich ein Komponist dafür findet. . . . .

Bremen, 13. 16. 99.

. . . . Schön also, lieber Eduard! Am 3. 12. spreche ich in London im Theater, am 5. und 6. in Forest Hill und bei Melchers; am 7. reise ich. In den sauren Apfel meiner Ankunft am Sonntag früh mußt Du aber schon beißen. Denn wenn ich den Zug in Iserlohn zur Not auch noch erreichen könnte (die Vorträge beginnen und endigen dort sehr spät), kann ich die Nachtruhe doch keinesfalls entbehren, und was es heißt, in der Winterkälte nachts auf den deutschen Kleinstadtbahnhöfen herumzulungern, 5 bis 6 mal umzusteigen und auf einen Kofferträger von vorneherein verzichten zu müssen, das kenne ich zur Genüge. So aber kann ich nach 6 gehaltenen Vorträgen doch ausschlafen, laufe nicht Gefahr mich gründlich zu erkälten und darf hoffen, auch auf dem Schiff zu ruhen, denn ich leiste mir eine Kabine für mich allein. So werde ich denn frisch in London ankommen. Wo nicht, so mime ich Frische, denn ich setze mir vor, Dir Ehre zu machen.

Addio! Und grüße mir Lulu so herzlich wie Dich grüßt

Dein Heinrich.

Bremen, 31. 10. 99.

. . . . Soeben, dicht vor der Abreise, erhalte ich noch Deinen Brief. So muß ich denn wohl oder übel von Iserlohn aus nachts fahren, ohne zur Zeit noch zu wissen, wie ich mir die Sache mit meinem Gepäck einrichte, denn meinen schweren Handkoffer werde ich, da es auf den kleinen Stationen nachts an Trägern fehlt, nur mühsam von Zug zu Zug schleppen können, ohnehin noch mit anderen Dingen bepackt. Glaube mir, es ist eine harte Nuß, die mir wohl im Halse stecken bleiben wird. Addio! . . . .

Hotel zum König von England. Münster i. W., 8. 12. 99.

. . . . Da wäre ich, Ihr Lieben, wo ich zunächst sein wollte, gerädert von der unruhigen und lärmenden Fahrt, die mich trotz der fünfzehn Opiumtropfen kein Auge hat schließen lassen, aber ein Sieger über den Neptun, der seine Stürme auf meinen Magen beschämt aufgeben mußte. So etwa muß es den Engländern zumute sein, wenn sie von den Buren abgeschlagen werden. Hier ist es und schon auf dem Schiffe war es bitter kalt. Aber mich durchwärmt die Erinnerung an die mit Euch verlebten Tage, und so, gleichsam noch aus brühwarmem Herzen, schicke ich Euch erneuten herzlichen Dank mit meinem ersten Gruß. Laßt es so unter uns bleiben, und möge mir die Zeit auch die Kinder näher bringen, die sich mir schon so zutraulich und unbefangen gaben. Ich glaube, Ihr dürft Euch ihrer freuen, nicht, daß sie überhaupt da sind (denn das versteht sich von selbst), sondern so wie sie sind. . . . .

Bremen, 15. 12. 99.

. . . . Aus dem Schwall von Arbeiten, in dem ich gleich nach meiner Heimkehr versunken bin, schaue ich kaum mit der Nase heraus. Das ist nun so. Meine Verpflichtungen gegen Vereine und Anstalten aller Art haben sich derart gehäuft, daß mein eigenes Schaffen, zu dem mir mein Amt vollauf Zeit lassen würde, darüber zu kurz kommt — und das geht auf die Länge nicht so fort. Sinne ich aber nach, wie ich mich entlasten könnte, dann finde ich keinen Ausweg, wenigstens keinen, der gründlich hilft. Im Herbst winkt mir zum mindesten eine kurze Gnadenzeit. Ich denke meinen Sommerurlaub verdoppeln zu lassen und dafür einmal auf meinen kontraktlichen Novemberurlaub zu verzichten, um auf dem geliebten Burgstall und während einiger Wochen in Oberitalien manches vollenden zu können.

Daß Deine Frau sich nur recht schont, damit ihr Körper widerstandsfähiger wird und ihre freie und schöne Seele bereiter zum Genuß. In den Riesenstädten müssen ohnehin so viele Blüten des innersten Lebens verkümmern. Grüße sie herzlich und bringe mich auch den Kindern in möglichst gute Erinnerung.

Ich sehe mich in Gedanken noch mit Freuden unter der kleinen Schar sitzen.

Unsere Stadt duftet bereits nach Tannenbäumen. Auch mir werden die Weihnachtskerzen brennen, am heiligen Abend still für mich allein und meinen kleinen Haushalt. Ich sinne in ihrem Schimmer gern darüber nach, was mir alles dahingegangen und verloren ist, und wieviel ich doch auch behalten habe. Und tapfer soll es ins neue Jahrhundert gehen! . . . .

Bremen, 21. 12. 01.

. . . . Das Bild, das ich Dir mit der Bitte um freundliche Aufnahme schicke, stimmt ja insofern wieder mit der Wirklichkeit überein, als ich wieder wie dort schön aufrecht zu stehen und zu wandeln vermag. Denn das war bis vor etwa drei Wochen nicht der Fall. Wahrscheinlich überanstrengt durch die Strapazen der November-Vortragsreise, die zwar an sich vortrefflich und unter den üblichen Ehren verlief, wurde ich auf dem Bahnhof in Hameln von einem Lähmungsanfall heimgesucht, dessen Symptome zwar nahezu ganz verschwunden sind, dessen Nachwehen mir jedoch immerhin noch Schonung auferlegen. Es heißt künftighin Kräfte und Lasten genauer berechnen. Wer aber vermag das völlig? Ich bin eben ein Arbeitsmensch und habe frühzeitig gelernt, Hindernisse durch den Willen zu überwinden. Und solche Kerle scheint das Schicksal zu hassen.

Doch freue ich mich des rosigen Lichtes und der nahen Herbstsonne, die in Euer Haus ihre schönsten Strahlen senden möge. Gedenkt in ihrem Scheine, bitte,

Eures alle herzlich grüßenden

Heinrich.

An Wilhelm Henzen.

Bremen, 28. 5. 78.

. . . . Du hast den edlen Mann (Holstein) geschildert, wie er war — eine tiefe, reine, kindliche Natur, einer von denen, die nicht altern. Ich trug mich flüchtig mit dem Gedanken, zur Beerdigung nach Leipzig zu kommen. . . . Aber ich werde ja noch Gelegenheit haben, sein Grab aufzusuchen, und an ihn denken werde ich Zeit meines Lebens.

Es hat mich bewegt, daß er die Erde so schweren Herzen verlassen hat, und ich frage mich: würdest du das auch tun? Wie ich jetzt denke und empfinde, sage ich mir zehnmal nein! darauf. Was verlassen wir denn! Neben dem Herrlichsten und Schönsten doch auch „die tausend Stöße, die unseres Fleisches Erbteil"! Man sollte auch keinen fragen: möchtest du sterben? sondern: möchtest du wieder erweckt werden? Sagt er dann: ja — so will ich schweigen. . . . .

Bremen, 20. 10. 80.

. . . . Sägelken ist verlobt, mit einer Sächsin. Und wir, und so mancher andere? Sind wir glücklicher? Philosophisch vielleicht, aber irdisch sicher nicht. Und doch, ich könnte mir ein Ideal denken, ein zugleich geistiges Zusammengehen in der Liebe, das alles überstrahlte, was das Dasein sonst Schönes bietet. Ich habe einmal geglaubt, es solle sich mir verwirklichen, aber es war eine Täuschung. Nach manchem inneren Sturm lebe ich jetzt gelassen, und, ich darf es sagen, glücklich. Meine Gesundheit hat sich gekräftigt, meine Arbeitslust ist wunderbar frisch. . . . .

Ohne Datum 83.

. . . . Es kommt für den Dritten, den der Autor nicht in seine Pläne einweiht, doch immer darauf an, daß sich der Gedanke mit der Handlung von selbst gibt, aus ihr herausschimmert wie das Blut aus einem Insekt, das „grün und rot wie seine Speise ist". Kürzlich las ich eine Interpretation des Wintermärchens, die geistreich genug den Verfall der Antike, den Sieg des Germanentums und die Renaissance darin finden will. Es

konnte alles stimmen und doch war und ist mir das alles gleichgültig, weil der widerspruchs- und lückenvolle Leib des Stücks mir nichts davon verrät. Es ist eine Konstruktion, eine Spielerei in diesem Falle, die mit dem Kunstwerk nichts zu tun hat. . . . Ich fühle mich frei und arbeitslustig, glaube jetzt ganz in den Besitz des Rüstzeugs meiner Kunst gelangt zu sein und hoffe, noch viel schaffen zu können. Meine Arbeiten nach einer jeweiligen Theorie zu modeln, ist nicht meine Art, und wer dies etwa nach meiner dramaturgischen und kritischen Tätigkeit annehmen zu müssen glaubte, würde sich gründlich irren. Ich bin immer mehr instruktiv und empirisch vorgegangen und wenn meine Dramaturgie wirklich einigen Wert hat, so mag er in dem induktiven Verfahren der Untersuchung und in der Ablehnung jeder aprioriischen Konstruktion und Spekulation liegen. Freilich komme ich dann auch dazu, gewisse Grundzüge, die ich bei allen anerkannten und wirkungskräftigen Dramen aller Zeiten und Völker als stabile finde, als vom Wesen des Dramas unzertrennlich zu betrachten: die Kontinuität der (zum mindesten der *inneren*) Handlung und den centripetalen Zug aller Szenen. . . . .

Bremen, 10. 6. 84.

. . . . So ist es denn auch mein fester Entschluß, meinen „Gerold Wendel", trotz der Leichtigkeit, mit der ich die Erfüllung meines Wunsches erreichen zu können glaube, *nicht* in *Bremen* einzuführen, selbst auf die Gefahr hin, daß eine andre Bühne sich damit vorzugehen nicht entschließen könnte, ich somit auf eine Aufführung des Stücks überhaupt verzichten müßte. . . . .

Ein Drama könnte konstruktiv ein meisterliches Unikum sein und doch diesen oder jenen degoutieren, wie es eine Persönlichkeit, eine Physiognomie tut. Man hat das ästhetische Vergnügen ebenso wenig wie den ästhetischen Widerwillen in seiner Gewalt. Das einzige, was man tun kann, ist: sorgfältig zu sondern, wo die persönliche Affektion oder Abneigung anfängt, unabhängig von den Qualitäten des Werkes zu sein, soweit sie nach der ästhetischen Konvenienz, wenn man will, nach den Gesetzen abschätzbar sind. Man kann von einer Schönheit vollständig ungerührt bleiben und doch die klassische Regelmäßigkeit ihrer Linien zugeben müssen. . . . .

An Hermann Reinboth.

Bremen, 2. 11. 76.

Mein lieber Freund! Im tiefsten Schmerze zeige ich Dir an, daß meine liebe Mutter gestern abend um 10 Uhr sanft entschlafen ist. Was ich an ihr verliere, fassen keine Worte. Auch Du hast die Verstorbene gekannt, ihr liebreiches Gemüt, ihren geduldigen Sinn. Willst du uns den Freundesdienst tun und an der Leiche bei der Beerdigung (Sonnabend 1/24 Uhr) einige Worte sprechen und hernach ihr den Segen ins Grab geben? Vielleicht sehe ich Dich vorab noch hier.

Mit schwerem Herzen grüßt Dich

Dein alter Freund.

Bremen, 7. 6. 78.

. . . . Den herzlichsten Glückwunsch zu Deinem Geburtstag! Vielleicht wissen die Pfarrkinder schon davon und vermehren das Inventar Deiner Pfründe, das ja bereits eine Ziege aufweist, durch tiefgefühlte Spenden — dieser bringt ein Huhn, jener etwelche Eier — oder hat Dein kurzer Aufenthalt in Haustenbeck einen so persönlichen Rapport noch nicht ermöglicht? Wie behandelst Du sie überhaupt? Nach den Grundsätzen des Superintendenten in jener Gellertschen Erzählung? Von Herzen wünsche ich, daß Du Dich wohl dort fühlst! Ich denke mir die innere Befriedigung von dem Berufe und seiner Erfüllung nur noch schöner, seit sie mir versagt ist. Davon aber, daß mir die Jurisprudenz gar nicht mehr munden will, ein andermal. Vergiß mich nicht ganz.

Herzlich der Deine.

Bremen, 10. 6. 81.

. . . . Kürzlich war Dein Bruder Martin an der Bibliothek und ich maß an ihm die zunehmenden Jahre. Geht es Dir auch wie mir? Ich fühle einen Drang zur Arbeit wie nie und meine, daß jetzt die Zeit sei zu erfüllen, was man versprochen. Nun nicht mehr geträumt, nicht mehr geplant, sondern rasch und tüchtig

ausgeführt. Ich habe eine Dramaturgie beendet, die unsre deutschen klassischen Dramen und die Shakespeares eingehend analysiert. Sind Dir die Geister Hamlets, Fausts und Wallensteins nicht gänzlich fremd geworden, so schicke ich sie Dir, sobald sie verlegt ist. Das kann freilich noch einige Zeit dauern, da die Buchhändler ein zweibändiges Werk nicht mit derselben Willigkeit wie meine voraufgegangenen Dramaturgika aufnehmen werden, die mehr Broschüren als Bücher waren, vermöge ihrer schlanken Gestalt sich leicht durchgeschlagen und meinem Namen auf diesem Gebiete zu einigem Ansehen verholfen haben. Wie aber auch dieser Reiz nachläßt! Auch der Ehrgeiz wird immer geringer, und man erfreut sich wenigstens zu Zeiten rein und ganz des schönen Gefühls, daß das Schaffen der Sache gilt. Was diese, die Kunst, mir ist, weißt Du und wirst Du mir nachfühlen, auch wenn sie in Deiner Schätzung niedriger steht als in der meinen.

Ich bin bei aller Tätigkeit frischer als je und warte auf die Ferien diesmal nicht wie in den letzten Jahren als auf den Arzt, der meine angespannten Nerven wieder in Ordnung bringt. Meine bairische, mir nun schon zur Gewohnheit gewordene Sommerreise gebe ich darum nicht auf. . . . .

Bremen, 27. 10. 01.

. . . . Sei herzlich für Deine Glückwünsche bedankt, lieber alter Freund. Ich nehme, was mir der Himmel beschert, dankbar und zufrieden. Freilich ist, seit Du von mir gingst, die Trauer bei mir eingekehrt, und während Du mit den Deinen um das Leben Deiner Schwester bangst, ist die meine plötzlich dahingeschieden: ein Schlaganfall hat sie weggerafft. Es ist die einzige Schwester, wie Du weißt, und die letzte nahe Blutsverwandte, die ich mit ihr verloren, und der Verlust hat mir hart zugesetzt. . . . .

Bad Nauheim, 7. 6. 02.

. . . . Meine herzlichsten Glückwünsche. Daß ich sie aus einem altberühmten Kurort adressiere, hat einen nur allzu triftigen Grund: Im Dezember vorigen Jahres kehrte ich gelähmt

von einer anstrengenden Vortragsreise heim und suche den letzten Rest von jener Attake nun in diesen köstlichen Heilwassern wegzuschwemmen. Gott sei Dank, viel haben sie nicht mehr zu tun. Ich wandle wieder wie sonst und schlage das Cavichymbel und werde Ende des Monats meine Allgäuer Berge hoffentlich ganz als der Alte wiedersehn.

Inzwischen habe ich mich auch auf den ernstesten Fall gerüstet, soweit wir Menschen das können. Daß Dir und Deinen Geschwistern Euer alter Vater genommen ist, habe ich mit Teilnahme gehört. Bleibe Du nur mit den Deinen recht frisch und gesund! . . . .

An Carl Runge.

Zum Abschied (auf die Universität).

Oktober 75.

Nun lebe wohl und nimm den Reisesegen,
Wenn auch die Lippe bebt, das Herz bleibt fest:
Wie du dem Geist getreu auf allen Wegen,
So sei getrost, daß er dich nicht verläßt.
Dort ragt das Leben: mutvoll ihm entgegen,
Und sieh, wie sich sein Herz bezwingen läßt.
Wenn du dem Schönen sehnsuchtsvoll begegnest,
Wird es dich segnen, wie du selbst es segnest.

Auch ist es Not, daß es dich sanft geleitet,
Denn manche wetterschwangre Wolke droht,
Nicht immer ist die Stätte dir bereitet,
Der Grund kann wanken, der dir Ruhe bot:
Wenn heut Dein Herz sich hoffnungstrunken weitet,
Ach, bald erdrückt es sehnend bittre Not —
Dann aufgeblickt. Dir ist das Heil beschieden,
Das Schöne strahlt und deine Brust hat Frieden.

Dann schließt dein Auge sich und bunte Wellen
Umspielen dich, es weicht der düst're Flor,
Und in dem Mondlicht steigt mit den Gesellen
Aus Blum' und Blatt der leichte Elfenchor,
Wo wilde Wogen am Gestein zerschellen,
Da taucht die Nixe aus bewegtem Rohr
Und zarte Händchen pflücken in den Lauben
Die Blume hier und dort die Last der Trauben.

O süßer Traum, o seliges Erwachen!
Du glühst von Kraft, du flammst von neuem Mut.
„Wo ist der Feind? Und wär's der Hölle Rachen,
Es gilt ein heilig, gilt ein höchstes Gut.
Es ist die Gottheit mächtig in den Schwachen,
Ihr, die mich leitet, bring ich Gut und Blut —
Ein heiliger Entschluß, ein mannhaft Ringen —
Nun denn zur Tat, zu freudigem Vollbringen."

Bremen, 17. 10. 75.

. . . . Wie ich Deinen Weg verfolge, weißt Du oder kannst Du wissen, und so ist, denke ich, jedes Wort darüber ein verlorenes. Alles andre steht in der Hand der Götter, d. h. des Schicksals, dem sich willig unterzuordnen das Vorrecht des philosophischen Geistes ist. Die schönen Stunden, die wir in gemeinschaftlicher Arbeit verlebten, wie könnte ich besser tun, als sie fern von allem Geräusch mit mir allein verleben? auch den Weg, den wir so manches Mal zusammengemacht, bin ich wieder gegangen, aber nicht allein: es war ein trauriger Gang, denn es galt Johannes Krüger zu beerdigen, der nun Erlösung von seinem Leiden gefunden hat. Es ist so rasch gekommen, wie ich gedacht, und trotz allen Vorausdenkens hat es mich bis ins Innerste bewegt. Man hatte in der Kapelle des Horner Friedhofs eine Leichenfeier veranstaltet, die wohl geeignet war, die Stimmung völlig zu zerstören; zuerst die Kapelle selbst, die eine Versündigung an der Kunst und an der ernsten Stätte ist, so sehr, daß einem die Zornröte in die Wangen steigt, dann der Geistliche, der echt pfäffisch eine blumenreiche Rede hielt. Aber es waren Eisblumen, alles kühl und frostig, Worte, Worte, Worte! kein einziges, das aus dem Herzen kam, das der Bedeutung des Toten und seiner

seltnen Persönlichkeit wert gewesen wäre. Er war eine verschlossene Natur, immer ernst und unablässig an sich arbeitend, rein und edel im besten Sinne und darum der Art, daß man bei ihm, wie es hieß, nicht gemütlich werden konnte. Das war in der Tat so, aber das richtet die Menschennatur, nicht ihn. Wir sollten uns nur gewöhnen, uns da wohl zu fühlen, wo das Beste ist, wo die strenge Luft des reinsten Wollens weht, anstatt nur im ganz Alltäglichen und bei der Nachgiebigkeit an unsre Schwächen, aus uns heraus zu gehen. Ich war äußerlich und innerlich oft mit ihm im Widerspruch, denn mir ist die pedantische Genauigkeit und Philistrosität, die der konsequente Ausdruck seines großen Pflichtgefühls war, im Grunde fremd und unsympathisch — einerlei, ich habe dies entsagungsreiche Leben hoch verehrt, und kann es noch nicht begreifen, daß es genommen ist. Und so viele elende Kerle leben fort! — Auch die Mutter war draußen und sein Freund L., der ihn so treu gepflegt hat. Der arme Mensch! er war ganz gebrochen und mußte, als es zur Beerdigung ging, zurückbleiben. Wahrhaftig, ich war nahe daran den Toten zu beneiden um der großen Liebe willen, die ihm geworden, wenn ich mich nicht noch rechtzeitig erinnert hätte, daß mich von früh auf bis jetzt die Liebe fast in jeder Gestalt so reichlich gesegnet, daß ich undankbar sein würde, wenn auch nur der Schatten eines unzufriedenen Gedankens in mir aufstiege. . . . Am vorigen Montag sah ich die Räuber; ich hatte eben Krügers Tod erfahren und schwankte sehr, ob ich hingehen sollte. Schließlich war ich doch froh, denn es hat mich wohltätig erschüttert; und eine Entweihung des Andenkens des Verstorbenen ist es doch wahrhaftig nicht. . . . .

Bremen, 22. 10. 75.

. . . . Von ganzer Seele meinen Dank für Deinen Brief! Ich konnte nicht länger zweifeln, daß das, was Dich drückte und quälte, endlich Worte finden würde, ich könnte vielleicht gar sagen: ich wußte es. Du warst es der Wahrheit schuldig, der Du Dich angelobt hast, wie ich mich. Ich habe Dich ausgefunden, wie Du bist, auch hier und empfinde alles, was in Dir vorgeht, auf das Lebhafteste nach und mit. Nur darin irrst Du, daß Du

glaubst, nur Dein Kopf gehöre mir. Was uns vereinigt hat, das ruht im innersten Kern unsres Wesens, das Denken ist es nicht, nicht das kalte Zersetzen, Zerlegen und Zurechtrücken des geistigen Materials, das ganze Wollen und Fühlen, mehr, als wir selbst ahnen und wissen. Bei allem aber begreife ich es völlig, wie Dir ums Herz ist. Sieh, eine Fülle von Neuem und Glänzendem ist plötzlich auf Dich eingedrungen, vielleicht zu viel für die kurze Zeit eines halben Jahres; innere Kämpfe, ein äußerer Widerstand gegen hunderterlei Dinge, deren Bestehen Du noch gelten ließest oder wohl gar achtetest, hat begonnen oder ist vorgezeichnet; angestrengt haben wir der Höhe der Vorsätze keine andern Grenzen setzen wollen als die des absoluten Könnens, Ruhe haben wir uns kaum gegönnt, und wenn wir ruhten, beschäftigte das Höchste unser Denken: es war der Inhalt unsrer Gespräche, das Herz unsrer Begeisterung, die Seele unsrer Freundschaft. Dergleichen hält kein Mensch auf die Länge aus. Und nun kommst Du heraus in das freie Leben und es ist Dir, als atmetest Du auf; es hat etwas wie ein Zwang auf Dir gelegen, er ist von Dir genommen; die beständige Mahnung, die wir uns gegenseitig stillschweigend gaben, in keinem Augenblick von dem zu lassen, was uns das Größte gilt, ist Dir nicht mehr vor Augen, es war etwas wie ein Zwang, nun fühlst Du Dich frei — das alles würde genügen, deine Gefühle zu erklären. Wir sind innerlich zu nahe verwandt, als das einer diese Verwandtschaft leichtsinnig verleugnen könnte. Glaube mir, auch ich erschrak oft, wenn ich in Dir den oder jenen Zug entdeckte und mir sagen mußte: das hast du früher ja grade so empfunden und angeschaut, das empfindest Du noch, schaust Du noch so an; wenn ich wahrnahm, wie wir oft in den kleinsten Neigungen und Antipathien zusammenstimmten. Auch ich kenne das Glück der innigen Neigung zum Freunde, dessen Persönlichkeit uns gewinnt und ihm zu eigen gibt. Mehr noch als das verbindet uns. Nicht unser eigner armer Wille, der ewige Wille selbst, der heilige und uralte, hat uns zusammengeführt und gefügt — ihm widerstreben wir ganz vergebens. — Wir erschrecken auch, wenn wir unser eignes Bild sehen — und es ist doch kaum anders. —

Und ich sollte wegen des offenen Bekenntnisses, daß Du mir gibst, einen Haß auf Dich werfen! Wie wäre das denkbar? Und nie, das hab' ich mir heilig gelobt, ziehe ich meine Hand aus der Deinigen. Wenn ich wirklich mit meiner geringen Kraft nur ein wenig über Dich vermocht, ein Mensch voll Fehler und Schwächen, so will ich den letzten Rest dieser Kraft einsetzen, um Dir beizustehen, wo es auch sei, wenn es gilt und die Not ruft. Und das, so lange ich lebe. Die Zeit aber wird nicht auf sich warten lassen. Du trittst ohne Bürde ins Leben hinaus, und was hast Du schon erlebt? Der Zweifel wird kommen, die tausend Feinde des guten Willens, all die Reizungen der Alltäglichkeit, der Cynismus selbst wird über das Höchste in Deiner eignen Brust spotten, und das, was Dir jetzt das Höchste gilt, wird Dir in Augenblicken gar nichts sein — dann weißt Du, wo Du Trost finden kannst, wo Du verstanden wirst, ganz, bis auf das Zucken der Wimper. Und glaube mir, es wird bald kein Erschrecken mehr geben, wenn ein Brief von mir kommt; die Zeit wird es fügen, daß Du dessen ganz inne geworden, was der Weltgeist an uns getan, daß Du verlangst, von mir zu hören, daß Du ausruhst in dem Gedanken an unsre Freundschaft mit stiller Glückseligkeit, daß Dir die Trennung keine Erleichterung mehr sein wird und Du, zurückkehrend, dem lang Entfernten zurufst: Sieh, da bin ich wieder, verlasse Du mich nicht, wie ich Dich nicht verlasse. Dann werden wir über das Vergangene nur noch den Kopf schütteln und sagen: es hat alles so kommen müssen, wir mußten erst ganz wahr gegeneinander sein, uns erst ganz verstehn! — Wahr sein — das über alles! . . . .

Bremen, 1. 11. 75.

. . . . Die strahlende Helligkeit, die aus Deinem letzten Brief aus Italien hervorleuchtet, dringt bis hierher zu mir. Ich sehe die Bilder, die Du mir nennst und die ich fast alle aus Kopien und Stichen kenne, vor mir und fühle fast kein Verlangen, sie von Angesicht zu sehen, weil das eigentümliche Gefühl der Befriedigung, welches die Ergänzung des Vorgestellten durch die Phantasie in sich trägt und die dann wieder geweckte Sehnsucht

nach dem unmittelbaren Genuß durch die Sinne mir an sich — wenigstens für den Augenblick — beneidenswert erscheinen. Rafaels Sposalizio war mir immer ein teures Werk. München hat eine vortreffliche aus der Königlichen Werkstatt für Glasmalerei hervorgegangene Kopie davon, die Uffizien einen trefflichen Stich. Was ein solcher wirken kann, das wirst Du, mehr als ich, an dem Meisterstück des Rafaello Morghen erkennen, der Lionardos Abendmahl wiedergibt. Solltest Du dies vielleicht bedeutendste Werk eines Stechers noch nicht genügend gewürdigt haben, so versäume nicht, dies in der großen Galerie, die in Florenz von der Uffizien über den Arno nach dem Palazzo Pitti führt, nachzuholen. Der Stich hängt rechts und, wie ich meine, ziemlich am Anfang der Galerie. — An der Schule von Athen wirst Du erst in Rom Deine Wunder vernehmen; und wenn Du siehst, wie der Meister aus der räumlichen Beschränkung, die ihm die Fenster in den Stanzen auferlegten, Kapital geschlagen, wirst Du vollends staunen.

Daß Dir im Übrigen Mailand nicht gefallen würde, habe ich wohl vermutet. Venedig wird Dich als Stadt entschädigen, vollauf. Das ist ein Ganzes, in seiner Art nie wieder vorhandenes, ein erstarrter Traum, eine ernsthafte Spielerei, überall etwas theatralisch — aber die kleinen Ausschreitungen der Manier übersieht man in diesem Kunstwerk, der ganzen Stadt, und von der Piazetta möchte man nicht fort. — Laß Dir aber nur nicht wieder einfallen, ein italienisches Ballett zu sehen. Alles, was Ballett heißt, ist französisch und gemacht. Nur der Naturtanz ist schön, und den wirst Du in Italien hoffentlich auch noch kennen lernen.

Meinen Geburtstag habe ich ganz in aller Stille im Hause verlebt, so wie ich es liebe. Ich bin nie verlegener, als wenn man, selbst bei einer so kleinen Gelegenheit, halb offiziell „gefeiert" wird und wäre es nur in einem Toast bei Tisch. Man muß erst etwas zu feiern haben. Denn über seine bloße Existenz wird doch nur ein Esel froh sein. Und so ging alles seinen alten Gang, abgesehen davon, daß man mir morgens, wie immer an meinem Geburtstag, den Tisch mit Blumen und Geschenken aufgeputzt hatte.

Die „Copisten" kommen nun endlich, nachdem der Bremer

Courier sich müde daran gedacht und geschrieben, am Sonnabend dieser Woche. Eine Gewähr dafür, daß an dem Stück doch etwas sein muß, ist mir die Absage der Königlichen Intendantur Berlin. Man wird wahrhaftig stolz darauf! Doch aber, um nur ja ganz offen zu sein, hätte ich mich recht gefreut, wenn es dort angenommen wäre.

Auch eine ordentliche Persönlichkeit habe ich wieder kennen lernen und zwar in Richter Post, den ich für einen bedeutenden Menschen halte. Wir waren auf dem Rathause nach einer geschäftlichen Angelegenheit allein, und er mochte wohl ein Gespräch mit mir suchen, was ich meinerseits nicht recht wagte, kurz, mit einem Male waren wir beide im besten Fahrwasser, schimpften über die Literarische Gesellschaft des Künstlervereins und daß man hier auf die Länge nicht leben könnte. Mir schwirrte ordentlich der Kopf von diesem wahrhaftigen Konzert, auch fühlte ich mich hernach wie von einem Druck befreit, denn ich hatte mir mit einem Vorurteil gegen die Quintessenz des Künstlervereins schon Vorwürfe gemacht und mich für einen argen Ketzer gehalten. . . . . Und da kommt ein Mensch, der etwas ist, und was erfahre ich? Er fühlt sich in all dem Wust beengt und ärgert sich über die Menschen, weil er die Menschheit so lieb hat. Man möchte dann gleich ein freudiges εὕρηκα rufen. . . . .

Bremen, 21. 11. 75.

. . . . Jetzt wird Dir das schöne Florenz wohl in all seiner Herrlichkeit aufgegangen sein. Es ist eben Fiorenza la bella; die Schönheit im eigensten Sinne auf allen Wegen, nichts von der Erhabenheit Roms, nichts von dem verwirrenden Zauber Neapels, der Sinn bleibt klar, die Empfindung im schönsten Maße, man fühlt um sich und in sich Harmonie. Du schreibst mir so viel Schönes von Venedig und ich möchte das gleich unterzeichnen. Es ist doch das Höchste, den Tod zu überwinden und mitten im Verfall, ja im Verfall, in der Verwesung selbst noch das Leben zu erblicken. Wohl Dir, daß Du das in Venedig gekonnt hast. Mir ist das eine Gewähr dafür, daß Du auch philosophisch und ethisch den Tod überwinden wirst: ein Punkt, über den wir einige Male gesprochen. — Merke doch in der Tribuna, wenn Du es

nicht schon getan hast, auf die samische Sibylle des Guercino. Mir will dieser ganz und gar weibliche Kopf nicht aus dem Sinn, besonders die Augen kann ich nicht vergessen. Es ist etwas von den Augen der medicäischen Venus darin, so viel Verlangen, so viel zerfließende Sehnsucht und so vermenschlicht, wie der Blick der Medicäerin vergöttlicht ist. In beiden die Erwartung auf Erfüllung, auf Erlösung, auf das Heil, auf die Tilgung des weltlichen Dualismus, auf die Vernichtung der eigenen Existenz im Aufgehen in der andern. Wer denkt noch, wenn er die Venus sieht, an das Bewußte der Stellung, von dem man so viel redet? ist diese Stellung, wenn sie auch nichts von der Erhabenheit der Venus von Milo hat, nicht zugleich auch die natürlichste?

Die Kritiken über die „Kopisten" hast Du nun wohl erhalten. Das Stück ist mittlerweile wiederholt worden. Ich habe jetzt nur noch den Wunsch, daß es verbreitet werden möge. Ich weiß wohl, hier regt sich in Dir etwas wie Opposition, denn Du glaubst, es sei dem Drange einmal Genüge geschehen, wenn solch ein Ding da ist, und um den Beifall und die Verbreitung habe man sich den Teufel zu scheren. Ich kann nun aber nicht anders; je mehr man sich äußerlich absondert und absondern muß, je mehr muß man, denke ich, wünschen, den Kreis derer, auf die man geistig einwirken möchte, zu vergrößern. Was hilft denn alles Isolieren, alles „sich ohne Haß vor der Welt verschließen", wenn keine Ausbeute da ist. Nichts als der krasseste Egoismus, dem man doch zu entfliehen glaubte? Ich wenigstens kann nicht anders, ich muß immer Material zu verarbeiten haben und sei es noch so gering. Eins aber will ich doch hinzusetzen: wenn nicht, dann finde ich mich auch hinein; wollen die Herren Direktoren der auswärtigen Bühnen das Stück nicht haben — was ich noch nicht weiß — dann mögen sie es bleiben lassen. —

Etwas Drolliges ist mir kürzlich passiert. Es kam ein junger Mensch zu mir, der sich mir als Seminarist vorstellte und Uhland hieß. Der Name sprach für ihn. Sein Begehren: ein Exemplar der Kopisten und des Saul. Großes Erstaunen meinerseits, dann die Aufklärung, er sammle sich die Werke „Bremischer Dichter". Ich schämte mich nun schon, auch nur einen kurzen Augenblick

gedacht zu haben, er wäre nur meinetwegen gekommen, und sprach im Gefühl dieser Scham mit verdoppelter Liebenswürdigkeit mit dem Jüngling weiter. Sein Unternehmen schien mir doch immerhin interessant. Bald aber entpuppte er sich immer mehr als enfant terrible, das mit naivster Dreistigkeit und in holdseligster Unbefangenheit sich eine Büchersammlung auf diese Weise gratis verschaffte, ohne auch nur mit einem Gran von Kritik begabt zu sein. . . . .

Übrigens ist die „schöne Melusine", Oper von Hentschel, über unsre Bühne gegangen. Außer den Nymphen- und Melusinenmotiven des Vorspiels, die sehr schön sind, außer dem ganzen Vorspiel überhaupt, das weich und von süßestem Wohllaut ist, ist wenig vom ersten Range darin. Originelles eigentlich nichts. — Die „Edda"[1]) ist mir zehnmal lieber! —

Herr von Hülsen hat eine lobenswerte Tat getan, nämlich an die Schauspielerinnen der kgl. Hofbühne die Weisung ergehen lassen, in ihren Kostümen weniger luxuriös zu sein und als Zigeunerinnen keine schwarzen Seidenkleider, als Köchinnen keine echten Perlenhalsbänder mehr zu tragen. —

Wie wunderlich, daß auch Du in Italien den „Carlos" gesehen. Ich sah ihn in Neapel und hielt es bis zur Szene der Eboli (Monolog 2. Akt) aus, dann aber lief ich davon. Das Theater war aber auch darnach. . . .

Eine Trauernachricht zum Schluß: unsere gute Katze ist gestorben. Wir haben aber schon ein niedliches Geschöpfchen dafür wieder. So rasch ist sie vergessen! . . . .

Bremen, 2. 12. 75.

. . . . Gestern brachte man die „Schöpfung", am vorigen Sonntag das Theater den Figaro. Das sind nun ein paar solch' ewiger Offenbarungen, die da sind, weil sie da sein müssen, ohne Zwang, in allem Natur. Die Harmonie ist doch das A und O, das einzige, was zu Recht besteht, wie es kein anderes Unrecht, als den Widerspruch gibt. Dieser Satz kam mir beim Figaro immer wieder in den Sinn und es fiel mir auf, wie er uns das

[1]) Oper von C. Reinthaler.

sagt, was die Natur uns täglich lehrt; er ist eine große empirische Wahrheit und macht uns zu rechten Schülern der Natur, die als Ganzes in ihrer Rundheit auch nur da ist, weil jeder Streit in ihr geschlichtet, jede Einseitigkeit durch eine andre paralysiert wird. Das Bild des Runden ist immer da, wenn man an das Harmonische denkt: alles um einen gemeinsamen Mittelpunkt konzentriert. So philosophiert man freilich nicht, wenn man den Figaro hört, aber man fühlt das göttliche Gleichgewicht in diesen wundervollen Tönen, und ehe man sich's versieht, findet das Gefühl Worte. Die „Schöpfung" ist unendlich rührend, ihrer Kindlichkeit wegen und weil ein so reines Herz aus jedem Ton blickt. Kennst Du sie eigentlich? Wärst Du jetzt hier, so würdest Du wohl trotz allem innern Sträubens daran müssen und das Schönste von mir auf dem Klavier daraus hören: Du weißt, wie mangelhaft. — Kennst Du Gottfried Keller und seine „Leute von Seldwyla"? Auch die müßtest Du lesen, und das gleich. Er hat zu dem ersten Bande dieser prächtigen Novellen, welcher die berühmteste, „Romeo und Julia im Dorfe" enthält, einen zweiten erscheinen lassen, der mir fast noch mehr gefällt. Die Kinderwelt beschreibt er zum Entzücken. Und dann hat er eine so schöne Sinnlichkeit und einen so drolligen Humor, mit dem er die alltäglichsten Dinge interessant und belebt zu machen weiß, daß man aus der Herzensfreude gar nicht heraus kommt. — Und endlich müßtest Du Dienstag mit in „Kabale und Liebe", wohin Du freilich schon von selbst gehen würdest. . . .

Hier ist es winterlich und sehr kalt; ich bin viel allein, arbeite tüchtig und fühle mich kräftig. Abends mache ich oft einen Weg, und wie ich den beschneiten Hügel mit der Mühle am Herdentor hinaufstieg, kam mir der köstliche Spaziergang in Florenz in den Sinn, den Du mir beschreibst und den ich wohl kenne. Suchst Du auch das Volk auf? und wie kommst Du mit der Sprache zurecht? Stehst Du noch auf dem Niveau der zweiwortigen Antworten „Si, signore", „troppo caro?" oder versteigst Du dich schon zu zusammengesetzten Sätzen? Sei um Gotteswillen kein Inglese, sondern ein rechter Tedesco, die es vortrefflich verstehen „Allen alles zu sein", die gern das Ohr an das

Herz des Volks legen, um den Pulsschlag zu belauschen und sich nicht „genieren", wenn es gelten soll, Menschen kennen zu lernen. Streif' einmal allein herum, mische Dich in das Marktgewühl, setze Dich in die Loggia dei Lanzi — wenn es zu kalt ist — und denke in einer obscuren Osteria an so manche stille Stunde, die wir unten im Ratskeller zusammen verbracht. . . . .

Bremen, 8. 12. 75.

. . . . Ich habe Deinen Brief in Händen und es drängt mich Dir zu schreiben. Nun vor allem sollst Du nicht allein sein, sondern wissen, daß ich da bin. Du wirst das Schicksal nicht anklagen, das Dir ein kurzes, schönes Glück gewährte, dessen Inhalt ich mehr ahnen muß, als wissen kann. Auch ist das nicht nötig. Du wirst nicht grollen, daß es von flüchtigster Dauer war, wenn Du auch in Augenblicken eine Schwere empfindest, die Dich niederziehen möchte. Glaube mir, was immer für Kämpfe, Seufzer und Tränen der rasch mit Götterkraft entflammten und jählings all ihres Lebensodems beraubten Neigung folgen mögen: dies Klopfen des Herzens, daß wir glauben unser eignes Blut klingen zu hören, dies Sehnen, dies Wissen, verstanden und empfunden zu werden, wo man auch versteht, empfindet, ohne daß es der langsamen Angewöhnung bedurft hätte, dies Höchste der Neigung, die zwei Wesen vereinen kann — und folgten ihr alle erdenklichen Qualen, es ist doch das Schönste, das Beste, was wir haben. Laß das Herz nur bluten. Danke dem Geschick, das Dich mit diesen Wunden gesegnet. Ich hab' es erfahren und preise mich glücklich, — vielleicht nehm' ich es ernster, als es ist; jedenfalls hast Du aber recht getan, daß Du Dich rasch losgerissen. . . . . Rom wird Dir die Seele schon füllen, so unendlich weit, daß Du glaubst, Du seist nicht mehr, daß Dir die Sorgen des Herzens, und seien sie noch so groß, kleine Steinchen zu sein scheinen, die wohl dem Insekte den Weg versperren, das im Staube kriecht, aber nicht dem gottbegnadeten Geschöpf, dem es vergönnt ist, mit erhobnem Haupt in die Sonne zu schauen. Du hast Dich mannhaft gelöst, Du wirst Dich mannhaft halten.

Ich schreibe nicht weiter, mir ist das Herz so voll. Grüß' mir den Apoll und die Juno, und wenn Du von der großen Terrasse des Pincio auf die Stadt siehst, dann denke einmal an mich. Ich hatte den Blick so gern. Steht denn der Name „Innocenti" noch groß an dem Hause Nr. 4 der Via Felice und Sistina? Es ist gleich rechts von der spanischen Treppe; ich wohnte dort. Man hat doch eine kindische Anhänglichkeit an derlei Dinge. . . . .

Bremen, 1. 76.

. . . . Ich hatte mich in der Ferienzeit so recht con amore satt gearbeitet, und der Widerspruch mit meinem Berufe war mir schwerer aufs Herz gefallen als je — gerade da erhalte ich einen Brief von jemanden, von dem ich nichts mehr zu erfahren gedachte und gewünscht hatte: von dem Russen. Und was will er? Ich soll aufs neue zu ihm kommen, wohin ich will und wie ich will, soll nur verlangen und anordnen, denn alles ist — das ist ungefähr der Kern — im voraus gewährt. Daß ich nicht gleich nein sagte, daß ich überlegte und noch überlege, trotzdem ich den mehr als molluskenhaften Charakter dieses sensiblen Menschen kenne, mag Dir zeigen, wie begierig ich jede Gelegenheit ergreife, meine jetzige Stellung, unter der ich unglücklicher bin, als es scheinen kann, zu opfern, allen Philistern und dem guten Auskommen zum Trotz. Nur will ich nicht wie ein Abenteurer in die Welt zurück, nur will ich sicher gehen, mag der Weg noch so steinig sein. Finde ich diese Sicherheit in dem Plan des slavischen Millionensohnes nicht, dann gute Nacht für's erste, all ihr goldnen Aussichten, die ich mir selbst mit der Freiheit zu erkaufen nicht hätte ersparen wollen. Ich erwarte seine Antwort. Das Zünglein in der Wage schwankt und neigt sich — ich glaube — zum nein. Aber Du sollst alles erfahren, sobald es rund ist.

Es ist eine schneidige Winterluft und der Sturm pfeift — so recht ein Wetter für mich und die einzige Luft, bei der ich, wie man sagt, rote Backen kriege. Es ist auch wahr, nie fühle ich mich gesunder und widerstandsfähiger, innen und außen. Und die Arbeit geht so gut dabei von der Hand. . . . .

Daß Du mit Henzen nun doch noch mal zusammengetroffen bist, kam mir nicht überraschend. Es war zu erwarten und ist mir im Grunde recht. Daß ich selbst den Vermittler nicht spielen wollte, kann ich jedoch noch immer nicht tadeln. . . . . Im Rheingold ist anfangs alles Harmonie, bis Alberich kommt und den Grund aufwühlt — das Wasser trübt sich, die ersten Dissonanzen sind da, und wenn sich alles wieder lichtet, so ist doch das Element nicht reiner geworden. Du wirst ihn vielleicht noch kennen lernen und, sei es wie es sei: man hat doch von ihm viel. Er hat eine starke Leidenschaft und kräftigen Verstand und hält die Kunst hoch und heilig, ist auch ein guter Mensch, und, wie ich glaube, wahr. Bilde Dir in diese allgemeinen Umrisse sein Bild hinein.

In Deinen Panegyrikus stimme ich ein und schließe so: wir werden wie die Natur, d. i. „wahr" und harmonisch, alle Gedanken um eine einzige Sonne kreisend, alle Kräfte nach dem einen Mittelpunkt strebend, der in uns liegt, und den herausgefunden zu haben gleichbedeutend ist mit dem Erkennen seiner selbst. — Von Deiner „allgemeinen Faulheit" will ich nichts wieder hören, absolut nicht —, und um den von Dir bekrittelten Satz noch einmal und zum letzten Male zu berühren, behaupte ich, daß er keine Phrase enthält. Denn voraussetzen, daß einen andern das freut, was unser Glück ist, darf keiner, sintemalen der Mensch eine neidische und undankbare Kanaille ist. . . . .

Bremen, 23. 1. 76.

. . . . Allem voran diese Nachricht: Der Russe schweigt und der ganze Plan wird wohl zerrinnen. Bist Du nun zufrieden? Ja noch mehr: ich muß ihm gleich auf seine ersten Zeilen so kühl und zurückhaltend geschrieben haben, daß er entweder alles Vertrauen zu meiner Einwilligung verloren hat, oder er wiegte sich so sicher in dem Gedanken, das glänzende Anerbieten würde sofort lebhaft erfaßt werden, daß ihn jede bedenkliche Vorsicht stutzig und ärgerlich machte und er nun den mit slavischer Lebendigkeit erfaßten Plan mit ebenso slavischer Schnelligkeit wieder fahren läßt. . . . .

Ich stecke auch alles ruhig ein und lasse mich von Dir tadeln, daß ich aufgeregt gewesen, anstatt vernünftig zu raisonnieren; heimlich aber denke ich: warte Du nur. Du stehst jetzt auf dem Niveau der Gefühle, wo kalt und warm sich ewig kreuzen und ausgleichen; dann sehen wir mit olympischer Sicherheit auf alle, deren Herz mit dem Kopfe davon rennt, und halten uns innerlich für vollkommene Griechen. Aber es kommen andere Zeiten; dann regt sich der innere Mensch, einseitig, heftig, leidenschaftlich und will dahinaus, wohin die Natur ihn weist, auf das Ziel, dessen Bahnen in ihm vorgezeichnet liegen; und nie handelt er logischer, nie naturgemäßer, als wenn er diesem Dämon folgt, anstatt sich durch einen Calcül hemmen zu lassen. Das ist auch ein Punkt, wo ich Dich korrigieren muß. Du sagst zu mir: „Dein Ziel ist Dichterruhm". Wahrhaftig, ich erschrak zuerst, sagte aber sogleich ruhig, „das ist nicht wahr" und ich wiederhole es: das ist nicht wahr. Ich wäre nicht wert des wenigen, was mir die Natur gegeben, wenn ich es nur verwerten wollte, um zu gefallen. Nur das bischen Regen hab' ich mir erfleht, der das Erdreich fruchtbar macht, und ich sehe ja, daß ich auch ohne diesen Regen gedeihe. Aber der Ruhm? Das wäre schändlich und steht mir fern, ganz fern. Eins aber bekenne ich: wenn wir das Menschentum nur in der passiven Seite suchen, nur im Genießen, im Vegetieren und Sichausleben, einerlei ob materiell oder nicht, dann sind wir Pflanzenexistenzen, die keine Frucht lassen, sondern so sächtchen ins Nirwana hinübersäuseln. Es hat auch seine aktive Seite und die heißt: individueller Mensch werden, das heißt ganz das, wozu die Natur uns, uns speziell, geschaffen, uns nicht verkümmern und verkrüppeln lassen, unsre Äste nicht behauen und uns wie Taxuswände formen lassen. Diese Pflicht habe ich, hast Du, hat ein jeder; es ist auch nichts Besonderes damit, es ist nur das praktische Verwerten des sich selbst Erkennens. Und darum sage ich mit Dir: jawohl genügt es, Mensch zu sein, aber individueller Mensch, der Mensch zu werden, der wir sind; denn einen allgemeinen Menschen gibt es nicht. Nur darum suche ich mein Feld und stimme Dietrich bei, der kürzlich hier war und ganz lakonisch meine Juristerei

„Zeitvergeudung" nannte. — Genug davon, ich weiß ja doch, wir sind eins darin oder werden es doch. . . . .

Bremen, 12. 3. 76.

. . . . Sei nur erst hier, damit ich recht sehe, wie sich Italien in Dir ausnimmt. Das Schreiben ist doch ein trauriger Notbehelf. Lauter Einzelheiten — aber man hat den ganzen Menschen nicht. — Mir ist seit einigen Tagen ganz außerordentlich wohl: ich habe in dem sozialen Drama eine Szene beendet, die mich lange gepeinigt hat; sie spielt im freiherrlichen Hause und dreht sich um das Thema „Nachmittagslangeweile". Wie jeder nach dem Essen das Unbedeutendste sagt und tut und das Gespräch jeden Augenblick einzuschlafen droht, bis die Zeitströmung, die Arbeiterbewegung, plötzlich zu aller Unbehagen sich in die Unterhaltung schleicht und die Geister aufeinanderplatzen läßt, — das will genau beobachtet und sehr subtil behandelt sein, denn das Zeremonielle legt sich mäßigend auf die Empfindung! Da dies nun fertig ist und mir bis jetzt noch leidlich gefällt, geht es ohne viel Überlegen vorwärts.

Wir haben hier Großes erlebt: den „Ödipus" auf der Bühne. Der Eindruck des τύραννος ist übergewaltig. Wie sich die kleinen Wölkchen an dem klaren Glückshimmel zusammenziehen, immer dichter, immer dräuender, bis es sich zum Gewitter zusammenballt und der vernichtende Schlag das überkühne Haupt trifft, — es ist über alle Beschreibung. Und wie frei diese Menschen handeln trotz des Fatums, das sie blind erfüllen müssen! Das ist ja doch das eigentlich Tragische: der Einzelwille erliegt vor dem Gesamtwillen. Ja, wäre ein lumpiger Zufall der Kern des Ganzen, aber das ist er nicht. Das Zerschellen der ὕβρις ist es, die Einkehr in das Innere, die Fügung in das Notwendige. Die Gottheit schreibt dem sich frei Dünkenden ein glühendes „Mene tekel" an die Wand des Palastes — und eine Stunde zerstört ihn mitsamt seinem Hause. — So ist es mit der „Braut von Messina" auch, und darum sollte man das Raisonnieren dagegen nur lassen. Daß Beatrice schuldlos von dem Jammer der Ihren gepackt wird, daß Manuel stirbt — was kümmert das? Gehen nicht auch

Thekla, Leonore im Fiesko so unter, erdrückt von einem Verhängnis, das nicht einmal das Fatum an sich, sondern nur das Geschick eines einzelnen Menschen ist? Und Clärchen? Louise und Ferdinand? . . . . Nach diesem gewaltigen Eindruck wollte der „Ödipus auf Kolonos" nicht mehr recht wirken. Es ist auch nicht dramatisch, die Handlung nur Schablone und die Tendenz zu athenienſisch. Freilich, was für Worte. Aber sie kamen, besonders von Seiten des Chors, nicht recht zur Geltung. — Die Antigone folgt in dieser Woche. . . .

Die Kunstausstellung will mir dagegen nicht gefallen: Übertrieben viel Schweinfurter Grün und Firnis, Lackiertes und unwahres Zeug. Nur einiges Gute in bescheidenem Genre, ein maurisches Bad in Tunis, das ich mir kaufen würde, wenn ich 300 ℳ übrig hätte, und allem voran ein Achenbachsches Seestück, ein dramatisches Bild: eine riesige hohe Woge, die den Horizont verdeckt, treibt ein Segelschiff an einen Pflock nahe am Strande. Dies eine Bild wiegt die ganze Ausstellung auf?

Ich nehme an, daß Dich dieser Brief schon in Neapel antrifft. . . . Staunst Du nicht über die Pompejanischen Fresken? Wir armen Menschen! Es ist doch nichts mehr, was die Alten nicht auch schon gekonnt hätten. Merke auf den Theseus, der den Minotaurus erschlagen. Er ist doppelt da, das kleinere Bild ist das beste.

Ich wollte, die Sonne glühte, damit Du einen Neapolitanischen Abend kennen lerntest. Versäume auch nicht, in Pompeji den Führer los zu werden. . . . .

Bremen, 15. 5. 76.

. . . . Nun Du fort bist, ist es mir, als hätte ich Dir noch unendlich viel zu sagen gehabt; ich bin doch einmal der Ältere, habe das schon hinter mir, was Deiner noch wartet, und darf wohl einmal Weisheit reden, ohne zu fürchten, daß Du Dich zu sehr dabei langweilst. Erhalte Dir die Begeisterung, laß der Negation, die nur zerstört, der skeptischen Kritik, die nur abspricht, um geistreich zu erscheinen und die unter den Philosophiestudierenden gern zu Haus ist, keinen Raum in Dir, und lerne

die Arbeit lieben, mein Junge! Ich weiß, wie wohl mir das Bewußtsein getan hat, etwas hinter mir, etwas vollbracht zu haben — wäre es nur das Geringste. Es liegt so viel Beruhigendes darin und die Ruhe haben wir in diesen Jahren, wo es nicht immer ganz glatt abgeht und wo wir Federn lassen müssen, wir mögen wollen oder nicht, vor allem nötig. Eins, was man tausend andern sagen würde, braucht Dir keiner zu sagen: bewahre Dir Dein Herz rein. — Aber Du kannst doch einmal daran denken müssen, wenn Du, was nicht ausbleiben wird, in Kreise kommst, wo es nichts gilt, gut zu sein. — Dies ein für allemal. Wie ich Dich vor mir sehe, komme ich mir schon töricht vor und habe das Gefühl, etwas ganz Überflüssiges gesagt zu haben. . . . .

Bremen, 8. 6. 76.

. . . . Ich wollte, Du wärest mit mir gewesen, um die Wohltat dieses abgeschlossenen Kreises zu empfinden, in dem ich wenn auch nur kurze Zeit ganz zu leben das Glück hatte. Was man will, mit ganzer Seele will, eins mit sich werden, ein ruhiger Mensch, „still und bewegt", was man nicht aufgeben kann, wenn es auch huntertmal, tausendmal lächerlich gemacht wird: das Maß zu finden — das erreicht zu sehen, es tut so unendlich wohl! So ist es mit Holsteins. Der Kreis mag vielen eng erscheinen — mir tut er es bisweilen auch, wenn ich plötzlich an Stelle ungebundenen künstlerischen Empfindens eine begrenzte konfessionelle Frömmigkeit finde — einerlei, es ist etwas großes, sich so in allem zurecht gefunden zu haben! Das läßt sich weniger beschreiben — die Harmonie ist ja undefinierbar — als empfinden. . . . Daß ich meine Gedichte (die neueren) und die beiden Akte meines Dramas, dort vorgelesen habe, will ich hier doch auch erwähnen; ich tue es zwar mit immer schwererem Herzen, wenn ich bedenke, wie unsicher ich mich gerade jetzt fühle, wie ich meine poetische Anlage täglich mehr in Zweifel ziehe — aber ich gebe Holstein doch recht, daß es schändlich ist, das, was man heute geschaffen, morgen belachen zu wollen, daß man für sein eigenes Tun mannhaft und selbst mit einem gewissen Stolze eintreten

darf, wenn es je ernsthaft gemeint war, daß ich den Mut nicht sinken lassen und gern bekennen will, daß ich mich über die warme und so wahr von Herzen kommende Anerkennung, die ich dort gefunden, recht sehr gefreut habe. —

Aus Berlin hast Du nur ganz flüchtig von mir gehört. Die Meininger sind doch auch ein tüchtiges Völkchen. Es ist ja gerade nichts neues, daß der Chor im modernen Drama Person ist, in die Handlung eingreift, anstatt wie im antiken Drama Zuschauer zu sein, aber dies simple Prinzip einmal durchgeführt zu sehen, es ist doch etwas! Was gewiß für sie spricht, ist, daß der Ludwigsche Erbförster, der gar keine Ausstattung verlangt, in ihrer Darstellung fast noch kolossaler wirkte, als der Tell. Es sind eben nicht die dekorativen Zutaten, es ist das Ensemble, das sie bedeutend macht. Und wie griffen die Massen im Tell ineinander! Die Zwing-Uri stürzte unter den Händen dieser Leute ein, daß es eine Art hatte. Die Kostüme waren (so wollen Kenner wissen) sehr historisch; mir ziemlich einerlei und vielleicht doch häßlig, denn Holzschuhe und Schillersche Verse passen nicht recht zusammen — ich bin mir übrigens darüber noch nicht klar. Natürlich hatten sie sich auch den Mondregenbogen nicht aus der Nase gehen lassen; auch diesen hätte ich ihnen geschenkt, aber daß sie die Rütliszene so wundervoll machten, wie sie es taten, das schenke ich jetzt keiner Bühne. Es ist eine Stelle darin, wo der Pfarrer zum friedlichen Vergleich mit Österreich rät; sie klingt etwas langweilig und scheint unnütz aufzuhalten. Bei den Meiningern wurde sie die Krisis der Szene; die Opposition schwoll orkanhaft an, bis das Gesetz gegeben war. Und wenn nun der alte Mann sagt „jetzt seid ihr frei" oder etwas ähnliches, mir ist die Stelle entfallen, und alle zu ihm treten, ihm die Hand drücken, als wollten sie sagen „wie konnten wir Dich einen Augenblick verkennen", dann treten einem die Tränen in die Augen. — So ging es mir im Erbförster bei einer ganz einfachen Geschichte: wie die beiden Jungen im ersten Akt geschäftig zur Tür aus- und einfliegen und so recht sichtbar zeigen, welch ein frischer Sinn, welch gute Mannszucht in ihres Vaters Hause herrscht, das ist ganz wundervoll. — In der Oper sah ich den Wasserträger —

und hinterher ein Ballet: „Das schlecht bewachte Mädchen", bearbeitet von Paul Taglioni. Ja, ja, ne, ne! Sapperlot, sapperlot! Wir, d. h. Holstein, Preller, Wedemeyer und ich wollten natürlich gehn, Frau Preller gab aber zu ihres Gatten tiefstem Seelenschmerz das Signal zum Bleiben — wir blieben und ironisierten uns das Stück hindurch. Prellers Wutausbrüche waren zum Totlachen. Endlich lachte denn auch wirklich alles, und bei alledem saßen wir in der Diplomatenloge, vis-à-vis dem Kaiser (wir hatten nichts anderes bekommen können) und gaben dem Publikum, das statt ehrenwerter Untertanen ein zweifelhaftes Volk auf den geweihten Plätzen sitzen und — unerhört — übertrieben lachen sah — zu denken. . . . .

Bremen, 17. 6. 76.

. . . . Von ganzem Herzen meinen Glückwünsch! Ich will und muß hoffen, daß Du recht gewählt, und sehe mit freudiger Erwartung dem entgegen, was da kommen soll. So habe ich es auch verstanden und anders nie: daß die Philosophie auf dem Erkennen basiert und daß alles Erkennen leere Münze ist, wenn es nicht in diese letzte Schatzkammer einmüdet. Nur muß die Philosophie sich in Fleisch und Blut umsetzen lassen, kein zähes Leder sein, an dem man herumkaut, ohne daß uns ein Gran in die Adern dringt. Daß Du Dein Glück darin findest, die Naturwissenschaften zu studieren, wünsche ich selbstverständlich auch. Daß Du Dich in Einzelheiten verlierst, fürchte ich nicht. Vor der Renommage der Herren Moleschott und Vogt bewahrt Dich hoffentlich die Bescheidenheit. Noch einmal Glück auf, mein Junge! — Daß ich die Frage „muß denn die Menschheit durchaus klassifiziert werden" mit „ja" beantworten würde, wirst Du im Ernst nicht erwartet haben. Gerade weil ich es nicht tue, habe ich Dich auf ein Studium hingewiesen, das in keine Klasse paßt und brodlos heißt, weil es selbst das Brod alles Lebens ist. Es sollte nicht sein und es ist auch einerlei — Du sagst ganz recht, wir können und sollen in jedem Studium, in jedem Beruf heimliche Philosophen und Künstler sein.

Deine italienischen Briefe sind mir wieder vorgekommen. Ich

sehe mit einigem Behagen, daß Du damals nahe daran warst, Dich zur schönen Existenz an sich herauszubilden. Darf ich Dich vor etwas warnen, ohne daß Du brummst? Dein letzter Brief schlägt einen ganz anderen Ton, ist aber gerade so positiv, gerade so sicher, wie die anderen. Hüte Dich davor. Nicht das entehrt uns, daß wir unsre Neigungen, unsre Vorsätze wechseln — wer ist denn fest? — aber es steht dem Manne schlecht an, stets zu glauben, er habe den Berg erklommen, und durch das Wandern doch nicht klüger zu werden. Gerade die festesten Charaktere äußern ihre Vorsätze am bescheidensten. Wetterfahnen sind immer frech und begleiten jede Schwankung mit einem heillosen Knarren. Das paßt auf Dich nur cum grano salis — aber weil ich diesen Gran finde — nun, Du wirst mir doch nicht böse sein? Du sollst ein Recht haben, mich einen Pedanten zu nennen.

Meine Ferien sind da. Ich jauchze der Erlösung entgegen, denn Ende der Woche reise ich mit meiner Mutter in die Thüringer Waldlauben, Fichten- und Buchenwälder! Schon in dem Vorgefühl bin ich ganz glücklich. . . . Und dann — dann gehe ich mit nach Bayreuth. . . .

Ich bin entsetzlich leichtsinnig gewesen; denke Dir, ich habe mir „ein Ölbild" gekauft, zunächst wirklich weiter nichts, Sujet und alles war mir egal, ich tat es nur darum, weil hier ein armer Landschaftsmaler mit sehr viel Talent in Konkurs geraten ist. Nun hängt es bereits in unsrer Wohnstube und ist eine Wassermühle. . . .

Wie tüchtig sich dein Bruder macht! Die Literaturstunden — sie sind ein wenig doktrinär — erfreuen mich unendlich. — Mein Vater ist in den Harz gereist, Charlotte bleibt hier und hütet das Haus und die sieben Katzen, die sich aus der einen entpuppt haben. Ich sitze ganze Stunden dabei — es sind zu nette Geschöpfchen. . . . .

Bremen, 27. 6. 76.

. . . . Und endlich — ein gründlicher Shakespearekenner würde hinzusetzen: last not least — stand mir ja Euer Haus offen. Zu diesem englischen Zitat habe ich eine gewisse Be-

rechtigung, seitdem ich in rotem Leder mit Gilbertschen Illustrationen den ganzen Shakespeare im Originaltext besitze — ein Geschenk Deiner Mutter, das mich ganz außerordentlich erfreut hat, vor allem, weil es so unerwartet kam und so herzlich gern gegeben wurde. Es ist „a pleasant edition" (wie Mama sagt) und wurde mir geschenkt „in grateful remembrance to your reading of Macbeth." Shakespeare würde mir dafür nicht einmal eine Zeile seines ewigen Werkes geschenkt haben, und zwar mit vollem Recht. Denn nach meinem Verstande habe ich herzlich mittelmäßig gelesen. — Kennst Du die Illustrationen? Ich will sie immer schön finden und kann es nicht. Es ist die englische Manier. Alles entsetzlich schwarz und weiß, so etwas von dem Spiel, das der alte Justinus Kerner so liebte: man beklext einen Bogen mit Tinte und faltet ihn zusammen, dann gibt es Figuren. — Übrigens fällt mir bei der Gebelust Deiner Mutter, bei diesem natürlichen Drang, seine Neigung zu zeigen, Freude zu bereiten, wieder ein, wie viel Du davon lernen kannst. Ich kann's nicht helfen, aber ich muß es sagen: Du könntest ihr wohl öfter, und, wie mir scheint, eingehender, herzlicher schreiben. Es genügt nicht, daß Du ihr sagst, jede Zeile von ihr sei Dir kostbar; das glaube ich, es klingt aber verdammt egoistisch. Teile Du selbst mit, nimm ihr das Bedenken, das sie hat, Dir zu oft zu schreiben, weil sie glaubt, Dich interessiere das, was sie mitteilt, wenig, nimm ihr das dadurch, daß Du ihr sagst, wie Du empfindest. Dazu bedarf es ja keines großen Wortschwalls; aber diese Sprödigkeit, sein Herz nicht zeigen zu wollen, wird zum Unrecht an denen, die sich nicht damit begnügen, „nichts von einem zu verlangen". Das bleibt selbstverständlich unter uns, der Freund darf das dem Freunde sagen, muß es sagar. — Noch eins! Du darfst nicht glauben, daß mir Mama etwas derart geradezu gesagt hat, aber man fühlt ihre Wünsche heraus, und ich möchte es um ihret- und Deinetwillen. —

Und nun Deine Studien, mein Junge. Etwas, worin Du vollständig Befriedigung fändest, findest Du nie. Deine Augen sind viel zu sehr auf das Ganze gerichtet, als daß Du in der Beschäftigung mit dem Einzelnen jemals Genüge finden könntest.

Wie ich Dich kenne, glaube ich eins zu wissen: Du mußt etwas ergreifen, das Dich den Unterschied zwischen Studium und Leben ganz vergessen läßt, Dich übersehen läßt, wo das eine anfängt und das andre aufhört. Mit andern Worten: Du mußt in Deinem Studium leben, Deine praktische Weltanschauung muß in ihm wurzeln, es muß sich in allen und jeden Augenblicken in Fleisch und Blut umsetzen lassen. Das können die Naturwissenschaften sein, zweifellos: aber ihr höchster Rang, die Entwicklungsgeschichte des Individuums und dieses Weltganzen, und das auch nur in Beziehung auf unsere Persönlichkeit, auf unser eigenes praktisches Leben. Denn alles Erkennen ist tot, was außerhalb desselben liegt. Auch ist das ja in der Tat der Stolz der modernen Philosophie, in diesem Sinne praktisch zu sein. Erwähltest Du das, so wüßte ich wirklich nichts anderes zu wünschen. Damit kämst Du aber auch mit der Kunst in Berührung, deren Entwicklung ebensogut zur Naturgeschichte des Menschen gehört. Das wäre etwas, worin Du Dich wohl fühlen könntest. — Aber die Mathematik als solche? — Ihr fehlt gerade das, was Du betonst: sie hat keine Genesis; sie hat es mit dem Schlechtesten zu tun, was wir haben, mit Raum und Zeit. Die Analyse ist ihr Höchstes, und darum haben des Gegensatzes wegen gerade zusammensetzende, „komponierende" (in wörtlicher Übersetzung), schaffende, synthetische Naturen oft eine große Neigung dafür. Siehe Mozart. Aber sie kann nicht das Leben eines Menschen füllen, der sich ein hellenisches Ideal von der Ausbildung des Individuums gemacht. Sie ist recht eigentlich ein gewaltiges Mittel zur Erkenntnis dessen, was außer uns ist. Allen Respekt vor ihren Jüngern! Sie hat mich oft schwindeln machen. Daß sie ein Lebensberuf für Dich ist, glaube ich nicht. — Viel, viel eher die Ästhetik, die Kunstgeschichte. Da hast Du ein Material, das Dir nahe liegt, dem Dein sorgsamer Blick, Dein rasches Anempfinden alles und wie viel neues abgewinnen kann. Und vom Leben ist sie nicht zu trennen. Nein, im Gegenteil, in ihr liegt alles Heil des Lebens, nach meinem Glauben wenigstens: die ästhetische Erziehung des Menschen ist für mich kein bloßes Wort. . . . .

Bremen, 2. 11. 76.

. . . . Ich weiß kaum, wo Worte finden; Du wirst es ebenso wenig fassen können, wie wir, das Trübste, was mir bis jetzt noch im Leben begegnet ist: meine Mutter, meine liebe Mutter ist gestorben! So rasch, uns allen so unerwartet, hat sie ein leidenreiches Leben durch einen sanften Tod besiegelt. Wer konnte das ahnen! Wie muß sie schon gelitten haben, als wir sie noch mit frischem Geist unter uns sahen. Denn ohne weitere Krankheit ist sie dahingegangen. . . . Wie sie mich lieb gehabt hat, das sagen keine Worte. Als ich sie — es war am Dienstag abend — unter strömenden Tränen umarmte und küßte, da lebte das schon verlöschende Bewußtsein hell wieder auf; sie lächelte und sagte ein über das andere Mal: wie schön! wie schön! — Am Mittwoch abend um 10 Uhr ist sie entschlafen. Es ist ein Wille mit ihr dahingegangen, wie ich ihn selten wieder sehen werde. Und nun, ob sie die Kräfte plötzlich verließen, sie weinen zu sehen über ihre eigene Schwäche, es war zum Herzbrechen. — Und wir sollen dastehen, ruhig und gefaßt, und sagen, daß dies etwas Alltägliches ist! Und das ist es ja wirklich.

Ich habe mich ausgeweint. — Meine arme Schwester! sie war wie verzweifelt. Jetzt ist sie ruhig. Auch ich will es innerlich werden, wie ich es nach außen sein muß: das wollen wir doch von unserer Mutter lernen. — Ein tröstendes Bewußtsein habe ich an ihrer Leiche: sie hat Vielen geholfen, Viele getröstet, Viele glücklich gemacht. Es gibt eine Kraft, das zu können, und eine Pflicht, es zu müssen. . . . .

Bremen, 6. 11. 76.

. . . . Am Sonnabend haben wir die teure Entschlafene begraben. Es war ein wundervoller Nachmittag. Der Leiche folgte eine Menge von Leuten, die sie gekannt; ihr sind viel Tränen nachgeweint, und die hat sie verdient. Was sie als Lehrerin war, können andere vielleicht besser beurteilen als ich; was sie mir war, weiß fast nur ich allein; aber was sie Allen war mit ihrem Herzen voll unsagbarer Güte, ihrer Opferfreudigkeit, ihrer Bescheidenheit und Rücksicht, das ist nicht so leicht zu vergessen. Ihr

war es eingeboren, daß wir um der andern willen zu leben, Unglück zu wenden, Glück zu bringen haben. Und da dürfen wir nicht fragen: „was ist denn Glück"? Was Unglück ist, was einen bedrückt und quält, das wissen, das sehen wir doch; und das nach allen Kräften zu heben, das ist schon immer etwas. Freilich muß es aus dem Innern quellen, und das tat es bei ihr. Das hat mich an ihrem Sterbelager, an ihrem Grabe, wunderbar erhoben, mich in dem bestärkt, was ich immer gefühlt, was ich nun auch erkannt habe. Ich meine, man müßte im Tode verzagen, wenn man nur aufgenommen, nur erkannt, nur genossen hätte. Äußern müssen wir uns, wirken nach außen, oder, wenn wir an der Möglichkeit das Richtige zu treffen, verzweifeln, lieber sterben. Es gibt wohl solche, die schon dadurch wohl tun, daß sie da sind; aber wer möchte dünkelhaft genug sein, sich selbst zu diesen zu zählen? — Und noch eins hat mich gestärkt: zu sehen, was der Wille, der heilige Wille, vermag. Es ist nichts, sich durch ein Leben voll Glück zu schlagen, aber ein Leben voll Sorgen so zu tragen wie sie, das ist etwas Großes. Die Worte des Chorals, den die Kinder an ihrem Sarge sangen, paßten ganz auf sie: „Nun hab ich überwunden Kreuz, Leiden, Angst und Not". Ja wohl, aber sie hatte sie schon im Leben überwunden. — Noch eins: wir hatten am letzten Tage eine barmherzige Schwester bei der Kranken zur Pflege. Ich hatte diese Tätigkeit stets geschätzt; als ich es gesehen, habe ich es im Stillen bewundert: so viel Ruhe und Freundlichkeit, so viel Mühen um fremde Menschen, ohne Lohn, das ist doch sehr viel. —

Die Geschäfte gehen jetzt wieder ihren Gang. Nun muß fleißig gearbeitet werden. Meine Mutter hat auch nie geruht, im Schmerze am wenigsten. Es wird mir noch recht, recht schwer, das gewöhnliche Gesicht des Lebens zu sehen; es muß ja aber sein. . . . .

Bremen, 7. 12. 76.

. . . . Glaubst Du aber, daß ich Dir etwas vorgeworfen haben würde, was ich für unheilbar hielt? Dir einen Mangel zur Last legen, wenn ich nicht die innerste Zuversicht gehabt hätte

und fest hegte, dieser Mangel ist zu tilgen, durch das, was in Dir liegt und was nur nicht geübt ist, wenn ich nicht an hundert Beispielen, die mich oder andere betrafen, gesehen hätte, daß Du opfern kannst? Hältst Du mich für so schlecht? Wirft man auch Jemandem vor, daß er hinke oder blind sei? So, wie Du fürchtest, versündigt sich die Natur an keinem Menschen; an Dir hat sie es gewiß nicht getan. Aber Du weißt nun, Du fühlst es selber, das Eine, was Not tut. Du mußt das an den Tag fördern, was in Deiner edlen Seele verborgen, schwer lösbar schlummert, auf andere mußt Du Dein Auge richten, auf sie Deine Liebe wenden. Du bist nicht kalt, nicht fühllos, gewiß nicht; nur hat die Natur Dir versagt, Deine Empfindung so zu äußern, wie es andere verlangen können und müssen. . . . .

Bremen, 7. 2. 77.

. . . . Mir fiel, wie wir so zusammen waren, ein, daß Du mich einmal mit dem „Heiling" verglichen hast: der bare Unsinn! Ein Philister bin ich eher, der in den schlimmsten Jahren nicht einmal ohne große Beschwer zwischen Scylla und Charybdis durchlaviert ist, der die Leidenschaft höchstens künstlerisch rasen läßt, im Leben aber viel zu gutmütig und besonnen ist, um geradezu zu extravagieren. Weißt Du, daß das Widmungsgedicht meiner Sammlung mir gar nicht mehr gefällt? Es ist so übertrieben anspruchsvoll, und soll es Bestand haben, so muß der Inhalt ihm entsprechen: das tut er aber nicht, wie ich es nicht tue. Der Himmel — oder der Teufel — weiß, wie es kommt: aber so bald ich künstlerisch produziere, werfe ich mich zwischen den stärksten Gegensätzen herum, es spitzt sich alles zu, wird dramatisch und scheint, wenn man mich kennt und auf mein Leben sieht, offenbar übertrieben. . . .

Kürzlich war ich einmal im Primaverein mit Grothe: törichterweise wurde mir das als Verdienst angerechnet, während es zu meinen schönsten Freuden gehört. Ich fühlte mich äußerst behaglich, die „Jugend" auch; der Abend schloß mit launigen Vorträgen aus der Zuleima, den Nibelungen, der Zauberflöte, welch unschätzbaren Schöpfungen des bekannten Dichter-Komponisten sich ein

endloses Potpourri anschloß, dessen Themata mir kommandiert wurden und die ich mit jenem so verabscheuenswerten Leichtsinn zu verbinden und zu spielen wagte. Was sagst Du aber gar, wenn Du hörst, daß die Nibelungen von den Primanern zu Ostern „neueinstudiert" gegeben werden? Das heißt doch seinen guten Ruf systematisch untergraben. . . .

Bring mir immer aus München so gute Nachrichten, wie diesmal! Hör auf, so rezeptiv und farblos zu sein! — Bislang bist Du eigentlich nur noch Form, aber noch gar kein Inhalt. Du bist noch nichts Selbständiges — den Verstand rechne ich nicht mit ein, das ist nichts Individuelles, ist mir etwas Generelles, von dem Dir eine gute Dosis beigegeben ist. Tu etwas, handle. — Und sei mir gut! . . . .

Bremen, 9. 3. 77.

. . . . Ein Programm der Aufführung im Gewerbehause hast Du vielleicht auch schon erhalten. . . . Mit rechter Freude bin ich mit in diesem Koulissentreiben im Kleinen gewesen, wieder einmal. — Mit dem Kostüm kommt ein Geist der Sorglosigkeit, ja, des Leichtsinns über einen, der jedem Christenmenschen in dieser bremischen Enge wohl zu gönnen ist. Einmal ein Stück von dem sein zu können, was das Leben uns immer zu sein versagt, entschädigt wirklich für viele Langweiligkeiten der täglichen Beschäftigung. Ich habe den Faust gespielt, mit tiefster innerer Bewegung, in die mich das größte Werk dieses Unsterblichen immer wieder versetzt; zudem klangen die Osterchöre so fern, so ergreifend, daß die Rührung von selbst kam, man mochte wollen oder nicht. Richard war bei der ganzen Sache, wie er es immer ist, wenn er etwas gern tut, mit seinem ganzen Menschen. Er ist eine prächtige Natur, die so herzhaft zugreift und so leicht das Richtige trifft, daß es eine Freude ist. Er scheut sich nicht, einseitig zu sein und in einer Neigung oder Abneigung übers Tau zu schlagen, er ist sehr wenig skrupulös, aber er hat eine Selbständigkeit, die so fern von Überhebung und Eigensinn ist, daß man, denke ich, das allerbeste von seiner Ausbildung erwarten kann. In unserm Lustspiel gab er eine Geckenrolle sehr brav und drollig. Er schafft allerdings noch nicht aus sich heraus, man muß ihm alles vormachen,

aber er ahmt leicht nach. Auch im Primaverein habe ich ihn recht lieb gewonnen. Daß ich außer dem ersten noch ein zweites Mal da war, wird Dich wundern, der Du von jener Zeit so gering denkst. Ich bekenne gern, daß ich es nicht bereue, einstmals viel raisonniert und gedacht zu haben, ich wäre in den Kern der Erde, zu den Müttern, gedrungen; nicht darin, daß man debattieren lernt und seinen Stil bessert, liegt der Wert dieses Zusammenlebens, nicht in der intellektuellen Ausbildung, nein, die gemütvolle Seite ist es, die für mich jenen Tagen den unvergänglichen Reiz gibt. Und wie vielen außer mir! Es schließt sich Herz an Herz, man lernt Individualitäten schätzen, die uns vielleicht fremd sind, die uns die Schule nicht erschloß, und wenn man hochmütig wird im Glauben, man habe alle Weisheit mit Löffeln gegessen, so wird man weit mehr noch demütig gegen die andern. Das muß man empfunden haben, alles Reden hilft nichts. Die Freude an jener alten Zeit ist es auch, die mich veranlaßt, die „Nibelungen" wieder aufführen zu lassen, die mir allerdings den Knabenjünglingen gegenüber manchmal die Schamröte in die Wangen treiben. . . .

Warum hast Du mir denn aber geschrieben, daß Du bei dem Öffnen meiner Briefe immer fürchtest, daß „irgend ein Groll oder Vorwurf auf Dich einstürmte, den Du nicht verdientest?" Hättest Du das doch unterlassen, Du machst mir nur das Herz schwer. Habe ich Dir wirklich unbegründete Vorwürfe gemacht? Bedenke, wie hart es ist, so etwas hören zu müssen, vollends, wenn man es für ungerechtfertigt hält wie ich. Warum berufst Du dergleichen? Wundere Dich doch nicht, wenn meine Briefe so trübe zurückschauen, wie Du sie anschaust. Wie kann ich fröhlich sein, wenn Du mir die Unfreude selbst schaffst? . . . Es ist Dir nicht vorzuwerfen, daß Du mir, wenn Du einmal so fühlst, dies offen mitteilst, Du solltest aber nicht so fühlen, keine Furcht hegen, zu der ich Dir keinen Grund gegeben. Fürchtest Du aber, Du könntest von mir auf eine Schuld aufmerksam gemacht werden, deren Du Dir nicht bewußt bist, die Du aber doch begangen hast, so habe ich mich allerdings nicht zu beklagen, sondern nur Du. Eine solche Furcht ist feige.

Es ist mir schrecklich, dies schreiben zu müssen. Urteile selbst, ob ich es umgehen konnte. Deine Worte mußten mich traurig stimmen. Und ich bin doch sonst so froh! Es muß Sonnenschein werden! Diese Furcht muß fort! . . . .

Bremen, 12. 5. 77.

. . . . Ich weiß es, Du verzeihst mir, daß ich so lange schwieg. Vollends hätte ich bald von mir hören lassen müssen, weil Dein letzter Brief mir eine große Freude bereitet hat, größer wohl, als Du denkst: aber, ich sage es selbst so ungern, die Arbeiten wuchsen mir über den Kopf, ich wurde unruhig und unlustig, vernachlässigte meine Freunde, stieß überall an, und wußte doch nicht, wie es anders zu machen sei. Nun ist die Saison zu Ende und ich habe die Hände frei. Du hast inzwischen Deinen Abstecher nach Italien und ins Gebirge gemacht; ich weiß natürlich von allem; kannst Du mir summarisch noch davon erzählen, ohne daß Deine Epistel ein Buch wird und es Dich langweilt, so tu es; etwas davon hörte ich gar zu gerne von Dir selbst.

Hier ist nun auch vieles anders geworden. Charlotte ist verheiratet, unser Haus verödet. Dafür haben sich mir ein Dutzend andere gastlich geöffnet und gerade so viel Hausfrauen sind eifrig beschäftigt, mich mit Leibgerichten und Gott weiß was sonst zu verwöhnen. Deine Mama verfertigt sogar scherzhafte Menüs mit Randzeichnungen, überschüttet mich mit den Beweisen ihrer großen Güte und glaubt dabei, was nicht der Fall ist, „ich hätte etwas auf dem Herzen". — Daß mir vor allem andern eins lieb ist, wirst Du begreifen: ich kenne zum erstenmal das Glück, ein nahverwandtes Haus zu wissen, wo man sein Haupt wie unter dem Schutz der Mutter niederlegen kann. Jeder Mittwoch, der mich mittags zu Charlotten und ihrem Manne führt, scheint mir ein Sonn- und Feiertag. Sie ist (ich sehe das mit tiefster Rührung) sehr, sehr glücklich. Ihre Farbe ist frisch, ihr ganzes Wesen munter und elastisch. Sie ist stolz auf den eignen Herd, und ihr guter Mann ebenso.

Die Stille des väterlichen Hauses wurde an einem Abend durch das heitre Treiben unsrer Gaukler unterbrochen. Ich hatte

als Kunstmäcen und „tonangebende Persönlichkeit“ eine kleine Gesellschaft arrangiert, in der Thieß, Maneck, die Schwarzenberg, Stettmeyer und unter andern auch Richard glänzten. Maneck war zum totlachen. Er machte drei Feuerwerke, eins zu 10 Pfg., eins zu 20 Pfg. und eins für 1 ℳ — dergleichen muß man sehen. — Mein Vater, der trübe hypochondrische Stunden hat, vergnügte und erfrischte sich sichtlich und brachte nach Mitternacht einen Toast auf Shakespeare aus, dessen unvermuteter Geburtstag war. . . . .

Und weißt Du, daß ich zum Niederrheinschen Musikfest fahre? Nicht wahr? das Verdische Requiem und was mehr ist: die Jahreszeiten und was das Meiste ist: die neunte Symphonie! Dabei fällt mir ein, was Du mir über den Fidelio schreibst. Es war mir aus dem Herzen gesprochen. Es gibt kein innerlicheres Werk, keins, das weniger unsinnlich und erhaben wäre. . . . Das Schauspiel hat uns oft erfreut; ich sah zum erstenmal den Götz, dessen Kernigkeit und Derbheit mich hat jubeln lassen. Ich habe furchtbar geklatscht. — Roesike hat die Direktion niedergelegt, sein Nachfolger ist Ackermann aus Stettin, ein dicker Herr mit goldner Brille und einer scharfen Nase; er hat eine Vogelphysiognomie und sieht wie ein Banquier aus. Behalte diesen Steckbrief für Dich, es kann sein, daß ich mich irre, aber sein Aussehen ist für die Kunst wenig vertrauenerweckend. Ich glaube, er sitzt in der Wolle und möchte weiter goldene Schafe scheren. Roesike war doch ein Künstler und ein Idealist. . . . .

Bremen, 2. 12. 77.

. . . . Nur erst ganz flüchtig will ich Dir mitteilen, daß die „Arbeiter“ schon gestern aufgeführt sind und einen seltsamen Erfolg davongetragen haben. Im ersten Akte wurden lauter kleine Redefetzen applaudiert, an seinem Schluß nahmen mich die Darsteller beim Hervorruf fast gewaltsam mit auf die Bühne. Die Konversationsszene schlug völlig ein und die Schlußszene des zweiten Aktes derart, daß der Vorhang sich dreimal heben mußte; beim dritten Male blies das Orchester einen Tusch. So ging das fort durch den dritten Akt, in dem Maneck den alten Roller bis ins tiefste Herz ergreifend spielte und Krüger den Anton, von

tumultarischem Beifall unterbrochen, sehr gut sprach. Die Szene des vierten Aktes zwischen dem Freiherrn und Roller war der besitzenden Klasse aber doch zu stark; in die lauten Hervorrufe nach dem Ergreifen der Fackel mischten sich (sonderbarerweise erst jetzt) Zeichen von Opposition; man fühlte, jetzt spaltete das anfangs so gelassene Publikum sich in Parteien. Es half freilich nichts, die Opposition wurde niedergeklatscht und geschrien und am Schlusse des Abends mußte ich dem Hervorruf nochmals Folge leisten. Die theatralische Wirkung war, immer abgerechnet, was auf meine Bremer Geburt und Angesessenheit zu schreiben ist, eine zweifellose, hinreißende. Anfangs furchtbar erregt (vor der Aufführung) bin ich jetzt sehr ruhig und erwarte mit Begierde die Äußerungen der hiesigen sogenannten Kritik. Abends waren wir, eine Gesellschaft von Damen und Herren, im Keller, wo Reinthaler ergriffen und ergreifend einen Toast auf mich ausbrachte. . . . .

Bremen, 5. 12. 77.

. . . . Die Opposition gegen das Stück ist nach der ersten Aufführung gewachsen. Eine Gesellschaft hatte sich zusammengerottet, um es bei der Wiederholung am vorigen Dienstag auszupfeifen. Der zweite Akt fand unbestritten Beifall, aber nach der Verwandlung des vierten Aktes ging in der Tat der Skandal los und viel stärker als das erste Mal. Der Applaus siegte zwar, Maneck kam heraus und dankte — moralisch ist das Stück aber jetzt tot. Die Presse schimpft mit. Ich stehe wehrlos diesen Insulten gegenüber, die an meinem Gemüt und meiner Gesundheit vielleicht nicht spurlos vorübergehen. . . . .

Bremen, 19. 5. 78.

. . . . Als ich von Berlin nach Bremen zurückkam, fand ich diesen Brief vor. Er sagt Dir besser, als ich es tun könnte, was mich aufs Tiefste erschüttert hat: eine herzbewegende Predigt der vanitas vanitatum! Du weißt, was mir Holstein ist, — das ist ein edler, wahrer, reiner Mensch wie wenige — darf ich noch sagen: er ist? — und mir hat er ein Übermaß von Güte

und Liebe geschenkt, das ich nie wett machen konnte. Seine Frau vermag ich nicht zu trösten. Den Gott, an den diese schöne Seele glaubt, kenne ich nicht, und, wie sie es wünschte, ihn selbst, den Sterbenden, zu erfreuen, vermag ich auch nicht. Der Schmerz muß vorüber sein, wenn er zum Lied werden soll, und wenn ihn auch das Leben dieser acht Tage, seit ich die Nachricht bekam, immer wieder verweht, so blüht er doch wieder auf, wenn ich daran denke. Möge er einen leichten Tod haben. —

Wie geht es Dir? Der kurze Berliner Aufenthalt hat mir wohl getan, das Zusammensein mit Dir mich glücklich gemacht; ich habe eine Fülle von dramaturgischem Stoff mit heimgebracht. Den Prinz von Homburg hätte ich doch gar zu gern gesehen — ein wundervolles Werk. Das starre Kriegsgesetz und die durch sich selbst frei sein wollende, blühende, traumverlorene, unbewußte Persönlichkeit im Kampf. Wie macht sich denn die entsetzliche Szene, in der der Prinz um sein Leben jammert? Ich halte sie für vollkommen wahr und erschreckend ehrlich, aber nur ein so großer Dichter, den in den bedenklichsten Momenten und selbst im Grauen und Ekel die Anmut nicht verläßt, darf sie wagen. . . .

Du warst vielleicht dabei, als hinter dem Vorhang infolge des Attentats die „Wacht am Rhein" geblasen wurde? So begreiflich ich dergleichen finde, so schrecklich ist es mir. Als sich am Schluß des letzten Cölner Pfingstfestkonzertes ganz unmotiviert ein Militärgreis erhob und ein Hoch auf den Kaiser krähte, um eine englische Sitte auch bei uns einzubürgern, war es mir, als würde durch die kaum verklungene neunte Symphonie ein brutaler Strich gemacht.

Der Morgen ist ganz wundervoll, rein und frisch wie ein Bad. Mein Vater gräbt und pflanzt im Schweiße seines Angesichtes. Jedes Jahr ändert er den kleinen Garten und hat am Zerstören und Aufbauen seine unendliche Freude. Mir ist das unbegreiflich. Schon ein Stück Möbel an einer andern Stelle zu sehen, ist mir fatal. Mir liegt an der Außenwelt viel weniger als ihm, der eine öffentliche Natur ist, und die Gewohnheit ankert sich in mir bald fest, wo es auch sei.

Leb wohl. Ich bitte Dich, mir den eingelegten Brief recht

bald zurückzuschicken. Schreibe mir, wenn Du kannst, und vergiß nicht, alles zu sehen, was die Meininger bringen. Wenn Du mir nachfühlst, wie mich Holsteins Hinsiechen schmerzt, so will ich es Dir danken. . . . .

Bremen, 3. 6. 78.

. . . . Ich schicke Dir hier Gedichte, die Holstein in den letzten Tagen seines Lebens, als er schon nicht mehr sprechen konnte, niederschrieb. Sie sind unsagbar rührend. Er ist sanft eingeschlafen, aber sehr schweren Herzens aus dem Leben geschieden. Wie seltsam! Mit jedem Jahre begreife ich das weniger, am wenigsten an denen, die auf ein Jenseits hoffen — und zu denen gehörte er. Und wären wir die Glücklichsten — was verlassen wir denn?

Das schändliche Attentat hat mich gestern so recht tief verstimmt. Ich war gerade auf dem Weg, einen Spaziergang zu machen, kehrte aber wieder um, setzte mich auf mein Zimmer, las und spielte. Es ist für das Ausland so beschämend für uns! Du kennst etwa meine politischen Gefühle (Ansichten wage ich noch immer nicht zu sagen) — aber wenn in der Familie auch alles drunter und drüber ginge, einem Fremden darf nur die Zusammengehörigkeit, nicht der Zwiespalt erscheinen. So ist es auch mit der Nation, mit dem Vaterland. Und nun rasch hintereinander zwei Mordanfälle auf das Oberhaupt dieses Hauses! — Hier kam man heute auf dem Markt zusammen; ein Pfaffe sprach und das Publikum sang: „Eine feste Burg". Unter diesen Umständen blieb ich natürlich davon. . . . .

Bremen, 12. 7. 78.

. . . . Zuerst und vor allem: wie sehr hoffe und wünsche ich, daß unser, oder besser Dein Reise- und Ruheplan zustande kommt! Du hast mich sehr mit der mir unerwarteten Frage erfreut. Es wird auch gehen, nur bin ich in einem Punkte gebunden: Holstein hat mich mit der Ordnung seines literarischen Nachlasses beauftragt, und diese schöne und ehrenvolle Pflicht möchte ich nicht erfüllen, ohne eine Skizze seines Lebens, seiner

Persönlichkeit zu entwerfen. Dazu gebrauche ich nun aber Material, das Frau von Holstein, die den Gedanken freudig aufgenommen hat, nach Oberstdorf bringt, wo ich sie aufzusuchen versprochen habe. Am 20. Juli könnte ich reisen, in Frankfurt und Stuttgart einige Tage bleiben; dann in den Allgäu und Anfang August wäre vielleicht die Mission schon beendet — wir könnten in Partenkirchen bleiben, ich zeigte Dir Lermoos und Nassereit, wundervolle Dinge, die Du noch nicht kennst, und von Deiner Zeit hinge es ab, wie lange wir zusammenblieben. Das wird sich gewiß prächtig machen. Schreibe mir nur, ob Du im Großen und Ganzen einverstanden bist, das Einzelne findet sich!

Ist es nicht rührend, daß Holstein so liebevoll an mich gedacht hat? Er hat mir eine Reihe Bücher bestimmt, die Hemdenknöpfchen, die er getragen, und gar eine Aktie über Hundert Taler. . . .

Wie gern ginge ich nun auch auf den andern Teil Deines Briefes ein, der mich mit sanfter Berührung ans Herz getroffen hat. Ja, mein lieber Junge, wer mir das vor drei Jahren gesagt hätte, ich könnte jemals dem anhängen, was man so gemeinhin Pessimismus nennt, ich hätte ihn ausgelacht. Ich habe die Oberflächlichkeit, die man für tief hält, weil sie dunkel ist, stets verachtet und tue es noch, und Du weißt es und sprichst es aus, daß ich meiner ganzen Natur nach nicht dahin kommen kann, das Ganze für des Denkens nicht wert zu halten. Wie viel gibt es zu ergründen, zyklopische Felsen sind wegzuwälzen, geheimste Goldadern zu entdecken, kalte, frische Quellen an die Sonne zu fördern. Man erkennt, man arbeitet, und so lebt man mit Lust, und scheut den Tod nicht. Aber ist das das Ganze, die Menschheit? Wie wenige kommen zum Genuß der Erkenntnis, wie wenige haben auch nur Muße, um des Schauens Wonne zu genießen. Im kleinsten Ring mühevollen Daseins werden die frischesten Kräfte abgehetzt; einige wenige stehen auf den Höhen des Lebens — sie mögen empfinden, wie Du, aber sie sind nicht die Welt. Und forschen sie selbst und denken, — wie wenige haben Lust nur darüber klar zu werden, daß das Ganze eben nicht zu begreifen ist. Das ist ein schlechter Trost! Ich kam kürzlich von Deinem Hause und

dachte, wenn vor meinen Augen ein Mensch sich ins Wasser stürzte, würdest Du ihn zu retten versuchen? Es schiene mir, als hätte ich den Rettern zurufen müssen: um Gotteswillen, laßt ihn, eine Minute und alles ist aus! Und dieses Gefühl ist frei von aller Lust am Bizarren. Es ist mein ehrliches Gefühl. Ich glaube, ja, ich bin dessen gewiß, daß Jahre kommen können, wo mich das schöne Antlitz der Erde wieder freundlicher anlächelt; aber säßen wir auch im Schoße des Glücks, wer würde so einseitig sein, den Wert des Lebens nach sich allein beurteilen zu wollen? Ganz fern bin ich davon, Dich zu meiner Anschauung führen zu wollen, die Du nicht kennst, nicht begreifst. Ich weiß zu gut, was Dich immer wieder zum Hamlet zurückführt! — „Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut durch solchen Trübsinn nicht verkümmern". Es ist übrigens kein eigentlicher Trübsinn, denn ich bin selbst in bester Stimmung. . . . „Alle meine Pulse" sind für das Fest in Tätigkeit und ich glaube, es wird schön werden. . . . Und so wird es immer zu tun geben, im Größten und Kleinsten, und ich werde mich in dem, wo meine Lust wohnt, verarbeiten und selbst vergessen. Mündlich ergründen wir die Frage dann. . . . .

Bremen, 17. 10. 78.

. . . . Irgend ein Fieber schleicht in meinem Blut, meine Stimme ist noch nicht wieder da, so daß ich mir vorkomme wie Tell ohne Armbrust, trotz aller erdenklichen Chikanen komme ich abends nicht in Schweiß, und wenn es nicht bald besser wird, scheint sich ein lang gehegter Wunsch von mir erfüllen zu wollen: ich werde an diesem undefinierbaren Leiden einen treuen Gefährten bei all meinen Arbeiten, wenigstens für den Winter, haben. Schon jetzt empfinde ich die mir aufgedrungene Wohltat, zurückgezogener als sonst leben zu dürfen, als ein großes Glück. Die schöne Arbeit, die mir in Holsteins Biographie bevorsteht, wird das ihrige dazu tun, mich zu konzentrieren. Könnte ich einmal ein ganzes Jahr in einer Einöde leben, nur eben den äußersten Zipfel der Welt berührend — nicht um mich dort zu vergraben, sondern um hernach mit frischeren, reineren Kräften ins Leben

zurückzukehren und rüstig die Arme zu rühren. Ich weiß, ich bedarf der Sammlung. Ich habe, ohne viel darüber nachzudenken, ein ungewolltes, maßloses Vertrauen in mich selbst gesetzt. Dies und das Gefühl, immer tätig zu sein, hat mich oft dazu geführt, andere zu verdrängen und mich selbst in den Vordergrund zu rücken — ich glaube mit gutem Gewissen sagen zu können: nie um meiner Persönlichkeit willen, die mir ziemlich gleichgültig ist. Kaum darauf aufmerksam gemacht, habe ich auch stets versucht, mich zurückzuhalten, und ginge es mit dieser Zurückhaltung so fort, so würde ich schließlich ganz verstummen — daß es dazu nicht kommt, dafür sorgt nun freilich die rebellische Natur. Ich habe aber auch gesehen, daß der Zweifel bei mir und bei anderen mir den frischen Mut nimmt, und ich werde den Standpunkt erst wieder finden müssen, der die widerstreitenden Elemente ins Gleichgewicht bringt: ruhig und unbekümmert um Mißtrauen und Zweifel zu schaffen, zu leben, wie man muß und doch nicht unbescheiden zu werden. Das ist ein schweres Stück, das alte, nie ganz gelöste γνῶθι σεαυτόν. Dieser Brief soll aber keine Predigt werden und darum: genug davon. Ich wollte, wir ständen uns gegenüber und verständen uns ohne Worte. . . .

Ein werdender Mensch, der rein und begeistert ist, ich glaube, die Erde hat nichts Schöneres. . . . Wie abscheulich siehst Du aber auf Deinen Photographien aus! Auf der einen wie ein Slowake, auf der andern nur klug und pomadisiert. Eine dritte, bessere — wie es heißt — habe ich noch nicht gesehen. Die erste habe ich annektiert; sie dient mir als Folie gegen das idealisierte Bild, das ich von Dir im Herzen trage. Das tue ich, der Himmel weiß, trotz allem. . . .

Den Vizepräsidenten des Künstlervereins habe ich abgelehnt, aber Präsident der Liter. Gesellschaft bin ich wohl oder übel geworden. . . . .

Bremen, 18. 12. 78.

. . . . Seit etwa drei Wochen warte ich nun täglich auf die Entscheidung wegen der Stadtbibliothekarsstelle, und immer wieder schiebt sie der Senat hinaus. Zuerst war ich bei der ganzen

Sache sehr ruhig, dann wurde ich unruhig und schlief schlecht, jetzt stumpft sich das Gefühl gegen die peinliche Ungewißheit der Erwartung ab und ich bin wieder auf dem ebenen Niveau des Gleichmuts oder vielmehr, ich denke nicht daran. Begreifst Du, von welcher Wichtigkeit die Frage für mich ist? Ich glaube lange genug gezeigt zu haben, daß ich mich in eine meiner innersten Natur widerstrebende Beschäftigung zu finden vermochte, daß ich nicht so abenteuerlichen Geistes bin, mich in eine unsichere Literatenkarriere unüberlegt zu stürzen — ich habe gehofft und gewartet und innerlich manch schweren Kampf gekämpft, aber das Glück, das mir überschwenglich erscheint, einem Berufe zu leben, der meine besten Kräfte herausfordert, in dem ich mich ausatmen kann, wie ich möchte — es hat nicht zu mir wollen. Ich weiß, daß ich dies Geschick mit Tausenden teile, aber die Erkenntnis nimmt ihm nichts an Bitterkeit. Mein Frohsinn hat darunter gelitten, meine Lust zu wagen wurde geschwächt. Und dann kommt die nagende Furcht, sein Leben zu verzetteln, ohne geleistet zu haben, was man konnte und mußte, der Gedanke, daß den letzten Jahren andre folgen werden, die mir in noch schmerzlicherem Sinne verloren sein oder scheinen werden — kurz, es ist genug, lebhaft zu wünschen, daß mir die Stelle, die mir alles bietet, was ich billiger Weise wünschen darf, zuteil wird. Ich habe freie Zeit und arbeite mit einem für mich überall verwertbaren Material. Erhalte ich sie nicht, dann bin ich Willens, aufs Gratewohl mich der Zukunft anzuvertraun. Es scheint aber alles für mich gut zu stehen. Du glaubst nicht, wie glücklich ich sein würde.

Ich habe Goethes „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen" für die Bühnen eingerichtet — es wird am 25. Januar beim Stiftungsfest des Künstlervereins aufgeführt werden. Im Original ist das Stück nicht zu gebrauchen, aber mit einigen Änderungen und Zusätzen läßt sich ein kostbares Bühnenbild daraus schaffen. Reinthaler komponiert die Musik. . . .

Haase gab hier als letzte Gastrolle den Richard III. und hanswurstmäßig. Er nahm seine ganze Bosheit auf die leichte Achsel und machte dadurch die verdorbene Gesellschaft des Hofes und der Stadt noch miserabler, als sie schon ist. Nur eine dämo-

nische, brutale Persönlichkeit kann die Hastings und Genossen entschuldigen. Vollends die unglückliche Anna wurde diesem Richard gegenüber widerwärtig. Großartig wirkte die Fluchszene der drei königlichen Frauen im vierten Akt. Sie kauerten wie die Nornen am Boden, mit aufgelöstem Haar — der Zufall mehr als die Absicht machte ein ergreifendes Bild daraus, was mir sobald nicht aus dem Gedächtnis schwinden wird.

Lies den Lear! Es ist wie im Hamlet eine ewige Weisheit darin. Ich bin überhaupt neugierig, wie weit Deine Shakespeare-Studien „gediehen" sind. Wenn Du erst hier bist, werde ich Dich examinieren. . . . .

Bremen, 12. 3. 79.

. . . . Als ich froh war, schrieb ich Dir nicht, und nun ich Dir schreibe, habe ich die Augen voll Tränen. Charlottens Kleiner ist so krank, daß er fast schon für verloren zu halten ist. Ganz plötzlich hat ihn (infolge des Zahnens) eine Lungenentzündung befallen. Ich komme eben von seinem Bettchen; er lag so bleich da, aber ruhig wie ein Engel. Wenn er sterben sollte — meine arme Schwester! Aber ich gebe noch nicht alle Hoffnung verloren. —

Wie danke ich Dir und R. für eure milde Gabe. Die Luft saß so voll von Konzerten, Rezitationen, milden Sammlungen, daß es eigentlich mehr als leichtsinnig war, für unseren Münchener Gymnasiasten frischweg die Herzen und die Geldbeutel der Bremer öffnen zu wollen. Es ist aber, wie Mama Dir schon mitgeteilt haben wird, vortrefflich geglückt. Der Saal war voll, die Unkosten nicht sehr groß, und auf zirka 700 ℳ Nettogewinn glaube ich rechnen zu können — augenblicklich sind noch nicht alle Rechnungen eingegangeu. Der gute Kaspar hat mir nun auch seine Februar-Zensur geschickt, die noch besser als die erste lautet. Im Lateinischen II, im Griechischen gar I — wie bringt der Junge das fertig, schon jetzt? Am wertvollsten ist mir, daß sich eine in München lebende Bremerin um ihn bekümmern wird. Wer weiß, wie einsam und ungesellig er lebt!

Gestern trug ich in der literarischen Gesellschaft Holsteins

Gedichte vor. Sie gefielen sehr — nein, das ist zu wenig, sie griffen ans Herz und redeten den Hörern von einem wahrhaften Dichter, der bescheiden genug war, seinen Schatz so lange verborgen zu halten. Für die Veröffentlichung gibt mir diese Teilnahme erhöhten Mut. Nur wird noch mit Hedwigen ein Strauß zu bestehen sein. Ihre Wahl deckt sich mit meiner nur in wenigen Fällen. Sie wählt, was den Menschen kennzeichnet, den sie kennt wie niemand sonst; ich muß den Dichter aus der Vergessenheit ziehen. Auch das Unbedeutendste kann ihr lieb sein, weil sie persönliche Beziehungen ahnt und kennt. Anderes rein Schönes ist ihr innerlich fremd, das ich voran stellen muß. Da aber die Gedichte mit der Biographie kombiniert werden, ist mein Kompromiß der, allerdings auch einige aufzunehmen, die zwar nicht originell und formvollendet sind, aber doch sein Wesen, sein Gemüt beleuchten. Hie und da wird es wohl zum Konflikt kommen. Sie ist eigensinnig, ich auch — wer gibt nach?

Ich wollte Dir alles mögliche mitteilen, jetzt läßt mich die Sorge um das Kind nicht dazu kommen. Das mußt Du aber doch wissen, ja das weißt Du, daß ich seit Neujahr in meiner neuen Stellung glücklich aufatme, wie lange nicht zuvor, und daß ich mir in der ruhigen Tätigkeit, in der köstlichen Muße lange Jahre reiner Freude und Arbeit verspreche. Verfahre nun auch das Schicksal, von dem ich so wenig verlange, gelind mit mir. . . . .

Bremen, 12. 4. 79.

. . . . Ich schicke Dir hier ein Gedicht, das ich soeben, während draußen der Schnee in Massen fällt, niedergeschrieben habe. Gefällt es Dir nicht, so denke an den Spruch von dem geschenkten Gaul. . . . .

Ostern 1879.

„Was säumst du, Baldur, blühender Hort
Der Hoffnung — komm, die Erde dorrt
Und harrt, daß du sie errettest.
Wo bleibst du, daß du mit Kranz und Lied
Die Seele, die dir entgegenzieht,
An goldenen Wagen kettest!

Noch wirbeln die Flocken der alten Nacht;
Weh uns, daß wir von ihrer Macht
So schwer, so schwer gelitten!
O komm, wir sind im Herzen krank,
Kredenz' uns den ewigen Jugendtrank
Und neige dich unsern Bitten!

Und kämst du auch an Blumen arm,
Ohn' Nachtigallen und Lerchenschwarm
Und ohne die Glöckchen des Maien —
Nur eines gib uns: gib uns Korn
Und laß der Rebe goldnen Born
Am wärmendem Licht gedeihen!

Denn sieh, es macht ein bleicher Gast,
Der Hunger, in den Tälern Rast —
Wer duldet ihn gern und lange?
Und hier und dort ein Feind erstand —
O Deutschland, deinen Leib umwand
Die tausendköpfige Schlange.

Was säumst du Baldur, blühender Gott?
Dein harrt ein Volk, dem flammendes Rot
Der Scham die Wangen färbte.
O lösche du mit feuchter Hand
Das Brandmal aus, das Schmach und Schand'
Auf unsre Stirnen kerbte.

Dort gleißt der Sinne lüsterner Tand,
Hier schürt der Zwietracht düstren Brand
Das nächtige Heer der Pfaffen;
Das greise Haupt, das die Krone trägt,
Es war nicht dicht genug gehegt
Für den Mord und seine Waffen.

Wo bleibst du, Baldur, blühender Sproß,
Wo rastet dir dein Lichtgeschoß,
Wo ruhn dir im Köcher die Pfeile?
O nimm hinweg, was krank und siech,
Der Jugend gib und dem Licht den Sieg —
Doch eil', o König — eile!"

Bremen, 17. 4. 79.

. . . . Hier nachträglich die Sturm-Kritik und eine Besprechung der Götz-Aufführung. Was Du sonst noch in dem

Couvert findest, sind Überreste der Jubelfeier, die vorgestern in den festlich geschmückten Räumen meiner „Amtswohnung" stattfand. Der Abend troff von Witz und guter Laune, und die sorgfältig frisierten Köpfe selbst so biederer Leute wie Kasten, ihre Sterne und Ordensbänder, nahmen sich prachtvoll aus. Ich habe genug gelacht und wünschte Dich oft herbei — oft auch garnicht. Freilich war alles wohl erträglich, weil man — selbstverständlich — über der Sache stand und dergleichen Zeug mehr Stoff als Zweck des Witzes war, aber ich schämte mich doch oft in Richard's Seele hinein, des jüngsten in der Gesellschaft, — wie ich sah, ohne Grund. Mit derselben frischen Voraussetzungslosigkeit geht er zum Abendmahl und lacht über die derbste Zote. Ich war im Zweifel, ob dies ihm zum Lob oder zum Tadel gereichen könne, aber da er innerlich gesund und gut bleibt, und nichts schlechtes bei ihm haftet, wer möchte es ihm übel nehmen? — Ich sprach kürzlich wegen des Abendmahls mit ihm; er lachte und äußerte kopfschüttelnd, Du würdest aus Prinzip Dich weigern; er nicht. Als ich ihm erklärte, auch ich würde mich aus Prinzip geweigert haben und hätte dies früher getan, schien ihm das garnicht in den Kopf zu wollen. Auch zur Kirche geht er jetzt und läßt sich erbauen — als unser Gespräch dahin kam, mußte ich wohl schweigen, denn ich liebe jedes Gefühl und möchte es nicht zerstören, wenn ich nicht sicher wäre, etwas besseres geben zu können. Sage ihm nichts davon, daß ich ihn beobachtet habe, es könnte ihn einmal befangen machen. Freilich, was heißt beobachten? Man setzt sich ja nicht mit verschränkten Armen hin und macht Studien; man blinzelt, ehe man es selbst will, einmal hinüber, oft nur zufällig, und während sich uns die Anderen enthüllen, geben wir ihnen im selben Moment ebensoviel Stoff zur Kritik. — Im ganzen hat mir das Fest die glücklichsten Eindrücke hinterlassen. Man beschloß jung zu bleiben und weißsagte dem Hause noch manchen lustigen Tag.

Bremen, 22. 4. 79.

. . . . Nicht wahr, meine Briefe fallen wie Äpfel im Herbst? Ich werfe damit aber nicht nach den Deinen. Ich bin allein und

rede mit mir, und so lange Du noch allein bist und Dir selbst lebst, wie ich es tue, schicke ich Dir einen Gruß und reiche Dir in Deine Stille hinüber die Hand.

Du sprichst von dem „Erbförster". Ich fühle mit, wie Du ihn gesehen, wie er auf Dich gewirkt. Daß das Stück einen großen Fehler hat, ist offenbar — aber diesen einmal zugegeben und gehörig heruntergerissen: Die Ausführung ist so dichterisch, so groß, daß mir hierfür keine Anerkennung zu viel werden könnte. Welch' grauenhafte Enge in dieser weiten Welt! Wie stürzen alle Götzen, die die Menschen selbst in dieser bescheidensten Sphäre sich errichtet, vom Sockel und erschlagen ihre Anbeter! Wir gehen alle an dem, was ihnen das Höchste ist, zugrunde. Bei der Szene des Andres wird man ja leichenblaß — was sind die 25 Hiebe für einen andern, etwa einen sanguinischen Tunichtgut? Aber dieser junge Mensch, dem die Ehre in jedem Blutstropfen sitzt, macht es uns glaublich, daß ihn das Henkerbeil nicht so tötlich hätte treffen können als der Stock. Nun aber der Fehler. Auch ich halte ihn für sehr groß, und leider sitzt er im Herzen des Stückes. Er besteht in der Verwechslung des natürlichen, angeborenen Rechtsbewußtseins mit der Borniertheit. Das erste im Konflikt mit der Kunst der Gesetze hat immer unsre Sympathie, das letzte aber ist einfach unästhetisch. Es ist nicht der Eigensinn, es ist die mangelnde Intelligenz, die den Förster zugrunde richtet. Er vermag nicht einzusehen, daß der Herr, der ihn einsetzt, ihn auch absetzen kann, daß der Herr, dem der Wald gehört, seine Bäume bis auf den letzten niederschlagen zu lassen das Recht hat. Wir berühren hier eine sehr interessante Frage: die Häßlichkeit der Dummheit. Auch bei Shakespeare erweckt es mir immer das größte Mißbehagen, wenn seine Helden, seine Opfer, die plumpen Intriguen ihrer Gegner so garnicht durchschauen, so gimpelgleich in die Falle gehen. Ein gewisses Maß von Intelligenz ist auch für den tragischen Helden erforderlich; er braucht keine philosophischen Systeme aufzustellen, aber wir können verlangen, daß er zu einer einfachen Schlußfolgerung fähig ist. Die Dummheit, ein Gebrechen, ist nur als Charge, als Folie, und auch dann fast nur komisch zu behandeln. Im

Wallenstein findet sich der mich immer frappierende Satz: „Ja, der verdient betrogen sich zu sehen, der Herz gesucht bei den Gedankenlosen". Die Gutheit im Bunde mit dem Denken wurde sogar von ihm bedingt. Und nun vielleicht auch das Schöne. Welch' eine liebenswürdige Dreieinigkeit wäre das, und wie schön, wenn sie wirklich wäre. Man muß den Gedanken verfolgen. . . . .

Bremen, 29. 6. 79.

. . . . Es hat wieder Arbeit für mich gegeben — recht schöne und lohnende. Es war die Ausfahrt der Literarischen Gesellschaft des Künstlervereins. Wenn man als Vorstand nur auch die Freude hätte, wie die Feiernden, und wenn sich die Anstrengungen nicht so grausam an meinem Körper rächten — vorher wenigstens, nachher ist alles vorbei. Aber wenn man um 8 Uhr an Bord des Dampfers die Gesellschaft empfängt, ahnt keiner, daß eine schlaflose Nacht vergangen, unter den scheußlichsten Magenkrämpfen und gelegentlichen Flüchen und Verwünschungen, sich nie wieder auf dergleichen einzulassen. Gut, wenn dann nur alles nach Wunsch verläuft. Das Arrangement war dies: um 8 Uhr Abfahrt (98 Menschen, auch Damen) vom Stephanitorbollwerk; nach viertelstündiger Fahrt ruderte aus dem Woltmershäuser Weidicht ein Nachen mit Neptun und einem Tritonen. Sie landen, reden und überreichen den Bädeker,

„Blutig wie Korallentriebe,
Rosenrot wie erste Liebe."

Das opus ist zum größten Teil Hurm's Werk, Titelblatt, Register und lyrische Gedichte sind von mir, die Illustrationen von Deinem Onkel. In Fähr hielt das Schiff. Nun zu Fuß am Ufer entlang nach Burgwall. Zwischen Frühstück und Mittagessen gemeinschaftliche Waldwanderung. Dr. Hurm redete: Man wolle zur Erinnerung an den Tag eine Säule stiften und den Grundstein legen, für die Nachwelt aber an der geheiligten Stätte vergraben, was irgend den Bremern der heutigen Zeit teuer sei. Das geschah nun: die Bremer Winkelblätter, ein Zwieback, die Photographien des Senats, ein Stück Klaben, ein Chignon und dergleichen. Feierliche Stille. Der Spaten stößt auf etwas

Hartes. Eine Runentafel. Frohes Erstaunen. Wer kann sie entziffern? Ich erkläre mich runensprachekund und lese das darin verborgene für den Tag verfaßte ernste Gedicht von mir „Urzeit". Das Bild hättest Du sehen müssen. Die Lagernden waren von ungefähr prächtig gruppiert; die bunten Kleider auf dem dunklen Moosgrund, die Sonne zwischen den hellen Buchen — ein vollkommenes Gemälde, dessen ganze Schönheit eigentlich nur ich würdigen konnte, da ich dem Halbkreise gegenüber auf einem Baumstumpf saß. Allmers prics in Versen, in seiner vorsündflutlichen begeisterten Kraftmanier den Frühling und den Dichter — der erste, trotzdem er uns an dem Tage nicht besonders grün war, hatte es jedenfalls mehr verdient als der letzte. . . . Abends aber kam allen unerwartet auf dem Schiffe der Schlußeffekt. Müller redete und wies darauf hin, daß vor 1800 Jahren Pompeji untergegangen ist (was nämlich wahr ist). Da krachte auch schon der Vesuv als Anfang vom Ende los und ein dichter Aschenregen von Papierschnitzeln stäubte über das fahrende Volk, sodaß Hermann Allmers ein über das andere Mal „wie phantastisch!" rief und der schon beginnende Halbschummer einer tageshellen Munterkeit Platz machte. In einer Kabine kneipten die gesetztesten Philologen mit Richter Post und einem Schweizer Architekten und seinem sechzehnjährigen Sohne. Höchst drollig, wie Vater und Kind um die Wette die alten bewährten Lieder („Als wir jüngst in Regensburg waren" u. dergl.) sangen und immer lustiger wurden, ohne daß der herzliche und zarte Verkehr jemals darunter litt. Der junge Mensch war von jener rührenden, rasch begeisterten Unschuld dieses Alters, die mich immer so mächtig ergreift. So rein und schwanenflaumartig wie den Körper mußte man auch die Seele glauben. Ich beschäftigte mich wenig mit ihm, um nicht ein Interesse zu gewinnen, das auf alle Fälle etwas Tragisches hat: es ist oft nur das Jugendliche, das anzieht, und wie bald vergeht das! Anderseits fühle ich bei jeder neuen und gar nicht seltenen inneren Erfahrung dieser Art, wie stark der erziehende Zug in mir ausgebildet ist. Du magst nun lächeln und spotten — es ist mir einerlei; kein Lächeln, kein Spott, selbst nicht das Gefühl des eigenen Unwerts wird diesen

Drang zu lähmen vermögen, und ich bin stolz genug zu glauben, daß er sich mit einem entschiedenen Berufe meiner Persönlichkeit deckt. Etwa vom achten Jahre an Kinder erziehen zu dürfen, etwa vier oder sechs, Mädchen und Knaben, die ersten bis an die Grenze, wo die Mode sie doch einmal fordern wird, die andern höher hinauf, weiter, so weit sie wollen — das wäre eine wundervolle Aufgabe. Ich weiß, man wagt dabei — wobei aber, wenn es ins Leben geht, wagte man nicht? Und ich würde getrost und voll Zuversicht wagen.

Durch Zufall beschäftigte ich mich kürzlich mit Herbart (ich hatte nach Manuskripten von seiner Hand für Dr. Kehrbach in Halle zu suchen). Da fand ich etwas Rührendes: einen Briefwechsel mit seinem Schüler Carl von Steiger in Bern, den er als zehnjährigen Jungen in seine Hände bekam, und der bis ins Alter mit seinem Lehrer verbunden blieb. Der Schluß eines (des ersten) Briefes hätte fast an Dich gerichtet sein können: „Sei immer derselbe, den ich liebe und an dem ich so manche Freude gehabt habe. Den andern, den langsamen, schwer beweglichen, besonders aber den launischen und mürrischen Carl laß nun allmählich verschwinden." . . . .

Bremen, 25. 11. 79.

. . . . Mutlos sehe ich Dich sehr ungern und wünsche von Herzen, daß Du bald einsiehst, wie wenig gegründet Deine Sorgen sind. Du hast Deine Jahre doch wahrhaftig nicht vergeudet. Also greife Deine Arbeiten herzhaft wieder an, kräftig und voll Hoffnung und Lust, mit Deinem ganzen Menschen.

Diesen letzteren vermisse ich stark in Deinen Betrachtungen über die Schönheit. Sehr verständig und exakt, wie man es von Dir erwartet; aber das erste reicht bei einem Kapitel wie dem, das Du behandelst, nicht aus, und das zweite ist zu viel verlangt. Eine exakte Definition der Schönheit wird uns nie werden, weil ihre Vorstellung uns durch die Sinne vermittelt wird, durch die dunkeln Gewalten der Empfindung, des Gefühls, die dem Anatomen stets einen Rest: das unbekannte Etwas, die Seele, lassen werden. Niemals vermagst Du zu sagen, wenn Du einem schönen

Gegenstand gegenübertrittst, sei es ein Mensch, ein Bild, eine Statue, ein Drama, warum es Dich als „schön" berührt, wo der letzte Grund Deines Wohlgefallens ruht. Konstruiere verständig ein Normalgeschöpf, das alle charakteristischen Merkmale seiner Gattung hat, und Du bekommst vielleicht ein Muster unausstehlicher Vollkommenheit, das Dich kalt läßt und vielleicht anwidert. Der Umstand, daß eine Spezies oder ein Individuum möglichst alle entscheidenden Merkmale der Gattung repräsentiert, hat mit der Schönheit, wie ich glaube, allein nichts zu tun. Gewiß, Du kannst von schönen Hirschen reden, von einem schönen Flamingo oder Nilpferd — aber nur in demselben Sinn, wie der Jurist oder der Arzt von einem „schönen Fall" spricht; auch dies bedeutet eine Erscheinung prozessualischer oder pathologischer Art, die alle charakteristischen Merkmale vereinigt; in diesem Sinne wird der schauderhafte Knochenfraß schön. Aber was hat diese Bedeutung des Wortes noch mit dem Eindruck des ästhetischen Wohlgefallens zu tun, das durch unsere Sinne und wenigstens zur Hälfte zu unsern Sinnen spricht? Gar nichts.

Nehme ich denselben Ausgangspunkt wie Du, die Herleitung des Schönheitsbegriffes von dem durch den Gesichtssinn vermittelten Wohlgefallen (dies erscheint mir plausibel), so möchte ich meinerseits glauben, daß die Eindrücke der Schönheit bei dem Menschen zuerst durch den Menschen bewirkt und erst ganz allmählich, durch Übertragung, auch anderen Gegenständen beigelegt sind. Demnach wäre die Urquelle des Schönheitsbegriffes sexual, nicht in der wilden Isolierung des Triebes, aber in seiner unbewußten und den Ursprung nicht mehr verratenden Verflüchtigung und Vergeistigung. Dies ist nicht etwa eine Profanation. Es ist vielmehr eine schöne Tatsache, daß das Alter der auftretenden Sexualempfindungen das schwärmerischste und idealste ist, daß die Liebe den Menschen künstlerisch tätig macht und „indem sie in das Gemeine und traurig Wahre die Bilder des goldenen Traumes webt", den Gegenstand seiner Neigung zu einem absoluten Ideal erklärt. Die Verwandtschaft des Geschlechtlichen mit dem Künstlerischen, seine Erhebung in die schönste Sphäre der Idealistik ist also ganz zweifellos; ob das Sexuale aber auch die Quelle

des Schönheitsbegriffes sei, ist natürlich noch ein ander Ding und gleichfalls mehr zu fühlen und zu ahnen, als strikte zu behaupten. Jedenfalls wird uns aber die Schönheit durch unsere Sinne vermittelt, also durch etwas Materielles, Sinnliches; ihr Reiz trifft auf das (in weiterem Sinne) Sinnliche in uns, und dies, sobald es nicht bloß die physikalische Erscheinung, das Bild auf der Netzhaut des Auges, oder die Schallerzeugung im Ohr, sondern eine Seelenempfindung ist, wird immer das Inkommensurable, eben nur Fühlbare, nicht Konstruierbare, bleiben. In der Tat ist aller Beweis, daß dies oder jenes Objekt schön sei, immer nur indirekt. Wir können durch Vergleichung nur konstatieren, daß dies oder jenes, was wir bei einem andern Gegenstand als einen Mangel oder als häßlich empfinden, bei unserm Schönheitsideal fehlt, oder aber das, wenn es diesen oder jenen Zug hätte, es weniger schön sein würde. Aber das eigentlich Zwingendes seines Reizes definieren wir in positiver Weise vergebens. Die Kritik, als Tätigkeit des Verstandes, fühlt sich denn auch dem Mangelhaften gegenüber am Wohlsten. Vor dem Vollendeten muß sie verstummen. — Daß übrigens die Schönheitsempfindung ebenso individuell sei, wie jedes andere menschliche Vermögen, glaube ich zuverlässig. Sie hat zahllose Nuancen. Sonst könnten auch die gebildetsten, feinfühligsten Menschen über Schönheitsfragen nicht so ganz verschiedener Ansicht sein.

Kürzlich fragte mich jemand ins Gesicht, „warum ich die Minna von Barnhelm so schön fände". Ich war wie aufs Maul geschlagen und konnte nur denken, „wie schade, daß du nicht fühlst, warum".

Dies alles ist nur eine Behauptung, die Du erwägen magst, die wir vielleicht einmal diskutieren können. Sollte die plastische Tätigkeit, die Nachbildung des Menschen, nicht die erste reine Kunsttätigkeit gewesen sein? Wir finden jetzt Landschaften schön — wir übertragen menschliche Stimmungen auf sie. Wie fern aber war eine solche Empfindung den Alten. Darin aber hast Du entschieden Recht, daß wir in unsrer gebildeten Zeit uns so weit entäußern können, Dinge „in ihrer Art" schön zu finden, wenn man ihre Entstehung, ihre Existenzbedingung und andere

Geschöpfe ihrer Gattung vergleicht. Schön aber muß es sein, d. h. unsern sinnlichen Menschen treffen — und das tut der normalste Frosch bei mir nicht. Und in jene reine Sphäre muß es uns tragen können, die uns wieder alles Irdische vergessen und uns vom Individuum zur Allgemeinheit durchdringen läßt. Das ist dem Verstand dunkel, der Empfindung sonnenklar. Und fehlt auch der Schillerschen Definition manches, was wir wissen möchten — sie trifft den Nerv der Sache doch richtiger als Dein Versuch. — Wir reden wohl noch mehr davon. —

Ich habe, leider erst spät, ein großartiges Werk kennen lernen: „Brand" von Ibsen. Bitte, kauf es Dir, aber in der Übersetzung von Wolzogen, die in Rostock bei Hinstorff erschienen ist. Unterlaß es nicht! Es ist ein martervolles Evangelium, es wird Dich peinigen — lies es dennoch durch. . . . .

Bremen, 30. 8. 80.

. . . . Ich hörte durch meinen Vater, daß Du Dich auf das Staatsexamen vorbereitest. Guten Erfolg. Ich wälze Deine Zukunft rastlos in mir herum, suche verschiedene Röcke und Kappen für Dich, ohne daß so recht sich bis jetzt etwas Passendes gefunden hätte. Ein akademischer Lehrstuhl? Ein Schulamt? Weißt Du, daß ich Dir jetzt etwas von den pädagogischen Qualitäten wünsche, die mir, wie ich glaube, angeerbt und anerzogen sind und die sich neuerdings wieder so lebhaft in mir regen, daß ich mir fest vorgenommen habe, meinen alten Wunsch, für die Primaner einen literarischen Winterkursus in meinem Hause zu halten, diesmal durchzuführen? Da nun aber keine Transfusionen möglich sind, wirst Du Dich wohl auf eigene Faust durchschlagen müssen, und ich warte mit einiger Spannung, wie Du das machen wirst. Auch bin ich noch immer grausam genug, zu wünschen, daß das Leben mit der Raspel über Dich hinfahren möge, damit so allmählich der Mann zu stande kommt, wie ich ihn mir träumen möchte. Es gibt freilich Menschen, die alles Glück ertragen können und die es stark und gelassen wie etwas Selbstverständliches hinnehmen, ohne darunter zu wanken und weich zu werden. Mit wahrem Entzücken und mit tief gerührtem Herzen nahm ich das

aufs neue wahr, als ich auf der Rückreise von Bayern einen Abstecher nach Düsseldorf machte, um Hermann W.'s Hochzeitsfest mitzufeiern. Ein schöneres Paar habe ich selten gesehen. Ich war Brautführer und hielt mich äußerlich sehr tapfer, war aber trotz der schauderhaften Rede des Pfaffen, der die sechs Weinkrüge der Hochzeit zu Kana (sein Text) als die sechs Wochentage deutete, sehr bewegt. Mir hat er eine unveränderliche Treue bewahrt und mir damit eines von den seltenen Glücksgütern geschenkt, die einem unverdient und ohne daß man sich darum zu sorgen hat, wie goldene Früchte in den Schoß fallen.

Von meinen Münchener Berichten wirst Du vielleicht einen oder den andern gelesen haben. Sie sind jetzt gesammelt und vervollständigt und erscheinen nächstens im Handel. Ich hatte gehofft, heute schon ein fertiges Exemplar zu erhalten, um es Dir zum Geburtstag zu schicken. Nun wird es nachfolgen. Dafür erhältst Du den Text zu der (fertigen) Oper Reinthalers, einstweilen ohne seinen und meinen Namen. Die Partitur ist nämlich zur Konkurrenz nach Frankfurt geschickt, selbstverständlich anonym, daher die Geheimnistuerei. Auch Dich bitte ich, einstweilen noch davon zu schweigen. Den Text lies mit Verständnis. Die vielverschlungenen Motive des Schauspiels (Kätchen) mußten vereinfacht und vermindert werden. Doch sind für mich noch immer zu viel darin. Musikalische Charaktere können nicht einfach genug begründet werden. Den Wechsel der Rhythmen, Widerholungen und dergl. wirst Du als notwendige Konzessionen an den Komponisten betrachten müssen, die den Poeten an und für sich nichts angehen. Daß das Ganze, besonders die Finales (bis auf das letzte) von theatralischer Wirkung sind, wirst Du gewiß spüren.

Ich bin, Dank der Oberstdorfer Luft, sehr frisch und arbeite nach Kräften. Am Sedantage habe ich — verwundere Dich — die öffentliche Rede auf dem Marktplatze zu halten. Als mir das Comité dies vor meiner Abreise antrug, schrieb ich zurück, daß ich einen kirchlichen Standpunkt gar nicht habe und das meine Religion diesen Namen kaum mehr verdiene, gab demnach anheim, auf mich zu verzichten. Die Herren aber blieben bei ihrem

Wunsche und nun kann ich sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ich freue mich sogar darauf. . . . .

Bremen, 18. 5. 80.

. . . . Das war eine wirkliche Überraschung. Du hattest mir ja von Deinem bevorstehenden Doktorexamen bei unsrer letzten flüchtigen Zusammenkunft erzählt, aber ich dachte nicht nur nicht, daß es in so kurzer Zeit von statten gehe, ich dachte überhaupt nicht mehr daran, wohl nur darum, weil es für mich etwas Fremdartiges hat, Dein Können und Wollen mit einem offiziellen Stempel versehen zu wissen. Daß ich mich zu allem, was Dir gelingt, freue, bedarf keiner Worte, daß es mich ärgert, daß Dir zum zweiten Male eine Examenskommission ein Schnippchen schlägt, gleichfalls nicht: Deine mathematische Vorzüglichkeit ist nun einmal für mich Dogma und seligmachender Glaube. Aber was tuts? Ich denke mir, Du hast die Sache vielleicht zu spielend genommen, nicht unter Wissenslasten gekeucht, mühelos das Richtige gefunden „und das ärgert unsre Alten". Kenne ich Dich recht, so ist dieses „cum laude" gut für Dich, Deine Kräfte nur noch sorgfältiger zu wählen, vorsichtiger die Spreu vom Weizen zu sondern, kurz, mehr Du selbst zu sein.

Nach Berlin, wohin Du mich so freundlich einlädst, kann ich nicht kommen. Urlaub ließe sich vielleicht erlangen, aber ich habe kein Geld. Warum und weswegen nicht, das erlasse mir zu erörtern; die Tatsache ist schon langweilig genug. Ohnedies muß ich zum ersten Juli nach München zu den Mustervorstellungen, deren Genuß ich mir erschreibe, und vorab habe ich auf zwölf Tage die Muskete zu nehmen (vom 25. Mai an) . . . Ich bin tüchtig dramaturgisch beschäftigt, habe die Shakespeareschen Könige durchgemeuchelt, wende mich nun zu „Stella" und den „Geschwistern" und vervollständige so allmählich die Sammlung, die ich, wenn möglich, schon im Herbst in Druck zu geben gedenke.

Von der hiesigen Kritik habe ich Abschied genommen. Sehr schweren Herzens, wie ich beim Niederschreiben des letzten Wortes spürte. Aber es tut mir doch wohl, nicht immer mit geladenem Gewehr vor dem Kunsttempel Wache stehen zu müssen. Ich ge-

brauche für meine Arbeiten eine Zeitlang Ruhe und stille Vertiefung. Die Schauspieler (nicht alle natürlich) haben mir zu guter Letzt Dank über Dank gesagt. Leider bin ich weder vertrauensvoll noch eitel genug, um jede Versicherung für bare Münze zu nehmen. Glaube aber nicht, meine Lust, meine Begeisterung oder wie Du es nennen willst, sei erkaltet. Diese Worte sind mir immer noch zu obenhin. Das ist mein Glück, daß ich mich mit allen Wurzeln in dem Schönen haften fühle, und daß die leiseste Berührung dieser Saite mein ganzes Wesen erklingen macht. Es ist mir eben natürlich — näher beschreiben kann ich es nicht. — Ich bin unterbrochen worden. Ganz unerwartet kam Hermann W. an, schöner, frischer und gesunder als je. Es geht mir eigen mit allem was er sagt und tut: wenn ich auch oft anders denke und empfinde, so komme ich doch selten dazu, dies zu äußern, weil es mir doch vergeblich erscheint. Alles Seelische wächst bei ihm gewissermaßen sichtbar aus seinem Körper hervor wie Blüten und Früchte eines kernigen Stammes. Man nimmt sie, wie sie sind, und ist dankbar. Nirgends eine Zweiteilung in ihm; seine Neigungen und sein Können ist eins, mehr als das ihm Erreichbare hat er nie gewollt — er hat es aber auch immer erreicht. Er hat wohl eine kurze, und, wenn man will, rücksichtslose Art, mit ihm unverständlichen Naturen sich abzufinden, er behandelt sie schlecht. Aber man könnte sich von ihm nicht verletzt fühlen. Sein Wesen ist zu heiter und licht. Auch die Sonne kann uns oft ärgern: sie darf es sich erlauben. Welch glückliche Natur! . . . .

Bremen, 7. 10. 80.

. . . . Meine Natur ist so einfach, wenn man mit einfachem Sinne an sie herantritt. . . .

Willst Du Dich an die Zeit erinnern, als wir zuerst zusammentrafen? Ich glaubte damals Dir etwas sein zu können. Nicht nur der mir innewohnende, nicht ausrottbare pädagogische Trieb, das brennende Verlangen, eine junge werdende Seele für das Höchste und Beste zu begeistern, was Erde und Himmel haben, verband mich Dir — ich hoffte auf eine Ergänzung unserer Naturen, ich wollte Dir das Innerste, Wertvollste meines Wesens

geben! Oft wandte ich Dich gerade auf das, was Dir fremd war, was Dir fehlte; wenn Du nur in dem feinen Genießen des Lebens alles Heil sahst, wies ich Dich auf die Tat hin; wenn Du Dich in den Gedanken der Arbeit hineingrubst, rief ich Dich zur Kunst zurück. Eine scheinbare Kälte, eine gewisse Passivität Deiner Natur glaubte ich Dich überwinden lehren zu müssen — das selbsttätige Mitleid, der Eifer zu nützen (ein mir gegebenes, vielleicht oft schlecht angewandtes Pfund) sollte auch Dir nicht fehlen. Ob Du in diesem und anderm nicht von mir genommen, das prüfe selbst. Ich weiß jedenfalls, daß Du mir viel gewesen bist. Deine Ruhe, Deine Wahrheit, sind für meine Leidenschaftlichkeit und Neigung zur Selbstverblendung heilsame Mittel gewesen. . . . Ich muß ganz sein, mich frei und sicher fühlen, wenn ich leben und wirken soll, ich kann nur glücklich und ich selbst sein, wenn man mir glaubt. . . . So lange der Tod nicht kommt, muß ich kräftig die Hände rühren können. Der Zweifel zunächst meinem Herzen würde mich wieder lahm legen, wie er es lange getan. Wie mich alle oder doch die meisten sehen, so möchte ich wieder sein: soweit eins mit mir selbst, als es das widerspruchsvolle Leben gestattet. . . . .

An Alwin Conke.

Bremen, 4. 11. 84.

. . . . Entfernen Sie in Gedanken einige rhetorische Breiten, auf denen ich mich immer noch allzu behaglich niedersetze, so wird „Gerold Wendel" Ihnen, denke ich, auch bei genauerem Studium einige Freude bereiten. Auf der Bühne hat er sich über alles Erwarten bewährt, was mir denn in einer wildfremden Stadt, fast an den Grenzen des Reiches (Breslau), eine rechte Genugtuung sein konnte. Daß er sein Pulver etwas zu früh verschießt, habe

ich allerdings gefunden. Der Wirkung des zweiten Aktes kommt keine der folgenden gleich. Doch ist der Abstand auch nicht so arg, daß das Interesse gefährdet würde.

Was Sie mir von der letzten ratio aller ästhetischen Beschäftigung andeuten, ist freilich richtig: es gibt Gelehrte genug, die über das Dreschen leeren Strohs auch in diesen Dingen nicht hinaus kommen. Mir kommt es so vor, als kaute man am Zuckerrohr, nachdem der süße Saft ausgequollen, der uns doch allein in succum et sanguinem übergehen soll und kann. Es gibt kein ästhetisches Studium ohne ästhetischen Genuß. Dennoch bitte ich Sie zu unterscheiden: zu den Quellen müssen Sie allerdings steigen, wenn Sie ein gründlicher Literarhistoriker werden wollen und die genaue Kenntnis der schönen Literatur scheint mir dazu unentbehrlich. Einen je weiteren Horizont man umspannt, je mehr literarische, d. h. künstlerische Werke man kennen lernt, desto mehr wird man imstande sein, aus dem Besonderen das Allgemeine, das Gesetz zu entwickeln, desto selbständiger und geläuterter wird das Urteil sein. Bewahren Sie sich nur vor einem: vor der unseligen Neigung der philosophischen Ästhetiker, besonders der Deutschen, sich aprioriſche Konstruktionen vom Schönen, von der Kunst und dergleichen zu machen, die zu den Kunstwerken um Gotteswillen in tausend Fällen nie passen wollen. Die Ästhetik ist eine Erfahrungswissenschaft, keine metaphysische. Dieser Satz ist sehr neu, vielen ketzerisch, aber in ihm ruht das einzige Heil für die zukünftige Ästhetik. Die Pflanzen machen die Botanik, nicht die Botanik die Pflanzen. So machen die Kunstwerke die Ästhetik, nicht umgekehrt. Nach und nach, langsam hat man ihre Gesetze zu entwickeln und dabei sehr bescheiden und zurückhaltend zu sein. Was ein Professor in seinem Studierzimmer ausheckt, kümmert den echten Genius nicht. Bei alledem fällt es mir nicht ein, beispielsweise die von Ihnen empfohlenen Werke gering zu achten. Im Gegenteil! Sie müssen Sie sogar kennen und würden Sie früher oder später kennen gelernt haben. Schlegel wird Ihnen besondere Freude machen. Carrière ist für mich schon trotz aller Verdienste zu konstruktiv und oft zu phrasenhaft — ein Mann der alten philosophischen Schule. Auch Freytags

Technik, ein sehr geschätztes und wohl auch überschätztes Buch, wird Sie zum Nachdenken reizen. Das Beste in dieser Art haben immer noch unsere großen Dichter selbst beigebracht. Einige Kapitel der Lessingschen Dramaturgie, Schillers wundervoller Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, Goethes feine Bemerkungen in seinem Briefwechsel mit Schiller haben für mich immer neuen unendlichen Reiz, vielleicht eben darum, weil in ihnen der künstlerische Verstand mit dem hellsehenden Blick des geborenen Poeten so licht verbunden ist. . . . .

Bremen, 18. 6. 85.

. . . . Ich habe Sie vielleicht länger als gut auf eine Antwort warten lassen, lieber Freund; trotzdem aber mein Urteil so rasch fix und fertig war wie die jovische Minerva, wollte ich es doch ruhig im Lauf einiger Wochen sich bewähren lassen, was nun erst hinlänglich geschehen ist. Zunächst und vor allem also dies: gegen den sogenannten „Journalismus" von Beruf habe ich eine bis zum Haß gesteigerte Abneigung, und noch täglich mache ich die Beobachtung, daß er von der Oberflächlichkeit, der Leichtfertigkeit des Urteils fast unzertrennlich, ein Feind alles ernsthaften Schaffens und nebenbei ein trefflicher Lehrmeister der Charakterlosigkeit ist. Wenn Sie sich darüber entsetzen, so hören Sie sofort, daß ich damit in allererster Linie den echten eigentlichen Journalismus, also den unmittelbaren schriftstellerischen Dienst im Interesse einer Zeitung im Auge habe. Ich weiß ganz gut, daß es auf diesem Gebiet wie auf jedem Ausnahmen gibt. Alles aber bestätigt mir die Richtigkeit meiner Wahrnehmung, daß die Sorge für die Unterhaltung des schwankendsten, unzuverlässigsten, klatsch- und genußsüchtigsten Subjekts, des Publikums, nach der angedeuteten Richtung notwendig ansteckend und zerstörend wirken muß. Es gibt auch unter den Journalisten tüchtige, zumal aber geistreiche und pikante Schriftsteller — aber keinen, der nicht in einem andren Stande mit seinen Gaben edler hätte wuchern können. Der Journalist ist kein freier Mann — entweder trägt er die Kette der Partei, oder die vergoldete, doch nicht minder fest schließende einer kleinlichen Gefallsucht. Wenn

Sie das wundert, da ich selbst für eine Zeitung schreibe, so müssen Sie wissen, daß diese und manche andre berichtende und feuilletonistische Tätigkeit mit dem Journalismus, der Anstellung im Dienste eines Blattes, nichts zu tun hat. Der Gelehrte, der eine neue physikalische Entdeckung behandelt und seinen Essay in einer Zeitung abdrucken läßt, ist ebenso wenig ein Journalist wie der Theaterberichterstatter, der ohne den Zwang einer bestimmten Schnellarbeit (wie sie der Journalismus verlangt) seine Eindrücke und sein Urteil niederschreibt und dies — sei es da oder dort — veröffentlicht. . . . . Das Redaktionsbureau der Weserzeitung habe ich in meinem Leben nur ein einzigesmal, im Jahre 1874, betreten — als Journalist der Weserzeitung wäre es mein beständiger Kerker.

Denken Sie demnach vielleicht an eine solche, der meinen verwandte Tätigkeit, dann ließe sich eher reden. Nur frage ich mit Ihnen: Wie erreichen Sie die Qualifikation dazu, wenn man von einer gewissen natürlichen Begabung absieht? Langjährige Erfahrung wäre das erste Bedingnis, wenn Sie nicht wie irgend ein Hans Dampf (und deren gibt es schimpflicherweise unter den Theaterrezensenten tausende!) frank und frech darauf los berichten wollten, zuverlässig mit größter Ehrlichkeit, aber doch nicht entfernt mit alle dem gerüstet, was not tut. Aber — so entgegnen Sie vielleicht — einmal muß man doch anfangen. Gut! Ich selbst habe als achtzehnjähriger Juvenil und Student in Würzburg meine ersten Theaterkritiken geschrieben und über manches Stück vielleicht manch treffendes Wörtlein gesagt. Ich selbst habe in dieser Schule gelernt, aber — die Schauspieler haben darunter gelitten. Seien wir aber auch nicht gar zu behutsam! Einige Opfer fallen jedem Arbeiter in jedem Beruf und man darf sie nicht zu sentimental beklagen. Mit uns macht man es ja nicht anders und alles in der Natur frißt sich gegenseitig auf. Trösten wir uns in dieser Beziehung also mit der Grausamkeit der Genies! Ich würde Ihnen auch nur zureden sich zu versuchen, wenn Sie gelegentlich an einem kleineren Blatte eine Rezension übernehmen, besser noch einen Aufsatz allgemeineren Inhalts schreiben könnten. Das tun Sie ja. Sie gewinnen Freiheit und

Sicherheit damit. . . . Aber dergleichen kann man tun, ohne die Studien zu vernachlässigen. Ich hörte damals in Würzburg — sehr contre coeur — reichliche juristische Kollegia, übersetzte den Persius, schrieb ein Drama, trieb Mittelhochdeutsch, hörte germanistische Vorlesungen und musizierte trotz einem. Machen Sie es auch so, lassen Sie es auch weniger sein — nur steuern Sie nicht auf dieses Irrlicht des Journalismus los. Es gibt hier eine verunglückte Existenz, die auf den Journalismus erzogen und im Grunde nichts geworden ist. Aber dergleichen haben Sie mutmaßlich auch garnicht im Sinn. Ich halte Sie im Kern für zu ernst und tüchtig und glaube, daß Sie mit den Jahren über diese Dinge ganz wie ich denken werden. . . .

Ich denke, wir werden uns verstehen, lieber Freund. So oder so aber bleibe ich

herzlichst der Ihre. . . . .

Bremen, 3. 2. 85.

. . . . Ihr Freund . . . . . wird mir herzlich willkommen sein, und gebe Gott, daß ich ihm Gutes sagen kann. Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß ich, je mehr schauspielerische Talente und Halbtalente mir begegnen, desto strenger werde. Das bloße handwerkmäßige Hantieren der Kunst, sei es noch so vollkommen, läßt mich so gleichgültig, wie etwa die Leistung eines Drechslers oder Schornsteinfegers; es ist eben erlernbar. Wo ich aber dem gestaltenden Funken auf der Spur zu sein glaube, geht mir das Herz auf — möge es auch hier so sein! Zum zweiten zu Ihren Liedern, die mir, weil sie von Ihnen kommen, eine freundliche Empfindung erweckt haben. Einige hübsche Wendungen gefallen mir, das neunte ist, wenigstens als ganzes, wohlgelungen, der Heinesche Schluß des fünfzehnten ist nicht übel, und so könnte ich noch einige andere gefällige Einzelheiten nennen. Im ganzen ruht aber, wie es in Ihrem Alter kaum noch anders sein kann, in ihren Versen noch keine eigene Persönlichkeit, die erst den Reiz der Lyrik ausmacht, und künstlerisch hat sich der Kelch Ihrer Seele noch nicht erschlossen. Noch ringt mit einem poetischen Einfall eine nüchterne Sachlichkeit. Auch sind Sie, lieber Freund,

an den schönsten Gaben unsrer größten Dichter, mit geschlossenen Augen oder vielmehr mit geschlossenen Ohren, vorübergegangen und so erfahren Sie denn von mir eine neue Wahrheit: Die Längsstriche, die ich recht pedantisch an den Rand gemacht, sollen Ihnen zeigen, daß man nicht ungestraft, ohne den Wohlklang greulich zu verletzen, das Satzgefüge unsrer Sprache umkehrt, mit andren Worten eine ganz undeutsche Inversion gebraucht. „Auch am Himmel ziehen manchmal Wolken" — so heißt es, nicht wie Sie sagen „Auch am Himmel manchmal Wolken ziehn". Ich fordre Sie auf, unverzüglich etwa folgende Gedichte zu vergleichen: den Erlkönig, Kassandra und das Siegesfest und dieselben rein auf das Sprachliche, auf den natürlichen Fluß des Deutschen hin zu studieren. Sie werden staunen, wie rein und frei die Sprache gehandhabt ist: eine Signatur des großen über seinem Material stehenden Poëten, der höchstens dann, wenn charakteristische Gründe sprechen (wie in der atemlos gestoßenen letzten Zeile des Erlkönig), das normale Geleise verläßt. Auch einige fatale Querstriche finden Sie am Rande, die Ihnen sagen sollen, daß ein guter Poët eine Elision vor einem Konsonanten („hätt' die", „kommt' den", „mög' der" usw.) auf alle Fälle ebenso vermeidet wie das Zusammenstoßen zweier Vokale, den Hiatus, z. B. „denke immer" usw. Vielleicht schütteln Sie den Kopf. Ist Ihr inneres Ohr aber nun einmal empfänglich dafür geworden, dann werden Sie selbst über solche Sünden Anathema rufen . . . . . Greifen Sie zart oder voll in die Saiten, aber verletzen Sie mein Ohr nicht ohne charakteristischen Grund. . . . .

Bremen, 1. 12. 85.

. . . . „Auch beschäftigt mich die „Neue Welt" noch mehr als mir selbst lieb ist. Gestern war sie zum ersten Male in Lübeck, in etwas veränderter Gestalt, d. h. vieraktig und ohne Kolumbus, den man nach der Entdeckung zu den Toten wirft: das Geschick aller großer Männer, das ich selbst feierlich besiegelt habe. Übrigens bewegt die Schlußszene des ersten Aktes trotz Ihnen die Zuschauer immer aufs neue bis zu Tränen. Selbst wenn Sie Recht hätten und man mit ihrem Ende über den Zu-

sammenhang der Brettergeschichte wirklich noch nicht im klaren wäre (was ich leugne) — können Sie über einer theoretischen Schrulle die poetischen, dramatischen und theatralischen Reize dieses Auftritts verkennen? Denn, wie ich Ihnen mit Pfauenhoffart auseinandersetze: ich glaube nichts besseres geschrieben zu haben. Sagen Sie das ruhig weiter. . . . . Wie urteilt denn v. d. Hellen, der die meisten dramaturgischen Sinne von Ihnen allen hat? Das Stück ist ja inzwischen längst im Handel, und so kennt er es wohl auch.

Wenn Sie ihn grüßen, bitte ich ihm mit meinem Dank für seinen Brief, den ich ehestens beantworten werde, auch den für seine Krammetsvögel auszusprechen, die ich schnöde verschlungen habe, ohne ihm dafür bei seinem Besuch warm die Hand zu drücken — prensare manus, aber nicht in dem Sinne, als wolle ich mich damit zu neuer Gunstbezeugung bei ihm inszenieren. Denn unter uns: ich verstehe diese Vögel nicht zu essen und zu würdigen. . . . .

Verflechten Sie Philologie und Theater, so gut es geht (und es geht sehr gut, besser als mit der verfluchten Jurisprudenz). . . . . Nur müssen Sie Ihre Abneigung vor dem philologischen literarhistorischen Apparat überwinden! Je fester Sie einst im Sattel sitzen, desto besser können Sie dereinst auch auf ungesatteltem Pferde reiten! Wer aber den ersten Zwangsritt scheut, lernt das nie! . . . . Die Echtheit, Frische und Stärke künstlerischen und herzlichen Empfindens freilich muß gewahrt werden. Die Schnüffler haben ihren Lohn dahin. Der Stern ob unsern Häuptern darf nicht verlöschen. Und hat der Bergmann tief im Schacht gegraben — wie doppelt beseligt grüßt er dann rückkehrend den Tag, in dessen Schein das edle Metall erst Glanz und Wert erhält." . . . .

Bremen, 22. 1. 86.

. . . . Herzlichen Dank! — Ich komme soeben aus Hamburg, wo die „Neue Welt" mir allerlei Ehren eingetragen hat. Die Aufführung war vortrefflich, die Aufnahme war bis zum Enthusiasmus. Ob ich Ihren Glückwunsch zu dem Kölner Erfolge

der „Malteser“ annehmen darf, weiß ich nicht — war er doch nur geteilt. Die ersten Akte zwar schlugen gewaltig ein, aber der bedenkliche Schlußakt schwächte die Wirkung wie bisher noch auf keiner anderen Bühne ab — wenige szenische Malheurs taten dazu das ihre. Nun aber wollen wir es mit dem Disput über mich und meine opera omnia genug sein lassen. Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre treue Teilnahme, aber die stete Beschäftigung mit mir selbst macht mich verlegen. Warten wir, bis ich etwas neues schreibe. . . . .

Bremen, 6. 11. 86.

. . . . Glauben Sie mir, daß ich das innige, auf Liebe und Treue gegründete Bündnis von Mann und Weib für eines der begehrenswertesten Erdengüter halte, aber das soziale Institut der Ehe ist (und kann es anderes sein) ein va banque um Leib und Seele und steht mir darum nicht so unbedingt und schlechtweg auf dem Gipfel der Ideale. Sie kennen mich wohl gut genug, als daß Sie unter dieser meiner Anschauung eine leichtsinnige oder gar unsittliche Auffassung vermuten dürften — im Gegenteil. Je ernster man es nimmt, desto schwieriger wird die unbedingte Bindung, und der Dauer unserer Gefühle sind wir Menschen nicht Herren. Erlassen Sie mir alles weitere! . . . .

Aber die bildende Kunst und Ihre Augen! Lieber Freund, die müssen ganz so gründlich geläutert werden, wie Ihre Ohren, die für Schönheit und Treffsicherheit, Fülle und Knappheit der Rede allmählich Sinn bekommen. Schöneres haben Sie auf der (Berliner) Jubiläumsausstellung nicht gefunden als das Panorama (von Pergamon) und die „Lebensmüden“? Ich danke. Jenes ist gewiß von Künstlerhand effektvoll geordnet und beflittert, aber diese Mischung von Schein und Wirklichkeit, diese Halbkunst, die in den letzten Jahren so viel Terrain gewonnen, weist für mein Gefühl bedenklich zum Panoptikum, die „Lebensmüden“ aber möchte ich, der ich doch sonst kein Dogmatiker bin, mit dem Laokoon in der Hand ins Wasser jagen. Diese auf die äußerste Spitze getriebene Situation, dieser Theaterschmerz, dieser absolute Schönheitsmangel, diese Plattheit und Roheit des Ganzen! Gehen

Sie in sich, lieber Freund, tauchen Sie in Tizian und Rembrandt unter und steigen Sie gereinigt aus den Fluten. . . . .

Bremen, 19. 2. 87.

. . . . Gratulor gratulorque! Ich habe mich Ihres ersten gedruckten Gedichtes und seines veränderten Schlusses, der es so viel glücklicher als der ursprüngliche zum Abschluß bringt, von Herzen gefreut und wünsche ihm eine reiche, kräftige Nachfolge! Nun ist doch der Anfang gemacht! Gerne würde ich Ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten, aber ich habe nicht viel zu versenden; die musikalische Dichtung, die ich für Rubinstein geschrieben habe, ist in Rußland bei ihrem Komponisten, meine „Dramaturgie der Oper", die vollendet ist, bei ihrem Verleger Breitkopf und Härtel. Hoffentlich überwindet sie schon im ersten Gange den unanständigen Widerwillen, den die Deutschen gegen den Bücherkauf empfinden. . . . . Am Donnerstag gibt man hier neueinstudiert den „Gerold". Könnten Sie ihn doch sehen! Oder doch in den Ferien? . . . .

Bremen, 22. 6. 87.

. . . . Ich habe Sie wegen meines Stillschweigens um Entschuldigung zu bitten, aber force majeure befreit ja immer, und ich baue auf Ihr freundliches Gemüt. Länger als sechs Wochen legte mich ein schändliches Kehlkopfleiden lahm und jetzt bin ich bei der Korrektur des 22. Druckbogens meiner „Dramaturgie der Oper", die bis zum 15. Juli, dem Antritt meiner Ferienreise, abgetan sein muß — und es werden im ganzen etwa 50 Bogen! Dazu kommt, daß ich die Notenbeispiele dazu aus aller Herren Länder mühsam sammeln, Partituren lesen, französische Operntexte in ein neues gutes Deutsch bringen und Klavierauszüge höchsteigenhändig verfertigen muß. Möge denn wenigstens das Werk den Meister loben! Sie wissen, daß es bei Breitkopf und Härtel erscheint.

Dort bin ich gut und sicher aufgehoben, und von der Hälfte des Mammons, der mir für meine Leistung in den Schooß fällt, fahre ich zu zweien in die Berge, d. h. mit Kraeger, den ich

mitnehme. Es soll wie immer zunächst nach München gehen, dann ins Ötztal bis Meran, Bozen, nach Verona, an den Gardasee, zurück über den Glockner an den Königssee nach Salzburg. Dieser Plan deutet Ihnen an, daß ich der Feder für diese fünf Wochen Valet sage. Es soll eine echt germanische Fußwanderung werden.

Ihre Nachrichten erfreuen mich herzlich. Im Arbeitsrock nehmen Sie sich ganz wacker aus, und die Energie, mit der Sie ihn tragen, läßt mich Sie wieder erkennen. Sie müssen beständig eine Fahne hoch zu halten haben. Diese Fahnen wechseln, aber Ihr Eifer, Ihre Überzeugungstreue und Begeisterung bleiben dieselben, und anstatt Sie deswegen zu tadeln, liebe ich Sie darum, vollends in dieser Ihrer neuesten Metamorphose möchte ich Sie um alle Welt nicht stören. Es ist recht so, und ist das Examen überwunden, dann stellt sich das Gleichgewicht der Kräfte schon wieder her. . . . .

Bremen, 2. 12. 87.

. . . . Wenn Sie mich bitten, Ihnen meine Dramaturgie der Oper zu Weihnacht (in der Bibliothek) zu reservieren, so werde ich das nicht tun, denn Sie können, lieber Freund, nicht früh genug lernen, daß man von einem Autor und durch dessen Vermittlung niemals seine Werke leiht, wenn dieselben auf andere Weise zu erlangen und im Buchhandel käuflich zu haben sind. Denken Sie ernstlich einmal darüber nach! . . . Ich sage das mit ganz gutem Humor und nicht um meinet-, sondern ihret-willen, der nicht dazu beitragen sollte, das Los der deutschen Schriftsteller zu illustrieren. Was soll denn aus den Autoren guter Bücher werden, wenn nicht einmal ihre Freunde so viel Teilnahme daran bezeigen, daß sie sich ein Exemplar anschaffen? Und das kann, wenn der Schriftsteller nicht so liebenswürdig ist, seine Werke zu verschenken, schicklich wohl nur auf einem Wege geschehen. Glauben Sie nicht, daß ich darin besonders empfindlich bin. Keineswegs. Ich lächle noch darüber und bin gewiß, daß Sie sich bald über sich selbst wundern werden. Ein anderer hätte sich sicherlich tötlich beleidigt gefühlt — das ist bei mir und

Ihnen gegenüber glücklicherweise unmöglich, also nehmen auch Sie, lieber Freund, meine offenen Worte gut auf. . . . .

Bremen, 25. 6. 88.

. . . . Ich danke Ihnen herzlich für Ihr treues Gedenken, und bitte Sie, mit meinen Grüßen vorlieb zu nehmen. Einige musikalische Dichtungen, die ich, wenn Sie wollen, im Auftrage schreibe, haben mich in Beschlag genommen und überdies läßt mich die Sorge um die Bibliothek, die Senat und Bürgerschaft sich wie einen Fangball zuschlagen, nicht ruhen. Auch die Korrektur des Shakespeare-Bandes, der nun gleichfalls im Druck ist, beschäftigt mich. Vor meiner Ferienreise (am 13. Juli) hören Sie noch von mir, und vielleicht sehe ich Sie, wer weiß, wenn ich an Bonn vorbeidampfe, an der Landungsbrücke. — Ich schreibe dies im Lesezimmer der Bibliothek und sehe im Vorraum Ihren früheren Kameraden Klauke in pastoraler Haltung auf- und abschreiten. . . . .

Bremen, 8. 7. 88.

. . . . Bevor ich abreise, sollen Sie noch ein Lebenszeichen und einen herzlichen Gruß von mir erhalten. Es war ein arbeitreicher Winter (denn so darf man in dieser abscheulichen gemäßigten Zone die Zeit von Oktober bis zum Juni ja wohl nennen) — und ein arbeitreicherer wird ihm mutmaßlich folgen. Dieser aber wird mich fern von der feuchten Kellerwohnung in der Stadtbibliothek und so ziemlich auch procul negotiis finden, d. h. fern von jenen Geschäften, die mir bislang einen Teil der Zeit und Kraft raubten und von denen ich mich wenigstens vorübergehend dringlich entlasten muß: ich werde meine Berichterstattung für das Theater ganz oder teilweise niederlegen und das Präsidium der Literarischen auf andere Schultern wälzen. Was ich dadurch gewinne, soll dem 3. Bande der Klassiker-Dramaturgie und, wie ich hoffe, einem neuen Drama zu statten kommen, von dem ich die ersten Umrisse vor mir schwanken und zu Gestalten werden sehe. Welche Kleider sie tragen werden, weiß ich noch nicht, vielleicht unser schreckliches modernes Röhrensystem wie die Menschen meines

„verlorenen Sohnes", der übrigens nicht nur in der Tracht, sondern auch im Stoff, kurzum ganz und gar ein modernes Stück ist. Daß er im Jahre 70 kurz vor der Kriegserklärung beginnt, die dann wie eine Bombe in seine Handlung fährt, werden Sie wissen? Unsere delikaten Hoftheater könnten wieder bedenklich werden, weil die Frage der annektierten Provinzen in diesem Schauspiel brennend wird, — indessen was tuts? Ich schreibe weil ich muß und will, und sehe dem, was daraus wird, Erfolgen oder Mißerfolgen, gelassen entgegen.

Am Sonnabend oder Sonntag fahre ich mit Kraeger den Rhein herunter, um über Frankfurt nach Stuttgart, von dort an den Bodensee und so weiter in das Allgäu zu gelangen. Geben Sie mir „'nen Wind", wie die Hexe im „Macbeth", d. h. wünschen Sie mir gute Fahrt, in Gedanken natürlich, denn ich habe mir nicht beikommen lassen wollen, das mit der Landungsbrücke auf meiner letzten Postkarte wörtlich zu verstehen. Denn das fehlte noch, Sie aufs Ungewisse Ihren Büchern entziehen zu wollen. Schanzen Sie tapfer weiter und verschlagen Sie um Gotteswillen nicht noch in letzter Stunde vom Ziel. Sie machten eine Andeutung derart. Die Universität wechseln? Jetzt noch? Ja, lieber Freund, warum denn? Im übrigen lassen Sie sich das Suchen nach Regenwürmern nicht verdrießen. Es hat auch sein Gutes, besonders wenn man die notwendige Art der Beschäftigung für das nimmt, was sie ist. Ich habe die philologische Kleinarbeit nie gering geachtet, weil ich selbst einen gewissen Hang zu ihr verspüre — aber ich weiß auch, daß Sie ebenso wenig wie ich in grammatisch-statistischen Wühlereien den Geist der Sprache und der Literatur finden wollen. Man braucht die Regenwürmer ja zum Angeln. Gut also: angeln Sie; vielleicht fördern Sie unversehen mit ihnen das Rheingold ans Tageslicht." . . . .

Bremen, ... 89.

. . . . N. wird Ihnen erzählt haben, wie wechselvoll angestrengt mein Leben ist. Aber ich bekomme bei der starken Brise gleichsam eine gebräunte Seele und würde mich ganz frisch fühlen, wenn der kleinliche Streit über den Bau der Bibliothek, der nicht

zur Ruhe kommen soll, mir nicht zuzeiten die Freude am Leben verdürbe. . . .

Der Erfolg meines verlorenen Sohnes — und nicht des „Der verlorene Sohn", wie Sie in fürchterlichem Gelehrtendeutsch schreiben — ist allerdings glänzend gewesen, und bisweilen habe ich das dumpfe Gefühl, daß mir die Zukunft einmal mein dramatisches Schaffen noch besser danken wird als es die Gegenwart tut. Es ist doch das beste meines Daseins, und auch meine dramaturgischen Werke sind nur Handlanger im Vergleich zu ihm. Ich irre mich vielleicht, aber ich hoffe noch einige Jahre vor mir zu haben, die das bekräftigen. . . . .

Bremen, 10. 1. 90.

. . . . Herzlichen Dank für Ihr treues Gedenken und die Übersendung Ihres Bildes, das Sie ja ganz plausibel wiedergibt. Ich hätte Ihnen eher meine Freude darüber ausgesprochen, hätte mich nicht die Influenza, die mich um alle Weihnachts- und Sylvesterfestlichkeiten gebracht, auch im neuen Jahre noch mit Beschlag belegt. Erst jetzt scheint sie sich endgültig von mir verabschiedet zu haben. Was machen die Studien? Von meinen neuesten Werken und Taten schreibe ich Ihnen nichts, da Sie sich ja bereits seit einigen Jahren aus lauter Fachwissenschaftlichkeit hermetisch dagegen verschließen. Treiben Sie das nicht zu arg? Als ich seinerzeit nach Lübeck zum Examen fuhr, schrieb ich im Eisenbahnzuge die „Kopisten" und hörte am Exekutionsorte sofort den „Tannhäuser". Indessen — ich verführe niemanden! . . . .

Bremen, 6. 5. 90.

. . . . Jetzt aber wird es mir nochmals unerwünscht klar, wie wohl ich getan, als ich Sie dereinst warnte, sich zu früh zu binden. Wir haben aber um unsret- und andrer Willen nicht das Recht dazu, denn in den Jahren des Werdens spielt das Schicksal beständig mit uns, und der Sporn für unsre Taten verwandelt sich ebenso oft in eine Kette. Verstehen Sie mich recht. Ich sage dies nicht, um Ihnen das Herz unnütz schwer zu machen

und ich vertraue Ihrer guten Natur nach jeder Richtung unbedingt — nur um mich vor Ihnen zu entschuldigen, spreche ich so, und wünsche nichts lebhafter, als Ihnen behülflich sein zu können, damit Sie, je eher je lieber, in den Hafen des Glücks und der Freiheit gelangen, der schönen, geistigen Freiheit, die Ihnen die ungehinderte Entfaltung Ihrer Kräfte gestattet.

Leider aber bin ich im Augenblick zu meinem Kummer völlig ratlos. Eine Zeitung? Sie kennen meine Abneigung gegen die Schreibfrohn im Dienste des klatschsüchtigen Publikums. Dennoch würde ich Ihnen zu einem Provisorium der Art raten, sobald ich von einem höre, das ich Ihnen mit Anstand empfehlen kann. Die Bibliothek? Das ist leider ganz ausgeschlossen. Wäre es nicht — wie selbstverständlich wäre es dann, daß ich Sie für uns zu gewinnen suchte! Kurzum, so weit ich jetzt sehe, liegt ringsum dürres Land. Doch will ich mich sofort umschauen und umhören. Es wäre ja möglich, daß sich etwas fände, und es ist mir eine selbstverständliche, freudige Pflicht, Augen und Ohren für Ihr Wohl offen zu halten. . . .

Ich sage mir, daß gerade den Besten diese „Torheit" (frühzeitige Verlobung) am ehesten widerfährt, denen, die es ernst und heilig mit der eigenen Seele und mit anderen meinen und denen die Liebe läuternd das ganze Wesen füllt — aber das Herzweh, das ich einst selbst erlitten, steigt mir brennend wieder auf, und ich sehe Sie Verwirrungen ausgesetzt, die sich vielleicht noch mehren werden. . . . Ich hoffe im Herzens Grunde, und Sie wissen, daß ich kein Philister bin, der ungewöhnliche Wege zu betreten sich scheut. Bewahren Sie sich aber den Geist und den Willen frei! Leicht ist es nicht, denn die Liebe ist eine Tyrannin, die keine anderen Götter neben sich duldet. . . . .

Bremen, 3. 7. 90.

. . . . Ich hatte gehofft, Ihnen irgend etwas Tröstliches für Ihre Beschäftigung in nächster Zukunft melden zu können und mich, wo es nur ging, nach Vakanzen umgesehn. Leider vergebens. Es ist eine wahre Not, wie viel gute Köpfe feiern

müssen. Ohnedies sind ja, wie Sie mir schreiben, die Behörden, an die Sie sich gewandt, unerbittlich gewesen, und das Seminar ist Ihnen gewiß. Man steht also ratlos da. Aber daß Sie alle Hindernisse tapfer überwinden werden, dessen bin ich ja sicher, und die alte Trösterin, die Hoffnung, singt immer noch ihre alten guten Lieder. . . . .

Bremen, 2. 11. 90.

. . . . Und geht es nur Ihrer Braut, der ich mich zu empfehlen bitte, erst wieder ganz gut, dann erträgt sich wohl auch das Wandeln auf der München-Gladbacher Asphodeloswiese. — Ich rüste mich zu einer Reise nach Leipzig, wo ich im Schillerverein eine Festrede zu halten habe, und nach Berlin, wo man demnächst im Kgl. Schauspielhause meine „neue Welt" entdeckt. Endlich! Man hätte sich das Vergnügen schon früher bereiten können. . . . .

Bremen, 14. 12. 90.

. . . . Im übrigen kommt es mir vor, als müßte ich Sie ermahnen, Ihr geistiges Leben anders zu gestalten. Sie können doch unmöglich ganz im Brautstand und Schulzwang aufgehen? Was aber treiben, schaffen und lesen Sie sonst? Sich durch länger als fünf Jahre von den Quellen Ihrer Interessen und Neigungen zu verbannen, das ist unnatürlich. Lassen Sie mich darum, um Ihrer selbst willen, hoffen, daß wir bei einer nächsten Zusammenkunft um gemeinsame Gesprächsthemata nicht verlegen sind. . . . .

Bremen, 25. 6. 95.

. . . . Um Ihnen gefällig zu sein, habe ich bereits gestern Ihr Drama gelesen. Eingeweihte merken ja sogleich, daß Ihnen Ihre eigensten Erfahrungen den Stoff dazu gegeben, und die Quelle seiner Entstehung gibt dem Stück und seinem Ausdruck etwas sachlich wahrhaftes, wenigstens in den ersten Akten. Aber dies „sich von der Seele schreiben" hat nicht immer auch für andre die Überzeugungskraft, die es für den Autor selbstverständlich haben muß. Ich fürchte, lieber Freund, daß diese Verhältnisse

für jeden dritten nichts als eine interessante Misère sein werden, denen jeder tragische Odem fehlt, und daß gar mancher mit mir erstaunt sein wird, wenn die tragische Wendung mit dem übrigens wirkungsvoll gestalteten Schluß des dritten Aktes gleichwohl eintritt. Noch mehr wird er sich über den ganz unerwartet im Zwischenakt erfolgten Tod der jungen Frau wundern, und, wie ich vermute, denselben dramatisch und physiologisch ebensowenig erklärt finden, wie den endlichen Tod des Helden und die Umwandlung der törichten Mutter. Wohl durchklingen den Schlußakt einige rührende und hochgestimmte Töne — aber stilistisch entfernt er sich von dem Anfang doch gar zu weit, und, wie gesagt, die innere Glaubhaftigkeit fehlt ihm — wenigstens für mich, denn ich maße mir an, im Namen anderer zu sprechen. Ich messe, wie Sie sehen, nicht mit der dramaturgischen Elle — ich gebe mich dem Eindruck unbefangen hin, und es wäre mir eine herzliche Freude, wenn nicht ich, sondern wenn die Prophezeiungen des Herrn E. Recht behielten.

Ob an dem Stück noch zu korrigieren ist, werden Sie selber beurteilen. Auf alle Fälle ändern Sie den unangenehm klingenden Titel, der überdies dem Inhalt nicht gerecht wird. Mir aber werden Sie nicht zürnen, daß ich Ihnen mein Urteil so freimütig abgegeben habe, wie es meine Art ist und wie es sich unter Männern taugt. . . . .

An Frau Charlotte und an Heinrich Kraeger.

Bremen, 2. 4. 86.

. . . . Unter denen, die Dir zum heutigen Tage der Konfirmation Glück wünschen, lieber junger Freund, will und mag ich nicht fehlen. Was Dir die Zukunft auch bringt und wie sich der Gott in Dir und um Dich auch noch wandeln möge, ich bin gewiß, daß Du den Blick nach oben zu richten nie vergessen wirst. Wie sich über der Erde ein Himmel voll Ahnung wölbt und sie nur durch die Sonne schön ist, so ist das Leben nichts ohne die Hoffnung, die Sehnsucht, ohne ein Ideal.

Erinnere Dich meiner, ob Du es leuchten siehst oder ob es Dir in Sturm und Nacht zu erlöschen droht. . . . .

Garmisch, 21. 7. 86.

. . . . Inzwischen weiß ich ja auch, daß solche Fäden, wie sie sich zwischen uns gesponnen haben, in der Ferne nur erstarken können, und der Gedanke des Wiedersehens und alles dessen, was in unsrem gemeinsamen Garten die Zukunft noch zum Blühen und Reifen bringen wird, erfreut mich schon jetzt.

Mein Reiseglück zeigte sein altes Gesicht. In Stuttgart kochte die Sonne wieder in der engen Talmulde, als sollten die Menschen demnächst wie die Neckartrauben gekeltert werden — was freilich wohl ein fragwürdiges Getränk abgeben würde. In München dachte ich gleichsam einen Flor über der Stadt zu finden — aber gefehlt; die blauweißen Farben schauten lustiger als sonst darein und aus allen Volksgärten tönte rauschende, meistenteils schauderhafte Musik. Die Freude schien überall ihr Panier ausgesteckt zu haben und als ich wehmütig werden wollte, fiel mir gerade rechtzeitig mein Gedicht aus Frascati ein, eins von denen, in welchen Du Heinesche Anklänge gefunden hast. Wenn der verstorbene König seinem großgeistigen Zuge, den er trotz allem und allem hatte, noch nachgeben könnte -- wer weiß, es wäre ihm vielleicht ganz recht, daß über seinem Grabe nach der ersten Trauer das Leben wieder seine bunten Fahnen flattern ließe. Mehr ein Zufall als Absicht (ich wäre den Modereisenden lieber aus dem

Wege gegangen) führte mich dann auch an die Stätte seines Untergangs; der See glänzte im klarsten Blau und der Gebirgsreiz lag so hell, so schimmernd und lückenlos da, wie ich mich nie erinnere, ihn gesehen zu haben. Im übrigen übten Bayerns Hauptstadt und seine Berge wieder den alten Zauber auf mich. Ich kenne auch Münchens Schattenseiten, aber sein eigentümliches Fluidum, jene Mischung von Kunst, Bier und Herzlichkeit, ist mir nun einmal wie der Charakter keiner zweiten Stadt sympathisch, und ich glaube auf heimatlichem Boden zu wandeln, wohin ich auch trete. Vollends aber in den bairischen Alpen geht mir das Herz auf. Man kann die Gründe solches Vertrautseins nicht näher angeben, ebensowenig wie man den Reiz eines schönen Menschenantlitzes definieren oder die Wahlverwandtschaft der Seelen erklären kann — genug, sie zwingen sich auf, und ich meine, es möchte Dir hier ähnlich ergehen; ja, ich bin sogar fest überzeugt davon.

Ich versuche mittlerweile lebhaft mich im Geiste in Dein Großenhainer Buenretiro zu versetzen und stelle Dich mir in einem beständigen Fluge zwischen den höchsten Höhen der reinen Firnenwelt unsrer Dichter und den idyllischsten Tiefen der Ländlichkeit vor. Den Carlos wirst Du nun in aller Ruhe gelesen haben. Möchte dieser Genius Schiller noch auf manchem Wege die Brücke zwischen uns schlagen, möchte er Dir zum Führer werden, wenn Du des Rates bedarfst und die, die Dich lieben, fern sind. Es gibt keinen, der heißer nach dem Ideal gerungen, dessen Herz feuriger, dessen Geist kühner und klarer, dessen Wille zu jedem Großen angespannter gewesen wäre. Auch ich bin, nachdem mich in frühster Knabenzeit die Melodie seiner Rede berauscht hatte, lange Jahre fast achtlos an ihm vorübergegangen, bis mich plötzlich die ganze Glorie seines Geistes blendend traf und ich zu seiner mannhaften Größe in tiefster Bewunderung emporsehen lernte. Je mehr die Zeit sich diesen „Idealisten" abwendet, um so fester laßt uns ihren Saum ergreifen und ihre Hand fassen, wenn wir dürfen. Es gibt Dichter, die noch Größeres geschaffen haben als er, aber keiner hat sein Diadem reiner bewahrt. Er wollte in dem Herzen jedes edlen Menschen

die priesterliche Flamme entzünden, die geradeswegs zum Himmel loderte, und fern jeder Konfession war er doch ein wahrhafter Hoherpriester der Menschheit, einer von den größten, die freilich nicht besoldet werden, für die es keinen russischen Popenrock, keine katholische Mitra, keinen Talar und keine Bäffchen gibt. Vielleicht nimmst Du gelegentlich auch einmal seine „Philosophischen Briefe" zur Hand, von denen ich Dir früher schon sprach. Es ist vieles ungegohren darin und das Ganze ein Fragment, trotzdem aber, wenn man auch nicht alles unterschreibt, von größtem Werte. . . . .

Lermoos, 26. 7. 86.

. . . . Ob Du Dir aber nicht für den Hamlet und Faust noch einige Stunden mehr vom Tagewerk wirst abringen müssen? Es wird Dir nicht ganz leicht sein, Dich dort dafür zu sammeln, denn es ist nicht allen gegeben, im Freien zu lesen — zum Beispiel mir nicht; unwillkürlich fangen die Gedanken und Gefühle an zu schwärmen, wandern mit den Wolken, mit den Sonnenstrahlen und schrecken plötzlich wie jäh erweckte Schläfer zusammen, um sich zu gestehen, daß sie von dem Thema, das sie leibhaftig beschäftigen sollte, weit entfernt waren. Vielleicht geht es Dir darin anders. Und andererseits ist auch die schöne geschlossene Zeit, die Dir dort geboten wird, zu kostbar, als daß Du sie nicht ausnutzen solltest. Daß Dein leibliches Wohl dabei nicht zu kurz kommt, dafür ist durch die Landluft an sich schon und die Fürsorge Deiner Angehörigen gesorgt, denen ich meine Grüße zu sagen bitte. Des kleinen Straußes, den Du mit den Bäschen gepflückt (à propos, kennst Du denn den Münchener Bilderbogen vom Vetter Franz?), habe ich mich herzlich gefreut.

In glühendster Hitze zog ich hier ein. Dann entlud sich die Natur in den fürchterlichsten Gewittern, und Nacht und Tag hörte man sein eigenes Wort kaum. Jetzt ist dem Sturm eine stille klare Ruhe gefolgt und gestern abend glühten Zug- und Sonnenspitze in zartestem Rot und Violett. Zu fester zusammenhängender Arbeit bin ich jedoch noch nicht gelangt. Ich wäre vielleicht schon weiter, wenn sich nicht eine Bremer Familie hier

einige Tage vor Anker gelegt hätte. Anfangs empfand ich diese Niederlassung als eine Störung, als ich aber den würdigen, noch ungemein frischen Alten auf den Faust gebracht, den er von Anfang bis zu Ende in Kopf und Herzen trägt, eine Leuchte, die ihn durch die kleinsten Krümmen des Alltagslebens führt, der ganze Mensch sich in diesem Schein belebte und wuchs — da bat ich ihm mein Mißbehagen im stillen ab, freute mich dieser reinen Begeisterung und segnete Meister Goethe. . . . .

Lermoos, 31. 7. 86.

. . . . Wie viele sind gerade an solchen Stellen meiner Werke achtlos vorübergegangen, in denen, wie auch ich glaube, mein eigenstes Wesen ausgesprochen liegt. Zwar kenne ich auch manchen mir persönlich ganz fremden Kritiker, den sein Gefühl gleich richtig geleitet — aber die ganze tiefgewurzelte innere Verwandtschaft hat niemand betätigt wie Du. So will ich mich denn auch nicht lange sperren und sträuben. Lies mich immerhin auch in diesen Ferien, wenn Du willst und magst. Nur — das bitte ich Dich noch einmal ernstlich — vernachlässige mir unsere großen Meister darüber nicht, hörst Du? Ich bin darin unerbittlich und gebe keinen Pardon. Du mußt Dein Versprechen einlösen und bis zum Chorus mysticus des Faust gelangen, trotz hundert Tanten und Basen. Ja, ich werde den Pädagogen spielen und Dich während unserer Wagenfahrt nach der Bayreuther Fantasie überhören; denn ich rechne darauf, daß Du dies und das auswendig lernst, hörst Du?

Du fragst mich nach einigen Stellen aus dem Carlos. Die schöne, mir immer ans Herz treffende Vorstellung, daß der karge Staat mit seinen Kindern geizen wird, wirst Du verstehen, wenn Du bedenkst, wie die Fürsten des vorigen Jahrhunderts ihre Bürger verschwendeten, in furchtbaren frivolen Kriegen, im schändlichen Verkauf der eigenen Landeskinder (Hessen und Württemberg), in Frohnden, Jagdtreiberdiensten und Sklavereien aller Art. Ist es da nicht als Gegensatz ein erhebendes Ideal, daß der Musterstaat, der nicht um der Fürsten, sondern um des Volkes willen da ist, auch mit dem Leben des Geringsten haushälterisch

verfährt (mit ihm geizt), und daß, wenn ein Opfer unausbleiblich ist, selbst die Notwendigkeit noch menschlich sein wird? — Der Zufall aber als roher Stein? Was ist an ihm befremdlich? Das Leben wirft uns so viele Gelegenheiten zu, die wir ungenutzt lassen, statt, wie wir sollten, in ihnen den unbehauenen (rohen) Marmorblock zu gewahren, der unserer bildnerischen Hände harrt wie des Künstlers, der aus ihm den Laokoon oder die Venus von Melos formt. Den Stoff gibt uns das Leben; ihn zu modeln, zu formen, „zum Zwecke zu gestalten" — das ist unsre Sache.

Vor mir liegt das Lustspiel, das am letzten Tage vor der Abreise aus Bremen bei mir eintraf. Es heißt der „Flibustier" und ist von Lothar Clement. Du schienst damals Sorge zu haben, ich möchte es nicht lesen und dem Verfasser meine Meinung schreiben, die er so freundlich erbat. Ich mußte damals im Stillen lächeln und freute mich Deiner Besorgnis doch — denn Du darfst sicher sein, daß ich solchen Wünschen soweit wie nur irgend möglich entgegenkomme. Deß zum Zeichen steht in meinem Hause ein seltsam rührendes Denkmal, ein Briefbeschwerer, den mir ein Schlossergeselle aus Dankbarkeit mit eigener Hand getrieben, weil ich der einzige gewesen, der seine Gedichte gelesen. Um dich aber vollends zu beruhigen, teile ich Dir mit, daß der Autor des „Flibustiers" mein Verdikt bereits schwarz auf weiß besitzt und daß er darüber nicht ungehalten sein wird, denn das geistreiche, nur etwas zu absichtsvolle Stück hat mir vortrefflich gefallen.

Die Schlußworte Deines Briefes sprechen auch meine Empfindung aus und verkünden mir nur, daß Du Dich meinem eigenen religiösen Fühlen und Denken Schritt für Schritt näherst. Der Odem des Weltgeistes, der vor allem die Liebe heißt, regt sich in den Altarwolken der Berge, wie in dem Tautropfen, der in der Hagedornrose funkelt, und nie ist das Gefühl von ihm mächtiger, als wenn es die Schranken des Kirchlichen verläßt und zum reinen Menschentum wird. Das sollte ich gestern wieder empfinden, Ich machte einen vierstündigen Weg, dessen Ziel der Ausblick auf die „Siegmundsburg" war, die Du unter dieser

Überschrift in meinen Gedichten besungen findest. Die Erde kann kaum ein schönres Fleckchen kennen. Da drangen, wie ich auf der Höhe stand, aus dem Tal klare Glockentöne, wundervoll feierlich. Wie schön, dachte ich mir! Keine Macht würde mich in das enge Haus von Stein locken, dort würde mich ihr Läuten stören und so manches ceremonielle Tun dem Gotte widersprechen, den ich in meinem Busen fühle, der größer ist, als daß wir ihn mit Menschenorganen bilden und die Erfüllung unserer kleinen Wünsche von ihm erbitten dürften — aber je höher man steht, je freier, je klarer der Ausblick, desto inniger ergreift uns diese Glockenstimme, ein schwaches Lallen zum Preise des Alleinen, und das Herz wird mild und empfänglich. . . . .

Lermoos, 12. 8. 86.

. . . . In endlosen Regengüssen, bei denen es sich auch um das Herz grau zu legen begann, hat sich der Himmel nun endlich Luft gemacht, und dafür ziehen nun schon zum zweiten Male wieder die Sterne an dem weiten Firmament, das ich vor mir habe, empor; ja, gestern belohnte uns die lang entbehrte Sonne beim Scheiden sogar mit einem Alpenglühen, wie es schöner nicht geträumt werden kann. In tiefstem Purpur lagen die Berge — ein Erlöschen des Tages, von dem man sich weder in Bremen noch in der Umgegend von Großenhain eine Ahnung machen kann. Was soll ich Dir nun schreiben, mein lieber Junge, über die gute und sorgliche Art, mit der Du gelesen hast? Gewiß, Du bist von der goldenen Poesie, von der tiefen Weisheit des „Faust“ schon nahe genug berührt und mit jedem Jahre wird sie sich tiefer und fruchtbringender in Dein Herz senken, je mehr sich der Jüngling in Dir entwickeln und dieser sich zum Manne entfalten wird. In diesem Sinne war mir nichts gleichgültig, was Du mir über Deine Unterhaltungen und Zerstreuungen geschrieben hast, und Du darfst Deinen Aufenthalt in Walda immerhin als einen letzten Abschied von der Kindheit betrachten — denn es geht mit Riesenschritten vorwärts und was Dich in diesem Jahre noch anhaltend zu fesseln vermag, würde Dir im nächsten schon fremd und befremdlich scheinen. Ich habe alles begriffen und vieles be-

lächelt, sogar Dein Kochmanöver, das mir in Deinen Jahren auch nicht fremd war, und ich glaube, ich würde es alles in allem nicht anders gemacht haben als Du — aber die Zeit eilt, und dann greifen wir zu harmlosen Spielen wohl noch wie zur Ausspannung gelegentlich mit Lust und Behagen, wie ich es auch jetzt noch tue, wenn es gerade kommt, aber auf längere Zeit uns zu locken vermögen sie nicht mehr. Ich möchte auch nicht, daß Du Dich anders, als ich vorhersehe, entwickeltest, wie ich nicht möchte, daß Du jetzt ein anderer wärest, als Du bist. Was Du Dir erhalten mögest, bis in die spätesten Jahre, das ist das gute Herz! Und was Dir wachsen möge mit jedem Jahre, das ist die Lust am Guten, Wahren und Schönen, der Drang nach oben, hinaus über die Eigenwünsche, über die Welt des kleinen Vorteils, über alles Widrige und Gemeine! Nicht allen wird es so. Schon manchem sind die Schwingen erlahmt und im allgemeinen stirbt die Menschlichkeit längst vor dem Menschen ab. Dir wird es anders ergehen! Wir büßen nichts ein, wenn wir die letzten Flocken der Kindheit abstreifen, denn die Jahre des Wachstums bringen uns reichere, herrlichere Güter, und von ihrer Schönheit weht es Dich schon kräftig an. So wird Dir auch der „Faust" mit jedem Jahre teurer, unentbehrlicher werden — ein Evangelium, wie es die Poesie keines andren Volkes besitzt. Nur in einem sind wir seit Goethes Tagen vielleicht fortgeschritten: in dem Mitgefühl für die Kreatur, auch wenn sie keine menschlichen Züge trägt. Ich glaube, daß der „Faust" des zweiten Teils, der von seinem jungen Kaiser zum Großgrundbesitzer gemacht ist, kein Bedenken darin erblickt hätte, wenn seine Leute mit Angelruten gefischt hätten. Aber ein adolescens des neunzehnten Jahrhunderts, den ich meinen lieben Jungen nenne? Junger Parsifal! Da gäbe es zu ändern! Eine falsche Sentimentalität ist gewiß vom Übel, aber wer martert die Geschöpfe zu seiner Lust? Ich habe einmal einen Hirsch vor der klaffenden Meute, von den Jägern gehetzt, zusammenbrechen sehen mit einem Blick voll unendlichen Wehs, und habe mich abgewandt, im Innersten empört.

Wie könnte ich Dir die Freude an Heine verleiden wollen,

dessen Lyrik Dich ganz so ergriffen hat wie mich? Auch ich habe einst, noch ein Knabe, in ihr geschwelgt. Aber freilich, das Bild des ganzen Mannes stellt sich uns späterhin anders dar und an einen ganzen Stoß seiner Werke, deren Rest ich selbst erst vor kurzem kennen gelernt habe, kann ich nur mit Ekel denken. Auch ist er es, der den um jeden Preis witzigen Ton der Zeitungsfeuilletons zuerst in die Presse getragen und Wahrheit, Anstand und Rücksicht schonungslos preisgegeben hat. Das ist zum Teil garnicht zu verwinden und betrübend genug. Aber, aber: welch' reine Quellen steigen auch aus dieser Brust! Welch' ein Dichter ist er! Selbst die Satire im „Buch der Lieder" ist mit einigen frechen Ausnahmen noch dichterisch und garnicht zu vergleichen mit den abscheulichen Ausfällen in seinen prosaischen Aufsätzen, die auch die reinste Phantasie beflecken müßten. Diese halte Dir fern — im Buch der Lieder aber lies mit Lust weiter!

Von mir selbst rede ich nach Goethe und Heine, wie Du Dir denken kannst, sehr ungern, aber sagen muß ich Dir doch, wie sehr mich aufs neue die Anempfindung beglückt hat, mit der Du auch meine „neue Welt" gelesen. Daß man sie um des „Kulturkampfes" willen mit Acht und Bann belegt hat, ist freilich ein Wahnsinn, wie es eine Torheit der Katholiken ist, sie zu verketzern. Gerade ich rühme mich in konfessioneller Beziehung der größten Vorurteilslosigkeit — ich will aber auch das Recht haben, ein jedes dramatische Motiv dramatisch zu verwerten und gegen alles, was das schöne Bild der Menschheit entstellt, die Geißel zu führen. Ich habe in dieser Hinsicht übrigens schon die seltsamsten Erfahrungen gemacht: den Gerold z. B. haben die einen seiner sozialdemokratischen Tendenz wegen beanstandet, während die anderen das gerade Gegenteil herausgelesen haben, und während diese mich für einen guten Protestanten hielten, wandten sich jene von dem „Aufklärer" mißgestimmt ab. Die Malteser haben mich in den Verdacht des Katholizismus gebracht, und der „Ganymed", der pünktlich vollendet und bereits sauber abgeschrieben ist, tut es möglicherweise auch.

Deine Fragen mahnen mich daran, daß sich in meiner Dramaturgie immer noch zu viel (übrigens in der dritten Auf-

lage schon beseitigte) Fremdwörter finden. Der „aleatorische Vertrag" (alea) ist die juristische Bezeichnung für die Wette, der Amanuensis der „Handlanger", d. h. der Gehülfe der Professoren. Salopp ist nachlässig, Pastos: volltönend, wuchtig, und die Soffite der der Koulisse entsprechende obere, von der Decke herabhängende Dekorationsbogen (suffigo), sodaß man u. a. von Luftsoffiten, Wolken-, Wald-, Zimmersoffiten redet.

Wie ist es denn nun mit Dresden? Mein Brief hat Dich hoffentlich noch rechtzeitig erreicht. Ich konnte ja garnicht anders annehmen, als daß Du vor Bayreuth dort sein würdest, und das ist wohl auch so? Leider wirst Du durch das Museum wohl nur mit halberschlossenen Augen gehen können, denn die Fülle ist überwältigend; begierig bin ich aber doch, wie die Madonna auf Dich wirkt. Dafür soll uns das nächste Jahr größere Muße für die bildenden Künste gewähren, und ich freue mich schon jetzt unsrer gemeinsamen Wanderung durch die Pinakotheken und die Glyptothek Münchens. . . . .

Berlin, 23. 8. 86.

. . . . Berlin zwingt mir tausenderlei neue Eindrücke auf. Die Stadt ist mächtig gewachsen und wert die Hauptstadt unsres Reichs zu sein. Die Kunstausstellung allein, von deren gewaltiger, lediglich räumlicher Ausdehnung Du Dir einen Begriff bilden kannst, wenn Du hörst, daß unter vielem andern der ganze Tempel von Olympia in natürlicher Größe in Stein nachgebildet ist — diese Ausstellung allein beweist, daß der Kasernenzwang hier endlich überwunden wird und freieren, schöneren Gewalten weicht. Mit Musikdirektor Reinthaler, den ich hier zufällig noch traf, besuchte ich die Nationalgalerie; gestern hatte ich eine größere Abendgesellschaft in Charlottenburg in Gesellschaft des Meisterbildhauers Schaper mitzumachen und schoß mit einigen Löweschen Balladen den Vogel ab; bei Wildenbruch, der mich mit erquickender Herzlichkeit empfing, bin ich heute zu Tisch, und da eine Enkelin Carl Maria von Webers seine Frau ist, kannst Du Dir denken, daß wir nicht nur mit beiden Füßen in der Kunst stehen, sondern mit Leib und Seele darin schwimmen; morgen

Abend wird mir zu Ehren eine große Soirée bei der Schriftstellerin Baronin von Hohenhausen gegeben, wo ich dem Prinzen Georg meine Bayreuther Zukunftspläne zu eröffnen gedenke — ja, ja man reißt sich hier um Deinen Freund, der doch seinerseits kein höheres Ziel zu kennen glaubt als Dich zu dem edlen, freien Menschen heranwachsen zu sehen, zu dem Du die Keime in Dir trägst. Ich baue große Hoffnungen auf Dich, und doch keine, die Du nicht erfüllen könntest. Fühle aber auch, daß die Zeit, der Du unmittelbar entgegengehst, nicht nur eine schöne, sondern auch eine verantwortliche ist. Unsrer Freundschaft sollen diese nächsten Jahre gehören und allem Großen, Guten und Schönen, das von ihr unzertrennlich ist. Stecke Dir die Ziele so hoch wie möglich. Laß Dir das Beste gerade gut genug sein! Sondre den Stempel von dem Goldwert, habe Achtung vor jedem tüchtigen Können, aber beuge Dich nicht vor dem äußeren Flitter. „So hoch gestellt ist keiner auf der Erde, daß ich mich selber neben ihm verachte", heißt es im Wallenstein; ich könnte Dir auch ein Bibelwort nennen: „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte." So betrachte ich die nächste Zeit als einen wichtigen Abschnitt in Deinem Leben, und du mögest es mit mir tun. Stärke jeden Abend, eh' du schlafen gehst, Deine Vorsätze zu allem Guten; solch' ein heiliges Zusammenfassen des Willens ist mehr als ein Erbitten von der Gottheit, das des freien Menschen und seiner Vorstellung von dem unerschütterlichen Ratschluß des höchstens Wesens unwürdig ist. Ja, es ist das wahre, heilkräftige Gebet, das seine Kraft an Dir erproben wird, wie sie es an mir getan. Gleite über diese Worte nicht hinweg! Ich fasse in ihnen zusammen, was ich von Dir erwarte, was uns vereinigt. Jede Regung der Eitelkeit halte fern von Dir und bewahre Dir bei dem höchsten Streben den bescheidenen Sinn! . . . .

An Frau Charlotte Kraeger.

Berlin, 24. 8. 86.

Hochgeehrte Frau! Gestatten Sie mir Ihnen einige Worte zu schreiben. Es hat sich durch Heinrich so manche Beziehung auch zwischen uns herausgebildet, daß es mich drängt, dem,

was noch unausgesprochen geblieben, Ausdruck zu verleihen, noch ehe ich nach Bremen zurückkehre. Zunächst meinen herzlichen Dank dafür, daß Sie, wie Sie mir bisher Ihren Sohn ruhig anvertraut haben, auch der Bayreuther Wallfahrt zugestimmt, die nicht leicht einen empfänglicheren Sinn, als den Heinrichs finden konnte. Ich weiß dies Ihr Vertrauen in jeder Beziehung zu schätzen. Zwar darf ich ja hoffen, daß, wenn Sie die Meinung meiner Freunde über mich kennen, kein Grund vorläge es mir nicht zu erzeigen — aber auch der beste und edelste Mensch könnte es möglicherweiser schlecht verstehen einem jungen Gemüte die richtige Bahn zu weisen. Da möchte ich Sie nun versichern, daß ich mich der hohen Verantwortung, die ich übernommen, in jedem Augenblicke voll bewußt bin und bewußt sein werde, und daß ich die Verpflichtungen, die meine Jahre mir ihm gegenüber auferlegen, als väterliche erkenne und treu erfüllen werde. Ihnen, verehrte Frau, denen Heinrichs Erziehung eine so glänzende Ehre macht, glaube ich nichts Befremdendes zu sagen, wenn ich den Verkehr und den Einfluß eines Mannes für einen heranwachsenden Jüngling für eine Notwendigkeit halte, denn Sie selbst äußerten mir im Gespräch in Bremen denselben Gedanken. Gönnen Sie mir darum an seinem Leben einen noch größeren Anteil als bisher. Überlassen Sie mir ihn, damit der Verkehr in beständigem Fluß bleibe, wöchentlich einmal mittags und abends, kurz, lassen Sie mich Ihnen in seiner Lenkung zur Seite stehen. Sie werden es nicht zu bereuen haben. Ich habe schon manchem Weg und Steg gezeigt, aus manchem Knaben einen vortrefflichen Mann heranwachsen sehen.

Und wie an seiner geistigen und sittlichen Ausbildung möchte ich mir auch an den Freuden, die ihm zu gewähren sind, Anteil erbitten. Ich bin im allgemeinen der Ansicht, daß sie gerade in den Jahren der Entwicklung nur die idealsten sein müssen, die Herz, Geist und Charakter zugleich bereichern, ohne sie übermäßig anzuspannen. Gerade hierin aber liegt nun bei Heinrich eine kleine Gefahr. Er hat Wagner zu früh kennen gelernt und in der Begeisterung für den romantischen Überschwang der Empfindung den Geschmack an einer einfacheren künstlerischen Kost ver-

loren. Dergleichen beeinflußt aber bei Naturen wie der seinen leicht das ganze Gefühlsleben und ist daher zu korrigieren. Wollen Sie mir darum gestatten, verehrte Frau, ihm ein Abonnement zu den Privatkonzerten zu schenken, die ihn mit der besten Musik der klassischen und nachklassischen Zeit bekannt machen werden? Ich bitte darum. Ohnehin ist die Kenntnis dieser Werke für ihn und seine Bildung unentbehrlich. Auch das Theater lassen Sie mich mit ihm nach meiner Wahl besuchen. Ich werde schon ein Auge darauf haben, daß wie es sich von selbst versteht, die Schularbeiten nicht im mindesten darunter leiden, betrachte vielmehr jene künstlerischen Freuden als eine Ergänznng seiner durch die Schule und das Haus gegebenen Ausbildung, und werde die Wahl schon so treffen, daß er sich daran erhebt und innerlich kräftigt. Von andren blos zerstreuenden Vergnügungen kann ja kaum die Rede sein. Den frischen Verkehr mit seinen Altersgenossen halte ich dagegen für ein Glück und freue mich aufrichtig, daß er sich so wohl darin fühlt. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß eine so herzliche Geselligkeit, auch wenn sie zum Übermut wird, den Charakter bilden hilft.

Für heute nur so viel. So manches andre hoffe ich im Gespräch mit Ihnen berühren zu dürfen. Ich habe noch manche Wünsche an das Leben, aber dieser steht mir in erster Reihe: Heinrich das werden zu sehen, wozu ihn Herz und Anlagen berufen, ein edler, freier, nur dem Höchsten und Besten zugewandter Mensch. Die Freude, die Sie dann empfinden werden, ist auch die

Ihres Sie verehrenden

Heinrich Bulthaupt.

Bremen, 11. 3. 87.

. . . . Du siehst auf ein reiches Jahr zurück — laß es wie jedes folgende eine Stufe zur Vollendung sein. Die Erde bedarf der Menschen mit klarem Geist, mit festem Wollen, mit heiliger Begeisterung, mit reinem, liebevollem Herzen — werde Du einer von ihnen! Du kannst es! Überwinde, was Dir in der eigenen Brust den Weg zum Ziele versperrt und verliere den Stern über Dir keinen Augenblick aus dem Gesicht! . . . .

An Frau Charlotte Kraeger.

Salo am Gardasee, 4. 10. 87.

Verehrte Frau!

Soweit sind wir nun gekommen. Sie werden aus Heinrichs Briefen sicherlich den Eindruck gewonnen haben, daß er mit größter Empfänglichkeit und Genußfähigkeit das vielfältige Neue und Schöne auf sich wirken läßt, und ich möchte wohl, Sie genössen die Freude, ihn so recht mitten im Schauen und Schwelgen zu sehen. Aber es vergeht auch nicht ein Tag, ohne daß sich seine Gedanken dabei auf Sie und die Seinen lenken. Übrigens würden Sie den allgemeinen Glauben, die Dichter seien unpraktisch, auf unsren Fahrten widerlegt finden. Ich suche einen gewissen Ehrgeiz darin, daß er frisch und wangenrot zu Ihnen zurückkehrt und bekümmere mich um hunderterlei kleine Dinge, die mir sonst recht fern lagen. Der Erfolg wird hoffentlich für mich sprechen. Der gute Junge verbräunt sichtlich und entwickelt einen schon durch den beständigen Aufenthalt im Freien begreiflichen staunenswerten Appetit. Wenn das so fortgeht, ist mir um Ihre Vorratskammer in Bremen bange.

Den Bergen haben wir einstweilen Valet gesagt. Einige Gewitterregengüsse haben zwar unsre Pfade gekreuzt und meine Stiefel peinlich verengt, aber dergleichen will eben auch gekannt sein, und am Einhalten unsres Programms haben sie uns nicht gehindert. Dies vollzog sich vielmehr mit größter Pünktlichkeit, und entluden sich die Wolken am Abend, dann strahlte am nächsten Morgen die Sonne desto heller und gab uns bei See- und Gletscherfahrten das Geleit. Jetzt sitzen wir, nach tüchtigen Märschen für einen Tag der Ruhe pflegend, am Ufer des wundervollen Gardasees und denken Ihrer. Heinrich hat Feigen und Lorbeern im Freien gepflückt und trachtet jetzt nur noch nach einem: mitten in einen Zitronenhain zu geraten und den Duft der Blüten und Früchte recta vom Baum einzuatmen, was nicht eben leicht ist, denn feste Mauern halten den Besitz umschlossen. In Verona hören wir hoffentlich von Ihnen, und nachdem noch etliche Wochen ins Land gegangen, sehen wir Sie gesund und heiter wieder. Ich werde es für eine Erhöhung meiner Freuden

halten, das jüngst erlebte dereinst behaglich auch mit Ihnen noch einmal durchleben zu dürfen, verehrte Frau. Bleiben Sie mir mittlerweile gut und gedenken Sie meiner freundlich, der ich mich von ganzem Herzen nenne

Ihren Ihnen treu und ganz ergebenen
Heinr. Bulthaupt.

München, 25. 8. 87.

. . . . Ich sah Böcklins Pietà, nach meinem Empfinden eine der größten Schöpfungen aller Zeiten. Jede Grille hat den wunderlich-gewaltigen Maler angesichts des großen Stoffes hier verlassen. Auf einem blaugeäderten Marmorblock, der wie ein Sarkophag gestaltet ist, liegt der nackte Leichnam des Nazareners, das Antlitz im Profil, mit dem Ausdruck tiefsten Friedens; über ihm hingesunken die Mutter, von deren Körper man nur die beiden Hände sieht, die eine in dem kastanienbraunen Haar des Toten wühlend, die andre in die leicht von der Farbe des Todes ergriffene Schulter gepreßt. Die ganze übrige Gestalt verbirgt ein dunkelblaues Gewand, auch das Gesicht, und dennoch zuckt unter dieser Hülle jede Fiber von unendlichem Jammer. Hinter den beiden lebensgroßen Gestalten lastet schwerer, blauwolkiger Himmel, über ihnen hängt eine schwarze Wolke, aus dieser Wolke aber dringt ein helles Licht: liebliche Englein mit farbigen Flügeln, Putti, weinen und getrauen sich vor Schmerz nicht hinabzublicken; einer aber, im holdesten Jünglingsalter, vom purpurroten Mantel umwallt, wendet sich mit süßem, gewissen Trost zu der mater dolorosa, die ihn nicht gewahrt, und seine Worte mögen sein: warum weinst du? suche den Lebendigen nicht bei den Toten! der, den du beklagst, wird den Erdkreis überwinden und nicht seinesgleichen haben! — Ich war allein mit dem Bilde, lange Zeit, und noch klingt in mir die weihevolle Erregung nach. — Da kannst Du denken, daß ich den „Goldfischen", die heute im Residenztheater gegeben werden, entrinne. Am Sonntag abend bin ich in Bremen. Dann sehe ich Dich wieder, und der Winter wird uns segensreich sein, wie es das letzte Jahr gewesen! Leb wohl. . . . .

München, 19. 8. 88.

. . . . Halte Dir alle schönen Bilder unsrer Reise fest und denke ein wenig über das nach, was Dich in diesem Sommer fremd berührte! Ich habe es genau vorausgesehen, wie schwierig Du im Verkehr mit den Menschen sein würdest, mit denen Du nicht wie mit mir gleichsam mit derselben Lunge atmest, und doch habe ich unsren Weg mit Absicht ganz so gewählt, wie wir ihn eingeschlagen. Ich erkenne mich selbst in jedem Zug darin, und es ist als hättest Du es von mir ererbt. Aber ich weiß auch, daß diese Sensiblität und Subjektivität bis zu einem gewissen Grade bekämpft werden kann und bekämpft werden muß. Je mehr ich voraussehe, daß Du, einmal ganz auf Dich allein gestellt, mancher Täuschung und Verletzung ausgesetzt sein oder Dich mimosenhaft in Dich selbst zurückziehen wirst, um so mehr halte ich es für meine Pflicht, Dich an den Umgang mit Fremden, so lange ich es vermag, zu gewöhnen, ihn zu vermitteln und nach Kräften zu erleichtern. Wie konnte das aber freundlicher und gelinder geschehen als bei den lieben und edlen Menschen, zu denen ich Dich geführt und die Dich bald in ihr Herz geschlossen haben? Denke über die Neigung, die Du dort gefunden, nicht gering! Ich sehe daraus manche Freude, manchen Gewinn für Dich entkeimen. . . . .

Bremen, 29. 4. 89.

. . . . Bewahre mir nur immer Dein Vertrauen, wenn ich Dir auch ferner ein bischen nützen und raten soll; das Leben bringt Stürme und Gefahren mancherlei Art, und die 20 Jahre, die ich vor Dir voraushabe und um derentwillen Du mich fast bedauerst, haben mir ein kleines Sümmchen von Ruhe und Weisheit zugetragen, das Dir wuchern kann. Im übrigen sehe ich getrost in die Zukunft, Deine Seele hat Flügel und der Leib wird sich in der Münchener Luft auch ganz stattlich ausbauen, wenn Du vor Erkältungen auf der Hut bist.

In die ersten einsamen Tage wirbelte die Zerstreuung des Bazars, der jetzt mit all seiner Farbenpracht und seinem Lärmen hinter mir liegt. Die Dekoration war sinnverwirrend, der große

Saal im Künstlerverein, das römische Forum, vor allem; aber das Menschengewühl hinderte einen ruhigen Genuß, die Kostüme schwankten zwischen dem reinsten Stil und dem bunten Trödel eines Maskenleihgeschäftes, und der Gesamteindruck war trotz allen künstlerischen Aufwands doch nur der eines glänzenden „Amusements": womit die große Menge natürlich vollauf zufrieden war. Erst nachher kam es mir zum Bewußtsein, daß mein Festspiel, das den ersten Abend einleitete, ein fremder und wohl auch ein reiner Tropfen in diesem bacchantisch entzündeten Blut gewesen. Doch soll es die schönste Wirkung getan haben und Mephisto (Zeisler) und Faust (Rassow) hielten sich ungemein rühmlich — weniger die Freisinger, für das Auge die schönste blumenumrankte Helena, für das Ohr eine Salondame, die bei irgend einer festlichen Gelegenheit in die unangenehme Lage kommt, Verse sprechen zu müssen. Auch der Festzug, der sich daranschloß, und dessen Einstudierung eine Stentorstimme von mir erheischte, verlief in musterhafter Ordnung, während von der Estrade herab der Tannhäuser-Marsch schmetterte und Gang und Stimmung der Schreitenden hob, damit war denn mein Werk getan. Ich mußte mich wohl oder übel ins Gewühl stürzen, wie vor zwei Jahren an zahllosen Schenken halt machen, Loose erstehen, kurz, dem Zweck des Tages meine Mittel opfern. Nachdem das geschehen, suchte ich, sehr früh schon, ohne das Bedürfnis zum Augenblick „Verweile doch" zu rufen, mein Haus auf. Ich hatte von dem schönen Wirrwarr vollkommen genug. Auch die folgenden Tage hielt ich mich fern — dafür tröstete mich Glucks „Orpheus" mit der meisterhaften Marianne Brandt, deren einzige Arie „Ach, ich habe sie verloren", mir hundert Bazare aufgewogen hätte.

Nun zieht wieder Ruhe ein. Auch das Theater schließt ja seine Pforten, und gegen das Gastspiel, das mit der schrecklichen und hier glänzend durchgefallenen „Georgette" beginnt, verhalte ich mich ablehnend. Am Donnerstag aber fahre ich nach Oldenburg, Devrient's Lutherfestspiel zu sehen — dann liegt das Feld brach vor mir, und ich werde für neue Aussaat sorgen müssen. Buchstäblich tat ich das bereits in meinem Garten, der jetzt einen ungemein konfirmierten Eindruck macht; Austernschalen umzirken

seine Beete, die Bäume sind gekappt, und das junge Grün fängt bereits an sich zu fühlen.

Bremen, 12. 5. 89.

. . . . Ein wunderschöner, vom Regen erfrischter Tag geht zur Neige. In meinem Garten blühen jetzt die Obstbäume, die Mandeln und Syringen, und all dieser unerkämpften Herrlichkeit freue ich mich, wie eines vom Himmel und „aus Gottes Hand" gefallenen Glückes. Wie freue ich mich, daß Du so frisch und mit vollen Segeln in Leben, Kunst und Wissenschaft hinaussteuerst. Und wie man meinem Schlingel die Wege ebnet! Und daneben die Fülle von Schönem, das die prächtige Stadt in ihren Marmorpalästen angesammelt hat, das Theater, die Konzerte! Sollte man Dich nicht fast beneiden? Aber Du teilst ja freigebig von den Schätzen, die auf Dich zuströmen, mit, und urbi et orbi verstattest Du in Deinen „Münchener Briefen", daran teilzunehmen. Daß der erste, in dem ich einige geringfügige Änderungen vorgenommen, sehr gefallen, kann ich Dir zu meiner Freude mitteilen. Wenigstens urteilten mein Vater und Dr. Saegelken, die den jugendlichen Autor sofort entlarvt hatten, er läse sich sehr angenehm. Ich selbst erwarte mir von den folgenden noch besseres, vorausgesetzt, daß Du es verstehen solltest, Deinen musikalischen und literarischen Eindrücken, die ursprünglicher, stärker und gründlicher sein werden, als die Augenweide einer Blumenausstellung, denselben zwanglosen Unterhaltungston zu geben. Einige geistreiche Blitze könnten nicht schaden, aber Deine Art ist mehr die freundlicher Beschaulichkeit, und ich möchte nicht, daß Du Dich überspanntest. Schätze wirst Du mit den Artikeln vorerst nicht sammeln — so wenigstens glaubte ich mit dem Redakteur vereinbaren zu sollen; auch ich habe meine ersten Aufsätze mit Wonne als Erzeugnisse der „ars liberalis" angesehen, die durch Geld gleichsam entweiht würde — aber Du führst Dich gut mit ihnen ein, gewinnst Übung, und endlich stellt sich auch der goldne Regen ein. Auch ich werde vermutlich bis zu den Sommerferien noch manchesmal „feuilletonieren". Meinen Lutheraufsatz hast Du erhalten, und nun ersucht mich auch die „Tägliche Rundschau" in

Berlin um einige dramaturgische Essays. Sei's! Geschäftsmäßig vermag ich zwar dies Genre ebensowenig wie meine Kunst zu pflegen und ohne den unmittelbaren Anstoß von außen oder von innen gelingt mir nichts — aber ich hoffe, daß es daran nicht ganz fehlen wird; und da ich größeres bis zum Herbst doch nicht werde unternehmen können, füllt sich die freie Zeit einstweilen damit ganz hübsch aus. Fiele mir nur ein guter Einakter ein — das wäre mir noch lieber. Ich fühle meine Kräfte dafür grade jetzt disponibel — nun aber läßt mich der Genuß des Augenblicks im Stich. So hat man den Becher, aber die Traube fehlt. Indessen, quillt sie mir nicht in den Kelch, so gehören nach diesem arbeitsreichen Winter einige Tage mehr der Erholung, und auch das ist gut. Vom Freitag zum Sonnabend war ich abscheulich krank. Es war etwas wie ein typhöser Anfall, den ich wem verdanke? Einem elenden Harung, den ich zur einsamen Träbermahlzeit mit Pellkartoffeln verzehrt hatte. Gestern abend bekämpfte ich im literarischen Kreise tiefunterst im Ratskeller den Feind mit einer Flasche Aßmannshäuser, heute ist er bereits gründlich besiegt, und ich schwinge über seinen Resten die Fahne des Sieges.

Hat Frau von Holstein Dir die Empfehlung an Gregorovius bereits geschickt? Sie wird Dir wertvoll sein, obgleich der Mann ein „stolz verdrießlich schwerer Narr" sein soll, ein Langweiler, mit dem dereinst selbst unser immer lebendiger Professor Hertzberg nicht hat aus der Stelle kommen können. Auch ich bin flüchtig einmal mit ihm zusammengetroffen — auf dem Burgstall, aber es ging mir wie den andern: ich segnete seinen Ausgang mehr als seinen Eingang, und ich glaube, Frau von Holstein erging es ähnlich. Trotz allem: er reiht sich in den Ring berühmter Männer, zwischen denen Du umherflatterst, und Du lernst ihn kennen.

Schrumpfe ich aber vor all diesen Sternen auch zu einem Nachtlämpchen zusammen, meinem Schnäbele werde ich wohl noch sichtbar sein, nicht wahr? . . . .

Bremen, 23. 5. 89.

. . . . Gestern habe ich die Korrekturbogen Deines zweiten „Münchener Briefes" durchgesehen. Glaube aber nicht, daß ich

Deine Kräfte künstlich steigern und Erwartungen in Dich setzen wollte, die Du zu erfüllen vielleicht außerstande wärest. Das ist schon darum ausgeschlossen, weil Dich in der Welt niemand besser kennt als ich. Auch ist ja dieses Briefunternehmen Dein eigenstes Werk, und nur einige Winke glaubte ich Dir mitteilen zu müssen, Dich zur richtigen Steigerung auf der betretenen Bahn zu veranlassen. Auch weißt Du, daß ich den gering achte, der sich die Ziele nicht hoch steckt — womit sich die Bescheidenheit trefflich verträgt, denn grade die Eitelkeit ist es, die auf das Erreichte pocht und sich daran mehr als genügen läßt. Was den zweiten Brief nun insbesondere betrifft, so hat er mir gar wohl gefallen — einige gewundene Sätze und einige Längen abgerechnet — und ich glaube, daß Du Dich in den Stil des Essays bald völlig gefunden haben wirst; die erwähnten Fehler suche abzustellen. Das Bedeutendste knapp zu sagen sei Dein Bestreben, denn in der Tat ist, wie Polonius will, Kürze zumeist des Witzes Seele. Überschreite auch das Maß des Feuilletons nicht. Wenn sich der Meister erst in der Beschränkung zeigt, so ehrt es auch den Feuilletonisten, sich mit Geschick nach der Decke zu strecken, ohne daß man merkt, sie sei ihm zu kurz. Es gibt zwar Kunstwerke von göttlicher Länge, die man nicht verstümmeln noch in eine Pygmäenjacke zwängen kann — aber ein Feuilleton, auch wenn es ein „Münchener Brief" ist, wirst Du schwerlich dazu rechnen. Suche Dich also in fünf, höchstens sechs geschriebenen Folioseiten zu erschöpfen, das heißt sage auf ihnen, was nottut, und tue das, wenn Du es vermagst, mit Geist und Grazie. . . . .

Bremen, 13. 6. 89.

. . . . Bereits am Dienstag bin ich von meiner kurzen Rheinfahrt wieder zurückgekehrt. Sie hat mir wahrhaft wohl getan. Zwar fühlte ich wieder einmal, daß ich für ein anhaltendes, oder auch nur mehrstündiges Nichtstun nicht geboren bin; aber den Atomen, „die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt", tat die Ausspannung doch gar gut und das Ehepaar Matthes und die Kinder sorgten um die Wette, daß ich mich nach allen Richtungen erquickte. Ich habe ganze Nachmittage im Freien verlebt,

Kahnfahrten mit den Knaben unternommen, Ziegen, Hühner und Treibhäuser besichtigt und sogar — in Köln — das Vergnügen einer Rutschbahn gekostet. Es war auf dem Festplatz der Sport-Ausstellung, wo ich gewiß ungemein am Platze war. Doch war es begreiflicherweise nicht sie, die uns aus Düsseldorf fortzog, sondern das dreitägige große Pfingstkonzert, dessen zweiten Tag ich mit reinster Freude genossen habe. Das Programm brachte die Gaben der Edelsten: einen riesigen Doppelchor von Bach „Nun ist das Reich", die erste Brahmssche Symphonie, Berlioz „Romeo", das Parsifal-Vorspiel, die beiden ersten Teile von „Paradies und Peri" und Mendelssohns „Erste Walpurgisnacht", dessen Schlußchor mit den herrlichen Goetheschen Worten „Die Flamme reinigt sich vom Rauch" ich so ungemein liebe. Der Orchesterklang war besonders um der Fülle der Geigen willen unvergleichlich — mit einziger Ausnahme des „Parsifal", der, da das verdeckte Orchester fehlte, zu scharf beleuchtet, zu wenig ahnungsvoll verhüllt war; das größte Entzücken bereiteten aber, wie immer am Rhein, die Chöre dem Ohr. Das ist ein blühender, perlender Klang, von dem man in Bremen gar keine Ahnung hat. Wie frostig, wie trocken und ängstlich lösen sich bei uns die Worte von den Lippen zumal der Sängerinnen — dort schmettert aus jeder Kehle ein ganzes Nest von Nachtigallen mit aller Wahrhaftigkeit und aller Inbrunst der Natur. Schade, daß ich den dritten Tag nicht mehr genießen konnte. Joachim spielte und die Klafsky sang mit dem Bayreuther Parsifal van Dyck das Liebesduett aus dem „Tristan". Gelt? Das wäre etwas für Dich gewesen?

Dein „Lear-Brief" ist bis auf die unklare Beschreibung der Bühnendekoration ganz artig. Bekehrt hat er mich freilich nicht. Ich sehe nichts als ein Experiment mehr, in edelster künstlerischer Absicht unternommen, ein Experiment, das dem modernen Geiste und für das Theater unsrer Tage fruchtlos ist. . . . .

An Frau Charlotte Kraeger.

München, 19. 8. 89.

. . . . Liebe verehrte Frau! Heinrich hat mich gestern verlassen, und nun ich wieder allein bin, muß ich Ihnen doch, wie

das Herz mich drängt, ein Wort von ihm und unsrer Reise vermelden. Gott sei Dank: unser lieber Jüngling ist im Wesentlichen der Alte; etwas gereifter zwar, wie es sich gebührt, und von jener Begierde sich mitzuteilen, die fast allen jungen Studenten gemeinsam ist — im Kern des Wesens aber derselbe. Sie werden sich freuen, das zu hören, und sich doppelt freuen, ihn nach einigen Wochen so wiederzufinden.

Unser Zusammensein und die neuen Eindrücke, die die Reise uns zutrug, hat er wie ich freudig und gründlich ausgekostet. Es verlief, wie gewohnt, alles in schönster Harmonie, und die Rast bei Frau von Holstein hat ihn auch dieser zu meiner Genugtuung fester verbunden.

Ich rüste mich langsam zur Heimkehr über Stuttgart und Frankfurt und werde am Sonnabendabend in Bremen sein. Dann sehen Sie mich so bald wie möglich und hören ein Mehreres von

Ihrem Ihnen herzlich ergebenen

Heinrich Bulthaupt.

Frankfurt a. M., 24. 8. 89.

. . . . Mit Aufmerksamkeit und Anteil habe ich Deine Bayreuther Eindrücke nachgelebt und zu allem andern auch verstanden, daß es Dich erhoben hat, das junge Paar zu sehen, das jetzt vereint auf dem deutschen Throne sitzt. Ich glaube, wir dürfen uns des Besitzes der Beiden von Herzen freuen, denn sicherlich ist der Kaiser ein energischer, um des Reiches Wohl leidenschaftlich bemühter Mann, und — wäre seine Gemahlin auch nichts weiter als eine einfache gemütvolle deutsche Frau — auch das ist schon etwas, und auf dem Platze, den sie einnimmt, gilt es unendlich viel. Wenn Du aber bemerkst, Du wüßtest jetzt, für wen Du später einzustehen hast, dann bitte ich Dich dringend, niemals zu vergessen, daß auch der Kaiser nichts weiter als der erste Diener des Reiches ist, und daß wir nie, zu keiner Zeit, für etwas anderes einzustehen haben als für das Wohl unseres Landes, unseres Volkes. Das ist das A und O, und das sollen wir festhalten mit unserm ganzen Herzen. Wir rühmen uns der

Hohenzollern, und wir preisen ihre Taten mit Recht — wie nun aber, wenn der zweite Wilhelm nicht der wäre, der er zu sein scheint und zu werden verspricht? wenn etwa sein Nachfolger ein Unwürdiger wäre? heißt es auch dann noch für den Kaiser einstehen? Das mögen die Schranzen tun! Uns aber hält, Gott sei Dank nicht, die wandelbare Persönlichkeit eines Einzelnen, sondern das starke Band der Nationalität und der Geschichte zusammen, und wenn wir den Umständen nach nicht der Republik, sondern der Monarchie den Vorzug geben, dann tun wir das nicht etwa, weil wir an das Pfaffenwort vom Gottesgnadentum glauben und weil wir den Kaiser für sakrosankt halten, er sei auch wer er sei, sondern weil wir eben diese Regierungsform für besonders zuträglich dem Lande halten und weil wir keinen Grund haben eine Änderung zu wünschen. Glaube darum nicht, daß ich die Verdienste unseres Kaiserhauses um Deutschlands Heil nicht anerkenne — das tue ich dankbar und von ganzer Seele; aber warum tue ich es? doch nur, weil sie unserm Vaterlande zum Segen ausschlagen, und täten sie das nicht, dann würde ich die Hohenzollern dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst, wären sie auch die liebenswertesten Menschen. Also, Jüngling, wende das Herz dem Ewigen zu, plappre keinen Münzenrevers nach, und diene Du zugleich mit dem Kaiser und mit allen, denen die Vaterlandsflamme im Busen glüht, unsrer teuren Heimat. . . . .

Bremen, 4. 11. 89.

. . . . Oft werde ich mit den Deinen Deiner gedenken — bin ich doch mit ihnen mehr und mehr wie mit Familienbanden vereint. Versäume den Tag und die Stunde nicht! Ich meine nicht als fleißiger Arbeiter, denn Du wirst Dein Pfund allezeit treu verwalten — aber ergreife und nutze wohlgemut jeden Anlaß zum edlen Genuß, zur stärkenden und begeisternden Freude und werde nicht weichmütig, wenn Du der Heimat gedenkest. Sei stark und tatbereit und bei allem, was Du lernst, gewinnst und erprobst — aber das brauche ich Dir eigentlich nicht zu sagen: erhalte Dir Dein gutes liebevolles Herz. . . . .

Bremen, 8. 12. 89.

. . . . Eins weißt Du freilich noch nicht: daß ich alle Deine guten Nachrichten mit beschwertem Herzen empfangen habe, denn ein Leid, an dem Du so innig teilnehmen wirst wie ich, ist in meinem Hause eingekehrt. Die liebe kleine Anni[1]) ist von einer mörderischen Kinderkrankheit, dem Croup, hingerafft worden. Wie unsäglich traurig! Ich stand nachts an ihrem Sterbebette. Still und geduldig wie sie es immer im Leben war, hat sie sich auch dem Tode dargeboten, und er hat es gnädig mit ihr gemacht: nachdem sie noch kurz vorher dem Arzt klar und besonnen geantwortet, ist sie friedlich eingeschlafen, ohne Kampf, ohne Schmerzenslaut. Dann aber gellte durch die stillen Räume „der Totenklage fürchterlicher Ton", der Jammer der Mutter, der mir durch Mark und Bein drang. Genug! Morgen bringen wir sie zur Ruhe, und wenn Du diesen Brief erhältst, hat sich der Hügel über ihr bereits geschlossen, und das Leben macht seine alten gleichförmigen Rechte geltend. Aber wir wollen ihrer freundlich gedenken und Du schreibst an Frau Pöppelmeyer gewiß noch einige teilnehmende und tröstliche Worte.

Poscimur — man verlangt uns, das heißt: das Leben will etwas von uns; es führt uns auf seiner Flut weiter und „des Todes rührendes Bild", der am Ufer steht, ist uns nur eine Mahnung, es recht zu nützen. . . . .

Bremen, 15. 12. 89.

. . . . Vor einigen Tagen schickte mir Kühnemann seine abgeschlossene Arbeit und einen artigen Brief daneben, in dem er mich um Rat anging: er wolle sich ungern in ein „Fach" sperren lassen und wünsche als freier Schriftsteller zu leben; ob ich ihm nicht das Stückchen Land nachweisen könne (δος μοι που στω), von welchem aus er die Welt aus den Angeln heben könne (das Letzte ist nun allerdings freie Übertragung von mir). Ich glaubte, er ziele auf den Journalismus ab und habe ihn gründlich davor gewarnt. Ob mit Grund und Erfolg, das sollst Du später erfahren.

Inzwischen aber höre und befolge dies. Es könnte ja sein,

[1]) Die Tochter der Hausmeistersleute.

daß in den nächsten Tagen der mit Recht so beliebte Weihnachtsmann eine Kiste in Dein Zimmer schöbe — es ist allerdings eine ganz vage Vermutung; aber gesetzt den Fall, es wäre so: dann stelle dieselbe in eine Ecke, bis der Christabend anbricht. Wirst Du Dir dann, wie Mama und ich es wünschen, ein Bäumchen angezündet haben und in recht reiner und schöner Stimmung der fernen Lieben gedenken, dann öffne das Kistchen und lege das, was etwa darin enthalten sein sollte, unter die grünen Zweige. Nicht früher, hörst Du? Daß auch ich dann mit meinem ganzen Herzen bei Dir bin, wirst Du ja wohl wissen? . . . .

Bremen, 15. 1. 90.

. . . . Käme eine mögliche (aber mir selbst sehr zweifelhafte) Berufung an die Wiener Burg ernstlich und endgültig an mich heran, so müßte ich Ja sagen, das empfinde ich als eine Art Pflicht — aber kaum mehr. Würdest Du mich nicht vermissen, wenn Du nach Bremen kämest und glaubst Du, daß ich Dir in Wien ganz noch das sein könnte, was ich Dir hier bin und noch lange zu sein hoffe? Erwäge auch, daß ich an meiner Vaterstadt hänge — trotz allem —, daß ich die Meinen und die Freunde schwer verlassen würde, daß ich ungern aufhöre ein Deutscher, auch im politischen Sinne, zu sein, daß mir das stürmische Leben des Theaters alle poetischen Pläne zerzausen würde — und sage Dir dann, daß die Schalen in meinem Herzen zum mindesten gleich stehen, ja, daß die Schale Bremens schwerer wiegt, und daß ich am liebsten hier bliebe — wie es denn auch wohl kommen wird. Wenigstens bin ich seit 8 Tagen ohne alle Nachricht. . . . .

Bremen, 1. 3. 90.

. . . . Da wäre denn der Kehraus des 2. Semesters da. Ein Jahr! Es scheint, als rasten die Stunden jetzt an mir vorüber, und wenn ich es im Winter über allen Vortragsreisen und einem geistigen Ruhebedürfnis zu wenig gebracht, dann fasse ich doppelt schwer, daß auch diese Stille so pfeilschnell verstreichen konnte. O, den Augenblick nutzen! wie mahnt uns jeder Sekundenschlag der Uhr dazu; und dennoch von jener sorgenvollen Unruhe

überall gleichsam den Notschrei des Lebens ausstoßen, ganz so häßlich wie ich sie mir gedacht, und wie von einem glücklichen Eiland weggeschwemmt nehmen sich in diesem schmutzigen Trubel die Herrlichkeiten der Westminster Abtei und des Britischen Museums aus, wie paradiesische Reste die köstlichen Parks und Gärten: Oasen in der Wüste. Das ist mein erster Eindruck: vermutlich wird er dauern. Von meiner Seefahrt erzähle ich Dir mündlich: Unser Schiff wäre nämlich auf ein Haar mit Mann und Maus versunken. . . . .

Bremen, 4. 10. 91.

. . . . Sei Dir nun die Zeit, die Du in Berlin verbringen wirst, eine gesegnete. Wenn ich Dir ja nützen, raten und helfen kann, Du weißt ja, daß Du niemals vergebens anklopfst. Das Gelöbnis, das ich mir getan, als Du Dich im Knabenalter an mich anschlossest, alles für Dich zu tun, was Dir zum Besten gereichen kann, ohne meiner eigenen Interessen zu gedenken — ich werde es auch fernerhin treulich erfüllen. Und wandeln sich naturgemäß mit Dir und Deinem Wachstum auch die Zeichen und Formen der Freundschaft, innerlich wirst Du mich stets den Alten finden. Es gilt für mich freilich hier und da sich zu gewöhnen. In meinen Jahren steht man still — Du wirst beständig ein andrer, und dem andern habe ich mich wohl oder übel anzupassen. Indessen: es geht auch das. . . . .

Bremen, 27. 10. 91.

. . . . Sei bedankt für Deine Worte und die gut gewählte Geburtstagsgabe.[1]) Ich werde dem Werke Ehre antun und hoffe, daß sich das mir arg entstellte Bild des Autors beim Lesen wieder freundlich zurechtrückt. Auch über die „Bluthochzeit" sprichst Du meine eignen Gedanken aus. Es ist ein buntscheckiges kaltes Stück, durch und durch undramtisch, und es wäre ohne die interessante Rolle des Königs auch theatralisch unmöglich. Nur einer Stelle gedenke ich gern: der Sterbephantasien der königlichen

[1]) „Frau Sorge" von Sudermann.

Geschwister, durch die der Klang einer Dichterharfe zittert. Alles andre ist Pose und Phrase, so unecht wie die Erscheinung des Bearners, die allerdings kein menschliches Gespenst, sondern ein Gaukelwerk der Katharina von Medici ist.

Bremen, 31. 10. 91.

. . . . Sogleich, nachdem ich „Frau Sorge" gelesen, muß ich Dich wissen lassen, in wie tiefer Bewegung mich das Werk entlassen. Zu künstlerischer Erwägung bin ich kaum noch gekommen — das Stoffliche ist es, was mich bis zu Tränen erschüttert hat. Eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem Naturell des Helden hat wohl auch Dich an ihn gefesselt, von seinen Schicksalen aber weiß ich aus eigener leidvoller Erfahrung ganz anders mitzureden als Du, und das Bild meiner teuren Mutter will in diesen Tagen nicht von mir weichen. Gewiß ist in der „Frau Sorge" alles viel grauer und trostloser, aber wie ein dichterisch gestimmtes, mildes, jedes Opfers fähiges Frauengemüt unter der Last der Sorgen zusammensinkt, wie das holde Lächeln auf den Lippen seltner und seltner wird, und in trüber Resignation ein zum Glück und zur Freude bestimmtes Leben, von zehrender Krankheit ergriffen, erlischt — das habe ich durch lange Jahre angstvoll mit empfunden. Nicht immer, leider nicht immer. Ich hing an meiner Mutter fest und treu, wie sie an mir, aber mein Herz bedurfte der Lust, ich war nicht alt geboren wie der arme Paul, und oft keimte etwas wie ein Verdruß in mir, wenn sich auch auf den harmlosesten Genuß der Kindheit ein Schleier der Sorge legte. Ich habe meiner Mutter ihre Liebe nicht immer so vergolten, wie sie es verdient — noch klage ich mich dessen an. Aber sie war schon von dem kleinsten Liebesbeweis beseligt und der letzte Sommer, den wir zusammen in Thüringen verbrachten, schien mir paradiesisch. Alles, was an Lust und Leben, an Geist, an feinem Humor in ihr wohnte, blühte dort noch einmal empor — ein Johannistrieb gleichsam, ehe der Herbst und der Winter kam. Dann ging es jäh zum Ende. Morgen ist ihr Todestag. Mein Vater hat sie wahrhaft betrauert, aber ich meine, ihren ganzen Wert hätte er doch nicht erkannt, und die Sorgen ihr tragen

zu helfen war er nicht geschaffen. Ich war ihr der Nächste und wünsche mir nichts, als daß ihr heiliger Genius mich nie verlasse.

Dem Dichter aber, der ein so viel furchtbareres Geschick so innig, so herzbewegend geschildert, das ungeheure Spiegelbild meines eignen, verzeihe ich um dieser Großtat willen seine späteren Sünden, und Dir, mein guter Junge, danke ich die Vermittlung dieser Eindrücke von Herzen. . . . .

Frankfurt a. M., 22. 2. 92.

. . . . Ich habe vergessen Dir zu erzählen, daß ich in Karlsruhe bei einer Aufführung des „Siegfried" unter Mottl's Leitung (das Orchester war herrlich!) Michael Bernays traf, den ich nun vollends als einen fürchterlichen Hanswurst erkannt habe. Als ich ihn fragte, was er triebe, erklärte er wörtlich, er sei durch die ihm aufgedrungene Rede über Scheffel, von der ich ja wohl gehört haben würde (!!), aus all seinen Arbeiten herausgekommen!!! Doch hätten Stadt und Land ihn darum bestürmt! Die Antwort war so komisch, daß ich laut lachen mußte. Dann schwärmte er vom Hof, den er wie der Vater im „Erlkönig" mit Müh' und Not erreicht hat, und tat so, als hätte er die „beglückende Nähe" des Großherzogs nie gesucht. Es ist doch ein unglaublicher Narr. Und wie leer ist im Grunde sein Leben! . . . .

Bremen, 8. 12. 92.

. . . . Ich schicke Dir den Alberti-Sittenfeldschen Schandaufsatz[1]) und den Heyseschen Brief, über den ich mich sehr gefreut, nachdem nun auch ich Deine Arbeit über Miller zu Ende gelesen: unter lebhaftem Beifall, wie ich hinzusetze. Die Darstellung ist bunt, lebhaft und eigenartig, oft auf Kosten der Einfachheit des Ausdrucks, und immer anziehend. Allerdings hat Heyse Recht, wenn er das Werk ein ferculum primum nennt, denn Frauen und Jungfrauen, Müttern und Töchtern darf man es nicht in die Hand geben. . . .

Hier das Sprüchlein von mir für eine altdeutsche Decke, das Du kennen lernen wolltest:

[1]) In der „Gesellschaft", München: „Paul Heyse als Dichter".

Dem Ungesell'gen wird zur Qual
Auch ein vielkönigliches Mahl,
Aber es mundet ein schmaler Bissen
Fröhlichen Herzen und guten Gewissen.
Den Toren wirft zu Boden der Wein,
Den Weisen führt er zum Himmel ein.

Bremen, 20. 5. 93.

. . . . Ich hätte Dir für so viele liebenswürdige Karten zu danken, und tue das gern und von Herzen; doch aber wird es mir schwer, sehr schwer, diesmal Dir gegenüber den rechten Ton zu finden. Ich hatte in meinem letzten Brief so etwas wie eine besorgte Frage aufgeworfen und die Furcht geäußert, wir möchten uns fremder werden — die Furcht, sage ich — und mit keinem Wort hast Du es für nötig befunden, mir diese Sorge zu benehmen. Und doch hätte tatsächlich ein einziges herzliches Wort genügt. Vielleicht bist Du achtlos darüber hingegangen, vielleicht aber hast Du mir — so mußte ich mich fragen — durch Dein Schweigen beweisen wollen, daß ich mich nicht vergebens bekümmert; vielleicht hast Du auch nur wieder einmal da, wo es um Gottes willen galt, das rechte Wort nicht gefunden. Sprechen aber mußtest Du hier, auch wenn Du in meiner (wie ich gestehe, nicht tief gewurzelten) Sorge nichts als eine Grille erblickt hättest. Etwas mehr ist sie indessen doch. Es ist nicht leicht, Dir ins Herz zu sehen, und von vertrauensvoller, gar sorgloser Offenheit bist Du weit entfernt. Wir sehen Dich mit lebendigstem Eifer an Deine Studien hingegeben und geistig von Jahr zu Jahr wachsen; wer Dich liebt, liebt Dich auch ferner, denn Du bist reich an glücklichen Eigenschaften, die den Menschen liebenswert machen — aber der Drang des Gefühls, sich liebevoll zu betätigen, scheint ganz zu erlahmen, und selten hören auch die, die Dir zunächst stehen, Dein Herz heftiger schlagen. Aber warnen muß ich Dich doch. Es geht nicht immer an, mein Junge, so selbstherrlich durchs Leben zu gehen, nur den eigenen Neigungen zu folgen und die Welt als gute Beute für sich zu betrachten. Auch die edelste und vornehmste Natur würde sich, wenn sie nichts weiter will als sich, einmal allein, verwaist finden. Tue ich Dir

verschont zu bleiben, der eben darum nichts gelingt, weil sie immer tausend Dinge zugleich tun möchte. „Blut und Urteil", denke ich, mischen sich in uns beiden gut, aber wer fühlte nicht einmal, daß die Zeit mit ihm wie das gehetzte Roß mit dem Mazeppa davongeht? Was Du mir von Heyse, seiner Geselligkeit, seinen Urteilen über einige neuste Kunsterscheinungen schreibst, höre ich mit innigstem Vergnügen. Ich kenne die vielgerühmte „Ehre" auch und weiß nicht, was Heyse von ihr hält, aber ich meine es erraten zu können und stelle mir auch vor, was Du darüber gedacht hast — wahrscheinlich im Grunde dasselbe, was Du über Ibsen denkst. In dieser Beziehung habe ich Dich nun mit Fleiß niemals korrigiert, weil ich sicher bin, daß sich Dir der Unterschied dieser oft überraschend guten Wirklichkeitskopien von dem wahrhaften Kunstwerk schon darstellen wird. Ohne Zweifel ist nun Ibsen in seinen bedeutenderen Werken dem sonst talentvollen Verfasser der „Ehre" weit überlegen, aber mit einigen andern der Jüngsten, die sich wie der Faustsche Baccalaureus „grenzenlos erdreusten", teilt ihre Kunst das bloße Haften an der Oberfläche des Lebens. Sie glauben schon viel getan zu haben, wenn sie diese naturgetreu wiedergeben, und ein Berliner Autor zieht die Konsequenzen dieser Auffassung, wenn er in einer Liebesszene die Menschen sich küssen und im übrigen schweigen läßt. Nur das äußere Gebahren existiert für diese Art Kunst. Nun erschöpft sich aber in ihm das Leben nicht entfernt, denn während dieses Verstummens regen sich in den Herzen der Liebenden tausend Gefühle, die ans Licht zu holen erst die eigentliche Aufgabe des Sehers, des Dichters ist — und von diesem Schürfen in die Tiefe des Seins haben die sogenannten Naturalisten weder eine Ahnung, noch sind sie dazu fähig. Sie kratzen hilflos an der Schale herum, ganz verborgen bleibt ihnen der drinnen schlummernde süße Kern! Doch genug, das würde hier zu weit führen, und auf Sudermann stimmt es auch nur zum Teil, denn einige Anläufe zu künstlerischer Entfaltung des Lebens macht er in der Tat. Dafür empört mich nun freilich seine aufdringlich gegebene, tief unsittliche Theorie vom Wesen der Ehre. Als dürfte man den Begriff im Ernst so zerzausen, wie Falstaff es humoristisch auf dem Schlachtfeld an

der Leiche Sir Walter Blunts tut. Freilich kann man sie niemandem rauben, aber verwunden kann man sie auf den Tod, und wer die bodenlose Gemeinheit des Herrn und der Frau Heinecke ganz in der Ordnung findet, der tut mir leid; der versteht weder Valentins Schmerz, das Leid des alten Miller, den Jammer des Erbförsters noch Meister Antons Not, der ist für die feinsten Stimmungen der Seele empfindungslos und wird bei allem Talent im einzelnen zum Leben und somit auch zur Kunst immer nur eine schiefe Stellung einnehmen können.

Als ich schließen will, wird mir ein Flugblatt ins Haus geworfen: bei der Stichwahl für den Reichstag hat in Bremen die Mehrzahl für den Sozialdemokraten entschieden. Ein ernstes Zeichen der Zeit! Zwar den Kaufleuten, die den ganzen Interessenkreis unsrer Stadt oft brutal beherrschten, ein deutlicher Beweis, daß sie nicht mehr die herrschende Klasse sind, und insofern nicht unheilvoll, — andrerseits aber der Anlaß zu schweren Sorgen für unser Vaterland. Was soll aus diesem Wachstum der Unzufriedenheit werden und welche Früchte wird die wahnsinnige Lehre der Demagogen noch zeitigen? Man braucht kein Prophet zu sein, um „im ahnungsvollen Ohr" schon die Gewehre knattern zu hören. Quod Deus bene vertat! Ich halte es mit dem holden Frieden, der süßen Eintracht. Wir brauchen sie so sehr! . . . .

Bremen, 17. 3. 90.

. . . . Im Übrigen gestalte Dir Dein Leben, wie Du es wünschest und wie Dein guter Genius es Dich lehrt. Das Theater wird Dich vielfach anziehen, doch sichte wohl und eile nicht blindlings in jede Novität, sei es nun der „Fall Clemenceau", nach dem ich nicht begehre, oder was sonst; denn die Losung „kennen lernen" hat doch eben ihre Grenzen, und die Reclamsche Bibliothek hilft ja, wenn es denn sein muß, der Wissenschaft mit zwanzig Pfennigen auf. . . . .

Bremen, 16. 4. 90.

. . . . Habe nur Geduld und nimm auch einmal mit kargeren Nachrichten vorlieb, denn gerade jetzt bedrängen mich vereint die

Wellen der abfließenden Theatersaison und die Zurüstungen zur Kaiserfeier, an der ich folgenden Anteil habe: Auf Ersuchen von Erdmannsdörfer habe ich eine kantatenartige Dichtung oder Hymne, wenn Du willst, geschrieben, die er zur Hälfte vortrefflich in Musik gesetzt hat; die andere Hälfte wird rezitiert, und diese Rezitation habe ich übernommen. Du hast Dich also zu bemühen, mich in Frack und weißer Binde im Geist auf einem Konzertpodium in der Börse zu sehen und meine eigenen Worte, die ich an den jungen, von dem herrlichsten Willen beseelten Monarchen richte, in Deinen Ohren zu hören. Phantasiere sie Dir zusammen, bis ich Dir den Text schicke, was baldmöglichst geschehen soll. . . . .

Bremen, 22. 5. 90.

. . . . Über das Genre der Luther- und andren Festspiele kannst Du nicht strenger zu Gericht sitzen, als ich es tue. Das undramatische Wesen dieser Spiele aber einmal zugegeben, glaube ich auch, daß keiner der Neueren den alten Doktor Martinus und seine Zeit kerniger und waschechter konterfeit hat als Devrient. Seine Sprache hat Mark und Kraft, und von einigen Maniriertheiten abgesehen, etwas vom Wesen jener großen Zeit. Im einzelnen habe ich die Volksszene vor der Wittenberger Kirche und die häusliche Idylle in der besten Erinnerung, während das Ächzen und Flennen der Nonnen mir noch jetzt entsetzlich dünkt. Der künstlerische Wert der ganzen Unternehmung ist trotz allem gering; aber es stecken kulturelle Elemente drin, die man nicht gering achten sollte. Es ist immer schon etwas, wenn sich eine sonst laue Masse für die Darstellung solcher Dinge erwärmt und sich belehrt und bildet und durch die allgemeine Begeisterung über die Misere des Tages hinwegheben läßt. . . . .

Bremen, 27. 10. 90.

. . . . Abends fand der Moltke-Kommers im Künstlerverein statt, der mir (wie es ja leider eine Unart meiner physischen Maschine ist) bereits einige Stunden vorher „im Magen lag". Gott sei Dank, er ist nicht nur glücklich, sondern sogar glänzend verlaufen. Diesen transzendentalen Erleichterungsseufzer wirst Du

begreifen, wenn Du bedenkst, daß auf dies mein erstes öffentliches Debut als Präsident des Künstlervereins tausend Augen erwartend blickten, darunter nach Menschenweise auch manche scheelsüchtige. Nun, die Anordnung des Festes hat die lauteste Anerkennung gefunden, Bürger und Offiziere waren in behaglichster Feierstimmung, und als in später Nachtstunde nach allen offiziellen Reden und Gesängen von der Bühne herab Professor Bulle's Bruder mein Hoch ausbrachte, war es mir, als hätte ich wie mein großer Geburtstagsvetter eine Schlacht gewonnen. Vielleicht war dies Gefühl desto stärker, als mir solch repräsentative Dinge immer lästiger und peinlicher werden: ich atme erst auf, wenn sie vorüber sind.

Wundervoll sangen die Lehrer und scheußlich blies eine Verdener Greisenkapelle, die einzige, die man während des Freimarkts hatte auftreiben können, ein sogenanntes Potpourri 1870/71. Brav, daß auch Du dem großen Menschen die Fackel geschwungen. Unsereins weiß ja nicht, wie groß seine Kriegskunst ist. Moltke selbst hat nach seinem ersten monumentalen Siege still gemeint: „Wie nun, wenn wir unterlegen wären?" — das aber weiß man, daß kein Sterblicher Ruhm und Ehren einfacher und bescheidener tragen kann als er. Und weißt Du, welch meisterliche Poesie in ihm steckt? Da lies nur einmal seine türkischen und russischen Briefe. . . . .

Bremen, 3. 11. 90.

. . . . Stundenlang habe ich in diesen Tagen über einem neuen Funde am Klavier gesessen, und nur das Eine macht mir Verdruß, daß ich die herrlichen Weisen nicht auch in die Lüfte hinausschmettern durfte; denn ich bin stockheiser. Desto eifriger konnte ich sie studieren, und mein Vergnügen ist dabei nur gewachsen. „Skaldengesänge" heißen die wundervollen Lieder, die Graf Philipp zu Eulenburg gedichtet und komponiert hat, ganz ohne Anlehnung, gleichsam aus blauer Luft heraus, aber aus echter germanischer Nordlandsluft. Eine ähnliche Fähigkeit, uns durch die Töne eine bestimmte Welt zu vermitteln, ist mir seit Loewe nicht wieder begegnet, und nur mit diesem Liedergenius

vergleicht sich auch der neue Komponist. Auch er ist der breiten thematischen Ausgestaltung eines Motivs anscheinend nicht fähig, und in der Kunst des strengen Satzes würde er vermutlich versagen — dafür fallen ihm aber auch die Motive wie reife Früchte in den Schoß, eins mit Kern und Schale, mit Wort und Weise, und einige darunter sind so wonnig, daß man sich an ihnen nicht ersättigen kann, so wenig wie an dem Erinnerungsmotiv des Douglas. . . . .

Bremen, 25. 1. 91.

. . . . Wollte nur das dumme Geschwätz verstummen, als wären meine Dramen gleichsam nach den Regeln meiner Dramaturgie geschmiedet. Es ist der reine Unsinn und Du weißt mit vielen andern, daß sich der Theoretiker und der Praktiker, der Kritiker und der Dichter in mir scharf trennen. Aber solch ein Vorurteil greift um sich, und der Gedanke, es könnte sich festsetzen, zehrt mir ernstlich am Blut. Und das Gerede von dem Opernhaften meiner Dramen, das auch ein Lübecker Journalist wieder an den Mann gebracht hat! Ein klein wenig ist ja daran, aber beispielsweise in den Malteſern sind doch die lyrisch-musikalischen Momente geradezu richtige Etappen der Handlung und nicht eine blos melodramatische Dekoration, die ich selber verwerfen würde. Und willst Du einmal aufmerken, wie die Dramen Shakespeares ganz von Musik durchdrungen sind? Der Kaufmann von Venedig, Was ihr wollt, Das Wintermärchen, ich nenne, was mir gerade einfällt — sie triefen von Musik; im Lear, Antonius und Kleopatra, im Caesar tritt sie an richtigster Stelle als eine Helferin der Handlung ein, und die Beispiele ließen sich verdoppeln. Ist das nicht alles opernhaft? Aber man braucht nur mit dem Finger auf solch eine Eigenheit, sei sie meinethalb eine Schwäche, zu deuten, und ein bescheidener Poet, der das Unglück hat noch zu leben, wird ihrethalben verketzert, — und doch ist er wahrscheinlich von ganz demselben Gefühle wie der große Shakespeare, der sakrosankt geworden ist, dazu getrieben worden. Exoriare aliquis. Aber glaube mir, mein Junge, daß mich bisweilen eine Grillparzerstimmung anwandelt. Ich habe

ohnehin einiges mit dem Dichter der Sappho gemein. Eine starke Dosis Aktivität läßt das quietistische Begehren freilich nicht aufkommen und die Hoffnung hält wach. Gleichwohl: oft möchte ich Ruhe haben vor der Welt. . . . .

Bremen, 11. 2. 91.

. . . . Was Du über Lyrik und Musik im Drama sagst, ist so wahr als schön. Als Dekoration wären sie verächtlich, als Blüten der Handlung können sie von wundervollster und dramatischester Wirkung sein — und in einem andren Sinne glaube ich sie nie verwertet zu haben: allenfalls zu Beginn des zweiten Aktes vom „Gerold"; da aber handelte es sich darum, die Stimmung der einsamen Burg in einem Bilde aufzufangen, und das ist, glaube ich, gelungen. . . . .

Bremen, 19. 3. 91.

. . . . Da wärest Du ja wieder in naher Sicht und an die Stelle der toten Buchstaben tritt bald zwischen uns wieder das lebendige Wort. Benedictus, qui venit! Aber einen herzlichen Gruß soll Dir bis dahin die Tinte noch zutragen und schönsten Dank für Deine Postkarte und Deinen vortrefflichen Brief. Könnte ich nur den ganzen Luther (Devrient's) auch mit dem Tintenfaß bannen wie jener den Teufel auf der Wartburg: denn er wird sich redliche Mühe geben, Dich mir oder mich Dir (wie Du willst) streitig zu machen. Er ist nun aber einmal an die Wand gemalt und gekommen, und von seiner Verschreibung wird er auch kein Jota aufgeben. Das sage ich, weil ich unter dem Arbeitsjoch seufze, das er mir auferlegt, aber jede weitere Vergleichung und Verklagung wäre sündhaft. Denn ich kann nicht leugnen, daß er mir nur immer lieber wird, und daß mich die rührende Wohlgestalt einiger seiner Glieder über seine undramatische Gesamtfigur (über die ja kein Wort weiter zu verlieren ist) hinweghilft: die Szene in der Klosterzelle ist ebenso inbrünstig wie psychologisch fein, der Wartburgmonolog und die Schlußszene nicht minder, und von kräftiger Muskulatur strotzen die Volksszenen und der Reichstag. Anderes ist freilich schlimm. Die Nonnen-

szene ist mir zuwider und die Introduktion ein Muster von unrealer und unpoetischer Steifheit. Nur die Inszenierung kann da helfen, und ich modle dem Autor zum Trotz das Bild um: rein äußerlich, indem ich das Haus links vom Zuschauer in eine Herberge verwandle. Vor ihrer Tür lassen sich Spalatin und Amsdorf, die in Erfurt fremd sind, beim Weinkrug nieder, die andern kommen hinzu, und im Handumdrehen bekommt der ganze Vorgang Wahrheit, Farbe und Behagen. Devrient wird vermutlich stutzen, aber ich werde ihn darauf verweisen, daß er mit den Werken andrer weit, weit unsäuberlicher verfährt. Die Dichter mochten ächzen oder nicht, ein jedes Drama mußte erst in den Gelenken knacken, ehe er es der Aufführung für wert befand. Nun mag er's denn haben. Übrigens erlebt er (und ich ja auch) zur Zeit eine Art Revanche, denn die erste Novität ist nach zweimaligem Erscheinen trotz aller Reklame zum Orkus gerasselt: „Unsichtbare Ketten". Der Autor heißt Meyer. Hast Du sie klirren hören? Du bist ja ein πολυτροπος. (NB. Die Accente bleiben mangels genauer Kenntnis fort.)

Die „Don Juans" kenne ich nicht; ich verlange auch nach dem einen und einzigen keinen zweiten. Der „Registrator" aber ist allerdings fürchterlich. Nun: Rossi hat Dich schadlos gehalten. Das ist allerdings ein Auserwählter, bei dem sich Kunst in Natur zurückverwandelt. Das Komplizierteste wird bei ihm einfach, das Häßliche schön, seine Leidenschaft scheint unbändig, und doch beherrscht er immer die Rolle, diese nie ihn. Ein Meister, und als Othello zumal. Sein Lear ist nicht frei von Irrtümern. . . . .

Bremen, 15. 6. 91.

. . . . Darf ich auf den wesentlichen Inhalt Deines letzten Briefes noch einmal zurückkommen, so möchte ich sagen, daß es mir selbstverständlich nicht in den Sinn kommt, Du solleſt je „geladene", oder wie Du später sagst „volle" Worte gebrauchen. Diese finden sich im Gegenteil in Deinem Stil oft genug und öfter als gut ist. Ein Brief aber ist weder eine Stilübung noch ein Kunstwerk. So einfach wie möglich, wenn nur der Mensch, sein Herz daraus spricht, der keines weitschweifigen Wortaufwands

bedarf. Ich wüßte wenigstens nicht, wozu sonst eine Korrespondenz gut sein soll. Du aber schreibst in der Dir eigenen Hast sehr oft über das Herz weg, ohne zu bedenken, daß Du den Empfänger damit übervorteilst, und würdest es doch wahrscheinlich sehr schwer empfinden, geschähe Dir ein Gleiches. Ich kenne Dich ja und werde nie auch nur im geringsten an Dir irre. Nur aufmerksam mußte ich dich auf diese, sagen wir Eigentümlichkeit machen, und daß Du auch diese Epistel freundlich aufnehmen wirst, dafür bürgt mir Dein letztes Schreiben. . . . .

Bremen, 24. 6. 91.

. . . . Ich darf mir trotz meiner guten Laune doch nicht verhehlen, daß ich die alte Frische noch lange nicht zurückgewonnen habe. Ein Rest verfluchten Bazillengiftes belästigt mich immer noch, bald hier, bald da. Und so oder so: es kann plötzlich alles ein Ende nehmen. Daran mahnt Dr. Sägelken, der wie es heißt auf den Tod liegt: zu dem neu aufgebrochenen Lungenübel haben sich Herzkrämpfe gesellt. Es ist ein Jammer, und wie betrübend sich sagen zu müssen, daß dieser begabte, aber haltlose Mensch sich selbst ruiniert hat. Das Wirtschaftstreiben seiner letzten Periode hätten auch Stärkere nicht ausgehalten. Sei's. Möge man dermaleinst so tapfer enden wie Frau Grave, die durch den Schleier des Todes ihren Töchtern zugerufen hat: „daß ihr da seid, sehe ich noch" — dieses „noch" ist ganz bewunderungswürdig. Unterdessen aber wollen wir Lebenden genießen und arbeiten! . . . .

London S. W., Juli 91.

. . . . In aller Morgenfrühe sitze ich hier am geöffneten Fenster, denke Deiner, blicke auf eine grüne dörfliche Landschaft herab und schicke Dir einen Gruß. Einige Meilen entfernt von hier schlägt das Herz des Ungeheuers, gegen das gehalten der Ozean, den Rezia besingt, ein Lämmlein ist und Berlin ein harmloses kleines Meerschweinchen. Die Stadt (man kann sie bei ihrem Mangel an Konzentration kaum mehr so nennen) ist mit ihren berußten Riesenhäusern und ihren noch riesigeren Reklamen, die

Unrecht? Ich möchte es um alles nicht. Aber einen Zug egoistischen Sichgehenlassens entdecke ich mit Schmerzen an Dir. Frage Dich ernstlich einmal selbst. Wenn ich von mir insbesondere reden darf: die Formen unsres Verkehrs mußten sich freilich wandeln, und Du hattest ganz Recht mir von Zeit zu Zeit deutlich zu machen, daß Du längst schon nicht mehr der Knabe bist, als den ich Dich fand. Aber ich habe Dich auch von den ersten Tagen an immer nur als den gleichgestellten guten Kameraden gehalten. Auch jetzt sage ich dies mehr um Deinet-, als um meinetwillen. Du bist noch jung, vielleicht kannst Du meine Worte nutzen. . . . .

Bremen, 28. 5. 93.

. . . . Ich aber denke, mein Junge, wenn sich je bei dem andern einmal so etwas wie Kälte und Leere zeigt, dann sollten, wie Wellen und Winde, unsre eigenen Empfindungen schleunigst in dies Vacuum strömen. Und darauf wartete ich vergebens. Mag sein, daß meine Sorge eine Grille war. Aber eben unser Verhältnis, das Du so richtig charakterisierst, macht solche Anwandlungen doch auch wieder begreiflich. Jawohl, ich *bin*, Du *wirst*. Du weißt allezeit, was Du an mir hast, ich sehe Dich naturgemäß Wandlung auf Wandlung durchmachen, und bei aller Freude daran: die Älteren haben es nie so gut wie die Jüngeren, und die Sorge ist ihr zugemessen Teil. Im übrigen weißt Du ja aber, daß niemand Dein Werden mit fröhlicherer und gerechterer Hoffnung verfolgen kann als gerade ich. Daß ich wünschen muß, unter der Ausbildung Deines Urteilsvermögens möge Dein Gefühls- und Dein sittliches Leben (im höchsten und neutralsten Sinne, denn Du wirst nie etwas Schlechtes tun) nicht leiden, wirst Du mir nicht verargen. Und da eben stutze ich wohl ab und an, und vielleicht nicht ich allein. Du sagst zwar ganz gut, von Deinen Jahren sei ein ichsüchtiger Zug unzertrennlich; aber in keinem Alter, mein Teurer, bricht auch die natürliche Liebesfülle so elementar hervor — denen gegenüber, die wir lieben und die ein Recht auf unsre Liebe haben; und unter diesen werde ich doch wohl ein bescheidenes Plätzchen inne haben? Laß getrost aus Dir hervorbrechen, was Dein Herz an Güte und

Wärme hat. Ja, wäre die Welt ein Wandelpanorama und wir säßen als Zuschauer davor — der Herr der Heerscharen würde Dich vielleicht um Deines guten ästhetischen Urteils willen zum Kritiker des himmlischen Reichsanzeigers ernennen. Aber wir haben mitzuspielen, Heinrich, und in dieser Erdenwelt hat wie auf der Bühne die Liebe das gewichtigste Wort, und alles ist eitel ohne sie. Erfreue die Deinen damit. Du beschenkst Dich, indem Du andre beschenkst. In Deinem letzten Brief habe ich ihren belebenden Odem noch nicht deutlich genug gefühlt, und Du weißt, ich erkälte mich leicht. . . . .

Bremen, 12. 1. 94.

. . . . Ich danke Dir für Deine lieben Worte. Sie haben mir wohlgetan. Und so freundlicher Hülfe bedarf man in solchen Tagen doch: es wird gar zu viel an Erinnerungen aufgewühlt, glücklichen und schmerzlichen.

Ist es nicht merkwürdig, daß ich nicht nur meinem Vater immer solch schmerzloses Ende gewünscht, sondern daß ich immer auch bestimmt erwartet, so und nicht anders würde es kommen? Eines Abends würde man mich von der Arbeit wegholen mit der Nachricht, mein Vater sei schwer erkrankt, ich würde zu ihm fahren und ihn sterben sehen? Und genau so ist es gekommen. Ich saß um ½11 Uhr an meinem Schreibtisch, da zog man heftig die Glocke, und ich wußte sofort: der Augenblick ist da. Man könnte darüber grübeln.

Morgen um 12 Uhr ist die Bestattung, und ich wollte, sie wäre vorüber. Denn nichts ist mir fürchterlicher, als meine Empfindungen gleichsam schaustellen und mein Herz jedem Neugierigen zeigen zu sollen. Darum sind mir auch die Kondolenzbesuche entsetzlich, und ich begreife nicht, wie ein Trauernder sie annehmen kann, der etwa Weib oder Kind verloren. Ich weiß es ja, sie sind wohlgemeint, aber sie machen mich innerlich rebellisch und hart, und ich danke Mama, daß sie mir nur einige tröstliche Worte geschrieben. Das genügt vollkommen. Die kann man im stillen Innern bewegen und sie aufnehmen wie man will,

von keiner Konvenienz geschoben. Und doch habe ich an die hundert Besuche empfangen müssen.

Im übrigen wünsche ich jedem guten Menschen einen so schmerzlosen Heimgang, wie es der meines Vaters war. . . . . .

Nordhausen, 7. 2. 94.

. . . . Was Du über die Halbe'sche Jugend sagst, ist ja gewiß richtig — aber ist die Jugend so? Dann gehe ich ins Wasser. Gott sei Dank glaube ich nicht daran, und einen Eid lege ich darauf ab, daß die erste Liebe dieses Stücks eine armselige Verunglimpfung der „goldnen Zeit" ist, von der Schiller in der Glocke singt. Die erste Liebe der Deutschen „begehret nicht, sie trachtet nicht nach Schaden", sie ist keusch und entsagungsvoll — und es sollte mir leid tun, wenn Du andrer Meinung wärest. . . . .

Bremen, 20. 2. 94.

. . . . Dein Brief über den „Timon" hat mich erfreut und erbaut, und ich wünschte nur, einige der Berliner Kritiker glichen Dir. Wie fein und treffend Du alles entwickelst! So habe ich es empfunden, so gewollt, und wenn nicht alles auch so in die Erscheinung getreten ist — ja nun, unser Weissagen ist Stückwerk. Vor der Rohheit des Tones einiger dieser Preßbanditen steht man aber doch fast rat- und fassungslos! Und dem soll unser deutsches Schrifttum überantwortet sein, diesem Gelichter!! Es ist bitter traurig. Indessen — va bene! Sei innigst bedankt und gegrüßt! . . . .

Bremen, 10. 3. 94.

. . . . Mich bringt so leicht nichts in die Mörderhöhle Berlin zurück. Ich habe zwar die meisten Kritiken ungelesen gelassen, aber Wania glaubte pflichttreu mir dies und jenes trotz meines Protestes mitteilen zu müssen. Es genügt. Aber man überwindet auch wohl diese Gemeinheiten. Zur Zeit freilich kranke ich noch schwer darunter. Nun — apage! . . . .

Bremen, 1. 4. 94.

. . . . Du irrst, wenn Du glaubst, ich hätte das freche Gebahren der Berliner kritischen Rowdies überwunden. O nein — wenn ich auch nie darüber rede, nnd auch vor Dir nur, weil Du selbst darauf zurückgekommen bist. Kränkungen, die man öffentlich erfahren hat, können auch nur öffentlich gesühnt werden. Ich warte darauf, daß die Zeit mir diese Sühnung bringt und beklage es, daß der „Timon" nicht schon im Buchhandel jedem Urteil offenliegt. Du sagst freilich: jene Kritiker sind Gassenjungen — das aber ist es ja gerade, was mich so empört. Glaubst Du, das Urteil eines anständigen Menschen könnte mich kränken? und ich würde über ein gerechtes Urteil murren? Im Gegenteil. Verdammt ein solcher mich, dann will ich es ihm danken. Aber daß die elendesten Rüpel ungestraft tun können, was ihnen beliebt, das ist es, was ich so bitter empfinde. Das Gefühl erlittenen Unrechts ist es, was mich von je — einerlei ob es sich um mich oder andre handelt — aus den Fugen gebracht hat. Erwägst Du nun, daß ich mein Lebenlang die Kritik mit sorgfältig wägender Gerechtigkeit geübt, in den anständigsten Formen, fördernd, was irgend zu fördern war, auch das kleinste Saatkorn nicht gering achtend — dann wirst Du meine Empfindung verstehen können. Es ist sogar ein Körnchen Tragik darin, und es wird der ganzen Sanguinität meiner Natur bedürfen, um dies widrige hinwegzuspülen und seine Folgen zu überwinden. Noch einmal aber: glaube nicht, daß ich herumgehe und lamentiere. Das habe ich nie getan. Ich tue, als wäre es nicht geschehen, und wer mir ferner steht, mag glauben, ich hätte die Scherben des herrlichen Berliner Erfolges wie ein Knecht gelassen zusammengefegt und auf den Kehricht geworfen. Vielleicht ruht der Timon dort nun wirklich für immer — vielleicht auch nicht. Ich warte. Du aber: laß ihn ruhen. . . . .

Bremen, 11. 5. 94.

. . . . Hier reift die Aufführung des Rubinstein'schen Christus unterdessen still heran. Ich selbst halte mich von jeder Agitation begreiflicherweise zurück, aber es bedarf meiner auch nicht. Nun

wird das Ganze im Theater sein. Warum aber auch nicht? Christus predigte mitten unter dem Volk und ging in die Häuser der Unreinen, der Zöllner und Sünder. Also! . . .

Hier toben im sommerlich leeren Stadttheater die sogenannten „Modernen", eine Truppe aus der Provinz, die den ganzen naturalistischen Misthaufen vor uns ausbreitet. Ich danke und bleibe daheim. Mein Garten blüht, und ein dichtes Gedränge von Maiglöckchen schickt mir seinen Wohlgeruch ins Zimmer — ich ziehe sie der Jauche, mit der sie gedüngt werden, vor. Genieße auch Du diese herrlichen Tage. . . . .

Bremen, 29. 5. 94.

. . . . Es scheint mir doch nicht so ganz gleichgültig, ob Bacon die Shakespeare-Dramen geschrieben hat oder nicht. Denn einmal hat die Wahrheit immer Interesse; dann wäre ein solches Versteckenspiel psychologisch höchst merkwürdig; endlich aber wüchse Bacon, wenn seine philosophischen Werke gleichsam nur seine Farbenlehre wären, zu einem Riesen an, wie vielleicht nie ein zweiter gelebt. Indessen: non credo, oder besser: non liquet. . . . .

Bremen, 12. 6. 94.

. . . . Gestern beendete ich ein einaktiges Lustspiel „Aus der Ferne", eine übermütige Behandlung des Motivs der Liebe par distance: Menschen, die glauben, nicht ohne einander leben zu können, und die sich doch, wenn sie beisammen sind, sogleich in die Haare geraten. Das Ding verlangt jedoch eine Verfeinerung der Détails, mit der ich in einigen Tagen fertig sein werde. Du siehst, der Strom ist noch nicht ganz versiegt. . . . .

Bremen, 25. 6. 94.

. . . . Oft, wenn ich Dich mir in der „fremden Welt" dachte, auf Dich selbst gestellt, für jeden Schritt verantwortlich, dann fiel mir, wenn mich je eine kleine Sorge anwandeln wollte, das herrliche Wort Schillers aus seinem Briefwechsel mit Körner ein: „Dir kann es ebenso wenig wie mir begegnen, daß heterogener Einfluß von außen die reine Form Deines Wesens verderbt; denn unsrer beider Seele hat ein Vermögen sich keusch zu bewahren,

allen fremden Stoff auszuwerfen und über jede unheilige Berührung zu siegen." Ich weiß, daß ich dies Wort auch auf mich anwenden kann und mit derselben Gewißheit auch auf Dich. Wir werden überall in Bezug auf uns und jeder für sich dieselben bleiben, und die starke Subjektivität unsres Wesens ist eine ebenso starke Garantie dafür, daß wir dem guten Genius in unsrer Brust niemals untreu werden.

Unser Sommerfest ist herrlich verlaufen und die thörichte Zuleima hat glänzend reussiert. Die Sänger waren vortrefflich, zumal aber die Sängerinnen. Die sechs Orchesterinstrumente spielte zu allgemeinem Ergötzen ein einziger Mann. Das Publikum war von dem Unsinn, der den Operettenschwindel persifliert, enthusiasmiert und forderte fast jede Nummer da capo. . . . .

Posen, 5. 11. 94.

. . . . Vom äußersten Osten des Reiches! Ich sollte zwar noch weiter bis Ostrowo, dicht an die russische Grenze, aber ich habe mich schön bedankt. Schon auf der Fahrt von Kreuz bis hierher wurde mir wieder ganz schlecht vor all dem Lehmboden, den lehmigen Häusern und den lehmfarbenen Menschen. Du lieber Gott, da fragt man wirklich: wozu lebt man? In Berlin verbrachte ich einen schönen Tag. Zwar der Typus der Bewohner der prächtigen Stadt, deren Witz einem wohltun kann, wenn man in ungesunder Sentimentalität steckt, wie ein frischer Windzug in schwüler Stickluft — der Typus ihrer Bewohner, sage ich, ist und bleibt mir zwar widrig: kalt, schnöde, blasiert, gemein —, aber abends sah ich im Neuen Theater am Schiffbauerdamm (einem entzückenden Rokokohäuschen) den Fulda-Beaumarchaisschen „Figaro". Das Stück wirkte mit fast moderner Gewalt, den berühmten Monolog des fünften Aktes deuteten einige Gimpel sogar als auf den Kaiser gemünzt. Alle Witze und Situationen verfingen und der Saal widerhallte vor Lachen. Aber das Publikum! Juden und Juden rundum! Das ging wir denn doch zu weit. Ich lechzte nach einem Christen und Germanen, und meine Abneigung wuchs. . . . . — Es ist seltsam, alles deute ich jetzt auf

Dich und meine Gedanken finden von dem Schiff, das Dich nach Amerika trägt und der Stadt, die Dich nun bald aufnehmen soll, nicht fort. Ich könnte es ja verschweigen — aber wozu? Auch ist nichts von Schwächlichkeit dabei, deren ich mich zu schämen hätte. Ist es nur eine Stimmung, der ich mich bisher nicht unterworfen glaubte? Ist es eine nicht recht ins Bewußtsein übergegangene Vorbereitung auf die alte Lehre des Satzes „wer besitzt, der lerne verlieren" — und könnte wirklich einmal ein Tag kommen, wo ich Dich nicht mehr zu den Meinen zählen dürfte? Oder ein Vorgefühl, daß mir selber das Ziel gesteckt ist? Daß ich so ruhig darüber spreche, beweist Dir wohl, daß es mich nicht unterjocht, und was das Leben mir noch zuträgt, soll herzhaft angepackt werden. Aber ich weiß gewiß: so habe ich mich nie gefühlt. Nun, vielleicht lache ich schon heute abend wieder, wenn ich dem Posen'schen Israel künstlerischen Idealismus predige. . . . .

Wernigerode a. Harz, 7. 11. 94.

. . . . Ich wollte, Du wärest hier. Und wirklich und wahrhaftig nicht um meinet-, sondern um Deinetwillen. Denn es ist ein so herrlicher Herbsttag über dem Harz heraufgestiegen, daß ich kein Christ sein müßte, wenn ich nicht wünschte, Du sähest ihn. Der Brocken liegt so klar und durchsichtig, als hätte ihn nie eine Hexe entweiht.

Ich habe versäumt, Dir etwas zu erzählen. In Hamburg nämlich trat nach meinem Ibsen-Vortrag statt der im Theater beschäftigten Ellmenreich ein Dilettant, Herr Möller, auf und deklamierte zwei meiner Gedichte, „Zu spät" und „Alles schläft", so unsagbar scheußlich, daß das Komitee von einer Verlegenheitsecke in die andre blickte und ich dem Lachen näher als dem Weinen war. Dann aber betrat ein fürchterlicher Semit das Katheder und sprach ein ungedrucktes Liliencronsches Poem: „Rabbi Jeschuah", also Jesus, eine Art Char-

freitags-Vision. Als das Publikum merkte, wo hinaus, wurde es unruhig. Die Christen entrüsteten sich darüber, daß ein Jude von Golgatha redete, die Juden, daß einer der ihrigen sich so weit wegwürfe, beide zusammen über den saloppen Ton der Dichtung. Man stand auf, floh, zischte — kaum, daß der Rezitator enden konnte. Andern Tages aber hieß es in den inspirierten Blättern, wir alle, Möller, Goldschmidt und ich hätten unsere Sache famos gemacht. . . . .

Karlsruhe, 18. 11. 94.

. . . . Du hast einmal geäußert, Dein Ideal sei, vor gefüllten Sälen sprechen zu können. Vermöchte ich Dich doch mit einem Zauberwort an meine Stelle zu versetzen. Ich habe Dir von meinen Vorträgen absichtlich nicht gesprochen. Daß der Raum für das Publikum fast nie mehr ausreicht, — ich bin das nun schon gewohnt und bleibe gleichgültig dabei, aber Dich würde es, wenn Du an meinem Platze stündest, erfreuen. Wir werden ja sehen. . . . .

Morgen geht es nach Pirmasens, dann nach Stuttgart, nach Augsburg und Wien. Ich bin ganz wohlauf und ertrage die vielen einsamen Stunden in Erwartung einsamerer. Auch einige Gedichte entstehen. Ich wollte, Du kenntest die Seligkeit der καθαρσις των παθηματων durch die Kunst. Keine zweite kommt ihr gleich, und „was ich ohne sie wäre, ich weiß es nicht". Fügt es sich gut mit dem neuen Beruf? Geht es einmal nicht so glatt, dann vergiß nicht, daß Dich das Schicksal bis dahin fast allzugelind geführt. Es könnte unfreundschaftlich klingen, aber ich wünsche Dir große Schmerzen, die dann natürlich sofort heilen würde Dein treuer . . . .

Bremen, 10. 12. 94.

. . . . Weihnacht kommt näher, und es wäre mir schwer zu denken, ich sollte Dich dazu nicht begrüßen. Zwar kann ich mir

diesmal eine der größten Freuden meiner letzten zehn Jahre nicht bereiten, die, Dir den Festtisch unter dem Bäumchen bei mir zu rüsten. Aber etwas schicke ich Dir doch: ein Gedicht auf Bremen, das jüngst auf meiner letzten Reise entstanden. Bei dem Zug ins Weite, der Dich jetzt beherrscht, wirst Du es belächeln; immerhin: so sieht es in mir aus.

An Einladungen zum Christabend wird es mir vermutlich nicht fehlen. Ich aber möchte und werde diesmal ganz allein bleiben, nicht um mich in eine schwermütige Stimmung hineinzubohren, sondern um mich vollends ins Klare und Freie zu retten. . . . .

Bremen, 27. 2. 95.

. . . . Deine teuren Zeilen erhielt ich am Sonntag morgen, als ich noch müde von dem vortägigen Kostümfest des Künstlervereins, das um 7 Uhr früh endete, am Schreibtisch saß. Daß man dies Fest überhaupt hat feiern können, ist mir im Grunde ein Rätsel. Ich war auf Reisen (der zweiten Vortragsreise), als die „Elbe" unterging und meinte, im Innersten erschüttert, nun läge über unsrer Stadt ein schwarzer Flor, und meine Stellvertreter hätten es sogleich von der Liste gestrichen, streichen müssen. Doch nicht. Als ich zurückkam, immer noch voll von dem Grausen und mit dem Gedanken beschäftigt, daß auch Du durch ein Meer von den Deinen getrennt und auf einem Schiffe hinübergefahren bist, dem das Gleiche hätte widerfahren können, fand ich alles wie sonst. So leicht vergessen die Menschen. Und man wagt nicht einmal sie darum zu schelten. Kurz, das Fest fand statt, und ich muß mich als Präsident freuen, daß es so glänzend verlaufen ist. Wie viel Jugend und Anmut und wie viel herrliche und originelle Trachten.

Unterdessen schreitet auch — fast unvereinbare Dinge! — der „Christus" fort. Der Frauenchor hat sich zu einem Riesenungetüm ausgewachsen, der Männerchor könnte etwas voller sein. Doch wird alles sehr anständig. Aber wie schwierig die Regiearbeit ist — die geistige, meine ich, nicht die sozusagen physische, vor der mir nicht bangt! Ehe die Jünger auf gute Art ihre

Sessel an den Abendmahlstisch gebracht und wieder aufgestanden sind, wie das Brot verteilt wird und der Kelch von einem Tischrande zum andern kommt — wie viel Kopfzerbrechen erfordert das! . . . .

Bremen, 11. 4. 95.

. . . . Freilich habe ich Dir meinen Nord- und Südaufsatz (Berlin als Kunsthauptstadt) geschickt. In der Sache hat mir fast „ganz Deutschland" zugestimmt (Heyse war der erste, der applaudierte), mit Ausnahme der Berliner natürlich, die bereits kräftig gewütet haben. Da ich das jedoch vorausgesehen und vorausgesehen mußte, läßt es mich ganz kalt, um so kälter, als die Verteidigungen unglaublich schwach sind. Daß Dir auch mein Porträt gefallen, habe ich dagegen wohl nicht zu fürchten? Als Radierung soll es sehr gut sein, aber so wünsche ich nicht auszusehen; wie ein „ekliger Redakteur", sagt Fritz Rassow und Leo und Tilda meinten, in Wirklichkeit wäre ich „netter".

Von den Versen aber, die Du auch entdeckt hast, — was siehst und liesest Du dort alles! — laß mich schweigen. Sie stammen aus einer Zeit, in der ich todtraurig und sterbensmüde war — Gott sei Dank, daß sie vorbei ist!

Der Künstlerverein blüht und dünkt sich über Eure „Germania" mit ihren kostbaren Lebensfragen hoch erhaben. Der Rüpel, der ihn, mich und alles, was hier anständig ist, im Herbst mit einem neugegründeten Wurstblatte angriff, ist bereits durchgeprügelt, gebustert und über alle Berge.

Weißt Du, daß wir Hanseaten üppig werden und zum „Christus" alle gekrönten Häupter einladen? Bremen scheine Kunsthauptstadt werden zu wollen, meinte ein Berliner Blatt. . . . .

Bremen, 28. 6. 95.

. . . . Wohin und wie weit der „Christus" nun wandern wird, das erwarte ich neugierig wie ein ganz Unbeteiligter. Direktoren und Impresarii haben sich genug darum beworben, aber schon sprechen einige Kritiker wie von einem verfehlten Unter-

nehmen, und ich frage mich wieder einmal, was denn das Kriterium meines Erfolges ist, und wie man ihn beweisen will, wenn alles vorbei ist. Wie ich selber darüber denke, sagt Dir ein Aufsatz, den ich Dir soeben geschickt. Rein musikalisch könnte man ebenfalls von einer Enttäuschung sprechen — der volkstümliche Triumph des Werkes steht über allem Zweifel, und den habe ich gewollt und erhofft. Hier gibt es Menschen, Arme und Reiche, die ihn sich sechs- bis siebenmal angehört und noch nicht ersättigt waren, und vor der Galerie und dem 3. Rang gab es jedesmal regelrechte Prügeleien und hunderte von Murrenden, die ohne Billet heimkehren mußten. Grade die Wirkung auf diese Kreise hat alle Erwartungen übertroffen, und wie unerwünscht sie manchen Leuten ist, beweisen die sozialdemokratischen Schimpfereien. Warten wir nun ab. Entweder wächst der Bach, der hier entsprungen, zu einem mächtigen Strome an, oder er versiegt ganz. Dies ist das kritische Halbjahr. . . . .

Amsterdam, 28. 9. 95.

. . . . Diese Stadt gefällt mir über die Maßen. Das ist wirklich eine Individualität. Und das Ryksmuseum: Du glaubst nicht, wie himmlisch Rembrands Schützenauszug ist. Ein gleichgültiger Vorwurf, uninteressante Menschen — aber seine Farben breiten ihre Glorie auch über das Gewöhnlichste. Ich habe nie etwas Ähnliches gesehen. Unsagbar schön! . . . .

Bremen, 26. 9. 96.

. . . . Ich danke Dir für Deine Kritik des „Friedenshauses", die allerdings mehr eine Paraphrase ist. Die erste bekomme ich wohl noch zu hören. Solltest Du aber in den einzelnen Personen nicht zu viel von mir gesucht und gefunden haben? Ein lyrisches Selbstzeugnis verbirgt sich in der Erzählung wohl auch; ich meine aber, daß die Gestalten daneben ganz objektiv geschaut seien. Den Dichter, den Du im Hause nicht dulden zu wollen scheinst, bedurfte ich dringend, um mit seinem dunklen vollen Farbenton die allzu bunten Lichter der komischen Partieen zu paralysieren. . . . .

Halle a. S., 15. 11. 96.

. . . . Heute morgen erwachte ich durch einen himmlischen Gesang. Es war die Currende der Frankeschen Stiftung, Knaben und Jünglinge, die Sonntags vor den Häusern singen, wie es Luther einst getan. Ich meinte nie einen süßeren Klang gehört zu haben. So unschuldsvoll und doch so fest, Starkes und Mildes zugleich, das eigentümlich Reizvolle der Knabenstimme, die dafür ja der sinnlichen Fülle der aufgeblühten Frauenstimmen entbehrt. Ein personifizierter oder Ton gewordener Erzengel Michael. So kam ich denn gar gut in den Feiertag hinein.

Die alte Hallorenstadt, in der ich außerhalb des Reichs der Vortragsstürme zwei halkyonische Tage verleben darf, meint es überhaupt gut mit mir. Gestern war ich im Theater. Es ist das schönste, das ich kenne. Vorhang, Proscenium, Ränge, Foyers, alles höchste Vornehmheit, gedämpftes Gold. Und nirgends habe ich ein disziplinierteres Publikum gefunden. Wohl, weil der Oberbürgermeister sich selber darum kümmert und eine Verordnung nach der andern erläßt. Dazu eine Vorstellung, wie sie die „Provinz" auch nicht leicht besser bieten kann: der alte teure Tell in völlig neuem Gewande, mit Parricida und Mondregenbogen, und immer noch im Besitz seiner Manneskraft, womit er alles und mich sogar sehr leicht überwand. Ich habe manche Träne vergossen. Heute folgt ihm ein andrer Meister im Treffen, ein andrer Besitzer der Schießprämie, Weber's Freischütz, dem ich mich gleichfalls als Zielscheibe darbieten werde.

Aus Leipzig hast Du wohl direkt gehört. Über meinen Vortrag habe ich alles erdenkliche Schöne vernehmen müssen und wenigstens eine der Zeitungen soll den Eindruck, den er gemacht, annähernd wiedergeben. Indessen, basta cosi.

Unsrer alten Freundin Frau von Holstein las ich andern Tags noch ein Privatissimum über Loewe. Sie jubilierte, wie sie denn überhaupt ganz wieder die Alte ist, die leichtsinnigste Fliege der Welt und unersättlich in Vergnüglichkeiten jeder Art. Eben meldet sie mir, daß sie sich rüstet, die Sudermannschen Einakter zu sehen! G.'s wegen habe ich ihr übrigens tüchtig meine Meinung gesagt und allerlei Intriguen, die das Stift be-

drohten, den Boden entzogen. Das Testament wurde infolgedessen schleunigst geändert. Was überhaupt um die Frau alles herumschmarutzt! Auch die Wanzen, die ...'s, kündigten sich schon wieder an! Schade, daß ich das Haus nicht gründlich reinfegen kann. . . . .

Bremen, 16. 1. 97.

. . . . Deine hübschen Worte über meine Novellen sind mir doch recht erquicklich gewesen. Und wenn mir ein Bedenken kommen möchte, ob ich solche öffentlichen Urteile von Dir annehmen darf, ohne verlegen zu werden, so sage ich mir, daß man die Feinfühligkeit darin auch zu weit treiben kann — und das ist gar leicht mein Fall. Du kennst mich und dringst in die Art dieser Dichtungen tiefer ein als andre — warum soll sich also der berufenste Interpret darüber ausschweigen? Sind es doch stets die Freunde, die vor den Augen der Welt den Schleier von Künstler und Kunstwerk gehoben, bis die Menschen sich selbst in ihnen zurechtfanden. Also danke ich Dir herzlich. . . . .

Gersau, 12. 8. 97.

. , . . Und nun soll der pythische Goethe-Vers einmal Sinn und Recht haben — das „Angedenken an das Gute hält mich immer frisch bei Mute". Es war mir etwas ganz Natürliches, daß wir so leicht und heiter zusammenklangen, und ich vermag mir nicht im geringsten auszumalen, daß das anders hätte sein können. Wir gehören nun eben doch einmal fest zusammen, und über das, was uns trennt (und wo stimmten je zwei Menschen völlig?) sollte der edle Sinn und das liebevolle Herz oder auch nur die vornehme Rücksicht leicht hinweghelfen. Über manches Schwere hilft mir mein glückliches Temperament hinweg und der brünstige Wille nichts Niedriges zu wollen. Das Gleiche setze ich bei Dir allezeit voraus, und wenn ich Dir bisweilen prüfend in die Augen schaue, dann geschieht es, um im Manne den Knaben wiederzufinden, den ich, wie Goethe Schillern fand, mit jeder neuen Begegnung als einen vollendeteren wiedersehen möchte. Mit bohrenden Gewissensfragen habe ich Dich, das weißt Du,

nie belästigt, so sehr ich all Dein Wohl und Wehe im Herzen trage. Ich habe Dir vertraut und habe, wenn sich Dein Bild vor Dir und mir einmal trübte, die echten und reinen Züge immer noch wiedergefunden. Schreite so voran, mein Junge, und werde in der ganzen Gesinnung „ein rechter Mensch". Willst Du mir Dein Vertrauen gelegentlich noch mehr schenken als Du es tust, dann darfst Du gewiß sein, daß ich Dich so gut beraten werde, wie ich es vermag. Doch sollst Du Dich darin vollkommen frei fühlen.

Du schüttelst nun wohl lächelnd den Kopf, und kaum weiß ich selber, wie ich in diesen Ton verfallen. Aber auch für die lustigen Akkorde, die wir hier anschlugen, oder besser die die Stunden auf uns anschlugen, war es immer der Grundton. Wenn uns das Glück doch solche Tage noch recht oft bescherte! Im übrigen werden nach Deinem Fortgang die Tage frisch verwandert und neben meinem Gedeck stehen billige und bekömmliche Schweizer Weine. Am Dienstag gab es ein „See-Nachtfest", das ganz herrlich geriet. Ganz Gersau war farbig erleuchtet, überall hingen und schaukelten sich die bunten Papierlaternen, auf dem Wasser spielte ein Musikkorps, und hätte nicht der Mond am Himmel alle Rivalen ausgestochen, man hätte auch kein Restchen von Sehnsucht empfunden. . . . .

Innsbruck, 17. 8. 97.

. . . . Mischt sich Dir aber in Deine Freude über den Henckellschen Päan über mein Werk nicht ein Tropfen Bitternis, insofern nämlich mein junger Freund aus Bremen, der überdies ein abgestempelter Kritiker und angeblich der „kommende Mann" ist, in meinem Büchlein weitaus nicht entdeckt hat, was dieser grimme Demokrat sofort ausgefunden und im Herzen gespürt hat? Das ist nun schon das vierte oder fünfte mal, daß Dir andre zu Gemüte führen, was hinter dem Friedenshaus eigentlich steckt, und wäre es nicht mein eignes Werk, ich würde Dir noch weit schärfer sagen, was ich Dir einige Male sorgenvoll schon angedeutet: Du liest zu rasch und in Deinem Urteil bist Du von

Deiner jeweiligen Geistes- und Blutsbeschaffenheit weit abhängiger als Du vielleicht denkst. Das aber darf nicht sein. Seitdem sich, vor einigen Jahren besonders, die Üppigkeit in Deinen Adern oft ganz à la commis voyageur geäußert, bist Du auf alles Erotische blind hereingefallen, und für die sanftere Stimme der caritas, für die ernstere der Resignation hat weder der anempfindende Mensch noch der Rezensent in Dir das rechte Ohr. Wie aber (nach den „Meistersingern") der erst der wahre Dichter ist, der im Winter noch vom Lenz zu singen vermag, so ist der erst der wahre, der geborene Kritiker, dem von jedem Ton die Seele mitschwingt und der sich auf alle künstlerischen Vorbedingungen ohne jedes künstliche Transportmittel sogleich zu versetzen weiß. Hab' Acht darauf. Wärest Du weniger subjektiv befangen, Du hättest eine Menge feiner Bezüge im „Friedenshause", die von andern klargelegt sind, selber finden müssen, und den Inhalt eines ganz sonnenklaren Gedichts wie „Versäumt" hättest Du unmöglich verkennen können, wenn Du Dir mehr Sammlung vergönntest. Das sind nur in corpore vili angestellte Experimente und ich fürchte, meine Worte möchten Dich betrüben. Aber ich würde wirklich von mir selber nicht reden, wenn ich nicht die Zeugnisse anderer für mich und indirekt gegen Dich hätte. Und schließlich: welchem Autor solltest Du denn auch liebevoller und hellsichtiger entgegenkommen, als dem alten Butzemann, der Dir diese schöne Standrede hält, und dessen Seelenboden garnicht erst, wie Du glaubst, „gelockerter und aufnahmefähiger" hat zu werden brauchen, um ein Gersau, wie wir es genossen, zu ermöglichen. Ach nein, mein Junge, alles Schöne und Gute, das kleinste Tröpfchen davon, was von Dir kommt, saugt dieser Boden begierig auf, alles Ungehörige aber und Unzulängliche weigert er sich aufzunehmen und gibt es dem Sämann zurück. Und nun denk einmal ein paar Stunden nach (nicht nur ein paar Minuten) und wenn Du dann selber zu der Einsicht kommst: Ich muß ruhiger werden und dem Objekt liebevoller entgegenkommen, dann sind diese Stunden keine verlorenen gewesen. Verzeih. Auch dies lag mir schon einige Zeit auf dem Herzen — der Henckell-Brief hat es nur erst herausgelockt.

Hier bricht soeben die Sonne durch die Wolken — Gott sei Dank!

Ade, mein guter Junge! Und zürne ja nicht

Deinem Heinrich.

Bremen, 27. 10. 97.

. . . . Meine Zimmer sind von Blumen durchduftet und durchleuchtet, und ich darf wieder einmal dankbar empfinden, daß mich doch ein ganzer Saturnring von Liebe umgibt. Und in dem denke ich noch eine Zeitlang durch den Weltenraum weiter zu rollen. . . . .

Bremen, 29. 1. 99.

. . . . Betrübt hat es mich, daß Du mir nicht einmal so viel Entgegenkommen zeigtest, ein Werk wie den „Fidelio", den Du nach Deiner Art würdigen müßtest, wenigstens ernstlich kennen zu lernen. Denn Du weißt so viel von ihm wie ein Sperling vom großen Ozean. Schade für Dich — denn ich verlange schon längst nicht mehr, daß jemand mir gleich sei. Du aber verlierst damit eine der tiefsten und reinsten, zwar auch der prunklosesten Freuden, die die Erde bieten kann. Und ich habe mich doch auf Deine Autorität hin mit so vielem beschäftigt, an dem ich sonst vorübergegangen wäre. — Das aber beiher! Mit herzlichen Grüßen Dein . . . .

Bremen, 7. 5. 99.

. . . . Sudermanns „Es war" ist mir verhaßt, und ich weiß ihn sonst wohl zu schätzen. Das hätte sich in Novellenform erledigen lassen. Mit dem Hintergrund von Krautjunkern habe ich zudem keine Lust mich so lange abzugeben. Was mich im Leben nicht interessiert, tut es auch im Kunstwerk nicht. Und die abermalige Verführung des Helden ist mir auch entweder problematisch oder gleichgültig. . . . .

Bremen, 26. 6. 99.

. . . . Gestern war ich in Worpswede mit der Literarischen. Die Maler, ernsthafte, stille Leute, zeigten, was sie gerade noch

hatten: vortreffliche Skizzen und schlechte Bilder, der junge Vogeler überdies sich selbst, wie er ohne Zweifel glaubt, sein bestes Bild: eine Art Salonbauer im Empirekostüm. . . . .

Frankfurt a. M., 9. 2. 00.

. . . . Herzlichen Dank für Deine Grüße und meine Briefe an Holstein, die ich mit einem gewissen mystischen Grausen wie alle meine Schreibereien aus früheren Tagen bei Seite gelegt habe. Es ist wie ein Auferstehen Verstorbener — „wenn wir Toten erwachen". . . . .

Bremen, 14. 3. 01.

. . . . Dem „Kollegen" Herrmann habe ich selber bereits bedeutet, daß es nicht angehe, ein nie für die Öffentlichkeit bestimmtes, nur für die Mitwirkenden und ohne meinen Namen gedrucktes Manuskript, das die Feier eines Privatvereins verschönern sollte, 23 Jahre danach öffentlich zu kritisieren. Daß es literarische Bedenken hat, wußte ich schon damals sehr wohl, aber seinem Zweck hat es ausgezeichnet gedient. Nebenbei ist das Goethesche Plundersweilen so viel Aufhebens gar nicht wert. H. hat sich daraufhin so quasi entschuldigt. . . . .

Rom, 23. 9. 00.

. . . . Ich genieße Rom bei glühendem Sonnenbrand, unter dem ich nicht so leide wie unter den „Pilgern", die mit ihren Flöhen alle Straßen, Galerien und Kirchen füllen und für die selbst Mortimer danken würde. Gestern war ich in der Villa Borghese, aus der der obige Tizian stammt. Ein herrliches Bild, eine wundervolle Sammlung, und in was für Räumen! Und die gewaltigen Lorbeern des Gartens, groß und mächtig wie unsre ältesten Walleichen! Am Freitag geht es für etwa vier Tage nach Neapel, ebenfalls zu Hasler, den ich ja schon einmal besungen habe. Wärst Du nur dabei! Du warst doch immer der beste Reisegefährte. . . . .

Bremen, 7. 11. 00.

. . . . Das „Pinciogedicht“ hat freilich wohl einen melancholischen Grundton. Aber der hat mich in ganz Italien nicht verlassen und ist wohl auch die Baßnote meines Wesens überhaupt, trotz allem, was von Kraft und Freudigkeit in mir steckt. Daß er in Italien stärker klang als sonst, weiß ich wohl. Doch verdüstert es das Gemüt nicht, wenn man sich mit dem Tode ganz vertraut macht und jede Hoffnung, auch die letzte, für sich selber begräbt. Der Blick nach außen und oben wird dadurch nur heller und die Sonne scheint ja auch in ein dunkles Wasser. Das hat sie auch mir in Italien redlich getan: die Sonne der Kunst vor allem. Und sollte ich wirklich das Haupt ein wenig gebeugt getragen haben — sei außer Sorge, mein guter Junge, ich komme schon wieder hoch, ja, ich bin es schon.

Das Lortzingbüchlein ist aber wirklich nur wie ein Spahn von meiner Hobelbank gefallen. Die Betrachtungsweise ist die meiner „Dramaturgie der Oper“, die freilich über den engen nur musikalischen Horizont hinausschaut. Darum wußten sie auch einige Musiker bei ihrem Erscheinen gar nicht recht zu „klassifizieren“. . . . .

Bremen, 5. 12. 00.

. . . . Über die „Bernauerin“ stimmen wir ganz zusammen. Das Stück ist so deutsch, so herrlich menschlich, daß man über den ganz verhebbelten letzten Akt weinen möchte: Ein eisiger Wasserguß, an dem Stück und Teilnahme sterben. . . . .

Bremen, 5. 7. 01.

. . . . Apropos, Meyerkenner: was heißt in dem „Gemälde“ der Vers „Die Mutter dankt mit frohem Mund?“ Oder hatte ich das ganze Gedicht nicht verstanden? Bei dem „Mars von Florenz“ kam mir das alte Mißbehagen, das sich so erklärt: wir sollen doch einen Kampf edler Geschlechter denken; und doch geht der Bräutigam allein, ohne Freunde und Gefolgschaft zur Hochzeit, und das Donati-Weib überfällt ihn wie eine Kupplerin mit ihrer Waare aus dunkler Gasse. Die Vorstellung kann ich

absolut nicht loswerden, auch die eilige Hochzeit ist mir widrig — und damit ist die Sphäre des Gedichts unheilbar zerstört. . . . .

Bremen, 13. 2. 02.

. . . . Nach Überwindung einer starken Erkältung geht es mir wie bisher, also wohl gut, und man lebt tapfer weiter, obwohl es auf die Länge langweilig wird, sich jeden Morgen aufs neue mit Todesgedanken abfinden zu müssen und die Ergebnisse seiner literarischen Arbeit versickern zu sehen. Im „Tag" stand kürzlich ein Artikel, der allen Techniken des Dramas das Urteil sprach und damit endete, man müsse damit beginnen eine induktive Ästhetik zu begründen. Als hätte ich das vor 22 Jahren nicht schon erklärt und getan! Du siehst also, es ist nichts mehr mit mir. Doch schlafe ich noch immer ausgezeichnet, was noch das Beste ist. . . . .

Bremen, 10. 3. 02.

. . . . Meine Nichte ist hier zum Besuch. Sie hat ihren kranken Mann noch nicht wiedersehen dürfen, doch versprechen sich die Ärzte von Zeit und Ruhe Heilung. Ich danke Dir für Deine teilnahmsvollen Worte. Als sich das alles so häufte, dachte ich freilich auch:

„Ach, wenn ein Haus in Feuer soll vergehn,
Dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen" usw.

Allein, was tut's? Man trägt es still und gedeiht doch weiter, im Schatten des Todes. Eigentlich müßte ich abgemalt werden wie ein Wüstenheiliger, einen Schädel vor mir und einen Löwen zur Seite, doch dürfte der Löwe meinetwegen Oberländersche Züge tragen. . . . .

Bremen, 14. 5. 02.

. . . . Das Lob, das Alexandre Ular seiner Schwester, der Clavicembalistin, gespendet hat, läßt sich nicht erweisen, da es auf mündlicher Tradition beruht. Wohl aber hat er seine ältere Schwester, die Schriftstellerin, geb. Uhlemann, als Ular, und ohne sich ihren Bruder zu nennen, beweihräuchert, und zwar im Anhang zu deren Broschüre über die „Prostitution" (pfui!). — Vale! . . . .

Bremen, 20. 12. 02.

. . . . Es kommen auch wieder bessere Zeiten — hoffentlich in jeder Beziehung, denn augenblicklich belaste ich nach dem Satz „Kröten fallen auf den Rücken" meine Chaiselongue wegen Nerven, die sich meines Herzens frech bemächtigt haben. Das paßt mir gar nicht — aber was tun? . . . .

Bremen, 16. 3. 03.

. . . . Alle Zeitungen widerhallen jetzt von Maria von Magdala. Der Berliner Börsen-Courier, der mich bei der Gelegenheit zitierte, tat dies unter der Bezeichnung „der berühmte greise Dramaturg". Was sagst Du? Berühmt — na ja; aber greis — ich danke! Vollends jetzt, nachdem mir das Stiftungsfest so ausgezeichnet bekommen ist. . . . .

Bremen, 1. 5. 03.

. . . . Es ist wirklich sehr gut verlaufen, trotzdem es eigentlich ein Wahnwitz ist, lyrische Gedichte in einem Riesensaal vor zweitausend Hörern vorzutragen. Aber ein intimer Saal war trotz meiner Wünsche nicht zu beschaffen, schon der vielen Leute wegen, auf die man in Hamburg gezählt. So ging es denn wie es ging, und mein Organ bewährte sich wie immer, wohl aber hat mich, der ich schon nicht ganz wohl die Reise antrat, die Sache sehr angestrengt — wer aber spräche anderthalb Stunden lang mit voller Lunge und Seele eigene Dichtungen?

Als ich heimkehrte, fand ich eine böse Hiobspost: d'Albert ist mit dem Ahasver so ins Stocken gekommen, daß er nicht weiter kann. Da bleibt mir denn nichts, als den Kontrakt zu lösen, ihm das Geld zurückzuschicken — und dann? Nun liegt der schöne Stoff daher, denn hausieren gehe ich mit dem Buche nicht. Und wer wäre ihm auch gewachsen? Jedenfalls bin ich sehr betrübt darüber und hadre mit dem Komponisten und dem Himmel.

Hoffentlich hast Du desto mehr Grund zur Fröhlichkeit. . . . .

Bremen, 13. 11. 03.

. . . . Eine Teufelei meines Oberstdorfer Pächters Schugg liegt mir noch im Magen. Der Biedre hat bereits zum fünf-

ten Male zur Winterszeit meine Bienen Todes verbleichen lassen. Dies voraus und beiher. Da öffnet der Himmel seine azurnen Pforten und läßt einen dichten Schwarm flüchtiger Honigbereiter auf meinem Grund nieder. Welch ein Zeichen, welch ein Gnadenwink! Aber die bockslederne Seele heimst — denke Dir — die Tiere, die in meinem Bienenhaus, in meinen Körben sitzen, für sich ein, denn er sei der Pächter. Vergebens machte ich ihm klar, er sei nur der Pächter des Hauses und wohne nebenbei noch ganz umsonst, am meisten verdroß mich aber der brutale Undank, denn weit über meine Pflichten habe ich dem Ehrenmann und seiner Familie gegeben, was ich nur konnte, und ihm grade für diesen Winter wieder einen neuen Herd und Kamin machen lassen. Das hat man nun davon. . . . .

Bremen, 16. 1. 05.

. . . . Die Aspekten stehen nicht gut. Mein Übel hat sich nicht im geringsten gebessert. Nur Geduld habe ich gelernt. Trotzdem sehe ich schwarz in die Zukunft. Wer ahnt denn aber auch, daß die verdammten Nerven sich auch noch des Darmsystems bemächtigen können! Es ist schändlich. Sei Du desto wohler und heiterer! . . . .

Bremen, 1. 4. 05.

. . . . Daß es mir besser gehe, lieber Heinrich, vermag ich durchaus nicht zu sagen, eher das Gegenteil, um so vieles lieber ich auch in meinen vier Wänden als im Krankenhause bin. Überhaupt: wie soll das enden, und wo ist überhaupt die Grenze? Ich rüste mich noch auf alles mögliche. Der Himmel hätte vor einigen Jahren mit jenem Schlaganfall ein Ende machen sollen, das wäre eine gute Gelegenheit gewesen. . . . .

An Frau Christiane und an Fritz Rassow.

An Frau Christiane Rassow.

Stuttgart, 22. 7. 83.

. . . . In Frankfurt habe ich nun auch endlich den vielgerühmten „Bettelstudenten" gesehen, und ist er auch nicht des Beginnens, so ist er doch sicherlich des raschen Abtuens wert — und darum von ihm zuerst.

Woher sein Ruf stammt? Sicherlich nur aus der Armut der modernen komischen Oper oder Operette. Auf das erste erträgliche Erzeugnis stürzte sich das Publikum, um im Grunde nur das zu vergöttern, was es im Auber und zum Teil auch im Lortzing in höchster Potenz besessen und doch nur kühl bei Seite gelegt hatte. Denn sein Reiz liegt in einigen Geistreichheiten und Feinheiten des rein Musikalischen (besonders der Ensembles), daneben in einigen Sentimentalitäten, zumeist aber in den (angeeigneten) Motiven slavischen Ursprungs. Was ihm dafür desto gründlicher fehlt, ist der Humor, den, soweit er überhaupt vorhanden ist, lediglich das Textbuch bestreitet. Von einem einzigen kleinen Chor in der ersten Szene, vielleicht auch noch von einem Lichtblitz im zweiten Finale abgesehen, wüßte ich Nichts, worin dieser Genius des Komischen sich auch nur äußerte. Die Couplets sind von einer gräulichen Banalität, jede parodistische Ader fehlt, vergebens suchen wir nach rhythmischer Originalität, nach einer Weise, die wollend oder nicht von uns Besitz nimmt, die uns lachen macht, ohne daß wir vom Text etwas wissen. Offenbach war gewiß ein musikalischer Lump, aber er besaß alles, was Herrn Millöcker fehlt, und was dieser in Tropfen gibt, das verschüttete Auber in Strömen. Der einzige „Fra Diavolo" oder „Des Teufels Anteil" wiegen hunderte dieser Nichtigkeiten auf.

Vom Bettelstudenten zu Bruch ist eine ganze Tages-Bergfahrt, aber auch ihm fehlt, was jenem: der Humor. Das ist schade und erschwert etwas den sonst so wohltuenden Verkehr mit ihm. Eine edle und ernste Natur, voll Eifer und Willen, immer angespannt, immer bereit über einen höchsten Gegenstand zu reden, ein durch und durch gebildeter Mann, dazu ein begeisterter Ver-

ehrer von Schiller — was will man mehr? könnte man fragen. Und doch: möchte man eben das, was fehlte. Ein Künstler muß sich auch einmal in Hemdsärmeln geben können, und das vermag er nicht. Wohl denen, die den Humor nicht jeden Augenblick zu zitieren brauchen, die wie von Flügeln lange, lange emporgehalten werden im idealen Äther — aber es kommt für Jeden die Zeit, wo sie versagen, und dann rettet den ernsten Menschen vor der Verzweiflung oder Verstimmung nur jener luftige und lustige Tröster, der Oben und Unten, Himmel und Erde verbindet. Wer ihn nicht zu beschwören vermag, verfällt gar zu leicht der Phrase, und (ich würde das nur unter uns aussprechen) das ist es auch, wovor B. sich als Künstler zu bewahren hat. Er liebt das Tönende, Hochfliegende, Pathetische, aber er schafft nicht leicht Herz zu Herzen und lockt uns ein Lächeln hervor. Er sollte nur auf Schiller blicken, der, so wenig er bei seiner geistigen Flügelkraft des Humors bedurfte, doch nicht um ihn verlegen ist, wenn er ihn braucht, — von Shakespeare nicht zu reden, der durch seine Weltanschauung weit mehr auf ihn angewiesen ist.

Vierling ist von ganz anderem Schlage. Er strengt sich als Mensch nicht an und läßt sich wohl mehr gehen (auch in der Vernachlässigung seiner selbst und Andrer) als gut ist. Äußerlich anscheinend schwer, anmutlos und öde, entpuppt er sich doch, jemehr man ihn kennen lernt, als ein leichtsinniges Pfälzer Blut und fördert in stockender und pausenreicher Unterhaltung manch feinen Gedanken zu Tage. Seine Kunst hat nicht den großen, mitreißenden Zug B.'s, aber sie besitzt Grazie und ist reicher und wechselvoller. Die Konferenzen mit ihm waren nicht mühelos; bald hier bald da wurde um einen Vers[1]) gefeilscht und mancher fiel, von meinen Seufzern begleitet, auf dem Altar der Musik. Um einige zerrten sich Komponist und Textdichter wie die Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklus. Für die erlittenen Wunden war dann der Pfalzwein der lindernde Balsam. Mit Vierling zusammen fuhr ich gen Neustadt, und dort, am Fuße der Hardt, im Keller der gastlichen Wein-

[1]) Text zum „Constantin".

gutsbesitzer, die mir bis dato völlig fremd waren, ging das Scheußliche vor sich. Dreiunddreißig Weine wurden probiert. Was sagen Sie? Beim fünfundzwanzigsten schlief Vierling ein, ich aber rettete die Ehre Bremens, seines Ratskellers und meine eigene und langte zum Schluß siegreich bei dem kostbarsten Trank, der „Perle der Pfalz" an.

Daß mir nach diesen Extravaganzen die vollständige Ruhe, die ich hier seit gestern genieße, eine Erquickung ist, werden Sie mir nachfühlen. Jetzt erst konzentriere ich mich, komme „zu mir selbst" (wie unsre Sprache so schön sagt) und nehme meine Seele in meine Hand. . . . .

Bremen, 7. 7. 84.

. . . . Heyse, dessen Urteil in einigen Dingen mit dem Ihrigen konform geht, nennt das Erscheinen des Florian (im Gerold Wendel) einen „Meisterzug". Als hier in Bremen noch alles schwieg, hatte er mir schon in seiner liebenswürdigen Bereitschaft eingehend darüber geschrieben, die „starke dramatische Seele, die energische Gestaltungs- und Erfindungskraft" darin wahrgenommen und (mit seinen Worten) „über Allem jenen poetischen Hauch, der ihn schon in den Maltesern so eigen angemutet". Er erwartet die stärkste Theaterwirkung davon und kommt nur über den Widerspruch meiner Diktion mit dem rauhen Stoff nicht ganz hinweg. Gerade gestern habe ich ihm geantwortet und betone auch Ihnen gegenüber, daß jene Zeit und Bewegung ungleich großartiger und ideenreicher ist, als man gemeinhin annimmt, und daß ich sie mit vollem Recht dem Blick in einer lichteren Atmosphäre zeigen zu dürfen glaubte, als es gemeinhin geschieht. Daß hie und da Knorr und Knubben fehlen, wo sie am Platze wären, ist unleugbar; im allgemeinen werde ich jedoch von meiner Sprachbehandlung wohl kaum ablassen, mit der einen Hand auf den Tell, die Jungfrau, die Iphigenie (die Scythen!) deutend, mit der andern auf meine Abhandlung über die poetische Sprache im Drama (in der Dramaturgie), die seit dem Erscheinen des Buches unabläßig zitiert wird und bereits in Lehrbücher übergeht, wie noch jüngst in Carrières „Poesie". Die

Holzschnitt-Prosa des „Götz" erweckt zwar unbedingt den Eindruck stofflicherer Realität und ich weiß sie nicht genug zu bewundern. Dennoch hat neben ihr der Schillersche Stil seine volle Gleichberechtigung. Will doch im letzten Grunde die Kunst niemals eine rohe Illusion im Sinne der Lebenskopie. Einige historische Lappen lassen sich leicht zusammenstücken, ein Kostüm für die dramatischen Figuren daraus zu schaffen — denn mehr ist es nicht, und darum ist es auch nicht das A und O. Erst wenn man es ihnen ausgezogen hat und sie dann als blühende Organismen dastehen, zeigt sich, ob der Künstler es verstanden hat, Menschen zu schaffen, „ein Bild, das Gott gleich sei". Er sieht sie gewissermaßen nackt, ja mehr als das: er sieht ihnen ins Herz hinein. Haben sie das auf dem rechten Fleck und schickt er sie dann in die Welt hinaus, dann hat er ihnen freilich die richtige Jacke anzuziehen. Idealisiert er diese, um die schönen Formen voller hervortreten zu lassen, — was schadet es viel? Es ist vielleicht nicht klug, vielleicht nicht ganz richtig, aber man soll einen Mißgriff darin auch nicht allzuhoch aufnehmen. Auch kann ich nun einmal nicht aus meiner Haut, deren Verschönerungsfähigkeit ich im übrigen nur allzu zwangvoll anerkennen muß. . . . .

Oberstdorf, 12. 8. 89.

. . . . Die sogenannte Bühnenreform, die nun in München mit einer Aufführung des Lear unternommen oder doch begonnen zu haben glaubte, ist mir als nichts anderes denn ein hübsches, geschmackvoll inszeniertes Experiment erschienen, das für das deutsche Theater ohne Nutzen, für München aber der Kassenmagnet der Fremdensaison sein wird, worauf es denn auch wohl in erster Linie gemünzt ist: es sind die „Feen" vom vorigen Jahre. Über dem Sumpf des „Plein air" der Ausstellung aber glänzte mir hell und hoch die Sonne der Sistina, die mir erst jetzt in ihrer ganzen Leuchtkraft aufgegangen ist. Buchstäblich und ideell — denn ein gewagtes Unternehmen mit dem Firniß des göttlichen Bildes ist ihm zum fabelhaften Heil ausgeschlagen und auf der Leinwand funkelt es jetzt von tausend neuen farbigen Lichtern. Aber was mehr als das ist: wie schlägt die schöne

Natur dieser Gestalten alles zu Boden, was sich in der bildenden Kunst heute Natur zu sein berühmt und was mit wenigen Ausnahmen nichts als Häßlichkeit und Unvermögen im Bunde ist. Diese schattenlosen, senkrechten Wiesen von Schweinfurtergrün! Diese Monstra von Menschenleibern! Diese Beleidigung aller Sinne! es müßte lächerlich sein, wäre es nicht so bedauerlich, daß dieser Unfug, dieses Gräuelfest der Talentlosigkeit stupide Herolde und Anbeter in Menge findet. Ich wäre hinausgelaufen, wenn mir nicht das Bild der heiligen Frau und des wunderbaren Kindes aus Dresden immer vor der Seele geschwebt hätte. Mache ich aber noch einmal eine ähnliche Erfahrung, dann kriegt mich so leicht niemand wieder in eine Gemäldeausstellung. . . . .

Oberstdorf, 27. 7. 90.

. . . . Ich weiß, daß ich äußerlich ruhiger geworden bin; auch schlichtet sich mit den Jahren der Streit in der Brust — möchten Sie aber darum niemals glauben, ich sei der Teilnahme minder bedürftig. Im Gegenteil, teuerste Freundin! Ich bin ohnehin einsam genug. Nicht in dem landläufigen Sinne, denn Menschen sehe ich genug und so oft ich sie sehen will — aber künstlerisch ist man in Bremen so gut wie verwaist, wenn man sich nicht mit Geschrei aufs hohe Postament stellt oder auf den interessanten Sonderling posiert. Wie ich eins und das andere hasse, das wissen Sie ebenso wohl, wie daß ich mir aus der geräuschvollen Bewunderung herzlich wenig mache. Sie haben mich damit nicht verwöhnt, ich sage mit Überzeugung: Gott sei Dank! Aber wenigstens der stillen Fortdauer Ihrer sympathischen Aufmerksamkeit machen Sie mich gelegentlich gewiß und froh. Ich bin mit so wenigem zufrieden, denn da drinnen rauscht die lebendige Quelle frisch wie in den Jahren der ersten Jugend — aber ohne einige Strahlen himmlischer Wärme würde ich vergehen. . . . .

Interlaken, 13. 8. 90.

. . . . Von dem Verlauf meiner Reise erzähle ich Ihnen besser daheim, vor allem von dem Besuch bei Konrad Ferdinand Meyer, der gar wertvolle Früchte gezeitigt hat. Ich werde (unter

uns) demnächst im Besitz seiner dramatischen Entwürfe sein, deren es eine ganze Reihe gibt — was sagen Sie? Er schien nur darauf gewartet zu haben, mir sein Füllhorn auszuschütten, mit dessen Inhalt, um ihn zu sichten, ich mich gern belade. Seine Person strotzt von Behagen und geistiger Sattheit und Fröhlichkeit; er wußte von allem Bescheid, was die deutsche Literatur in Nord und Süd nennenswertes hervorgebracht und erzählte unermüdet von sich selbst und seinem Werden. . . . .

Bad Friedrichshafen, 30. 7. 93.

. . . . Die Schweiz ist durchstreift und meine Schwester ist, der großen und neuen Eindrücke voll, heute nach Eilsen zu den Ihren gereist. Da sitze ich denn, mir selbst überlassen, und meine Gedanken wandern zu denen, die mir die Liebsten sind. Sie wissen wohl, daß Sie unter diesen in vorderster Reihe sitzen, und wissen auch, wie es in mir aussieht. Davon brauche ich denn also nicht zu reden. Allenfalls davon, daß das bischen Philosophie, was mir im Blute sitzt (denn zum Metaphysiker bin ich Gott sei Dank gänzlich verdorben), sich durch diese Reise noch klarer ausgelöst hat. Ihre beiden Axiome heißen „Alles ist eitel" (das spürt man Angesichts der überirdischen toten Schönheit der Jungfrau) und „Carpe diem" d. h. „pflücke die Frucht der Stunde, genieße den Tag". Dazwischen liegt das unablässige Auf und Ab der menschlichen Wünsche und Hoffnungen, Gedanken und Taten, der niedrigsten wie der höchsten, und wenn man sich auf einem anständigen Niveau bewegt, dann muß man dafür lediglich dem Glück oder der Gottheit dankbar sein. Ich denke, wir gehören zu denen, die zu dieser Seligpreisung Grund haben, und deren Idealismus auch durch die trübste Erkenntnis von der Nichtigkeit alles Irdischen seiner Flügel nie beraubt werden kann. . . . .

An Fritz Rassow.

Wernigerode a. H., 7. 11. 94.

. . . . Siehst Du, ich stelle mich pünktlich ein. Die Fahrt nach Posen war nicht gerade erfreulich. Der Boden, die Häuser,

die Menschen, die sich in der riesigen Ebene, die man von Berlin aus zu durchmessen hat, verstreut finden, etwa wie Figuren aus einer Nürnberger Schachtel sich auf unserm Domshof ausnehmen würden — alles sieht lehmig und trübe aus. Und da nun auch noch ein feiner Regen herabrieselte und alles mit einem nassen Schleier überzog, war ich froh, als ich wieder in der Reichshauptstadt anlangte, um andern Tages — also heute früh — harzwärts zu reisen.

Welch' ein Gegensatz! Einer der köstlichsten Herbsttage war funkelklar angebrochen. Mit jeder Stunde schien die Sonne goldner, und als ich in Wernigerode einfuhr, lag die Bergkette fast durchsichtig vor mir, so herrlich, wie ich sie nie gesehn. Selbst der alte Brocken, der sonst ein Murrkater ist, der die Nebelmütze selten absetzt, strahlte gleichsam wie von innerm Licht. Du weißt doch, daß er der Sammelplatz der Hexen sein soll, die alljährlich in der ersten Mainacht (der Walpurgisnacht) dort ein großes Tanzfest begehen? Nun, wer den Brocken heute gesehen, der traut ihm keine Hexe zu und gönnt ihn keiner. Eher hätten ihn sich die guten Geister ausersehen dürfen, denn er schimmerte wie ein Altar. Ich nahm natürlich die gute Zeit wahr, und wenn ich ihn auch nicht aus allernächster Nähe begrüßen konnte, so machte ich doch einen Gang, so weit es der Tag irgend gestattete, und kehrte erst mit der Dämmerung heim. Jetzt sitze ich in einem Prunk- und Jubelzimmer, vermutlich dem allerbesten des „Weißen Hirsches", und meine Gedanken beschäftigen sich mit Dir.

Du bist aufgestanden, nicht wahr? und gehst wieder zur Schule? Ich möchte ungesehen dabei sein können, wenn Du unter den neuen Kameraden sitzest und den Herren Lehrern antwortest. Und wenn der Aufsatz kommt — halten wir uns tapfer. Wie Du gut begonnen hast, so fahre auch fort, Dir selbst zur Freude und denen, die Dich lieben. Auch wird das Deutsche wohl Deine Stärke sein und bleiben, wovon ich ja schon etliche Proben habe. . . . .

Für mich heißt es unterdessen noch: wandern, wandern. Tief in die Pfalz hinein, bis Pirmasens, und südwärts nach dem

schönen Wien. Kehre ich aber zurück, dann soll es desto behaglicher werden. . . . .

Oberstdorf, 28. 7. 95.

Nun, immerhin, des Schönen war es genug, und wenn Du es dankbar genossen, so war es mir eine Freude, Dich an meiner Seite zu haben. Es wird ja nicht das letzte Mal gewesen sein und jedes Jahr der Reife, der Du entgegengehst, wird uns denn auch in allem Einzelnen noch näher zusammenführen. Wenn Du ein guter Wandrer geworden bist, wenn nicht jedes kleine Wölkchen einen Schatten in Deine Seele wirft, und dunkler und vergrößert daraus zurückscheint, dann werden wir solche Reisefreuden körperlich und geistig doppelt genießen. Nicht wahr, mein Junge, Du hältst es Dir stets gegenwärtig, daß jedes ernste und wohl einmal strenge Wort, das den Grundakkord der Harmonie und Fröhlichkeit unterbricht, lediglich zu Deinem Besten geredet wird, und daß ich es nicht an Dich wenden würde, wenn ich nicht die frohe Hoffnung hegte, einen tüchtigen Menschen in Dir heranwachsen zu sehen, der die Freude der Seinen wird? Verstehen wir uns? . . . .

An Frau Christiane Rassow.

Wien, 14. 2. 96.

. . . . Die österreichische Reise hat sich mir schön gelohnt. In Prag ward ich Zeuge einer geradezu begeisterten Aufnahme des „Timon“ und hier hat mir mein Grillparzer-Vortrag jene Bewegung im Auditorium eingetragen, die ich das Rauschen der Herzen nennen möchte. Ein Hochgelehrter meinte sogar, kein Burgschauspieler deklamierte wie ich. Das hat mich doch gefreut (es sei nun wahr oder nicht), doppelt, weil ich es immer nur beiläufig betrieben und von der Verhimmelung der reproduzierenden Künste und Künstler nichts wissen will. Eitelkeiten der Welt, nicht wahr? Ach, wenn Sie wüßten, wie dunkel die andere Hälfte meiner Seele ausschaut. Aber das scheint mir immer mehr das Wahre: zum Leben wie zum Sterben allezeit gleich bereit zu sein und auch in der hellsten Freude, deren keine ich verschmähen

will, wenn sie sich mir bietet, auf den Tod gestimmt zu sein. Und ich verlange wirklich an Glück nichts mehr als ein wenig sorgsame Liebe von denen, die ich liebe. . . . .

An Fritz Rassow.

Dresden, 8. 11. 96.

. . . . Dem lieben und braven Briefschreiber Lob und Gruß. Deine Epistel flog zu guter Stunde in meine Tür und zwitscherte meinem Ohr und Herzen willkommene heimatliche Laute. Denn Chemnitz fing mit seinem Jahrmarktstrubel, in den ich unglücklicherweise hineingeraten war, schon an, mich zur Verzweiflung zu bringen, und nach dem Bremer Freimarkt, dem ich wohlgesinnt bin, war das wirklich des Guten zu viel. Zudem hatte ich Tags vorher (es war der einzige Ruheabend der Woche) die ärgste und elendeste Schmierenkomödie der Welt gesehen „Die offizielle Frau" und mich weidlich darüber erbost. Dafür erfreute mich nun die biedere Stadt an meinem Vortragsabend durch einen derart überfüllten Saal, daß mir die letzten Reihen Dank der Atmosphäre, die dadurch entstand, nur noch wie durch einen Nebelschleier sichtbar waren und fünf Jungfrauen in Ohnmacht fielen. Schon das war ein Erfolg. Und auch der andere geriet darnach, sodaß ich, wenn ich davon auch sonst kein Wesens mache, diesmal doch mit besondrer Freude den Saal verließ. . . . .

Hamburg, 20. 2. 98.

„ . . . . O Zeit
Der Phantasie und der Begeisterung,
O diese blütenreichen sechzehn Jahre!
Seit ich verständig worden, wünsch' ich sie
Mir zehnmal des Tags zurück."

So sagt der Gesandte in meinen „Maltesern", und so darf ich mich zur Feier des Tages wohl einmal selber zitieren. Sei Dir denn die schöne Zeit, die für Dich heranbricht, in Wahrheit eine Zeit der reinsten Begeisterung für alles Edle und Große. Die Phantasie wird daneben schon das ihre tun. Und regt sich der

kritische Sinn in Dir, treibt es Dich zu richten und zu verwerfen, dann laß Dir aus demselben Stück noch ein anderes Wörtlein mit auf den Weg geben:

„Sei nie zu groß; ein Körnchen Liebe mische
Du allem bei, auch Deinem strengsten Tun."

Nur dies für heute, denn alles übrige darf ich Dir ja von Angesicht zu Angesicht sagen. . . . .

Also Gott befohlen, mein lieber Sechzehnjähriger. Laß einen Platz auf Deinem Geburtstagtisch frei, denn ich habe schwer geladen. . . . .

Bremen, 15. 5. 98.

. . . . Ich sehe nur noch nicht ganz klar, wohin Deine Begabung gravitiert und wie stark sie ist. Aber es würde eine Torheit sein, das erwählte Studium nicht mit aller Kraft zu Ende zu führen, denn ein berufsmäßiges Poetentum gibt es nicht und mein eignes Leben beweist es zur Genüge, daß ich das ernsteste Erfassen eines arbeitsvollen Handwerks (im weitesten Sinne verstanden) für die Pflicht des Menschen halte. Ob dann jemand ein Künstler wird — ein Dichter, ein Musiker, oder was sonst — das muß Zeit und Erfolg lehren.

Also, mein teuerster Junge, tüchtig geschafft — soweit es das ärztliche Reglement und die Rücksicht auf Deine Gesundheit verstatten. Ob Du sonst etwas treibst, was Du liesest ꝛc. ꝛc., das höre ich wohl bald, wenn Du nicht selber kommst, es mir zu erzählen.

Ich schwöre nach wie vor zu dem alten Schillerschen Heilssatz der „Beschäftigung, die nicht ermattet", und spüre ihren Trost in den vielen einsamen Stunden, die mir jetzt beschieden sind. Die lyrischen Gedichte, die mir auf meiner letzten Reise sozusagen plötzlich im Herzen stecken blieben, sind mit einem Male hervorgequollen und werden bereits von Almanach- und anderen Redakteuren in ihren Zeitungsschalen aufgefangen. Dazwischen lasse ich mir täglich die himmlische „Zauberflöte" klingen. München hat sie eben jetzt sinnverwirrend neu ausgestattet. . . . .

Dank ist ein Luxus, den sich nur vornehme Seelen verstatten können; dem gemeinen Troß wird er zur Bürde. . . . .

Bremen, 29. 5. 98.

. . . . Nimm denn auch meine Grüße und Glückwünsche — das Wort scheint mir fast zu leer für alles, was ich für Dich auf dem Herzen habe. Nun öffnet sich die Welt vor Dir mit all ihren herrlichen Schätzen in Leben und Kunst. Betritt sie mit dem reinen und starken Vorsatz, ein guter Mensch zu sein, wahrhaft und mutig, liebevoll und geduldig. Und Du wirst je mehr und mehr spüren, daß im letzten Grunde Kunst und Sittlichkeit aus derselben Quelle fließen. Möge sich Dir das Gute zum Schönen wandeln, das Schöne zum Guten!

Die Bücher nimm als ein Stück von mir selbst auf; und wenn Du in ihnen liest, denke, wir unterhielten uns über das Größte, was Dichtung und Musik hervorgebracht. Und widersprich mir tüchtig, wenn Du nicht meiner Meinung bist. Lebe wohl! . . . .

Bremen, 26. 10. 98.

. . . . Und wenn Du fühlst, daß „keine Entfernung zwischen uns etwas ändern kann", so nehme ich das als den natürlichen Ausdruck der Sprache Deines Herzens, auf das ich felsenfest baue und das Dir — wills der Himmel — in allen Lagen des Lebens immer das Rechte zurufen wird. Kunst und Wissen und alle Schätze der Welt sind tot, wenn seine Quellen sie nicht durchdringen. Und laß den Geist der Wahrheit es durchleuchten, auch in den kleinsten Dingen! Wenn Du je einmal als Künstler etwas leisten willst, in welcher Form immer, Du wirst nichts ohne diese beiden sein, mit ihnen aber auch stark und mächtig, und ein Kunstwerk, das aus ihrer Kraft und ihrem Geiste erwächst, wird über den Eitelkeiten der Mode, die schon im folgenden Jahre veraltet, geradewegs ins Ewige deuten.

Da komme ich ja aber fast in einen Epistelton hinein, als schriebe der Apostel an seinen Titus oder Philemon. Aber es ist mir auch immer ein wenig feierlich, wenn ich aufstrebende Jugend

sehe und aller Gefahren gedenke, die sie vom Wege verschlagen können. Um wie viel mehr, wenn es Dich gilt, für den ich wie für mein eigen Fleisch und Blut gesorgt und immer noch sinne und schaffe. Seien also alle guten Geister mit Dir. Verscheuche sie nicht, sondern banne sie fest an Dich. . . .

Morgen schon reise ich: um 1 Uhr 5, um noch am selben Abend in Hildesheim zu sprechen. Der folgende Tag sieht mich in Braunschweig, der Sonnabend in Gera, der Montag in Chemnitz usw. Ich gebe Dir, wie sonst, meine Adressen. Du weißt ja, daß mich jeder Gruß, auch der kürzeste, erfreut. Verstreue sie mir auf meine lange einsame Fahrt. Ich würde von keinem Herzen mehr fordern, als was es freiwillig gewährt — aber auch nicht weniger. Setze denn Deine Gesinnung in die Tat um.

Hast Du den „Faust" mit? Es wird doch Zeit, daß Du ihn kennen lernst, zwischen all dem Fremdtum das Evangelium der Deutschen, das auch das der Menschheit ist. . . . .

Goslar, 29. 11. 98.

. . . . Eine wertvolle neue Gesangskomposition von Lindner: „Tragische Erscheinung" auf einen vortrefflichen Text des mir sonst widrigen Dehmel: In der Wüste verlechzt ein wanderndes Volk, ein fremder Mann verblutet sich für sie — sie aber schaudern vor dem Blut zurück und „wollen Wasser". Der Genius, dessen Tun den Menschen fremd, dessen Opfergabe ihnen ungenießbar ist....

Jetzt gilt es noch, sich eine Woche von Ort zu Ort durchzuschlagen, bis mir der Rauch vom heimischen Herde weht. Täglich ein Vortrag, ein bischen viel ist es doch . . . Fast ist es seltsam, daß ich dieses ewige Wandern auch seelisch so gut ertrage. Denn in mir steckt eine starke Zentripetalkraft und jede Fiber sehnt sich nach Sammlung und Stille. Trotz allem: es geht, aber doch nur, weil ich im Innern ruhig bin.

Denn wer den Sinn aufs Ganze hat gerichtet —
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet —

mit den Jahren lernt man das verstehen. . . . .

Bremen, 2. 6. 99.

. . . . Da wärst Du nun also in der Ferne und ich hätte das Nachsehen. Ich hatte es buchstäblich. Denn als der Zug Dich von hier nach Leipzig entführte, lehnte ich melancholisch am Bibliothekfenster und blickte dem Rauch nach, der aus der Halle aufstieg. Die Pfingstreise war zu Wasser geworden (erst morgen wird sie nachgeholt) und also war ich daheim geblieben. Da überlegte ich denn, ob ich Dir noch einmal zum Abschied die Hand drücken sollte. Aber ich versagte es mir aus allerlei Gründen, wohl auch, weil ich selber einmal von wiederholtem Abschiednehmen allerlei toll-verworrenes geschrieben und weil mir alle Bahnhöfe verhaßt sind. Aber aus meinem Herzen schlug noch ein heller Brand hervor und das trübe Gewölk, das dabei nicht ausbleibt, mischte sich mit dem Qualm, dessen Kraft Dich davontrug. Addio, sagte ich, aber ich wußte ja mit Dir festiglich, daß wir zusammen bleiben und gehören.

Ruß und Qualm ist auch die Signatur Leipzigs. Wenigstens war sie es zu meiner Studentenzeit. Wir spürten es an der Verdreifachung unsrer Wäscherechnungen. Erst nach und nach lichtete sich mir das Grau, das die Stadt auch ästhetisch umlagerte, und sie wurde mir lieb, zumeist aber doch durch ihre Menschen und ihre Musik. Daß von jenen die seltenste aller Frauen nicht mehr lebt, beklage ich um Deinetwillen unendlich, denn sie würde Dich geliebt, wohl auch ein bischen verzogen haben, und Du hättest Dich an ihrem funkelnden Geist sonnen, an ihrem goldigen Herzen wärmen können. Eine Individualität durch und durch, und doch „mit dem Geschick in hoher Einigkeit", immer groß und immer gut — und diese beiden Tugenden sind nach Schiller fast nie vereinigt. Nun fehlt sie und mit ihr der Kreis bedeutender Menschen, der sie umgab, und Du mußt selbst auf die Suche gehen. Wag es frisch, auch ohne Diogeneslaterne. Enttäuschungen wird es genug geben, Überraschungen aber auch, und oft entdeckt man den Demant in der unscheinbarsten Hülle. Die aller-echtesten, die nichts nach dem Schein fragen, sind freilich selten und ihrer einen habe ich hier soeben verloren. Dr. Hurm, den ich Dir oft genannt, ist am Herzschlag verschieden. So wird

der Wald von Menschen, der uns umgab, vom Schicksal gefällt, vom Wurm hier, vom Blitz dort, und es wird einsam um uns, bis wir selber dahin müssen und in den großen Ofen wandern. Bis dahin aber wollen wir die Krone aufrecht tragen und uns freuen, wenn wir den Wanderern und dem Jungvolk noch eine Weile Schatten geben dürfen. . . . .

Burgstall, 20. 7. 99.

. . . . Laß sie nur tapfer rezensieren. Einiges davon wirst Du schon gebrauchen können, denn zumeist überschätzt man seine ersten Anfänge doch. Wenn der Schnurrbartlose Dir aber den Greif als Muster vorrücken sollte, dann hättest Du Recht, Dich gewaltig aufzubäumen: ein paar Körner (etwa 5 oder 6) unter einem ungeheuren Haufen Spreu. Prosa, fast alles Prosa, die (mir unbegreiflich genug) selbst von einigen gescheidten Menschen mit Einfachheit verwechselt wird. . . . Und nun solltest Du gar seine Dramen lesen! Nein, Herr Vetter, den lehnen wir ab! — Aber auch den Goethe-Schillerschen Briefwechsel?? Ich erinnere mich der Stelle nicht, die Du zitierst. . . . Und doch gehört dieser Briefwechsel zu den herrlichsten Gütern unseres Volkes, und vor dem Ewigen darin verschwindet das Vergängliche zu Nichts. Ich prophezeie, daß er in seinem Ernst, seiner Tiefe, der scheinlosen Schlichtheit, mit der unsre Allergrößten hier die höchsten Probleme wie Frühstückswecken traktieren, Dich noch einmal zu Tränen rühren wird. Dazu muß man jedoch erst ein Mann geworden sein. . . . .

Burgstall, 31. 7. 99.

. . . . „Ich wollt', ich wär' dabei gewesen", sagt Hamlet, als die Freunde ihm von dem Erscheinen des Geistes reden, und ich wollte, ich wäre dabei gewesen, als der Wagnersche Geist Dir erschien. Ja, das ist freilich ein Gewaltiger, einer von denen, die die geistige Welt aus den Angeln gehoben und um etwas höher eingerenkt haben. Seit meiner frühesten Kindheit hatte er unbedingte Macht über mich, und keiner seiner Irrtümer vermag

seiner Größe den geringsten Abbruch zu tun. Jene hat man nur festzustellen um der Wahrheit willen und der Zukunft der Kunst, und weil es feig und sündhaft wäre, sich einem Andern, sei er noch so groß, sklavisch hinzugeben — aber als Einzelnen hat man ihn zu nehmen wie er ist, dem Himmel zu danken, daß er war, und sich des Vaterlandes zu freuen, das ihn hervorgebracht und dessen Farben er so siegreich „zu den Völkern" in die Ferne trägt.

Ich fühlte schon vor, welchen Eindruck dies Neue und Gigantische auf Dich machen würde, das Dich mit einem Male wie eine Lawine überschüttet. Mir kam es allmählicher, organischer, denn ich war in der Welt des Musikdramas und des Theaters längst bekannt. „Zu neuen Taten" muß er Dich an- und aufregen, und aus jeder Zeile spüre ich, daß Du Dir die Ziele hoch und höher stecken willst. So hoch wie möglich, mein Junge! Das sind Jämmerlinge, die mit ihrer Phantasie und ihren Plänen haushalten. Die Wirklichkeit tut schon das ihrige, um einzuschränken und zurückzuziehen. Das müssen wir alle prüfen, aber es darf uns nicht lähmen. Überlassen wir es ihr, uns zu enttäuschen. Einmal kommt für jeden Tüchtigen die Stunde, und wenn wir nichts, gar nichts mehr von ihr wollen, dann ruft sie uns wie den alten Cincinnatus vom Pfluge weg auf den Platz der Ehren.

Draußen scheint die Sonne hell. Vor mir duftet ein Strauß von Brändli und ich höre den Brunnen unter dem Hollunder plätschern. Wie schön könnten wir da über alles Hohe und Tiefe plaudern. . . . .

An Frau Christiane Rassow.

Bremen, 1. 10. 99.

. . . . Meinen wärmsten Dank für Ihren guten Brief! Und wenn denn der Tag (der 50jährige Geburtstag), an dem mir vieles durch Kopf und Herz gehen wird, vieles, was ich besessen, errungen und verloren — wenn er gefeiert sein soll, wo könnte ich es mir lieber wünschen als bei Ihnen? Wie und wann, darüber haben Sie mir selber einen Wunsch zu äußern gestattet,

und das werde ich offen tun. Lassen Sie mich Ihnen zunächst nur erklären, warum ich eine größere Feier (zu der sie sich wohl oder übel ausgewachsen haben würde) ausgeschlagen habe, ausgeschlagen mit dem Ausdruck des allerherzlichsten Dankes und mit der Bitte, mir die zugedachte Freude in irgendwelcher andern Gestalt zu erweisen.

Zwar zu erklären ist dabei im Grunde nicht viel, wo ein starkes Gefühl mich dazu zwingt, das ich um meiner Freunde willen meistern würde, wenn ich es nur zu ihrem und meinem Frommen vermöchte. Es ist von je meine Art gewesen, mich eines schönen Besitzes (wie es die Liebe so vieler Menschen ist) still zu erfreuen. Ich habe Feste wohl zurüsten, aber selber nie so recht feiern können, und war es einmal unvermeidlich, daß ich der Mittelpunkt auch nur der kleinsten Feier wurde, dann war ich auch bei dem lebhaftesten innern Glücksgefühl schweigsam und verlegen. Schon die Gewißheit, daß mich Ihrer Einige der Liebe und Ehre wert hielten, genügte mir — im Stillen konnte ich das verarbeiten, aber es vor vieler Augen in Schüsseln auszuessen, war und ist mir nicht gegeben. Es ist mir wie eine Schaustellung, und ich meine, allen den Leuten, die es so gut meinen, mein „beschämt Gemüt" zeigen zu müssen. An meinem 50. Geburtstag werde ich wohl zum Überfluß noch fühlen, wie viel mir mißraten ist, und mancher Erfolg wird mir nur ein Pflaster auf alten noch nicht verharschten Wunden scheinen. Das nur, damit Sie nicht glauben, es sei so etwas wie falsche Bescheidenheit dabei. Von der echten hoffentlich ein wenig — aber auch sie gibt den Ausschlag nicht, und ich kann mir ja ehrlich bekennen, daß ich einiges von dem erreicht, was ich wollte, und daß mir Vereine und Gesellschaften und wohl auch einige Menschen Dank schulden. Wollen sie mir den in irgend einer Form zu erkennen geben — ich werde mich nicht zieren; wollen Freundschaft und Liebe ein übriges tun — ich werde ihre Glückwünsche gerührt empfangen, denn solcher Beweise bedarf mein Herz, und sie geben mir Ersatz für das, was das Schicksal mir versagt und geraubt. Das alles klingt doch schon fast begehrlich. Wenn ich aber bitte, eben von der Form abzusehen, nach der andere begierig greifen

mürden, die aber mich belastet — wer kann mir das übeldeuten? und wer von meinen Freunden gar könnte mein Gefühl so gänzlich verkennen. Das einzige, was mich dabei bedrückt, ist ja, daß ich einige freundliche Seelen kränken könnte — wenn aber Sie mein Wort führen, liebe Freundin, werden diese Wolken schon schwinden. Schicken Sie nur alle, die es gut mit mir meinen, in mein Haus, sie sollen es mir schon abspüren, wie dankbar ich bin!

Werden nun aber auch Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihrer Absicht, auf deren Verwirklichung ich mich wahrhaft freue, eine etwas andere Wendung zu geben bitte? Wollen Sie mir die Liebe antun, unsre gemeinsamen Freunde, so viel sie wollen und so viel Ihr Eßzimmer faßt, erst am Tage darauf, also am 27. mittags bei sich zu versammeln? So wäre es mir das liebste. Ich könnte dann abends vorher ruhig im Lehnsessel zurück und vorwärts schauen, Pläne schmieden, gute Vorsätze fassen, Rechnung halten im Innern, alte Schuldscheine verbrennen und andern Tags mit völlig freier Seele fröhlich mit den Fröhlichen sein und unsre 20jährige Freundschaft feiern. Das würde mich glücklich machen. Und mit 60 oder gar 70 läßt sich vielleicht auch schon am 26. aus dem Bau und unter das Volk locken Ihr treuer Freund H. B.

An Fritz Rassow.

München, 23. 2. 00.

. . . . Gewiß werde ich Dir zur Seite stehen, allezeit, nur ruf' mich und nütze, was die Jahre dem älteren nun doch einmal zugetragen haben. Ich werde alles begreifen und mitempfinden, denn ich selber bin jung gewesen, sehr jung sogar. Mancher meint sogar, ich sei es im Innersten geblieben. Solche Kämpfe werden wiederkehren — laß mich getrost Anteil daran haben und glaube mir, daß es mich am meisten bekümmern wird, seitab stehen zu müssen. Zwar denke ich, wie diesmal, wirst Du Dich auch späterhin bald und schön zurechtfinden — aber vielleicht suchst Du doch einmal nach einem Ausweg, den ich zu finden vermöchte, und jedenfalls bist Du des Beistandes eines treuen Herzens immer

gewiß. Und den können wir gebrauchen. Zudem, was in einer Künstlernatur vorgeht, das denke ich, müßte ich wissen, denn wie schwach meine Kraft und mein Vollbringen sein mag — meine reinsten und heißesten Regungen haben nächst den Menschen, die ich liebe, der Kunst gegolten, und nie bin ich ihr um einer Lockung der Eitelkeit und Ehrsucht untreu geworden. So erwarte ich es auch von Dir, und da ich Dir vertraue, sei es damit auch genug. Es ist fast schon zu viel. Dem Philistertum aber laß uns tapfer zu Leibe gehn. Das solide Können werden wir ja nicht wieder mit ihm verwechseln, denn das glaubt nur der Pfuscher entbehren zu können. . . . .

An Frau Christiane Rassow.

Köln, 9. 2. 01.

. . . . Zu diesem Schreiben kam ich erst, nachdem Tolstois „Auferstehung“ mich losgelassen, die ich noch nicht kannte. Und wie reckt sich hier der Dichter nicht nur, sondern der große Mensch über die Menge! Statt der kleinen Eitelkeiten der Welt, ein hohes heiliges Ziel, und in der Liebe die Wahrheit, die unbestechlich ist. Will man je einmal im gleichen Lauf erlahmen, dann tun solche Propheten not, die uns beim Schopf fassen wie der Engel den Habakuk. Ich darf von meinem eignen Leben behaupten, daß ich mir meine Widersacher nur durch Offenheit gemacht und durch das Widerstreben, falsche Götzen mit anzubeten; wohl darum strömt all mein Blut, so oft ich dabei unterlegen sein mag, dem Erzähler zu, der sich in dem Helden so ehrlich und treu selber schildert. Solch' einem riesigen Monument schadet es auch nicht, daß ihm das Ende fehlt, denn zu dem Glauben an das Evangelium kann niemand durch Gründe verpflichtet werden, und der Verfasser kommt zu seiner Verkündigung am Schluß nur darum, weil er seinen Geist schon besaß. Das Ganze bleibt darum doch eine Tat, vor der sich die deutschen Tagediebe, die den Tingeltangel und das Puppentheater künstlerisch heben wollen, ins Mauseloch verkriechen sollten. Es ist eine Schande, mit was für Quisquilien unsere literarische Jugend die Zeit vergeudet. . . . .

An Fritz Rassow.

(Mit einer Handschriftenmappe.)

Iserlohn, 1901.

Schließ, lieber Fritz, in diesen schwarzen Schrein
Getrost ein Veilchen Deine Kinder ein.
Es brauchen nicht der Jahre neun zu sein,
Wie sie Horaz verlangt, doch Monde, Wochen
Zum mindesten — und rufst Du aus der Nacht
Die Eingesargten wieder, gib auch Acht,
Ob sie gehalten, was sie Dir versprochen,
Ob sie dieselben sind, die sie Dir schienen,
An Haltung aufrecht, Leben in den Mienen,
Im Auge Geist und in den Muskeln Stärke,
Kurzum: die Krone aller Schöpfungswerke.
Bestehen sie die Prüfung ohne Tadel,
Dann — sei's — dann sind sie auch von echtem Adel
Und können ihre Fahrt ins Leben wagen.
Doch — seltsam ist's — was dem Poeten selber
So wohl gefiel, in diesem Lederstadel
Verwandelt es sich oft in Lunas Kälber,
Sodaß der hocherstaunte Vater spricht:
„Was ist denn das? Dies Kind gefällt mir nicht.
Es hinkt, es hat am Halse einen Kropf,
Das Auge schielt, ein wüster Weichselzopf
Ist sein Gelock, ein Buckel ziert den Rücken,
Soll dieses Scheusal unsre Erde drücken?
Hinweg mit ihm, zur Hölle!" — Halt, gemach!
Nicht gleich so hart. Vielleicht ist noch zu bessern,
Was Dir urplötzlich so entsetzlich dünkt.
Versuch's. Du hast das Kindlein ja geschaffen,
Und stammen Adams Kinder von den Affen,
Dann läßt sich auch ein Wechselbalg vielleicht
Noch zum Apoll, zur Aphrodite wandeln,
Es gälte nur, sie richtig zu behandeln.
Sei Du ihr Arzt, schließ sie noch einmal ein
Und sinne nach, und dann in einer Esse
Die Schäden weggetilgt! Dann wird der Schrein
Von schwarzem Leder nicht ihr Sarg mehr — nein,
Ein Fegefeuer ihrer Seelen sein
Und ihrer Leiber! — Zeit will alles Große
Und Gute, reifen wir doch selber still
Zum Leben wie zum Tode. Laß denn reifen,

Was Kraft zum Leben hat. Doch was nicht leben
Und sterben kann, das fördere selbst zum Nichts
„Mit einer Keule doppelten Gewichts".
Den Mißgeratnen wachsen bessre nach,
Und wer mit seinem Pfund getreulich wuchert,
Dem wird sich auch des Herren Segen zeigen,
Dem werden bald zu enge Dach und Fach
Und seine Kinder folgen ihm, ein Reigen
Von paradiesischen Gestalten, nach.

Bremen, 20. 2. 02.

. . . . Da aber kam Dein Brief, so liebevoll, so voll Einsicht in Dein eignes Wesen und so voll guten Willens, daß ich es jetzt als ein Unrecht gegen Dich und mich empfinden würde, wenn ich nicht offen spräche, für eine falsche Rücksicht, um derentwillen Du mich verklagen dürftest.

Es betrifft Deine Stücke, die ich natürlich längst gelesen habe, zwei- und dreimal, sodaß ich Dir ein Langes und Breites darüber schreiben könnte. Das will ich aber nicht tun, so viel ich im Einzelnen, im Technischen und in der Charakteristik zu preisen hätte, denn mein sehnlichster Wunsch geht dahin, so viel auf Dich zu vermögen, daß Du dieser Stoffwelt Valet geben und Dich in reinere Sphären erheben möchtest, in denen Du Dich auf die Länge wohler, glücklicher und gesunder fühlen würdest. Das lernt der Mensch von heute zwar alles *auch* kennen und zum Teil *muß* er es kennen lernen, bald aber wirst Du selber fühlen, mein lieber Junge, daß die Motive, die sich aus diesen Niederungen schöpfen lassen, eben auch niedrig und wohlfeil sind, und daß es gefährlich ist, sie zum Gegenstand einer künstlichen und kunstvollen Problematik zu machen. Es ist der Fluch der französischen Literatur und insbesondere ihrer Dramatik geworden, daß sie sich aus den Regionen des Ehebruchs und Dirnentums nicht zu befreien vermocht hat, und dafür büßt sie nun mit einer völligen Entfremdung von dem Empfinden des eigentlichen französischen Volkes. Denn was sich in der Schilderung einer verrotteten Gesellschaft gefällt, das ist die Bohème, die sich in Paris zusammendrängt, die auf den Boulevards und in den Nachtcafés lebt,

künstliche Sumpfpflanzen, wie sie ähnlich jetzt auch in Berlin gedeihen, obwohl das deutsche Bürgertum überall im Reich stark genug ist, dagegen zu protestieren und es an zahlreichen Gegengewichten in den übrigen Groß- und Mittelstädten und in der Provinz nicht fehlt. Und es wird, denke ich, noch auf lange hinaus der Stolz des deutschen Schriftsteller- und Dichtertums bleiben, daß es für alle Regungen des Seelenlebens Ausdrucksmittel gefunden hat und immer noch findet, nicht blos für die sexuellen. Wie reich ist unsre Dramatik! Und wie arm würde sie werden, wenn sie es der französischen nachtun wollte! Man deckt das vielleicht mit dem bequemen Wort „modern", aber das ist ein Selbstbetrug. Wenn wirklich unsre Zeit vor den vergangenen eine besondere Signatur hat, dann hat sie dieselbe durch die Beschäftigung mit der sozialen Frage erhalten; die ist wirklich modern, und es möchte wohl keiner zu denen gehören, die der laute Notschrei der Zeit nicht einmal aufmerksam gemacht hätte. Ich denke, Du weißt, daß ich die Sozialdemokratie hasse, weil sie diejenigen schmäht, die durch die vergangenen Zeitläufte so gut historisch geworden und entschuldigt sind, wie sie selbst; aber es ist gut, daß unsre Herzen aufgerührt sind, darauf zu achten, daß Millionen unsrer Brüder in dumpfem Elend versiechen. Dahin gehorcht und geblickt! Was das Christentum gelehrt hat, nimmt jetzt nur andere Formen an, und wenn Du irgend Zeit findest, würde ich es für gut halten, Du ließest Dich, vielleicht durch ein Colleg, in diese Fragen einführen. Ich habe es in Deinen Jahren auch getan, und als ich jung war, da war noch ein kleines Pflänzchen, was jetzt den ganzen Boden unseres öffentlichen Lebens durch- und überwuchert. Und es ist immer heilsam, wenn wir von einer allzu liebevollen Betrachtung unsrer selbst auf die Welt um uns gelenkt werden, um, wie Faust sagt, unser eigen Selbst zu ihrem Selbst zu erweitern. . . . .

. . . . Ich mußte das sagen, was ich hiermit getan — und warum sollte ich Dich nicht für reif und gut genug halten, mich zu verstehen und meine Gründe zu würdigen? Die Mahnung, die das Schicksal mir etwas unsanft erteilt hat, läßt mich mehr noch als sonst an das Ende denken, und ich bin auf alles

gefaßt. Das aber möchte ich noch erleben, daß ich Dich im Hafen sähe; so viel Stürme auch noch kommen mögen (und Du selbst kennzeichnest Dich klar und sicher), ich vertraue auf den Kompaß in Deiner eignen Brust: dann aber wollen wir 101 Salutschüsse lösen. Wirf also den Ballast über Bord und lande mit guter, reiner Ware. Der Festschmaus soll dann auch nicht fehlen. . . . .

Burgstall, 28. 8. 02.

. . . . Ich glaube jetzt auch glücklich in dem Bewußtsein sein zu dürfen, daß wir uns aufs neue nur um so fester zusammengefunden haben. Zwar in mir war im Innersten nichts verändert. Nur sind wir Älteren den Jüngeren gegenüber übel dran. Wir sind geworden, fest in unsern Neigungen und Gewohnheiten; ihr werdet, verändert euch vor unsern Augen, weicht wohl auch weit von unsern Wegen ab, und schließlich steht vielleicht als ein Fremder vor uns, den wir schon ganz eins mit uns glaubten. Wie weit Du Dich aber auch von mir verlorst — im Innern hoffte ich doch fest auf Dich, und was ich in diesen Sommertagen sah, hat meine besten Hoffnungen nur gestärkt. Ich sehe den Drang nach Wahrheit in Dir, sehe den guten Kern sich aus dem krausen, bunten und unechten Flitterkram losschälen, und fest und innig schließe ich Dich wieder an mein Herz. Was meine Freundespflicht Dir schuldet, denke ich Dir allezeit gewähren zu können, unbeschränkte Wahrheit, aber doch Wahrheit in Liebe, und es erquickte mich zu spüren, daß Du sie vertragen kannst und schwerlich mehr mißverstehen wirst. Freilich mußt Du Dich noch auf manchen Stoß von der Welt gefaßt machen. . . . .

Wenn ich bei der Prüfung Deiner Gedichte sehe, mit wie wenigem aus einem grauen Entlein ein vollkommener Schwan hätte werden können, dann bedaure ich doch, daß Du mit der Veröffentlichung nicht noch ein bischen gewartet hast; denn die Welt, das Publikum, will nun einmal das Fertige sehn und kosten, reife Früchte, seien es Brombeeren oder Ananas. . . . . Und was das Schicksal Deiner neuen Büchlein sein möge: gib nichts auf Verkauf und Lobsprüche ins Gesicht. Das sind Pro-

dukte der Gesellschaft, denen Du mißtrauen darfst und mußt. Je weniger von andern für Dich getan wird, um so besser für Dich. Blinder Eifer Dritter schadet Dir nur, und Feinde und Neider sind allezeit wach. Du aber sollst, will's der Himmel, einmal aus Dir selbst heraus über sie triumphieren und Deinen Mann stehen, eine Ajaxnatur, durch nichts stark als das, was Du selber bist und kannst: „ich, ich allein", wie Coriolan sagt. . . . .

Bremen, 18. 2. 03.

. . . . Ich weiß doch nun, wie es um Dich und in Dir aussieht. Mit Leichtigkeit versetze ich mich in Deine Stellung zu der großen Stadt, da ich es im ganzen genau so gehalten habe wie Du, wenn mir vielleicht auch für die Plastik eine besonders empfängliche Seele beschieden ist. Nun bin ich ketzerisch genug, Rom als Ganzes (wohlverstanden) für schauderhaft häßlich zu halten, einen Häusersumpf, aus dem sich die Prachtbauten unorganisch erheben und der nichts von den malerischen Zaubern Neapels enthält. Von den Geheimnissen einer architektonischen Gesamtwirkung ist kaum etwas wahrzunehmen, so wenig fast wie in dem scheußlichen London. Wenn in Paris jeder bedeutende Bau langsam vorbereitet wird, jede Straßenzeile ihren Abschluß enthält, sei es durch eine Fassade, einen Brunnen, ein mächtiges Monument, oft zu theatralisch vielleicht, muß man in Rom selbst den großartigen Platz von St. Peter durch ein Spalier von Häßlichkeiten erreichen, nüchtern langweilige neuere Gassen oder elendestes Gerümpel, und selbst die herrliche Kuppel des Doms und Berninis wundervolle Kolonnaden (das Beste, was dieser sonst immer geschmähte Mann geschaffen) werden durch den Riesenkasten des Vatikans verschimpfiert. Ich weiß, daß die ewige Geldnot Italiens die Hauptschuld daran trägt, — aber weh tut es einem doch, und trotz meines mehrmaligen längeren Aufenthalts am Tiber bin ich darüber nicht hinweggekommen. Und mit den Menschen geht es mir dort ähnlich wie Dir: nur daß mir die vielen Junoköpfe, die uns das Leben dort zeigt, einen stärkeren Eindruck gemacht haben als Dir, wenn auch die marmorne, die jetzt

in den Diocletiansthermen thront, alle weit übertrifft, und wenn sich auch für mein Gefühl nichts in ganz Italien mit der Lebenslust und Grazie vergleicht, mit der die Venetianerin sich hält und trägt. Da tauchen unvergeßliche Bilder vor meiner Erinnerung auf, bezaubernd, und mit Worten nicht zu umschreiben. Aber wenn Du von der himmlischen und irdischen Liebe sprichst, von der Villa Borghese, an deren fächerförmig sprudelnden Brunnen ich in der Septemberhitze trank, von dem Pincio, den ich von meinem Wirtshaus oberhalb der spanischen Treppe nahe hatte und auf dem ich täglich stundenlang wanderte und saß, dann überkommt mich doch ein brünstiges Verlangen „dahin — dahin", denn hier ist es zur Zeit recht schändlich, immer Nässe, immer Wind. . . . .

Unter all dem Mangelhaften kam mir aber auch eine rechte Freude: ein Büchlein: „Goethe ein Kinderfreund", nicht um des Verfassers willen, der nicht zu schreiben versteht, aber um Goethes willen, den man nur immer inniger liebt, wenn er seine große Seele so an das kleine Volk hingibt, als säße dem die Gottheit direkt am Herzen, was sie wohl auch tut. Ich habe einen Aufsatz darüber geschrieben. . . . .

Bremen, 13. 12. 04.

. . . . Zum erstenmal haben die grauen Novembernebel meine Heiterkeit aufgesogen und ich fühle mich nur noch als Schatten. Also komm, komm bald. Auch ist mir, als hätte ich mehr mit Dir zu sprechen denn je, über den Burgstall und die Gastverteilung dort, über das Schillersche Zitat von Goethes analytischer Epoche, und Gott weiß worüber sonst. Übrigens war das Geheimnis der suggestiven Kraft, mit der Schiller Goethe an sich band, wohl nur die Macht seines starken Willens, der auch das anscheinend Unmögliche möglich wurde. Wie fremdartig, wie pervers mußte Goethen zuerst ein Mensch sein, der gegen und über seine Kräfte arbeitet, bis in den lichten Morgen arbeitete und am Tage schlief, und was wurde bei Goethe daraus, nachdem ihm das Verehrungswürdige dieser Kraft aufgegangen war, der Natur abzuringen, was man eben wollte?

„Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne
Verwechselt er die Zeiten wunderbar,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung der Nacht, die uns entkräftigt."

O, darüber läßt sich noch viel sagen, und zum Gedenktag wird es geschehen! . . . .

Bremen, 20. 1. 05.

. . . . In Deutschland rührt man sich allerorten mächtig zur Schillerfeier, und mir würde weh ums Herz, wenn ich nicht eben rechtzeitig gelernt zu resignieren und die Brücken abzubrechen. Aber um den Sapieha ist es mir leid. „Was ist die Mehrheit?" Das hätt' ich in den Saal brüllen mögen. Und man hätt' es mir geglaubt. Die Festschrift aus Schwaben läßt sich ganz gut an. Berlin weckt mir allerdings manchen Zweifel. Allein, was hilft's. . . . .

An Frau Mathilde Becker.

Bremen, 23. 4. 90.

Verehrte Frau und Freundin! Ich danke Ihnen für Ihre erquicklichen Worte und freue mich von Herzen des schönen Widerhalls, den mein Gedicht bei Ihnen gefunden. Im übrigen hegen Sie eine ganz richtige Vermutung. Der Kaiser war offenbar so gut wie ununterrichtet und hatte keine Ahnung, daß der Sprecher zugleich der Dichter war. Ich war also nur der Sockel des Erdmannsdörferschen Ruhmes. Va bene. „Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet" und bin in jeder Art von Resignation geübt. Eine Anerkennung wie die Ihrige, die nicht allein steht, wiegt mir die gewöhnliche Weltenehre reichlich auf.

Inzwischen erklärt ein Teil der Berliner Presse mit Emphase, die „Copisten", die ich NB. schon vor länger als fünfzehn Jahren geschrieben, seien „des Dichters der Maltheser nicht würdig". Du lieber Gott. Warum denn? Ich schicke Ihnen das zierliche kleine Ding, das dem Publikum tatsächlich überall — auch in Berlin — sehr gefallen hat, damit Sie sich selbst ein Urteil bilden. Darf man den Kothurn denn nicht auch einmal abschnallen? Ich denke, ich wandle in dem Stückchen doch immer noch auf säuberlichem und vornehmem Boden. . . . .

Bremen, 9. 6. 91.

. . . . Ich habe sehr pflichttreu im Treitschke gelesen, und sogar mehr als das, was Sie mir bezeichnet hatten. Gewiß, er ist ein Meister der Darstellung und weiß uns eine Epoche und einen Menschen mit großem Pinsel und allerlei Lasuren unglaublich lebendig zu machen. Daß der künstlerische Zug in ihm der kühlen, ehrlichen Gerechtigkeit des Historikers Abbruch tue, glaube ich nicht, aber daß ein Parteimann in ihm Menschen und Dinge schiebt und färbt, wie es der von ihm, sicherlich in heiligster Überzeugung vertretenen Sache taugt, das ist wohl nicht wegzuleugnen und zwingt uns zu einiger Vorsicht. Indes: wie weit kann überhaupt ein Mensch von Fleisch und Blut objektiv sein? Die ganze Welt modelt sich doch schließlich nach uns.

Sie sagen mir über meine Orpheus-Lieder so viel Liebes und Schönes, daß Sie es sich nun selber zuzuschreiben haben, wenn ich Sie mit der Abschrift eines jüngst entstandenen Gedichtes behellige.

Auf baldiges Wiedersehn. In einigen Tage hoffe ich abends wieder mit Lust unter Menschen gehen zu können. . . . .

Elberfeld, 8. 12. 91.

. . . . Sie malen mir die Aufführung der Malteser so fadenschön und in so klaren Konturen, daß ich sie jetzt erst recht mitgenieße und mich an der Wirkung auferbaue. Ich kenne die Schwächen meines Stücks, aber ich denke doch, daß es die Schöpfung

eines Dichters ist und daß es, dem Wandel der Mode nicht unterworfen, jederzeit wirken kann, wie es das diesmal getan. Denn mit den Menschen stirbt auch erst der Konflikt, den es behandelt. An der Gunst des Tages liegt mir, wie Sie wissen, nichts. Würde Possart aber das Malteserkreuz in die heutige naturalistische Wildnis tragen, so würde ich mich doch freuen. . . . .

Bremen, 5. 2. 93.

. . . . Ich gestehe ehrlich, daß mich jede persönliche und öffentliche Anerkennung des Poeten in mir erquickt — vielleicht, weil es mir so manche Bitternisse bereitet hat, daß das Durchschnittsurteil zwar den Dramaturgen preist, den Dichter aber übersehen zu können glaubt. Und das tut ernstlich weh, wenn man sieht, welcher Schund durch die frechste Reklame mit dem Lorbeer umwunden wird. . . . .

Bremen, 8. 5. 95.

. . . . Ich möchte zwar auch lieber in dem wahrhaften Pompeji als in dem gemalten Jerusalem (des Rubinsteinschen Christus) sein, wenn es nicht gar so süß wäre, sich aus Leinwand, Holz und Farbe eine schönere Welt zu erträumen, als die Erde sie geben kann. Das einzige, was mich dabei geniert, ist, daß sich all das Treiben hier um mein eigenes Werk handelt, denn ich setze mich so ungern selber in Szene, als ich mich vorlese. Aber das wissen Sie ja. Pastoren und Propheten zur Rechten und zur Linken wettern und lobsingen, und wirklich blickt jetzt ganz Deutschland auf unsere Stadt. Ich aber sehne mir den Sommer herbei, wo alles hinter mir liegt.

Bremen, 8. 5. 97.

. . . . Ihre Worte haben mich sehr beglückt. Schon klingen einige Stimmen der Besten zusammen, die das „Friedenshaus" herzlich lieben und loben, und ich bin schwach genug, zu wünschen, daß es recht Viele tun möchten. Wirken auch Sie ein wenig dazu! Es tut mir wohler, als Sie denken mögen. Der liebe,

treffliche Dr. Hotzen nennt das Buch „eine heitere Absage an die Welt, ohne Groll und Haß, aber vernichtend und gründlich“.....

Frankfurt a. M., 13. 2. 98.

. . . . Was Sie mir schreiben, will ich ohne viel Worte mit innigem Dank entgegennehmen und mich der Wirkung meiner Rede freuen, die ich auch auf Reisen allerorten spüre, ohne daß ich zu sagen vermöcht, woher sie stammen. Barnay wischte sich in Wiesbaden eine Träne nach der andern aus dem Auge. Es muß also wohl wahr sein, was Sie sagen — nur selber möchte ich dem nicht nachforschen. Lassen Sie mich also mit einem Händedruck darüber hinweggehen. . . . .

Nürnberg, 22. 11. 98.

. . . . Hier trifft mich Ihr Brief, und die herrliche alte Stadt kann ich sogar einmal wieder in Muße betrachten. Wissen Sie mich da nicht gut aufgehoben, im Schatten der Lorenzkirche, unfern meinem geliebten Sebaldusgrab? Für heute nur diesen Gruß und die Gewißheit, daß es mir gut geht, viel besser, denn da ich ging. Stimmung und Stimme sind frisch und die Hörer drängen und stoßen sich wie um Brot an Bäckertüren. Man könnte verwöhnt werden, bleibt aber brav. Bald ein Weiteres.....

Weimar, 28. 11. 98.

. . . . Einen herzlichen Gruß — nunmehr aus Weimar. Sie sehen, ich rolle in gut geschmierten Gleisen weiter der Heimat zu. Hier funkeln die ehernen Häupter unsrer Allergrößten in hellem Sonnenlicht und machen einen abends im Mondschein bange. . . . .

Burgstall, Oberstdorf i. Allgäu, 23. 7. 99.

. . . . Hollunder und Geisblatt duften berauschend. Die Nacht war ein starkes Gewitter niedergegangen, und als ich morgens die Tür öffne, strömt mir ihr Odem entgegen, wie dem Propheten die Duftwolke des siebenten Paradieses. Und doch ist

nichts Weichliches in der Natur hier, alles ist stark und mild, süß und nahrhaft, ein Mittel zwischen Lust und Kraft, wie man es an Menschen und Kunstwerken bewundert und wie man es gern in sich selbst trüge. Aber nun fange ich an zu schwärmen, und bislang habe ich das, glaube ich, wenn wir vom Burgstall sprachen, weise vermieden. Am Ende möchte ich nun doch zu viel sagen, und die Enttäuschung ist ein bittres Kraut. . . . .

Rom, 22. 9. 00.

. . . . Von dem Grabmal der Cäcilia Metella, das ich über alles liebe, schicke ich Ihnen einen herzlichen Gruß. Rom gehört doch zu jenem Größten, welches die Seele (oder besser den Menschen) erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Selbst der Papst, den ich gesehen und der mich gesegnet hat (denken Sie!), habe ich hier lieben gelernt. Mehr Liebe und Güte kann aus keinem Menschenantlitz sprechen. Fahren also auch wir fort zu lieben. Addio! . . . .

Bremen, 5. 11. 00.

. . . . Da stehe ich, liebe Freundin, wie Carl Moor, schamrot und ausgehöhnt vor den Augen des Himmels, weil ich Ihren Geburtstag auch in diesem Jahre sang- und klanglos habe vorübergehen lassen. Darf ich mich noch einstellen, mit ein paar Blumen und, wenn Sie wollen, auch mit Sang und Klang: mit meinem Lortzing-Büchlein und einem Gedicht? Es ist alles, was ich habe, außer meinem treuen Herzen, mit dem ich bin

der Ihrige
H. B.

An Fräulein Minna Spies.

Bremen, 14. 6. 94.

. . . . Ich danke Ihnen, hochgeehrtes Fräulein, daß Sie mir die Blätter der Erinnerung[1]) an Ihre mir unvergeßliche Schwester anvertraut haben, und werde der Pflicht, die ich damit übernehme, ehrlich und gewissenhaft nachkommen. Ihnen diesen ehrenvollen Dienst anzutragen, getraute ich mir bislang nicht, weil ich Sie von andern hinlänglich und gut beraten glaubte; ganz kürzlich erst gewann ich den Eindruck, daß ich Ihnen vielleicht von einigem, wenn auch noch so geringem Nutzen sein könnte, und ich freue mich herzlich, daß Sie mein Anerbieten so freundlich aufgenommen haben.

Mitte Juli reise ich in die Ferien. Bis dahin sende ich Ihnen das wertvolle Manuskript zurück. Morgen beginne ich die Lektüre und erwarte mir jene Erhebung davon, die der Einblick in das Innerste einer großen, vollen Künstlerseele uns stets gewährt. Daß dies herrliche Leben so früh hat enden müssen! . . . .

Bremen, 22. 6. 94.

. . . . Das Bild der Geschiedenen scheint mir aus den Blättern frisch und lebensvoll hervorzutreten, und über manche feine und treffende Bemerkung von Ihrer Hand habe ich mich herzlich gefreut. „Gedenkblätter für die Freunde", das sind sie in allererster Linie. Das Begehren nach Sensation und Pikanterien befriedigen sie glücklicherweise nicht. . . . Daran etwas zu ändern, schiene mir ganz verkehrt. Die lose Art der Mitteilung, die Sie gewählt, hat ihre Berechtigung. — Man wird nicht mit einem Schlage zur Schriftstellerin, und es ist eine Tatsache, daß auch die bedeutendsten Frauen im Schreiben gewisse Fehler begehen; sie pflegen, wenn sie ein Bild gebrauchen, dasselbe nicht konsequent durchzuführen, vermengen es vielmehr leicht mit andern Bildern, zerstören bei längeren Satzgruppen das syntaktische Gefüge, interpungieren schlecht usw. Dergleichen findet sich auch bei Ihnen,

[1]) Von der Briefempfängerin geschrieben und später als „Gedenkbuch an Hermine Spies" veröffentlicht.

im Vergleich zu der umfangreichen Arbeit aber doch nicht allzuhäufig, so daß ich Ihnen, ohne ein sagrifizio dell' intelletto zu begehen, ein Kompliment machen darf. — Ist das Buch in Druck gegeben, dann gilt es die Gewinnung eines tüchtigen gebildeten Korrektors, der die Bogen nicht nur mechanisch, sondern mit kritischem Auge durchsieht.

Daß Sie selbst sich mit Ihrer Persönlichkeit zu weit in den Blättern vorgewagt — das fürchten Sie nicht. Sie sind der Toten so viel gewesen, daß Ihnen dieser Platz gebührt, und jedes Wort, das Ihnen gilt, charakterisiert doch auch Ihre Schwester. —

Ein letztes Wort, das mich betrifft. Als mich die Todesnachricht derzeit erreichte, da bewegte sie mich tief, und zu innigster Rührung fielen mir die Worte aus meiner Achilleus-Dichtung ein, die Bruch, wie Sie wissen, komponiert hat:

„Lippen, ihr süßen
Künder des Wohllauts,
Wie eure Lieder
Sollt ihr, Staub zum Staube verwehn?
Hör' ich dich nicht mehr,
Holdeste Stimme?"

Es ist keine Regung törichter Eitelkeit. Aber wenn Sie für diese meine armen Worte noch einen Platz in dem Buche fänden, — es wäre mir, als dürfte ich nachträglich noch ein Lorbeerreis auf das Grab der unvergeßlichen Künstlerin niederlegen. . . . .

Bremen, 27. 6. 94.

. . . . Was das Vorwort (zum Gedenkbuch) betrifft, so wäre und bliebe es schön, Claus Groth schriebe es. Ersuchen Sie ihn nochmals darum. Sagt er endgültig Nein und legen Sie irgend Wert darauf, daß ich es tue, so stelle ich mich Ihnen zur Verfügung. In diesem Falle könnte, wie es literarische Sitte ist, auf dem Titelblatt der Vermerk stehen „Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt". Doch bitte ich Sie lebhaft, zu glauben, daß dahinein auch nicht das geringste ichsüchtige Interesse meinerseits spielt. Am Liebsten bleibe ich ganz im Verborgenen. Wünschen Sie, wie gesagt, das Vorwort gleichwohl, dann schreibe ich

es, doch selbstverständlich nicht, ohne es Ihnen vor dem Druck unterbreitet zu haben. Sie selber mögen dann entscheiden, ob es sagt, was Sie wünschen, oder ob Sie es lieber fortlassen. . . . .

Bremen, 26. 12. 94.

. . . . Ich habe den Weihnachtsabend still für mich verbracht und gestern desto fröhlicher bei Rassows gefeiert. Fritz, der seinem Vater ein Novellchen geschrieben, hat für mich eine kleine Erzählung von Daudet sehr hübsch übersetzt. Die Liebe der Kinder tut mir unendlich wohl, und ich werde immer von neuem mit der Jugend wieder jung. Möge auch Ihnen die Festzeit, deren Zauber ich immer aufs neue empfinde, eine gesegnete gewesen sein. Ich weiß ja, wie viel Sie betrauern, aber Ihre Hebe, die vor mir steht, die Schale in der Hand, gleicht wohl auch der Zeit, die für alle einen Genesungstrank bereit hält. . . . .

Bremen, 5. 3. 95.

. . . . Neugierig bin ich, ob Brahms Ihrer Anregung betreffs meiner Gedichte nachgeht. Ich bin von so vielen ausgezeichneten Musikern komponiert worden — er aber fehlt mir noch, der Meister Aller, und ich würde den Tag als Festtag feiern, an dem mein „Wahn Frieden fände". . . . . Der Meister von Palmyra aber ist der Held einer Wilbrandt'schen Dichtung (eines Dramas), der das zweifelhafte Gut des ewigen Lebens mit sich herumschleppt.

Hier liegt alles an der Influenza darnieder. Ich bin im Ganzen glimpflich davon gekommen, doch steckt mir das elende Bazillengift auch in den Gliedern. Dazu dieser endlose Winter! Trotzdem gaukelt man hier von Festen zu Festen. Auch der „Christus" reift heran — Sie werden ihn doch hören? Im Mai ist es hier gar schön. . . . .

Bremen, 7. 4. 97.

. . . . Ich wünschte sehr, das „Friedenshaus" bewährte sich als dauerhaft. Die Sturm- und Schlammfluten unserer Zeit werden es zwar bedrängen, aber die reineren Geister, für die es erbaut ist, wehren die Dämonen hoffentlich ab.

Ich schmiede schon Sommerpläne, und noch ist nicht einmal der Frühling da. Es ist schändlich von der Natur, die überhaupt vielfachen Tadel verdient, daß sie uns mit guten Tagen so schmal hält. . . . . Auch Bayreuth werde ich aufgeben müssen, um der Ruhe und Stärkung willen, die Leib und Seele bedürfen, wenn ich der neuen Saison so tapfer Hand halten will, wie ich es dieser getan. Denn 45 Vorträge und alle möglichen anderen Dinge, zehren an den Nerven selbst eines Herkules.

Vorgestern konnte ich Frl. B. begrüßen, eine Minerva, um im Vorstellungskreise des Olymp zu bleiben und am Sonnabend werde ich hören, ob ihre Stimme die Heldengröße ihrer Gestalt hat. . . . .

Bremen, 16. 4. 97.

. . . . Auf Ihren lieben Brief, heute nur so viel, daß mir die Mainzer Jungfrau alles in allem sehr gefallen hat. Die Stimme ist ja vortrefflich, der Vortrag bildet sich schon zum Besten, und der noch nicht ganz behauene Marmor der ganzen Persönlichkeit verspricht ein gutes Bildwerk. Wenn man aber geglaubt hat, ich würde ihre Leistung besprechen, so war das ein Irrtum, da ich Konzertberichte überhaupt nicht schreibe (mit ganz seltenen Ausnahmen, die weit zurückliegen); feiere ich in diesem Jahre, um mich zu schonen, doch sogar auch als Theaterreferent! Dies nur zur Aufklärung, um die Jungfrau und mich vor schnöden Verdächten zu bewahren. . . . .

Bremen, 29. 5. 97.

. . . . Ich wünschte herzlich, daß Ihnen das „Friedenshaus" gefiele, das mehr als meine anderen Werke ein Stück von mir selbst ist. Die ersten Berichte, die mir zugeflogen, lauten überaus erfreulich — auch Widmann in Bern hat sehr fein und warm geschrieben — und so wiege ich mich in dem Gedanken, daß das nur der Anfang einer langen Reihe ist. Sie sehen: man läßt das Phantasieren nicht. . . . .

Mit Kraegern freue ich mich einen Teil meiner Sommerferien verbringen zu können, in dem geliebten Gersau, so der

Himmel will. Als Präludium geht eine Allgäuer Woche bei Frau von Holstein vorauf, auf deren Bergschlößlein Rassows und ich heuer gemeinschaftlich hausen werden.

Es wird lustige Zeit.

Genießen auch Sie den Sommer recht, verehrte Freundin, und ziehen Sie Ihre Tante mit in's Freie und all die blühende Gegenwart hinaus. Wir schmücken nicht umsonst die Gräber mit Blumen. Möge Ihnen die Vergangenheit bald wie der Engel aus der Höhle, die den Leichnam des Gekreuzigten barg, entgegentreten. „Was suchst du die Lebendigen bei den Toten? . . . .

Bremen, 28. 10. 97.

. . . . Lassen Sie mich Ihnen, kurz bevor ich meine Vortragsreise antrete, recht herzlich für Ihr Gedenken an meinem Geburtstag und Ihre gütigen Worte danken.

Ich einsamer Gesell empfinde die laue Luft, die solch ein Anlaß frühlingsgleich in meine herbstlich angekälteten Räume trägt, doppelt erquicklich und schöpfe Stärkung und neue Triebkraft daraus für andere weiter zu leben und zu schaffen, bis die Nacht kommt, „da niemand wirken kann".

Die hat nun auch eines der größten Herzen zur Ruhe gebracht, das je geschlagen, eine unvergeßliche und unersetzliche Frau, Hedwig von Holstein. Ich fühle mich gealtert und möchte die Flügel sinken lassen, seit sie nicht mehr ist. Aber, wie sie mich liebevoll entrüstet schallt, wenn mich je einmal die Sehnsucht nach Ruhe überkam, so glaube ich ihre innige Stimme auch jetzt zu vernehmen. Also tapfer und unermüdlich vorwärts! Wer nur auch allezeit so glücklich zu sein verstände, wie sie! . . . .

Wie gerne gäbe ich Ihnen meine Wiesbader Zeit ganz. Aber Barnay würde ich diesmal nicht völlig übergehen dürfen. Und noch andre Mimen und Miminnen — mir herzlich zugetan — fahnden nach mir, sodaß mir noch mehr als eine Vierteilung droht. Der aber weiche ich entschlossen aus. Ich erkläre mich zu Ihrem Schützling und berge mich hinter Ihrem Schild! Alles in allem habe ich 47 Vorträge zu bestehen! . . . .

Bremen, 25. 12. 97.

. . . . Sie haben mich, verehrte Freundin, zum Festabend so rührend überrascht, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Unter dem Christbaum, den ich mir, seit meine nächsten Verwandten fern sind, in aller Stille anzünde, wachsen nicht allzuviel Liebesfrüchte, aber auch für die kleinste danke ich dem Gärtner oder der Gärtnerin aus der Tiefe meines Herzens. Und so nun Ihnen. Ich habe, seul avec mon âme, während die Weihnachtskerzen funkelten, die vergangene Zeit an mir vorüberziehen lassen und gefunden, daß es mir doch immer noch gut, oft unverdient gut ergangen.

Wie gut Sie es betreffs Wiens mit mir meinen! Aber noch ist die offizielle Anfrage nicht an mich gelangt und die Entscheidung will weislich bedacht sein. Die politischen Verhältnisse Österreichs laden zum Tausch mit den unseren nicht gerade ein, und nicht leicht pflanzt man sich aus einer wohligen Niederung auf ein stürmisches Hochplateau um. Künstlerisch zieht mich viel — fast alles nach Wien — aber die praktischen Fragen wollen auch ihr Recht: Völlige Freiheit in der Bildung des Repertoirs und den Engagements der Künstler und eine ausreichende Pension, die mich, im Falle der Entlassung nicht ungünstiger stellt als jetzt. Meinem Gemüt würde die Umwälzung auf alle Fälle sehr schwer werden.

Ich schicke Ihnen meine neuen „Malteser". Nehmen Sie sie freundlich auf.

Und da ich Ihnen zu Neujahr leider hier nicht die Hand drücken kann, wie ich gehofft, füge ich zu meinem Dank für Ihre Güte meine wärmsten Wünsche für den ersten Januar und alles was ihm folgt. . . . .

Bremen, 20. 12. 1900.

. . . . Wollen Sie dies Buch, das für eine, die leider nicht mehr unter den Lebenden wandelt, neue Freunde werben und die alten wieder um sie scharen möchte, freundlich aufnehmen, verehrteste Freundin? Es ist Frau von Holsteins Bild, das ich Ihnen schicke. Eine weibliche Hand (Fräulein von Vesque in

Wien) hat es entworfen — die Farben aber gehören der Toten selbst und sie geben den Zügen die Lebenswärme. Ich bin sicher, daß Sie die nähere Bekanntschaft mit dieser „Glücklichen" als einen Gewinn betrachten werden.

Dem „Kain", der überall so große Ehren aufgehoben, soll es ja in Wiesbaden schlecht ergangen sein. Ein „Rauhbein", wie Schnäbele schreibt, hat ihn „vermöbelt". Ich staune. Aber es sei. „Nitschewo", sagt der Russe, d. h. es ist mir einerlei. Vielleicht ist es jener „Dorn", der auch Sie einmal gestochen hat? Nicht gedacht soll seiner werden, und über dem Getön der Engelstimmen, die „Friede auf Erden" rufen, sei dem Sünder vergeben.

Genießen auch Sie den Weihnachtszauber, grüßen Sie die vortreffliche Tante und bleiben Sie wohlgeneigt Ihrem . . . .

Bremen, 11. 3. 05.

. . . . Herzlichsten Dank, werteste Freundin, die Zeitungen lügen zwar nicht, aber sie übertreiben. Ich nähere mich langsam der Besserung, wenn auch noch nicht der Genesung, und bin

Ihr dankbarer H. B.

An Hubert Wania.

Gersau, 16. 8. 96.

. . . . Daß H. so trübe dreinschauen soll, tut mir leid. Nun, jedermann hat mit seinem Herzen und um seines Herzens willen Kämpfe zu bestehen, und der seine ist noch nicht der schlimmste.

Hier hat es seit etwa vierzehn Tagen so mörderlich gewettert und gegossen, daß schon eine Art von Raffinement dazu gehörte,

die trocknen Stunden aus den nassen herauszufinden. Gleichwohl ist es mir gelungen und ich habe täglich meine tüchtigen Wege machen können. Gestern war ich in Engelberg, über dem der gletscher- und schneereiche Titlis so herrlich aufragt. Einen Ausflug ins Berner Oberland hat mir das Wetter jedoch vereitelt — ich würde dort nur Wolken gesehen haben, die ich ohnehin kenne. . . . .

Neuhausen, 20. 8. 96.

. . . . Diese Karte überzeugt Sie hoffentlich, daß Neuhausen ganz so wie Schaffhausen in der Schweiz liegt. Ihr Irrtum kostet mich leider 4 Frs., die der Inhalt des Briefes (fast lauter Bitten) leider kaum wert ist. Herrn Emil H., der denselben geographischen Schnitzer begangen (75 Cent), sagen Sie freundlichst, daß ich seinen Brief von Oberstdorf aus beantworten will — jetzt bin ich ganz außer Stande dazu . . . .

Oberstdorf, 23. 8. 96.

. . . . Herzlichen Dank. Ich fühle Ihnen Ihre Zerknirschung nach, aber die 4 Franken sind bereits verschmerzt. Herr Emil H. hat, wie ich nachträglich auf dem Briefumschlag sehe, Neuhausen allerdings doch in die Schweiz verlegt, doch hat er geglaubt, zehn Pfennige täten es auch, und das war mein Verderben. . . . .

Landau, 24. 11. 96.

. . . . Daß die Allmerswanze[1]) zerdrückt ist, höre ich mit Erstaunen; daß sie dabei übel riecht, wundert mich freilich nicht. Übrigens geschieht dem Greis nur recht, denn er hat das Insekt groß gezogen, nur damit es seinen Ruhm verkünde, und in der Büstengeschichte zudem noch eine unverschämte Komödie aufgeführt. Die Rolle des bescheidenen, allen Ehrenbezeugungen abholden Kernmenschen glauben ihm freilich nur noch Kinder und Narren. . . . .

[1]) X. Y., Verfasser einer biographischen Skizze über Allmers. — Die Beziehungen zwischen Biographen und Biographiertem lösten sich plötzlich.

Gersau, 30. 7. 97.

. . . . Ich hätte Ihrem ersten Gefühl trauen sollen, denn die Radfahrer-Festschrift ist das Porto und überhaupt keinen Schuß Pulver wert. Sagen Sie das ungeniert den Leitern des Kongresses, wenn Sie einen erwischen. Vom Sportteil verstehe ich zwar nichts, aber der literarische ist fürchterlich. . . . .

Und wer mag die Ungeschicklichkeit begangen haben, daß man mir in meinen Beiträgen meine Titel gibt, die ich als Dichter so wenig führe wie irgend ein anderer. Alles dies und andres hat man nun von seiner Gefälligkeit gegen die Komitéspitzen, die so freundlich und dringlich baten und die ich nicht verantwortlich mache. Aber der Frevel der andern heischt Rache. Ich lege den Schund in mein Schubfach für schmutzige Wäsche. . . . .

Frankfurt a. M., 13. 2. 98.

. . . . Man schleppt mich von Gesellschaft zu Gesellschaft und reist mir zu ganzen Serails nach. Wenn ich diesmal nicht verlobt heimkehre, dann liegt es wirklich nur an mir. . . . .

Dresden, 7. 11. 99.

. . . . Ihr Urteil über mein Bild von Frl. Fanny Retemeier scheint mir so richtig wie möglich. Ich habe der Malerin nach jeder Sitzung zugerufen: zu fidel! Sie aber sah es nicht. Und so muß ich denn auf die Nachwelt als Spaßmacher kommen. Übrigens müssen die Zeitungen doch wohl kurz von der Schenkung der Malerin an den Staat unterrichtet werden — damit man um Gotteswillen nicht denkt, ich hängte mich dort auf. . . . .

Zittau, 8. 11. 99.

. . . . Dürfte nicht auch der Prager Dr. Holzner zu fragen sein, wann und wo sein Artikel über mich herausgekommen sei? Es ist mir aufgefallen, daß er nach den Mühsalen, die er uns bereitet, nichts mehr hat von sich hören lassen. . . . .

Oberstdorf i. Allgäu, 9. 8. 99.

. . . . Was aber den Darlehnsempfänger betrifft, so sehe ich düster, fast so schwarz wie Dr. Kraeger, der dringend abriet und

der Sie grüßen läßt. Was ist aber nun zu tun? Am besten, ich schreibe die Summe gleich in den Rauch; um so beglückender würde dann das Wiedersehen sein. Gott gebe, daß ich es Ihnen melden kann. . . . .

Elberfeld, 3. 11. 01.

. . . . Der „Chefredakteur" braucht Geld. Schicken Sie ihm denn freundlichst 100 ℳ in die . . . . straße, einfach im Kuvert durch Boten, ohne Quittung, und seien wir verschwiegen! Was hilft es auch viel, die rechte Hand wissen zu lassen, was die linke tut. Ich vermutete übrigens recht: er ist vom Tageblatt gewimmelt. . . . .

Leipzig, 19. 11. 01.

. . . . Ist wohl aus Frankfurt für meinen Schillerfest-Vortrag Geld gekommen? Sonst heize ich den Veranstaltern die Hölle.

Im Gegensatz dazu habe ich hier so etwas wie den Himmel. Frau von Holsteins Riesenzimmer, herrliche Bilder und Büsten, und darin und darunter ich ganz allein, mit Milch und Honig gepflegt, aber auch mit isländischem Moos, damit ein böser Katarrh weiche, der mich schon zur Verlegung des Annaberger Vortrags zwang. Und siehe, er weicht. Die Stimme bekommt ihren alten Zauber wieder und bleibt nun hoffentlich so widerstandsfähig, wie es die Nerven Gott sei Dank auf der ganzen Reise gewesen sind. Und die Publikümmer geben vor, entzückt zu sein.

In Dresden war der Freischütz, jung und morgenschön, wie nur je. Da war nun ich das Publikum und war buchstäblich entzückt. Die Wedekind sang das Ännchen unvergleichlich.

. . . . Unserm Generalstab mit Ihnen als Feldmarschall die besten Grüße. . . . .

Hannover, 1. 12. 01.

. . . . Erschrecken Sie nicht: aber Sie werden morgen am Bahnhof einen kranken Mann finden, der sich nur mühsam weiterschleppt. Ich habe auf der Straße einen Lähmungsanfall erlitten. Immerhin hat sich mein Befinden schon etwas gebessert

und auf alle Fälle bitte ich Sie mit mir zu kommen. Mit der Benachrichtigung des Arztes können wir dann, glaube ich jetzt, getrost noch warten. . . . .

Bad Nauheim, 28. 5. 02.

. . . . Bei herrlichstem Wetter bin ich hier eingezogen und genieße von meinem hübschen Zimmer einen köstlichen Blick auf die hohen, dichten Ulmen des Parks. Die beiden bis jetzt genossenen Bäder scheinen mir gut zu bekommen, nur verstößt es gegen meine Manneswürde, daß ich aus der Wanne direkt für 1½ Stunde ins Bett steigen muß. Am hellichten Tage! . . . .

An Dr. Wilhelm Hurm.

Auf einen Geburtstagsgruß aus Rom, 1894.

Warm und wohlig in die Oktoberkühle
Drang Dein Gruß, ein selig Erinnern flimmert
Mir empor, die Decke des Hauses wird zur
Riesigen Kuppel.

Bild um Bild steigt auf — mit dem See von Nemi
Tauscht der Sturz der Wasser in Tiburs Schluchten —
Ach, ich wandelte dort in den gold'nen Tagen
Hoffender Jugend.

Mir ans Fenster schlägt der verdorrte Flieder,
Blätter fallen — o wie so gerne grüßt die
Seele jeden treuen Besitz in des Lebens
Jagender Unrast.

Fühle den Druck der Hand! So laß uns bleiben,
Über uns das leuchtende Zelt der Schönheit,
Treu vereint, bis einst in das Meer die letzte
Sonne dahinsinkt.

Bremen, 6. 10. 95.

. . . . Lieber Freund. Soeben wollte ich mich entscheiden, Dich in dem Lapidarstil eines Telegramms von dem Verlauf meiner letzten Reisetage zu unterrichten; es sollte so lauten:

Utrecht echt,
Recht und schlecht,
Grachten schön,
Bett voll Flöh'n,
Arnheim Leim,
Regenheim,
Circus — — na,
So lala.

Heimfahrt gut,
Ausgeruht,
Wetter klar — —
Sage, wie's in Antorf war.
Lied vollbracht?
Gattin lacht?
Grüße sie.
Dein ami.

Da kommt Dein Brief, der mir die Hauptfrage bereits beantwortet und zum erwünschtesten Anlaß wird,

„um aus dem raschen Anlauf unsers Witzes
in einen mehr gesetzten Ton zu fallen."

Sei herzlich bedankt dafür und laß Dir sagen, daß es mir eine Freude gewesen, mit Dir zusammen an die Quellen der holländischen Kunst vorzudringen. Für Dich wird das Wort wohl noch in einem geistigeren Sinne zu verstehen sein als für mich, der eben doch nur wie ein Tourist durch die Museen wandert. Habe ich gleichwohl oft wie ein Wissender mitgeredet, dann ist das wohl nur damit zu entschuldigen, daß es ohne alle Prätension geschieht. Genossen habe ich jedenfalls redlich und mit durstigen Zügen — so sehr anfangs, daß mir der Becher in den letzten Tagen zu entgleiten drohte. Rembrandts Schützenauszug bleibt mir nun für immer ein herrlicher Besitz. Aus so viel Nacht und Dämmern eine solche Fülle beseligenden Lichtes: Ich meine, man braucht in dunklen Stunden nur daran zu denken, um sich wieder zu finden. Das Geheimnis des ersten Schöpfungstages könnte nicht überwältigender dargestellt werden. Und hier handelt es sich um ein paar brave Spießbürger, die sich ihre kleine Person haben verewigen lassen wollen.

Was die Städte betrifft, die ich zu guter Letzt noch allein besuchte, so habe ich der Skizze, die ich Dir davon entworfen, doch noch einiges hinzuzufügen. Utrecht wirkt ungleich altertümlicher als Haarlem, Delft und Leiden und ist dabei so stattlich

wie malerisch, auch keineswegs so kleinstädtisch, wie wir es uns vorstellten. Im Museum fesselte mich eine neue Gattung von Doelenstudien: Jerusalemfahrer, den Palmzweig in der Hand, das heilige Kreuz um den Hals (Jan van Scorel hat sie gemalt); auch ein Honthorst, ein Tod des Seneca, zur Hälfte, wie mir schien, ganz meisterlich gemalt, aber so seelenlos hart, wie fast alles, was ich von diesem Maler kenne. Die sechsreihige Lindenallee aber, die berühmte Maliebarm, bereitete mir eine arge Enttäuschung. Vielleicht hatte der Herbstwind das Beste an ihr schon davongetragen. So wird es auch mit Arnheim gewesen sein, das mich Regen und Sturm nicht recht genießen ließen. Doch spürte man seinen Häusern und Anlagen Wohlstand und Behagen ab.

Heute höre ich „Templer und Jüdin", morgen sehe ich den Hamlet, und ich kann Dich versichern, daß meine Augen, wie die Bibel sagt, „wacker" sind. Sollte Deine Besorgnis Recht behalten, dann werde ich, wenn es nicht bis zu Deiner Heimkehr Zeit hat, Dr. Sylla aufsuchen.

Und nun Ade. Feire mit Lina und Deinen Verwandten ein fröhliches Fest. Ganz so toll wie bei Steen und Jordaens braucht es darauf ja nicht herzugehen — tut indessen auch nicht zu wenig. „Begaustert" Euch.

Herzlichst der Deine.

Franz von Holstein und die Seinen.

An und von Franz von Holstein.

An Fr. von Holstein.

Bremen, 7. 10. 74.

. . . . Hätte ich Ihnen nicht das Versprechen gegeben, über die Aufführung des „Haideschacht" zu berichten, so hätte ich es ganz gewiß schon aus eigenem Antrieb getan: so lieb, so wertvoll war mir der Abend, daß ich das Bedürfnis empfinde, mich Ihnen gegenüber darüber auszusprechen. Erst von der Bühne herab ist mir die ganze Innigkeit dieser gemütvollen und frischen Weisen aufgegangen, und da ich wirklich nicht stolz genug bin, mich der Tränen zu schämen, so gestehe ich Ihnen ganz offen, daß mir das Auge mehr als einmal feucht geworden ist. Sentimentalität ist für mich fast immer verloren und läßt mich kalt; aber wo kindliche Natur wie aus blauen Augen klar und rein in die Welt blickt, da übermannt es mich leicht und ich werde weicher, wie ich möchte. Und so ist es mir mit dieser Musik gegangen. Die innere Harmonie, das stete Zurückkehren der abirrenden Bewegungen nach dem einen Mittelpunkt alles Seienden: der Ruhe — das ist es, was mich — darf ich es sagen? — als etwas Verwandtes (wenigstens in der Sehnsucht danach) berührt, was mir so wohl getan hat. — Wie hoch mir der „Haideschacht" als Kunstganzes steht, brauche ich wohl nicht mehr zu sagen; hatte mir ihn der Klavierauszug schon sehr, sehr lieb gemacht, so hat

mir vollends die Aufführung einen so reinen und hohen Kunstgenuß gewährt, daß ich Ihnen schon dafür meinen warmen Dank aussprechen muß. . . . .

Bremen, 20. 10. 74.

. . . . Meinen besten wärmsten Dank für Ihren Brief, der mich, Sie wissen nicht wie sehr erfreut hat. Längst hätte ich geantwortet, wenn nicht die Pflicht gebieterisch an meinem Arbeitstisch gestanden und mir die Feder entwandt hätte; dicke Bücher legte sie mir vor, kriminalistische Materien, die überwunden sein wollten, ehe ich der Neigung wieder aus freiem Herzen folgen konnte. Das liegt nun hinter mir, und auf einige Tage bin ich von der Verstrickung frei; nun will vieles, was sich drinnen angesammelt, Luft; einige Gedichtchen stehen auf dem Papier, das Lustspiel ist um eine Szene länger geworden, und dieser Brief wird auch nicht geschrieben, nur um geschrieben zu werden. Was Sie mir in Aussicht stellen: einen Briefwechsel mit Ihnen, der mehr als nur die Oberfläche unseres Wesens berührt — darum bitte ich Sie nun von ganzem Herzen. Wie vieles dringt so an das Licht, was sich schüchtern kaum hervorgewagt hätte, und wie viel hoffe ich in diesem Verkehr lernen zu können! Und wenn Sie mir sagen, daß Sie mich ungern von Leipzig scheiden sahen, dann darf ich Ihnen ja wohl gestehen, daß ich schon mit dem Schicksal grollte, daß es mir ein wertvolles Gut gerade da bescherte, wo ich nicht mehr glaubte seiner froh werden zu können. Und nun kann ich es doch und kann es doppelt. Bedenke ich dann, daß irgend ein ungünstiger Umstand in den letzten Tagen noch hätte verhindern können, daß wir uns tiefer kennen lernten, dann fange ich sogar an, mich zu schämen, daß etwas wie Unzufriedenheit sich meiner bemächtigte; nein, ich will mich freuen, daß mir der letzte Aufenthalt in Leipzig so viel gebracht hat. Das Gewonnene zu bewahren wird mir nicht schwer werden, es müßte denn sein, daß ich aufhörte, Ihnen lieb zu sein.

Trotz der angestrengten Arbeit dieser Tage, und wenn auch das Literarische mehr als mir lieb war, in den Hintergrund gedrängt werden mußte, bin ich doch über meine Zukunft sogar

recht wageluſtig. . . . Daß mein Luſtſpiel langſamer vorrückte, als ich dachte, mag wohl ſeinen guten Grund haben, iſt doch ſein Kern auch der meines ganzen Lebens. Ich habe es „Die Peſſimiſten“ betitelt und mich nicht geſcheut des ganzen Grolls, den ich gegen die moderne Philoſophie habe, mich im Spotte zu entladen. Die jammervolle Tatſache, daß das friſcheſte, jugendlichſte Leben, einmal in die Netze dieſer Dialektik, dieſer Skepſis, dieſer Vergötterung des Nichts geraten, dahinkrankt und frühzeitig verfällt, wäre zu ernſt, um der Satire Raum zu geben. Aber der Umſtand, daß dieſe lebensmüden Philoſophen ganz behaglich bei Auſtern und Champagner dahinleben und himmelweit davon entfernt ſind, ihre gepredigte Askeſe im Leben zu verwirklichen, iſt doch auch wieder ſo komiſch, daß es mir ſehr wohl möglich ſcheint, das Ganze von der lächerlichen Seite zu ſehen und den Widerſpruch zum Angelpunkt des Komiſchen zu machen. Natur und Jugend muß über die philoſophiſche, unpraktiſche Blaſiertheit ſiegen und die Jünger des Nirwana müſſen einſehen, daß es nichts hilft, am dialektiſchen Leder zu kauen, weil doch kein einziger Gran dieſer zähen Speiſe dem Menſchen in Fleiſch und Blut übergehen kann. Nahrung bedürfen ſie, Nahrung des Geiſtes. Wir leben nur einmal, und den Bedingungen des Lebens haben wir uns zu fügen, froh, reinen Herzens, tatkräftig. Jede Philoſophie iſt verloren, die außerhalb dieſes wunderbaren Weltganzen ſtehen will. . . . .

Von Fr. von Holſtein.

Leipzig, 29. 10. 74.

Lieber verehrter Freund!

So denke ich, darf ich Sie nach Ihrem letzten lieben Briefe nun wohl nennen? Ich freute mich ſchon, als ich die von Ihrer Hand geſchriebene Adreſſe erblickte. Mit einer ſchönen Handſchrift geht es wie mit einem Menſchen von angenehmer Geſtalt, beide nehmen von vornherein für ſich ein. Freilich muß dann auch der Inhalt dem erſten äußeren Eindruck entſprechen — und das war ja bei Ihrem Briefe in ſo reichem Maße der Fall. Was Sie aus einem Briefwechſel mit mir lernen können — das wüßte

ich freilich nicht zu sagen. Ich verstehe etwas mehr Musik, habe Ihnen vielleicht etwas Bühnenpraxis und etwas Lebenserfahrung voraus, wie sie einem anfliegt, wenn man ein Häufchen Jahre länger auf dieser Erde gelaufen ist. Das aber ist auch alles. Habe ich doch eine streng militärische Erziehung genossen. Was ich außerdem weiß und wissen mußte, habe ich mir — ein Autodidakt in des Wortes verwegenster Bedeutung — mühsam zusammengestohlen. Darüber dürfen Sie sich keiner Täuschung hingeben. Wenn aber zwei Naturen, die sich wie die unsern in der Hauptrichtung, den höchsten Interessen zu verstehen hoffen dürfen, in intimen geistigen Verkehr mit einander treten, so denke ich, gewinnen beide daran. Mir ist es in der Freundschaft selten recht wohl geworden, ich habe ausgezeichnete Menschen gekannt, habe viele gute Freunde gehabt, bin aber da, wo ich mein Bestes gab, oft und schmerzlich getäuscht worden, oder habe mich auch wohl selbst getäuscht. Einige Jahre lang lebte ich hier in einem herrlichen, anregenden Freundeskreise. Das Leben hat den einen hierhin, den andern dorthin geschleudert und gewaltsam zwischen uns aufgeräumt — noch gewaltsamer der Tod. Selten oder nie ist es mir so gut geworden, meine eigensten Interessen von einem andren wirklich geteilt zu sehen, wie dieses bei Ihnen der Fall zu sein scheint. Wenn man, wie ich, keine Kinder hat, keinen Sohn, da bleibt immer, so glücklich und befriedigend sich sonst die innere Häuslichkeit gestaltet, ein Überschuß an Liebe und Zuneigung, der nach Verwertung trachtet. Wo ich aber mich einmal sympathisch angesprochen fühle, da pflege ich treu festzuhalten, so lange ich an einen Freund *glauben* kann, d. h. an seine *innere* Wahrheit und Tüchtigkeit. Fehler, Schwächen, wie sie uns Sterblichen ankleben, stören mich nicht auf die Dauer. Habe ich deren doch selbst genug und deshalb die Nachsicht meiner Mitmenschen vielleicht mehr als andere nötig. So will ich denn auch mich nicht beklagen, daß wir so bald — als wir kaum uns verständigen angefangen — auseinander mußten. Können wir uns etwas sein, sind wir einander wert, so muß es auch so gehen. Und mit gutem Willen von beiden Seiten kommt man immer einmal wieder zusammen. Es ist mir ein lieber, wohltuender Ge-

danke, daß ich da oben in der alten nordischen Hansestadt einen jungen Freund habe, der in Teilnahme an mich herüberdenkt. Und wenn ich mich müde geschrieben habe und abends noch durch ein paar Straßen gehe im Dunkeln, und dieser Gedanke mir vor die Seele trat, dann wird mir's warm um's Herz. Es freut mich, daß Sie sobald wieder an die Arbeit gekommen sind und Ihre juristischen Studien wieder in Angriff genommen haben. Es ist einem nie wohler in seiner Haut, als wenn man tut, was das Rechte und Nötige ist. Es beweist mir das aber auch, daß es Ihnen gleich wieder heimisch ward in der Vaterstadt, im Vaterhause. Wie könnte es auch anders sein? Und anderseits wird es nie heimisch, als wenn man erst an der Arbeit sitzt. Mir ist das Arbeiten jetzt sauer geworden. Ich hatte wieder mit meinem alten Plagegeist zu ringen, dem bösen Nervenschmerz in der Stirn, überm rechten Auge. Da mußte ich mich zu jeder Note zwingen, die ich auf die fünf Linien malte, und das Nachdenken tat weh. Ehe ich mein Pensum nicht abgearbeitet, wollte ich Ihnen nicht schreiben. Der Brief an Sie sollte meine Belohnung sein. Heute ward ich fertig mit der Partitur des Vorspiels zu den „Hochländern". Es hat mir wirklich einige Mühe gemacht, trotzdem ich genau wußte, was ich damit wollte. Vielleicht weil ich es zu genau wußte. Wenn man in der Instrumentalmusik etwas Bestimmtes und dieses in bestimmter Reihenfolge darstellen will, so kommt man mit der Architektur der Form in Zwiespalt (denn diese verlangt ihre Reihenfolge für sich) und muß die formelle Abrundung auf andere Weise aus dem Inhalt heraus konstruieren. Ich wollte keine eigentliche Ouvertüre, sondern nur ein Vorspiel zum ersten Akt schreiben, das in die lokale und historische Atmosphäre der Handlung einführt. In den Frieden der schottischen Hochlande ertönt ganz leise wie von fern, und zuerst bruchstückweise das alte Jakobitenlied: „Charlie is my darling". Näher und näher kommt es, ertönt in marschartigem Rhythmus und dann hymnenhaft, schließlich in fanatischer, fast ausgelassener Weise, was durch variationenartige Umgestaltungen des Liedmotivs erreicht wird. Plötzlich abbrechend, macht dieses einem hochländischen Marschmotiv Platz, welches seinerseits näher und näher kommt,

mit Bruchstücken des Liedes durchwebt. In immer fortschreitender Steigerung erklingen dann beide Motive zusammen. Allmählich in den Anfang einlenkend, verklingt das Jakobitenlied leise. Die Introduktion des ersten Aktes schließt sich gleich an und man hört noch vor Aufgehen des Vorhangs die Glocken von Edinburg Sturm läuten, was so in die erste bewegte Situation einführt. — Ich lege Ihnen den Text bei — mit einigem Zagen. Ich möchte, Sie hörten gleich die Musik dazu und sähen das Ganze auf der Szene. Dann, denke ich, würde es Ihnen schon etwas warm machen. So ein Operntext hat immer etwas Dürftiges — muß es vielleicht haben, da alle gedankliche Vertiefung zurückgedrängt wird vom Lyrischen, das sich einseitig vordrängt. Namentlich bei mir, der ich mir jede Zeile für meine eigene Musik zuschneide. Da muß man beim Lesen manches Unfertige in den Kauf nehmen, was erst durch die Musik und die Darstellung fertig wird. Ich habe diesmal alle Motivierungen sehr knapp gehalten. Das lyrische Drama und seine Sprache, die Musik, verlangen stets nach der fertigen Situation, damit die Musik sich ungestört aussprechen kann. Das Publikum will es auch nicht anders, denn die Motivierungen in der Oper haben immer den Charakter des Retardierenden. Das macht sich mir im „Haideschacht" stets fühlbar, namentlich im ersten Akt. Auch das überraschende Auftreten des Arthur am Schluß des zweiten Akts wäre im rezitierenden Schauspiel sehr verwerflich, da das Drama den Zuschauer zum Vertrauten des Kommenden machen soll. Die Oper ist aber nur ein Kompromiß zwischen Drama und Musik, das fühlt man bei der Arbeit auf Schritt und Tritt. Der dramatische Fehler gibt hier der Musik Gelegenheit, sich auf ihrem eigentlichsten Gebiete, dem Ahnungsvoll-Traumhaften-Unsichern zu bewegen und zu sagen, was das Dichterwort nicht auszusprechen vermöchte. Eine Erklärungsszene zwischen Astley und Arthur würde vollends musikalisch trocken ausgefallen sein. Bitte, sagen Sie mir ganz offen, welchen Eindruck das Buch Ihnen macht, d. h. indem Sie sich die Mitwirkung der Musik dazu denken, die Sie sich meinetwegen so ergreifend vorstellen mögen, wie nur möglich und wie ich sie gar nicht zu schaffen vermag. — Hoffentlich erhalte ich nun bald von

Ihnen die Anthologie. Es verlangt mich, etwas von Ihnen zu hören, worin sich ein Stück Ihres innersten Selbst ausspricht, wie in Ihren Gedichten. Das ist denn doch etwas, bis das Lustspiel kommt, auf das ich sehr begierig bin. Ich denke mir es schwer, den philosophischen Standpunkt, welcher doch klar gemacht und nicht nur gestreift sein will, dem Publikum mundgerecht zu machen, ohne dem Lustspielton (wenn auch im höheren Sinne) zu nahe zu treten. Ich denke mir die jugendliche Frische, die gesunde Lebenslust und ein gewisser Zug von Enthusiasmus auf der andern Seite werden dann um so wohler tun. Ich freue mich sehr darauf. Mit Freund Henzen steht es schlimm. Er schrieb mir einen langen, vertrauungsvollen Brief. Die ihn mitgegebenen Empfehlungen hat er nicht benutzt und ist einmal wieder zur Musik zurückgekehrt. Er schickt mir 12 Lieder von Hamerling, die er drucken lassen und dem Dichter dedizieren will. Ich habe abgeredet, denn dazu sind sie garnicht reif. Dazu komponiert er an einer Symphonie! Veranlassung dazu war Ihre Freischütz-Partitur, die er unter seinen Sachen fand. Im Lesen fühlte er Lust, auch mit Orchesterfarben zu malen, und da fing er natürlich an, eine Symphonie zu schreiben. Natürlich gleich das Höchste, ohne alle Vorbereitung! Ich finde es sehr traurig, daß H. bei so viel Begabung der Spielball seiner Stimmungen in dem Grade ist, daß es seine Talente geradezu paralysiert. Mit 24 Jahren muß man doch schließlich wissen, was man will und kann, und vor allem was man soll. Freilich weiß er das auch — nur zu gut, doch lautet es nach wenigen Tagen wieder anders. Wissen Sie, daß wir ausziehen? Unser Nebenhaus wird niedergerissen und da steht das unsere auf zu schwachen Füßen. Nun wünscht meine Schwiegermutter, daß wir uns am Ende ihres Gartens auf der Salomonstraße anbauen. Da haben wir nun Pläne gemacht für ein behagliches kleines Haus, in dem wir fortan leben und wahrscheinlich sterben werden. Das hat unsere Gedanken und unsere Zeit sehr in Anspruch genommen. Geht mir es morgen besser, so will ich nach Dresden, um das Jubiläum von Rietz feiern zu helfen. Er war mein Lehrer und ich verdanke ihm viel, da kann er das von mir verlangen. Heute aber soll ich noch Hill im Ge-

wandhause hören. In München wird fleißig am „Erben von Morley“ studiert. Im November soll er heraus. Hoffentlich gehen wir hin, wenn meine Schwiegermutter wohl genug ist, die wieder recht leidend war. — Doch nun habe ich einen Brief geschrieben, so lang, wie seit langen Jahren nicht. Also zum Schluß! Lassen Sie bald einmal wieder von sich hören. Meine Frau grüßt bestens und mit mir unbekannterweise ihre Eltern. Leben Sie wohl!

In aufrichtigster Zuneigung

der Ihrige

Franz von Holstein.

An F. von Holstein.

Bremen, 2. 11. 74.

. . . . Zunächst meinen allerherzlichsten Glückwunsch zum „Erben“. Es wäre ja möglich gewesen, daß ein prätentiöses Publikum sich von dieser zierlichen und harmonischen Welt, die das Gefühlsleben mit dem Konventionellen so glücklich verbindet, blasiert abgewandt hätte, und darum ist es auch ein Kompliment für die Münchener, deren Geschmack ich überhaupt für ziemlich rein und unverdorben halte, daß sie die freundliche Natur und den künstlerischen Geist dieses Werkes zu würdigen verstanden haben. Hätte ich nur etwas davon, wenigstens die reizende Schachszene und das Quintett, das, wenn ich nicht irre, in Es-dur geht, mit sehen und hören können! — Es tut mir sehr wohl, daß Ihnen das, was Ihnen an meinen Gedichten einmal gefallen, auch jetzt noch gefällt. Aber wenn Sie mehr von mir gedruckt zu sehen wünschen, so wird mir das Herz ein wenig schwer; denn noch muß ich Entsagung üben und kann, wie ich nun wohl sehe, an eine Sammlung meiner Gedichte nicht eher Hand legen, als bis die Studien, die mich augenblicklich beschäftigen, beendet sind. Aber sie vermehren sich trotzdem und stehen auf dem Papier, wie sie mir die Empfindung und das Herz gerade eingibt — nur zum Sichten fehlt mir die Zeit. Abends freilich werfe ich eine Zeitlang alles Fremdartige über Bord und gönne dem Raum, wohin mich die Natur und die Neigung zieht. Oft wird mir die Ent-

sagung wieder recht schwer, aber unter den liebevollen Händen meiner Mutter, die recht wohl weiß, wie wenig ich in der juristischen Arbeit Befriedigung finde, bin ich bald wieder auf der ebenen Straße. Und es ist auch gut so. Ungeduld und Murren hält nicht lange bei mir an, denn es gibt eins, das mich immer noch erlöst hat: die Kunst. Alle unruhigen Wünsche hat sie besänftigt und eingewiegt, manchen Schmerz gelindert, manche Freude verklärt. Ich pflege auch nicht zu Bett zu gehen, wenn ich einen dunklen Rest im Herzen fühle, ohne noch das Klavier berührt oder ein Gedicht gelesen zu haben. Man hat mich früher wohl gescholten, daß ich die Schönheit zu hoch stelle, aber die Tadler haben nie gewußt, wie oft sie mich errettet hat, und oft muß ich denken, was ich vielleicht geworden wäre, wenn die Erziehung und eine gütige Natur mich nicht ihre Wege gewiesen hätten. Und hätte sie mich auch nur eins gelehrt: Maß halten, ich würde ihr bis an mein Lebensende dankbar sein. . . . .

Bremen, 8. 11. 74.

. . . . Mit erhöhtem Interesse und dem stets gesteigerten Glauben an die große Bühnenwirksamkeit des Librettos habe ich die Hochländer zum zweiten und dritten Male durchgelesen. Sie durften außer Sorge sein, daß ich vielleicht nicht die Gewöhnung hätte, dramatische Stoffe und Behandlungen vom Standpunkt der Bühne aus und für die Bühne zu betrachten. Bedeutende Literaten und Kritiker versehen es oft gründlich darin, sei es, daß sie sich mit dem Theater zu wenig beschäftigt haben, sei es, daß sie nicht plastisches Anschauungsvermögen genug, um das, was auf dem Papier steht, sich in die greifbare, leibliche Wirklichkeit zu übertragen, besitzen. So sind sie denn auch außerstande, zu beurteilen, was wirkt und nicht — ein übel berufenes Wort, eben hier im besten Sinne gebraucht. Ist nun vollends ein Operntext das Objekt ihrer Expektorationen, so kommen sie in eine schlimme Klemme, und es wird schließlich gerade das den größten Eindruck machen, was sie verworfen, bekrittelt oder belächelt haben. Ich darf wohl sagen, daß ich dieser Gefahr von Jahr zu Jahr weiter entrückt werde. Ich kenne das Theater von

früh auf und glaube durch seinen Besuch einiges gelernt zu haben. Ein solches Anschauen eines dramatischen Werkes ist gewiß nicht zu verwechseln mit dem gemeinen Kalkül, gewisse Effekte zu suchen oder herauszufinden, die, meistens unorganisch, einem starknervigen oder überreizten Publikum Freude gewähren und den abstoßen, der es ernst mit der Kunst meint.

Es ist ein großer erhabener Zug in den Hochländern. Die politische Bewegung, wie sie sich in Fanatismus und der Begeisterung äußert, tritt besonders natürlich auf seiten der Partei Karl Eduards in den bewegten Volksmassen und dem Heroismus und dem flammenden Todesmut der Führer in einer Weise auf, die erschüttert und überwältigt. Wie die Unruhe der ersten Szene der Freude über das nahe Erscheinen des Prätendenten weicht, wie Arthur auftritt und Magdalis ihr Lied anstimmt, wie endlich Karl Eduard selbst erscheint und unter dem Jubel des Volkes ins Tor zieht, das ist von größter Wirkung, weil es nicht bloß äußerliche Massen sind, die da jauchzen und singen, sondern weil wir einigen von ihnen, und in diesen Wenigen Allen ins Herz schauen, sein Klopfen belauschen, seine Not und seine Wonne kennen lernen, weil wir an die Wahrheit dieser Begeisterung ganz und voll glauben. Eine eigentümliche Beobachtung, die ich später beim Haideschacht machte, habe ich beim Lesen dieses Buches erneuert: wie im Leben niemals eine Stimmung ganz rein und unvermischt herrscht, wie in das Dunkel des Todes ein Lichtstrahl dringt und mitten in das blühende Leben das Grab hineinragt, so wollen Sie auch, bewußt oder nicht, die durch das Kunstwerk erzeugte Stimmung nicht dem Scheine zu Liebe glatt und unvermischt sein lassen. Die Wahrheit, das Erfülltsein vom Leben, gilt höher als der ästhetische Schein. Dort kniet die sterbende Helge an der Leiche des treulosen, später wiedergefundenen Geliebten, hier die alte Magdalis an der Leiche des Sohnes — und doch ist es Freude und Dank, die uns erfüllen, eben jene ernste Freude, jener weihevolle Dank, die vor dem Anblick des Todes nicht blaß werden oder sich gar „verstimmt" von dem dunklen Freudenstörer abwenden. Und wenn wir selbst einen Augenblick stutzen und denken: wäre es so oder so nicht schöner gewesen? —

wahrer wäre es gewiß nicht gewesen, und dies Gefühl bezwingt und besiegt uns, und wir nehmen die ernstfreundlichen Gaben des Lebens aus Künstlerhand mit dankbarer Freude entgegen. Ich wünschte nur, die Weisen schon hören zu können; besonders auf das Lied: „Karl Stuart ist mein Liebling" bin ich sehr, sehr begierig. Reginald ist mir sehr ans Herz gewachsen. Seine Liebesleidenschaft, seine Entsagung und sein Opfertod — das ist alles mehr als Theaterfeuer, das greift an die Seele. Und damit es recht deutlich werden sollte, wie nah sich die Lust und der Schmerz berühren, damit der Kern Ihrer Lebens- und Kunstanschauung sich auch in der Brust eines Einzelnen ausprägte, haben Sie uns die eigentümlichen Szenen des Arthur gegeben, und im Finale des zweiten Aktes die Gegensätze in einem ergreifenden Bilde, in einer durch die Kontraste vortrefflich wirkenden Szene vereinigt. Die textlich vorzügliche Szene des Arthur und der Ellen wird vielleicht der musikalische Höhepunkt; sie hat mich seltsam berührt: das Stimmungsvolle der Situation, das Liebeslied der Ellen, das Kämpfen gegen die einschläfernde Macht des Trankes und dann das männliche Zusammenraffen der letzten Kraft im qualvollen Ringen mit dem Traum und der Betäubung: alles das gibt eine Szene von süßschauerlichem Reiz und der Musik prächtige Nahrung. —

Die englische Partei hat mir weniger als die schottische gefallen, nicht etwa darum, weil unsre Sympathien auf seiten der letzteren sind, aber aus ästhetischer Abneigung gegen das eigentliche Militärische, das niemals recht poetisch und musikalisch wird. Das Kriegerische ist gewiß ein wundervolles Sujet für die Kunst, und das beweisen die Hochländer auch, aber auch nur dann, wenn es das begeisterte Einsetzen der persönlichen Kraft ist, die keiner Regel mehr bedarf. Hingegen das Gradlinige und alles, was Kommando heißt ꝛc., ist schon darum nicht schön, weil doch eigentlich die Schönheitslinie eine Wellenlinie ist — aber abgesehen davon auch: es ist äußerlich und kalt, weil es das Einzige, worauf die Möglichkeit einer künstlerischen Wirkung beruht, die äußerlich erkennbare Freiheit, vermissen läßt. Nun um so lieber wende ich mich den Hochländern zu, denn mit diesen gehe ich durch dick und

dünn. Ich brauche wohl mein Urteil nicht zusammenzufassen; daß auch meine Eltern von dem Buche einen großen und schönen Eindruck davongenommen haben und meine Mutter ganz besonders der rührenden Gestalt der Magdalis ihre Liebe zugewandt hat, will ich aber doch erwähnen. Sie stellt das Libretto höher als den „Haideschacht" und hofft und erwartet mit uns allen von der Oper einen großen Erfolg. . . . .

Von F. von Holstein.

Leipzig, 13. 11. 74.

Mein lieber Freund! Herzlichsten Dank für Ihren so lieben Brief und die so freundliche Teilnahme, welche Sie von mir auf meinen „Erben" übertrugen. Ja, es ist mir in München schließlich noch ganz über Erwarten gut gegangen. Das freut mich auch noch ganz besonders um mein junges Liebespaar, das mit einem wahren Todesmut bewaffnet sich in den Kampf stürzte und einen tüchtigen Erfolg davon trug, der beiden, mir sehr sympathischen jungen Künstlern auch fernerhin zu statten kommen wird. — Mit Henzen waren wir täglich zusammen, und auch diesmal baute seine persönliche Liebenswürdigkeit und freundliche Hingabe die Brücke über den Abgrund, welcher unsere beiderseitigen Ansichten und Neigungen trennt. Möchte er nun eine zeitlang wenigstens auf dem wieder betretenen Pfade poetischer Produktion rüstig weiter wandern. Ich wünschte ihm etwas von Ihrem Pflichtgefühl, das Sie bei der oft gewiß unliebsamen Arbeit hält, auch wo „tausend Stimmen lockend rufen". Wohl Ihnen, Sie haben das bessere Teil erwählt, und der gesunde Sinn für das Rechte und Mutige scheint mir sicherste Bürgschaft für künftiges Lebensglück. Daß bei den dürren kriminalistischen Studien der poetische Quell bei Ihnen nicht vertrocknet, freut mich nichtsdestoweniger zu hören. In diesem Jungbrunnen werden Sie sich die Seele gesund baden, wenn Sie der Erfrischung bedürfen. Hoffentlich kommt auch Unsereinem bald einmal wieder etwas von dem zu Gute, was Sie daraus geschöpft haben. . . . .

Leipzig, 14. 11. 74.

. . . . Lieber, verehrter Freund! Für zwei liebe Briefe habe ich Ihnen zu danken, vor allem auch für die beiden Festspiele, die mich so recht im Herzen erfrischt und erfreut haben, wie alles was mir bis jetzt von Ihnen kam. In beiden Stücken tritt die Idee, welche Ihnen so sehr am Herzen liegt, und mit der ich so warm sympathisiere, in verschiedener und doch gleich wirkungsvoller Weise zutage. In edelstem ungetrübten dichterischen Schwung im ersten Festspiel, durch scharfe charakteristische Ausprägung der Gegensätze im zweiten. Es war denn auch kaum der Bindfaden des Päckchens gelöst, das Couvert geöffnet, als ich mich schon ans Lesen machte, und beide Stücke in einem Zuge durchlas, so recht wie man einen vollen Zug frische Luft atmet. Vorgestern fand sich denn endlich eine langersehnte ruhige Abendstunde, wo ich den Meinigen die Festspiele vorlas. In der „Ratskellerphantasie" erregte der pessimistische Student große Heiterkeit, besonders aber die so drastisch geschilderte Familie Nottebohm. Ich kann mir denken, wie der jugendlich frische Ton, das Feuer der Verse in beiden Stücken zündend auf Jung und Alt gewirkt hat, und möchte nun auch dabei gewesen sein. — Daß Sie meine Hochländer Ihrer Sympathie versichern, freut mich nicht wenig. Aus warmem Herzen sind sie wenigstens geboren, und ein warmes Herzblut, hoffe ich, soll man in der Musik pulsieren fühlen. Daß Sie den Eindruck des bühnlich-wirksamen nicht genügend berücksichtigen würden beim Lesen, das fürchtete ich keineswegs. Wer Gelegenheit hatte, seine eignen Gestalten von der Bühne herab zu sich reden zu hören, wie Sie, der weiß, worauf es guterletzt ankommt. Nur die Erfahrung, daß beim Lesen an ein Opernbuch mit denjenigen Ansprüchen häufig herangetreten wird, die man einem Schauspiel gegenüber mit Recht erhebt, veranlaßten einige darauf bezügliche Bemerkungen meines letzten Briefes. Es wird mir mehr und mehr klar, daß die Eigenart der Oper gewisse Abweichungen der üblichen dramatischen Regeln gestattet, ja fordert. Ganz besonders in Bezug auf die feinere psychologische Motivierung, welche fast durchweg der Musik überlassen bleiben muß. Dadurch sehen alle Szenen inneren Kampfes ꝛc., bei denen das

Schauspiel alle Waffen feinster Dialektik spielen zu lassen pflegt, in einem Opernbuch immer ziemlich dürftig aus. Das, was Sie treffend das Gradlinige nennen, ist eigentlich recht wenig musikalisch verwertbar. Ich habe es daher möglichst beschränkt und zu maskieren gesucht. Im zweiten Akt durch Vertreter einer söldnerischen Zügellosigkeit. Im letzten Akt mußte gerade das Unerbittliche des Geradlinigen stark heraustreten. Ich wünsche nun, daß die tragische Wirkung nicht zu sehr darunter leide, und die Exekutionsszene ausschließlich peinlich wirke. Hier kann die Regie viel tun. Ist das Publikum einmal in der Stimmung, so kann man ihm etwas zumuten. Das habe ich bei der Tanzszene der Helge im Haideschacht gesehen, welche ein alter Praktiker wie Eduard Devrient für unaufführbar erklärte.

Bis jetzt sind wir immer noch in der glücklichen Lage gewesen, mit herzlichster Zustimmung unserer beiderseitigen Produktion gegenüber uns äußern zu dürfen. Es kann auch einmal das Gegenteil eintreten. Werden wir beide in dieser Probe bestehen? Ich hoffe es. Ich wenigstens habe Tadel zu ertragen gelernt, wenn ich nur fühle, daß das Interesse an der Sache ihn erzeugte, wenn er aus warmem, teilnehmenden Herzen kommt. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie ein solches immer für mich haben werden. Sie können darüber beruhigt sein. — Meine Ihnen übersandten Gedichte sollen Ihnen, dem Dichter, nicht als solche gelten. Sie wollen nur Ihnen, dem Menschen sagen, was in Prosa auszusprechen uns modernen Naturen nicht immer gelingt — wenigstens mir nicht. Bitte, sehen Sie sie nur darauf an. —

Henzen macht mir rechte Sorge. Es ist ja ein Unglück, wenn jemand gar keine Pflicht anerkennt, gar nicht müssen will. Seine Lieder, so anziehende Gedanken sie enthielten, waren künstlerisch doch zu unfertig, um sie ernstlich gelten zu lassen, noch weniger, um sie sich gedruckt zu denken. Und da wollte er sie gleich Hamerling widmen! Darin liegt ein solcher Mangel an ruhigem Urteil, wenn nicht ein Übermaß von Selbstgefühl, daß es mich schon rein vom künstlerischen Standpunkte indigniert hat. Es ist gut, daß wir hoffentlich bald nach München kommen, und uns einmal gründlich mit ihm aussprechen können.

Darf ich denn an Ihre Photographie in Zivil erinnern? Ihre militärische leidet zwar nicht an zu arger Gradlinigkeit, sieht mich aber doch etwas fremd an. Überhaupt bedaure ich, von Ihrem Leben, Ihrer Umgebung, Ihrem Kreise so gar nichts zu wissen. Lassen Sie doch ab und zu etwas Persönliches in Ihre Briefe einfließen, damit ich mich ein bischen in Ihr Leben einleben kann. Mit herzlichen Grüßen von den Meinigen

Ihr freundschaftlichst ergebener
Franz v. Holstein.

Leipzig, 27. 12. 74.

. . . . Ihre schöne Gabe, die mir gestattete, die Weihnachtszeit in Gesellschaft Ihres eigensten und innersten Wesens zu verleben, verdient aber, daß ich Ihnen ausführlicher sage, wie sehr ich sie zu schätzen weiß, wie wert sie stets mir sein wird. Einen ganz besonderen Reiz erhielt die Sonnetten-Sammlung noch dadurch, daß ich sie in Ihrer mir so sympathischen Handschrift lesen darf. Tausend Dank auch dafür! Manche Stunde müssen Sie der Arbeit geopfert haben — und ich fühle mich fast beschämt, daß es meinetwegen geschah. Aber Ihr Zweck ward erreicht, Sie haben mir einen schönen und reichen Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegeben, und mich hoch erfreut!

Seit der Zeit, wo die Hauptmannschen Kinder noch klein waren, ist es Sitte, daß wir die Weihnachtstage mit diesen lieben Freunden gemeinsam feiern. Gestern, am zweiten Feiertage, waren alle nebst meiner Schwiegermama und Schwägerin bei uns. Nach der Bescheerung las ich aus Ihren Sonnetten vor, und mußte mehr und mehr lesen, mit solcher Begeisterung nahm der kleine Kreis Ihre Dichtungen auf, in denen Wärme und Tiefe des Gedankens und der Empfindung mit edler, schöner Form sich so prächtig vereint.

Eine besondere ungeahnte Freude war für uns alle das Wohlbefinden meiner guten Schwiegermama, das wir ja kaum zu hoffen wagen durften. Sie hätte uns nicht so reich zu beschenken, nur sich selbst zu bescheeren brauchen, wie sie war und stand und sich des schönen Festabends freute, um unser aller Herz mit

innigster Dankbarkeit zu erfüllen. Der heutige Tag war nun noch der beschaulichen Nachfreude geweiht. Auch ist mein liebster Freund, Geh. Regierungsrat Richard Schöne mit Frau und Kind hier, mit dem ich mich herzlich freue, noch heute Abend bei seinem Schwiegervater, Dr. Härtel, zusammen zu sein. Morgen früh muß er leider nach Berlin zurück, da die Arbeitslast im Kultusministerium eine immense ist, und ihn oft fast zu erdrücken scheint. . . . .

An F. v. Holstein.

Bremen, 28. 12. 74.

. . . . Daß ich erst jetzt dazu komme, Ihnen zu danken! Nicht genug, daß Sie mich mit Ihrer Liederspende so innig erfreuten, hatten Sie auch schon Worte der Erwiderung auf meine kleine Gabe, die Sie so freundlich aufgenommen haben. Aber dafür habe ich mir endlich die Lieder, von denen mir „Biterolf" schon ein alter lieber Bekannter war, zu eigen gemacht, das „Wüstenlied" ganz besonders, das mir zuerst nicht in den Kopf wollte und jetzt außerordentlch behagt. Warmen Dank nochmals! . . . .

Bremen, 9. 1. 75.

. . . . Jetzt übersetze ich mich, d. h. meine Dissertation über den „Anfang der Ausführung in der Lehre vom strafrechtlichen Versuch" ins Lateinische, das zu meinem Verdruß, obwohl es mir recht leicht aus der Feder kommt, doch wegen unserer veränderten Gedanken- und Begriffswelt, dem Ciceronianischen wenig ähnlich sieht. Aber es ist ein Trost zu wissen, daß die alten Herren in der Prüfungskommission fast sämtlich weniger vom klassischen Latein verstehen als die Kandidaten. — Im Laufe der Woche halte ich im hiesigen Künstlerverein einen Vortrag über das „moderne Theater". Ist der von statten gegangen, so hören Sie wieder von mir. . . . .

Von F. von Holstein.

Leipzig, 16. 1. 75.

Mein lieber, verehrter Freund! Herzlichsten Dank, daß Sie an der Grenzscheide der beiden Jahre meiner freundlich gedacht,

ganz besonders aber noch für Übersendung des Neujahrs-Gedichts. Ihre Muse hat sie so sanft in das neue Jahr hinübergeleitet, daß man manches von ihr erwarten darf. Bleiben Sie auch mir ein wenig gut! Wie gerade das, was wir gemeinsam empfanden, das Verstehen in poetischen Dingen uns zueinanderführte, so möge die Poesie unseren freundschaftlichen Beziehungen auch fortan eine freundliche Vermittlerin bleiben.

Sonntag nachmittag las Henzen uns eine Novelle „Nerina" von Heyse vor, die er von diesem selbst in M. lesen hörte. Sie ist unendlich fein und edel in der Empfindung. Abends lesen wir jetzt den dritten Band von Freitags Ahnen, und sind sehr davon angesprochen. Vor allem prächtig finde ich die Charakteristik Kaiser Friedrichs II., — das ist wirklich Seelenmalerei, und man findet sich dem interessanten Charakter mit seinen Schwächen und Rätseln nahe gerückt. Eine Kritik wie die Lindau's nimmt sich recht kleinlich aus, wenn man das Buch unmittelbar auf sich wirken ließ. — Heute in acht Tagen in der Thomaskirche ist unsere Aufführung Bach'scher Kantaten mit Orgel- und Gewandhausorchester. Ich denke, es wird hübsch werden. Schade, daß Sie es nicht hören können! — Überhaupt, es wäre hübsch, wenn Sie hier wären, und man mit ihnen ab und zu ein Stündchen vernünftig, oder auch unvernünftig verplaudern könnte — überhaupt! Unser Bau ist nur erst ein Minus, nämlich ein Loch im Boden, welches den Grund aufnehmen soll. Die Unterhandlungen darüber sind langweilig und zeitraubend. — Das große Ereignis in Leipzig ist Wachtels Lohengrin, von dem ich aber nicht aus eigener Anschauung urteilen kann. Ich hörte genug über die Proben, um gewarnt zu sein. Etwas Oberflächlicheres, Unpraktischeres soll es nicht geben. Das Publikum aber applaudiert seine hohen Töne, die er ins Publikum schleudert, ruft ihn heraus und zahlt doppelte Preise. Manchmal kann man auf das vielköpfige Ungeheuer, „Publikum" genannt, recht wild sein. So kürzlich, als im Gewandhause Reineckes neue Symphonie kaum einen succès d'estime erhielt und man nicht einmal dem Komponisten zu Liebe, der seit fünfzehn Jahren hier am Dirigentenpulte steht, aus der eisigen Ruhe heraustrat. Und doch ist die Symphonie

ein tüchtiges, feinfühliges, wenn auch nicht hochbedeutendes Werk. Gott bessers! — Und nun Addio für heute! Herzliche Grüße von der Meinigen. . . . .

Aufrichtigst der Ihrige
F. von Holstein.

An F. von Holstein.

Bremen, 31. 1. 75.

. . . . Nur ein wenig gut bleiben soll ich Ihnen? nur ein wenig? Ich könnte wie Lessing jedes Wort aufmutzen und das in der verschiedensten Betonung. Ihre Freundschaft macht mich so glücklich, und wenn Sie eins der Meinigen sprechen könnten, so würden Sie erfahren, wie oft ich von Ihnen rede. Einen recht großen Platz füllen Sie in meinem Herzen, und sehr, sehr gut werde ich Ihnen bleiben. Darum erteile ich Ihnen denn auch gleich Absolution für dies „wenig". — Meine Facharbeiten sind zum Abschluß gelangt; auf meinem Schreibtische und in meinem Kopfe fängt es an sehr sauber auszusehen. Die lateinische Dissertation liegt geglättet vor mir, das Gesuch an den hohen Senat wartet auf seine Prokreation auf Velinpapier, die Meldung an das Oberappellationsgericht liegt in der Luft. — Der herrliche, über alles Sagen schöne, kolossale Apollokopf, den mir Hermann Wätjen geschenkt, sieht mich gerade an und verbietet mir darüber noch ein Wort zu reden. Es ist auch gut. Der Beruf, und alles was ihn vorbereiten half und stützen hilft, geht mit mir fort wie das Allergewöhnlichste, wie Essen und Trinken und das Ankleiden, mühelos wie dies und selbstverständlich — man redet nicht davon und darum schweige ich auch. Die heilige Kraft, die ich verehre, die mir die ermattende Lust immer noch wieder kräftig angefacht, stehe mir ferner auch darin bei, wie sie es bislang noch stets getan. Es ist nichts Kleines, sich sein Dasein verdienen zu müssen und das wie eine Notwendigkeit, gleichmäßig und gern tun. — Daß Sie mit den Hochländern schon so weit sind, hat mich gewundert und gefreut. Meinen allerinnigsten Glückwunsch. Wenn Sie mir nur einmal das Thema von „Karl Stuart ist mein Liebling" auf einem Zettelchen andeuten wollten, nur andeuten!

Unser Theater hat der gesamten künstlerischen Welt kürzlich ein Ereignis geliefert, nämlich die Aufführung der Hebbelschen Nibelungentrilogie, die Ausstattung war vortrefflich, auch der Geist der Regie tüchtig und trotz mancher Schwächen der Einzelnen der Eindruck des Ganzen unendlich groß. Dieser echt künstlerische Siegfried, der so gerade heraus sagt, was er kann und will, und diese Kriemhild in ihrer furchtbaren Konsequenz — wie hinreißend, wie überwältigend! Wenn alles das rächende Weib tadelt, dann komme ich mir bisweilen recht barbarisch vor, denn ich begreife diese entsetzliche Logik der Treue sehr wohl und entschuldige sie bis aufs Letzte. Das Heil des Christentums und mit ihm die Märtyrerwonne des Entsagens hat sie wohl verschmäht, aber das Menschentum hat sie doch gerettet. Wenn die Brüder den Mörder nicht herausgeben wollen, und sich auf die Treue der Blutsverwandten und die Gesetze der Lehnspflicht berufen, dann hat sie ganz recht, wenn sie ausruft: Das eben ist's, was mich empört! Heut sind sie untreu, morgen wieder treu. . . .

Ihr habt die Treue
Gebrochen, als es höchste Tugend war,
Wollt ihr sie halten, nun es Schande ist? — — —
Fällt alles das, was nicht ein Sandkorn wog,
Als es Erbarmen mit dem Helden galt,
Auf einmal wie die Erde ins Gewicht,
Nun seine Witwe um den Mörder klopft? —

Die Bremer machten zu dem Ganzen verwunderte Augen und mancher Philister hat an diesen Recken sein bischen Gehirn vergeblich abgemartert. Aber die Mehrheit war doch dankbar und hieß die Gäste, wenn sie ihnen auch fremd waren, dennoch mit Hamlet als „Fremde willkommen". . . . .

Von F. von Holstein.

Leipzig, 20. 2. 75.

. . . . Mein lieber, lieber Freund! Seien Sie nicht böse! Ihr so herzlicher Brief vom 31. v. Mts. hätte wahrlich eine schnellere Beantwortung verdient, als ihm mit diesen Zeilen wird, nachdem bereits ein zweiter in meinen Händen war, welcher durch den Beischluß Ihrer Photographie doppelt wertvoll für mich

wurde. Ich finde Sie vortrefflich in Ihrer frischen, gesunden Männlichkeit, und wenn ich Sie anschaue und daneben die frühere militärische — beide stehen auf meinem Schreibtisch mir gegenüber —, so kann ich mir den wirklichen Heinrich Bulthaupt aus den beiden Abbildern ziemlich vollkommen vorstellen, ohne deshalb den Wunsch zu unterdrücken, er möge sich mir bald einmal persönlich vollkommen vorstellen. Also tausend Dank für das photographische Surrogat Ihrer persönlichen Nähe! — Weshalb ich ich Sie so lange auf einen Brief warten ließ? — Ach, lieber Freund, da muß ich weit ausholen. Am guten Willen und herzlichsten Wunsch hat es wahrlich nicht gefehlt. Es lag mir ordentlich auf der Seele, daß ich Sie warten ließ. Aber an jemand wie Sie schreibe ich nun einmal nicht gern wie an sonst jemand, nur um geschrieben zu haben, sondern erwarte gern eine Stunde, wo ich gesammelt und in der nötigen Stimmung bin, mich mit Ihnen zu unterhalten. Und da kommt die alte Klage, daß der Tag nicht 8 Stunden länger ist, daß unser Leben gar so zergliedert, unruhig — zerstreut! Wieviel Zeit und Kraft kostet es nicht, nur den laufenden täglichen Verpflichtungen gerecht zu werden! Man möchte sich wahrlich zuweilen auf Robinson's wüste Insel wünschen, wo es jedenfalls „nicht geklingelt" hat, einen langweiligen Besuch oder eine störende Geschäftsunterredung ankündigend. Eine solche wüste Robinson-Insel ist uns Oberstdorf, — und ich sehne mich manchmal ordentlich dorthin, nach Ruhe, nach stiller ruhiger Arbeitszeit. Kaum eine Stunde von diesem so schätzbaren Artikel hab' ich mir in den letzten Wochen täglich reservieren können. Da gab es geschäftliche Konferenzen mit Advokaten und Baumeister über unsern Hausbau, eine darauf bezügliche detaillierte Korrespondenz, beängstigende Zweifels- und Konflikts-Punkte, Fahrten auf Fabriken, um das zu verwendende Material anzusehen usw. usw. Ferner Haufen von Symphonien, Suiten und Ouvertüren, die der Gewandhausdirektion eingesandt waren, zu lesen, zu prüfen und mit ausführlicher Meinungsäußerung zu versehen. Ferner Konferenzen im neugegründeten Bach-Verein, zu dessen Vorsitzenden man mich nolens volens gemacht hat, und der erst organisiert sein will. Das geht aber

nicht, ohne daß man rechts und links — ohne es zu wollen — den Leuten auf die Füße tritt. Namentlich fühlt sich Professor Riedel schwer verletzt, daß ein anderer Verein als der seine in Leipzig existieren und Bach singen will. So kämpft er denn gegen uns mit allen Mitteln, die seine genaue Bekanntschaft mit der Presse und ihren Vertretern ihm gestattet. Daß er bei seinem letzten Konzert mit einer Bachschen Kantate vollständig umwarf, machte die Sache nur schlimmer und ihn doppelt gereizt. Ferner gab es Besuche fremder Künstler, sehr viel Konzerte (in voriger Woche fünf!), von denen ich wegen Kopfweh mir dennoch manches schenken mußte. Rubinsteins Anwesenheit und gewaltiges titanenhaftes Spiel gab der letzten Musikwoche das Gepräge. Außerdem müßten meine Frau und ich notwendigerweise neu geboren werden! Hätte ich eher geschrieben, so hätte ich vielleicht Ihr Bild und Ihre lieben Zeilen zu meinem Geburtstage gehabt. Daß ich unter solchen Umständen bei einer überreichen Korrespondenz in Genossenschafts- und andern Geschäftsangelegenheiten nicht viel zum wirklichen befriedigenden Arbeiten kam, werden Sie mir glauben. Ich habe in meinem dritten Akt zwei Szenen neu in Partitur geschrieben, da mir die frühere Fassung nicht mehr zusagte, und die Partitur des ganzen Akts noch einmal durchgesehen und überarbeitet. So wird es nun auch mit den übrigen Akten gehen, ehe ich das Ganze in Druck gebe. Ferner habe ich eine schöne bedeutsame Ballade von Björnson, die ein mir bekannter Musiker aus Christiania komponierte, in's Deutsche übersetzt, natürlich ohne ein Wort norwegisch zu verstehen! Und zwar gereimt, und jede Silbe zur Musik passend — — ist das nicht ein Kunststück? Eine mangelhafte deutsche und eine leidliche englische Übersetzung unterstützten mich dabei. Schwer ward das Unternehmen durch die vielen einsilbigen in der Musik als Spondeen behandelten Worte, über welche das nordische Idiom verfügt. Außerdem habe ich eine Partitur meines „Erben" zur Aufführung in Rotterdam hergerichtet. Das ist alles! — Da haben Sie ein besseres Gewissen. Schönsten Glückwunsch zur vollendeten Dissertation nebst ciceronianischer praefatio! — Es ist mir eine wahrhafte Herzensfreude, einen lieben jungen Freund mit solchem

männlichen Ernst sein äußeres Lebensziel verfolgen zu sehen, trotzdem eine reiche Begabung ihn auf anmutigere Pfade lockte. Gewiß war es recht so! — Wenn Sie auch noch ein so fleißiger Jurist werden, es bedarf des Apollokopfes nicht, der Ihnen in's Auge blickt, um Sie Ihren idealen Zielen nicht untreu werden zu lassen. Also morgen ist Rheinthalers Edda? Ich wünsche ihm von Herzen den besten Erfolg nach langem peinlichen Warten. Mir gefällt das Sujet sehr gut, es hat dramatisches Leben, interessante Figuren und es fehlt ihm nicht an Gegensätzen. — Ich hatte halb und halb den Gedanken, zur Edda nach Bremen zu kommen — aber es wäre geradezu unrecht gewesen, so wie es mich lockte, Sie einmal in Ihrer Heimat zu sehen. Es liegt zuviel noch da, was erledigt sein will. — Also einen Operntext, ein Käthchen von Heilbronn schreiben Sie für Rheinthaler? Dazu gratuliere ich ihm. Ihr Talent befähigt Sie sicher ganz besonders zu einer solchen Arbeit. Der Stoff ist sehr musikalisch, sehr lockend, er hat auch mich mehrfach gelockt. Schwer wird für die Oper die Gestaltung durch die ausgeführten Erzählungen, namentlich im Vorspiel. Ich bin begierig, wie Sie sich herausgezogen haben. Paßt aber Rheinthalers Art und Weise, die etwas Schweres und so wenig Naives hat, zu diesem Stoff, den ich mir ohne einen weichen, träumerischen Hauch von Romantik, verbunden mit Keckheit und Frische der Behandlung, nicht vorstellen kann? Von Ihnen möcht' ich freilich am liebsten einen Text komponieren, d. h. wenn wir miteinander, nicht nacheinander arbeiten könnten, und wenn Sie nicht zu stolz wären, ein paar schöne Verse einem frischeren musikalischen Rhythmus zu Liebe zu opfern. Nur durch Zusammenarbeiten haben die französischen Opern soviel Geschick und wirkliche Bühnenwirksamkeit. Vorderhand werde ich wohl mein eigener Mitarbeiter bleiben. Nicht weil ich glaube, es besser zu machen als andere, sondern weil ich das Buch der Eigenart meiner Begabung eher mundgerecht machen kann. Ich habe schon wieder manchen Plan im Kopfe, den ich — ach wie gern — mit Ihnen durchsprechen möchte. Daß Sie an Herausgabe Ihrer Gedichte denken, freut mich herzlich. Ich wollte, ich könnte Ihnen dabei mehr zu Diensten sein, als ich kann. Ich

stehe den literarischen Kreisen so fern, ferner als gut ist. Gehörte ich irgend einer Koterie an, es wäre besser für mich, ich würde weniger todgeschwiegen. Von der „Gartenlaube" rate ich Ihnen ab. Sie hat verloren, an Bedeutung und an Lesern und ihr Publikum ist doch ein zu hausbackenes, verständig-fortschrittlich-rationalistisches, um tiefinnerliche poetische Gaben wie die Ihrigen würdigen zu können. Beifolgend auch die Originalmelodie von „Prince Charlie", die allerdings in der Oper etwas umgestaltet erscheint durch das Eingreifen des Chors ꝛc., um aus dem Lied eine Handlung hervorwachsen zu lassen. Um Sie einigermaßen für die flüchtige Niederschrift zu entschädigen, lege ich den Anfang des dritten Akts, die Romanze des Reginald, im Klavierauszuge bei, die Ihnen gut in der Stimme liegen wird. Den Schluß der Szene habe ich kassiert, deshalb fehlt er. Das Stück ist aus früherer Zeit, es ist ein Stück Jugend von mir darin, und deshalb mir lieb geblieben. Nun Addio! Nochmals herzlichen Dank für Ihre Briefe. Bitte schreiben Sie mir bald über die „Edda" und grüßen Sie Rheinthaler, dsgl. die lieben Ihrigen von

Ihrem freundschaftlichst ergebenen

F. v. Holstein.

An F. von Holstein.

Bremen, 20. 3. 75.

. . . . Ich hatte Ihnen schon für das Manuskript der Reginald-Arie und der „Prince Charlie" so sehr zu danken, und nun erfreuen Sie mich noch in gütigster Weise mit der kostbaren Herzstärkung, die mir heute so ganz unerwartet ins Haus geschickt wurde. Meinen allerbesten Dank für die große, große Freundlichkeit. Der Abend in Aeckerleins Keller kam mir sofort in den Sinn — und Sie hatten wirklich nicht vergessen, daß ich von dem Chateau d'Yquem günstig gesprochen hatte? Das macht mir Ihre Gabe noch einmal so lieb. Morgen, also am Sonntag, trinke ich in dem ersten Glase von ganzem Herzen Ihr Wohl! — Die Lorbeerblätter ruhen in einer Lade meines Schreibtisches bei alten lieben Sachen; im Aufbewahren bin ich zäh'. Ich werde nie vergessen, daß sie einem Kranze entstammen, den Sie — und

wie sehr! — sich verdient haben. Ob mir ein solcher Kranz jemals als ein verdienter gehören wird? Jedenfalls bedarf es noch eines heißen Weges, eh' ich auf eine so schöne, und ich darf es sagen, so ersehnte Kühlung hoffen darf! —

Jawohl ist es ein Glück, daß das Examen hinter mir liegt, und daß alles so gut gegangen. Die Umstände haben mich gebieterisch zur Eile gezwungen, wenn auch die Gründlichkeit der Wissenschaft dabei zu kurz gekommen ist. Bestandene Examina habe ich fast immer als etwas Selbstverständliches angesehen, und es ist mir nie eingefallen, mich außergewöhnlich darüber zu freuen. Aber bei diesem letzten ist es anders. Jetzt endlich kann ich frei stehen und mir die Existenz selber schaffen. Das ist für den nichts Kleines, der von früh auf hat erfahren müssen, ein wie böses Gespenst die drohende Sorge ist. Mit eiserner Beharrlichkeit und treuster Arbeit hat sich mein guter Vater durch das Leben gerungen, ohne jemals ausruhen zu können; uneigennützig, wie er war, hat er niemals gewonnen, und das freundliche Dasein, das er seiner Familie schaffte, war in Wahrheit teuer erkauft. Es sieht alles hübsch und freundlich aus, und würde wohl anders aussehen, wenn nicht die sorgende Hand meiner Mutter über das Kleinste gewacht hätte. Oftmals hat sich auch in die nicht ermattende Geschäftigkeit ein klagender Ton über den steten Kampf ums Dasein geschlichen — aber er ist bald verstummt, und sie hat eben weiter geschafft. Nun ist es für mich etwas großes, die lang erhofften Ruhetage endlich einmal herbeiführen zu können. Ob ich es kann? Ob mir das Glück günstig ist? Wer weiß es. Oft fürchte ich, es wird mir grade so wie meinen Eltern gehen, immer Arbeit und doch äußerlich kein rechter Gewinn — Gott weiß, mir ist im Grunde wenig daran gelegen, aber für meine Eltern wäre es doch eine recht, recht große Freude, wenn ich ihnen einmal sagen könnte: da, jetzt kann ich vergelten! —

Lübeck ist eine hochinteressante Stadt; freilich sah ich ihre kostbaren Bauten nur im Vorbeigehen, habe aber doch in der Marienkirche mit wahrer Erhebung länger verweilt. Auch ein Theater gibt es dort, sehr klein und zierlich; das hinderte die Direktion jedoch nicht, den Tannhäuser zur Aufführung zu bringen,

an dem ich mich trotz einiger erschrecklicher Leistungen dennoch recht erquickt habe. Das Orchester war bis auf die Holzbläser, die gar nichts konnten, gut, der Tannhäuser ein dicker Herr aus Bayern, aber der Wolfram nahezu musterhaft. — Meine Rezension der Edda haben Sie vielleicht gelesen; ich kann Ihnen gegenüber jedes Wort darüber nur bekräftigen, und ich bedaure, fast zu wenig des Guten darüber gesagt zu haben. Ein entschieden bedeutendes Werk, das nicht nur die Ohren trifft, sondern auch im Herzen Kapital anlegt. Schade, daß die Anstrengung der Titelrolle und vielleicht auch die Ranküne der Sängerin die öftere Aufführung der Oper verhindert. — Hier gibt man morgen die Iphigenie, die Goethesche. Es ist immer gewagt, sie auf einer Mittelbühne anzusehen, dennoch werde ich es riskieren, jedenfalls aber den Prolog erst vorüberziehen lassen, der an des Kaisers Geburtstag unfehlbar gesprochen wird. Dergleichen offizielle Phrasen — es ist nichts weiter — sind mir in der Seele zuwider. Wir verdanken dem Kaiser und seiner Politik viel; auch seine Persönlichkeit hat manchen liebenswürdigen Zug und einen gesunden Kern — das ist vielleicht aber auch alles. Wofür begeistert man sich denn so gewaltig? Für das monarchische Prinzip? Unmöglich. Für den Mann als solchen? Aber dergleichen gibt es unzählige. Es ist wohl nur die seltsame Paarung, die warme Liebe zur Nation, die sich im Vergleich mit anderen Völkern stark und glorreich bewährt, und zum Vaterlande, auf einen einzigen als sichtbaren Träger dieser unsichtbaren Kräfte zu übertragen. Jawohl, die Nation! Das ist ein großes Glück, daß wir froh sein können, Deutsche zu sein! . . . .

Bremen, 7. 4. 75.

. . . . Im Anfang nächster Woche eröffne ich mein Bureau; eh nun die graue Arbeit gebieterisch ihr Recht fordert, ist der Kunst à la Wilhelm Busch noch ein launiger Tribut gezollt: ein schon mehr als dreijähriges Drama mit Musik von mir, von dem sich Apollo und die Musen erzürnt abwenden würden, ist am 25. März am Abschiedsfest der Abiturienten aufgeführt worden. Ich lege den Zettel bei. . . . Daß der Frühling endlich gekom-

men ist, macht sein langes Zögern doch sofort wieder vergessen. Wie unendlich dankbar man in dieser Werdezeit ist! Jeder Sonnenblick, jedes Gräschen, jede Knospe erfreut. Die Umgebung unserer Stadt bietet gewiß wenig, und doch glaube ich bei all der glänzenden Herrlichkeit Neapels nicht so froh gewesen zu sein, wie bei dem ersten Gange, den ich hier gestern ins Freie machte. — Den „Castagnar" kenne ich nun auch; es sind große Schönheiten darin, aber für die Bühne ist die Motivierung zu rasch und flüchtig, und der Mangel an Handlung wird gerade nicht durch allzugroße Intensität der Leidenschaft ersetzt. Einiges im 3. Akt, so die Szene der Gatten mit der Romanze, gefällt mir ausnehmend, aber an einen Bühnenerfolg des Ganzen wage ich nicht zu glauben. Jedenfalls ist der Stil des Ganzen für Henzens schriftstellerische Entwicklung sehr bedeutsam und meiner Meinung nach eine unzweifelhafte Gewähr für künftiges Vortreffliche. ....

Bremen, 9. 6. 75.

. . . . Es verlangt mich recht, Ihnen zu schreiben und mehr noch von Ihnen zu hören. Ich war doch sonst auch schon allein, aber ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich gerade in diesen himmlischen Tagen es drückender als je empfinde, daß alle meine Freunde fern sind, wirklich alle, denn es ist auch kein einziger da, mit dem ich behaglich im gleichen Strom schwimmen könnte. Und wären wir die Stärksten und Zufriedensten, wir wollen verständlich angesprochen, ermuntert, selbst geleitet sein und das Gefühl des Rückhalts haben, wenn wir es uns auf Augenblicke bequem machen möchten. Sich immer selbst treiben zu sollen, ist fast unmöglich, ja völlig unmöglich, denn es ist unorganisch und gegen die Natur. Und das ist mit mir der Fall. Ehe man sichs versieht, wird man lässig und launenhaft, und so fühle ich denn einen Druck und trübe Verstimmung gerade da, wo ich mich an dem Äußeren am meisten freuen sollte, eben weil mir die im tiefsten Kerne des Herzens Mitfreuenden fehlen. Ich habe gemerkt, daß ich bei Ausflügen in unsere Umgebung — und es sind reizende Fleckchen hier — still und einsilbig, in Gesellschaften zurückhaltend und verdrießlich bin und wohl gar andern die

Freude verderbe, so daß ich mir vorgenommen habe, bis zu völliger Genesung so einsam wie möglich zu bleiben. Bekomme ich in dieser Stille bald ein paar liebe Zeilen von Ihnen? Sie werden mich, wie stets, erfreuen und mir mehr als je wohltun. . . .

Von F. v. Holstein.

Oberstdorf, 16. 6. 75.

. . . . Mir war es die letzte Woche in L. wieder so unwohl, daß der Arzt darauf drang, unsere Abreise zu verschieben. Jetzt scheint es besser zu werden, dennoch muß ich wohl mich noch zu einer kleinen Brunnenkur entschließen, die ich hier so schnell als möglich absolvieren will. So hielten wir uns denn auch nur einen Tag in München auf.

Henzen denkt erst seine „Menschenopfer" fertig zu schlachten, ein satyrisches Epos: Satans Himmelfahrt (!) zu beenden, und dann eine Tour durchs Bayersche Gebirg zu machen.

Also Ihnen ist es mißmutig zu Mut in diesen schönen Sommertagen? O, ich kenne das! — Außen ist es wie lauter Feiertag — innen fühlt man sich einsam, ohne Anregung, und muß die Werkeltagsstraße des alltäglichen Berufs dahinwandern. Doch auch diese Stimmung geht vorüber! Sie sollten einmal ein paar Tage ganz ausspannen! Sie sehnen sich ans Meer? Nun wohl, nehmen Sie ein paar Seebäder, das wird Sie auffrischen, und das werden Sie bei Ihrer enorm anwachsenden Klientenschaft schon erübrigen. Auch ich liebe das Meer sehr — nur bekommt mir es schlecht, die Feuchtigkeit, der Wind, und vor allem das so herrliche Baden! Da muß ich mich im Gebirge entschädigen. Vorläufig bin ich freilich noch nicht dazu gekommen. Man muß sich immer von neuem einrichten und einwohnen. Dazu kam gleich am ersten Tage Korrektur vom Klavierauszug und der Partitur der Hochländer. Sonst freute ich mich immer daran. Aber beides war so fehlerhaft, daß der Spaß aufhörte, und ich mich mit den 40 Seiten $2^1/_2$ Tag unausgesetzt herumschlug. Herr A. soll geizig sein, hat also den Korrektor sparen und mir die ganze Korrektur aufhängen wollen, während man sonst nur die Revision des zweiten oder dritten Abzuges erhält. Die Partitur,

welche lithographiert wird, war so schlecht geschrieben, so fehlerhaft und ungleich, daß sie kaum zu gebrauchen sein wird. Das war mir denn recht ärgerlich. Nun ich mich gegen A. energisch darüber ausgesprochen habe, ist mirs leichter ums Herz. Bei all diesen äußerlichen Arbeiten werde ich kaum dazu kommen, Neues zu schaffen. Und möchte doch so gern! Wenn ich ein lesbares Szenarium des Ekkehard fertig habe, schicke ich es. Das ist hübsch, daß Sie den letzten Akt der Edda überarbeitet haben.

Auch wir sind hier recht einsam, so einsam man zu zweien sein kann! Gestern waren wir alle abends auf dem Burgstall, unserm Berghäuschen, und aßen dort zu Abend. Dort würde es Ihnen gefallen — — wenn Sie Sich auch ans graue Meer sehnen. Es ist ein liebes, heiliges Stück Welt, in der man dort lebt, so einsam, hochgebirglich, und doch so traulich. Wenn Sie allein sind und wir auch, so lassen Sie das einen Grund sein, öfter uns von einander hören zu lassen. . . . .

An F. von Holstein.

Bremen, 17. 8. 75.

. . . . Einen so herzlich lieben Brief haben Sie mir geschrieben, und ich antworte Ihnen erst jetzt darauf; das wäre bitter zu bereuen, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß der böse Druck, der auf mir lag, von Tag zu Tag wich, und wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen weniger bleich und angekränkelt gegenüberzutreten. Dem Himmel sei Dank, das kann ich nun. Mir ist von Herzen wohl und leicht, als hätte sich an meine Sohlen noch nie ein Gewicht gehängt. Doch stehe ich nicht so außer allem Zusammenhange mit der jüngsten Vergangenheit, daß mir diese völlig zum Rätsel, völlig unbegreiflich geworden wäre. Soll ich Ihnen aber, wie Sie so liebevoll begehren, Gründe jener Verstimmung angeben, so befinde ich mich in einiger Verlegenheit. Schon damals wußte ich, daß es mehr ein unbestimmtes Gefühl des Unbehagens, des Nichtbefriedigtseins, als ein auf bestimmte Anlässe zurückzuführendes Übel war. Auch war es mir keineswegs fremd und so durfte ich mich nicht zu sehr darüber sorgen. Leider aber bin ich unfähig, mich meinen Freunden gegenüber zu

verstellen, daß sie nicht, ich mag wollen oder nicht, einen noch so dunklen Einblick in mein Inneres bekämen. Die völlige Abgeschlossenheit meines Lebens, der Mangel an gedeihlichen und erquickenden Gedanken — und Gefühlsaustausch, die Furcht, auf unrechtem Boden zu stehen, das Beste, wenn auch noch so Geringe, was mir die gute Natur gegeben, verkümmern zu lassen — alles das kam der Stimmung zu Hülfe und machte mich, mir selbst zum Verdruß, niedergeschlagen und unfähig zum Genießen und Ausnutzen des Augenblicks. Viel darüber reden schien mir nutzlos, und so schwieg ich auch Ihnen gegenüber. Um Eins aber bitte ich Sie, so dringend ich kann: glauben Sie mir, daß kein teilnehmendes Wort, das von Ihnen kommt, von mir mißverstanden werden kann, daß ich mich mit warmer Seele Ihnen zu eröffnen brenne, daß Sie, — muß ich das wirklich sagen? — nicht etwa nur ein wenig, daß Sie mein ganzes Vertrauen haben. Das wäre doch gewiß der geringste Dank für die Freundschaft, deren Sie mich gewürdigt. Auch darf hier von älteren und neueren Rechten nicht die Rede sein. Die Neigung, die mich Ihnen verknüpft, ist ein Glück, das mir in dieser Gestalt noch nicht zu teil ward, das seinen berechtigten, hohen Platz neben allem hat, was mir lieb ist. Wo sich die Freundschaft mir zeigte, war ich der Ältere, der, ich darf es wohl sagen, oft mehr gab als empfing und der sich nicht selten, wo er selbst sich hätte anlehnen und ausruhen mögen, wo er selbst Rat und Lenkung gebraucht hätte, um des jüngeren Freundes willen zusammennahm, manches, was ihn bewegte, verbarg und sich im übrigen seinen Weg selbst suchte. Nun haben Sie, der Ältere, mich freundlich zu sich herangezogen, und ganz und rückhaltslos vertraue ich mich Ihnen und bin der Ihrige. Habe ich noch etwas hinzuzusetzen, so ist es der Wunsch nach einer Gelegenheit, Ihnen das recht deutlich zu beweisen. . . . .

Bremen, 28. 8. 75.

. . . . Also Henzen hat Sie auch davon benachrichtigt, daß er meine Castagnar-Kritik nicht verstanden? Ich will aber gern zugestehen, daß er von den Aussetzungen befremdet sein mag. Ich

halte von dem Ton des Stückes sehr viel, finde auch einiges, so die Szene zwischen den Gatten im letzten Akt, vortrefflich, glaube aber, daß unsre Erwartungen durch die erste Szene, die uns einen charakterologischen Prinzipienkampf ankündigt, viel zu hoch gespannt werden, um durch die Ordensbandverwicklung und die einfache Liebesgeschichte stofflich befriedigt zu werden. Jedenfalls tröste ich mich jetzt damit, daß er die Kritik, welche die „Blätter für literarische Unterhaltung" über die „Kypseliden" bringen, noch viel weniger verstehn wird, als meine Worte über den Castagnar. Sie ist skandalös — für Henzen und den Rezensenten, Herrn Feodor Wehl, und hat meinen Ärger und mein Bedauern hervorgerufen. „Akademisch" sind ja die „Kypseliden" allerdings nicht, aber man muß doch anerkennen, daß Kraft und Schönheit und die entschiedene Fähigkeit, starke Leidenschaften psychologisch wahr wiederzugeben, so vielfach siegreich durch die Mängel des Stückes hervorbrechen, daß es schon etwas mehr wert ist, als eine zehnzeilige absprechende Kritik. Vor den „Menschenopfern" bangt mir ein wenig. Der Titel klingt schlimm. Aber wir sind wunderlich darin, vor dem Worte zu scheuen; hat es doch jede Tragödie mit einem Menschenopfer zu tun! —

Die Meininger Truppe, nach der ich überbegierig bin, hätte ich mit Ihnen sehen mögen. Ich glaube selbst, daß viel unnützes Schaugepränge dabei ist, aber es soll doch auch der Geist der Regie außerordentlich sein; das erkennt auch die Kritik bei der Fiesko-Aufführung an. Und gerade bei diesem Stück ist es nötig; die mißvergnügten Adligen, die Bürger, die Verschwornen, das muß wie ein Wetter daherfahren und unter dem Tumult des letzten Aktes mit seinem furchtbaren Rückschlag muß einem angst und bange werden. — Ich bin zu entlegen hier, nicht im Zentrum; Bremen ist meine liebe Vaterstadt, aber keine Stadt für meine Wünsche und Neigungen. Im übrigen bin ich ja wohl, ich habe Arbeit genug und schaffe mir noch mehr, als mir zufällt. Augenblicklich treibe ich wieder Italienisch — mit größter Lust. . . . .

Bremen, 7. 10. 75.

. . . . Der „Robin" (Oper von Dietrich) hat mich in Erstaunen gesetzt und fast verwirrt. Es ist all die weiche zer-

fließende Innigkeit des Komponisten der D-moll-Symphonie, die ich für ein erstaunliches Werk halte, die gefühlsseligen Terzen, die drängenden Synkopen, und dabei eine Frische und Gesundheit. Kurzum, alles in allem kommt mir das, was ich jetzt von Robin kenne, schon bald nach dem „Haideschacht". Die Technik des Maifestes im zweiten Akte ist über alles Lob; gerade aber an dieser Stelle hat sich der Komponist die größte Einfachheit und Fröhlichkeit gewahrt, und wenn die seligen Tanz- und Liebesweisen bisweilen an Wagner erinnern, oder, wenn das nicht zu toll klingt, die Mitte halten zwischen Wagner und Strauß, die entschieden verwandt sind, so ist man doch froh, die Hypernervosität und den etwas nach Verwesung riechenden Zug Wagnerscher Leidenschaft nicht zu finden und auch die Trivialitäten alle zu vermissen, in die die verzückten Rhythmen des Wiener Komponisten nur zu oft verfallen. Daß Dietrich so liebenswürdig war, mir das Ganze in einem Zuge vorzuspielen und zu singen, danke ich ihm sehr. . . . . Meine Praxis befestigt sich, damit aber auch der Entschluß, ihr einige Jahre nach Kräften zu dienen und dann — wenn der Himmel will — den Ranzen zu schnüren. Denn hier bleibe ich nicht.

Meine Eltern sind wohl, meine Schwester auch; die gute Mutter fühlt sich endlich von den kleinen Sorgen um das tägliche Brot frei, die lange auf ihr lasteten. . . . .

Bremen, 28. 11. 75.

. . . . Heute ist ein wirklicher Ruhetag für mich, er ist aber auch nötig, „denn dieser letzten Tage Qual war groß", d. h. ich war sehr beschäftigt, weiter nichts. Daß ich Ihnen nun schreiben und heute Abend den Figaro hören kann, entschädigt mich jedoch für das Werkeltagsgetriebe, das wirklich recht werktäglich war. Alles für den Erwerb. Das ist, wenn die Seele nicht dabei und der Ertrag gewissermaßen nur die indirekte Folge des spontanen geistigen Schaffens ist, im Grunde schädlich. Ich frage mich auch täglich ernsthafter, ob das wohl einmal anders werden wird. Der schöne Erfolg der „Copisten" hat mir Hoffnungen geweckt, die mir schon wieder zweifelhaft werden. Ginge das Stückchen doch

nur über meine Vaterstadt hinaus, so wäre schon manches gewonnen. Aber ich fürchte, es vermodert hier. Und doch muß ich so lebhaft wünschen, daß es Verbreitung findet, weil bei meiner immer regen Neigung mich zu betätigen, einzuwirken, zu formen (wozu Material gehört), mich nur der größer werdende Wirkungskreis zu entschädigen vermag für die äußere und innere Vereinsamung, die man sich aufzuerlegen hat, wenn man etwas ordentliches leisten will. Das ist nichts weniger als Misanthropie, im Gegenteil: gerade in den kleinen Kreisen, die uns bleiben, gedeiht die Neigung desto herrlicher, voller und wärmer; aber es bleiben kleine Kreise, denen unsere Person angehört, würde der Kreis darum doch recht groß, dem unser erweitertes Ich, das Erschaffene, das Gewordene angehört. Wie ist Ihnen das geworden? Aus dem innersten Menschen heraus und nun die weite Gemeinde, die Sie zählen! — Vergessen Sie mich darüber nicht, und wo Sie ein freundliches, wirkungsfähiges Wort für mich reden können, da bitte ich Sie, es zu tun. Mich treibt keine eitle Neigung dazu, es ist nur das immer lebhafter werdende Verlangen, das Feld für mich zu finden, wohin ich gehöre. Und zu dieser Entdeckungsreise ist jeder Erfolg ein Schritt vorwärts. —

Haben Sie von Hentschels Melusine etwas erfahren? Sie hat mir wenig gefallen, so schön die Arbeit, so glänzend die Instrumentation ist. Das Vorspiel ist das Schönste daran, das wiegt sich alles und schmiegt sich so hübsch an, daß einem die Nymphenwelt sehr glaublich wird; nur verfährt der Komponist mit den beiden Motiven darin doch allzu ökonomisch: er setzt sie uns jedesmal wieder vor, wenn uns nach etwas Originellem hungert, und so bekommt man sie, da sie sehr leicht munden, sehr bald satt. Das Rittertum darin ist entsetzlich aufgedonnert, so recht eine Maskerade, „wo das Hohle mit dem Leeren sich so angenehm verbindet“. . . . .

Bremen, 9. 12. 75.

. . . . Ich muß Ihnen gleich schreiben. Wäre ich nur auch bei Ihnen. Ich habe so ein herzliches Verlangen, Sie zu sehen, zu sprechen, daß ich wirklich nicht sicher bin, ob ich den Frühling

herankommen lasse, ohne Sie aufgesucht zu haben. Am liebsten reiste ich zu den „Hochländern" nach Mannheim. Denn mitten im Publikum allein zu sitzen, mit all dem Herzklopfen über den Ausgang und doch der freudigsten Vorahnung über den Erfolg, und sich unter all den fremden Gesichtern sagen zu können, daß man ein wenig weiß, wie es im Innern dessen aussieht, der das Werk geschaffen — es wäre mir wie eine Wallfahrt.

Sie erzeigen mir so endlich viel Liebes, und ich weiß kaum, wie dafür danken. Aber seien Sie gewiß, daß ich es innen bewahre und die Meinigen auch. Wir sprachen gestern viel von Ihrem Umzug. Ein jeder edele und bedeutende Mensch weiht den Ort, auf dem er steht. Wir wünschen nun alle, daß der Ort Sie wieder segne, daß Ihnen das neue Haus bald so heimisch werde, wie ein — und das ist es ja — von Ihnen gewolltes, daß die hundert Ecken und Kanten, an denen man sich im neuen Raume innerlich und äußerlich stößt, sich für Sie runden und ihnen jeder Rahmen und jede Schwelle, jeder Pfosten so freundlich scheint, wie Sie es nur wünschen. Zwar ist das äußere nur eine kleine Hülfe; wem die Seele glüht, der bedarf ihrer kaum: Ihre Arbeit wird auf alle Fälle gesegnet sein, denn Sie tragen den Segen im Innern. — Neulich war hier die „Schöpfung", die ich mit Entzücken wieder hörte. Das ganz unbewußte, kindlich Glückliche rührt doch immer noch am meisten. Bei den frohesten Tönen dieses harmonischen Werkes werde ich am weichsten, und es ist mir dann einerlei, wovon die Leutchen gerade singen, von dem frischen Grün oder vom Leviathan. . . . .

Bremen, 23. 12. 75.

. . . . Ihnen und den Ihrigen den herzlichsten Weihnachtsgruß. Das Fest kommt zu rechter Zeit, um mit all seiner werktätigen Liebe gegen das Entsetzliche —, die Tat des Massenmörders Thomas in Bremerhaven —, das, mitten aus dem Erwerbsgeist unserer Zeit geboren, dem Herzen der Menschen eine tiefe Wunde versetzt hat, einen feierlichen Protest einzulegen. Wir werden es mit der Freude feiern, die der unerschütterliche Glaube an das siegreiche Heil gibt, das in der Liebe ruht, in dem Zusammenschließen der

Kräfte, welches die Taten des unnatürlichen Egoismus zu Schanden macht. Das ist der ewige Kern dieser Feier, alles andere daran ist mir gleichgültig. . . . .

Bremen, 30. 12. 75.

. . . . Ich habe Ihre Lieder gesungen, mehr als einmal, und ich danke Ihnen dafür. Es ist wieder etwas Lebendiges, und Herzblut darin. Mir ist diesmal ganz eigen am Schlusse des Jahres. Erlassen Sie mir die banalen Wünsche. Eins ist es, was alles begreift: das Gleichmaß, die Harmonie, der Frieden, und den haben Sie. Ich aber fühle den Kampf noch erst heran-nahen. Wie es kein anderes Unrecht als den Widerspruch gibt, so gibt es auch kein anderes Unglück. Das fühle ich lebhaft in allem was ich tue. Aber der Friede wird wohl kommen, früher oder später. . . . .

Bremen, 30. 1. 76.

. . . . Zuerst und vor allem noch einmal die Hochländer. Evvivano! Sie werden einen Siegeszug halten und die Leute lehren, was innerliche, von Herzen kommende deutsche Musik ist! —

Seitdem ich Ihren letzten Brief erhalten, trage ich seinen Inhalt[1]) täglich stündlich mit mir herum. Sie begreifen das! Das Überraschende und Neue kommt ja meinen Wünschen so sehr entgegen, lockt mich mit so kräftigen Tönen, auch wenn es nur eine Imagination wäre, daß es mich nicht los lassen will. Und da lassen Sie mich erst meinen Dank sagen, daß mein Wohl und Wehe Sie so hat denken, sorgen und planen lassen. Das ist mir das Höchste daran und wird mir im Herzen bleiben, selbst wenn nichts daraus wird. Denn wirklich, Sie tun ein Übriges an mir, das ich durch nichts verdient, und Sie würden mich beschämen, wenn ich nicht imstande wäre, wenigstens durch meine Liebe zu danken.

Fast scheint es mir undankbar, daß ich das Projekt nicht gleich im Sturm aufgreife, daß ich noch wäge und bedenke —

[1]) Holstein wünschte Bulthaupt für die Theaterintendanz in Mannheim vorzuschlagen.

nicht aus Pedanterie und Philistrosität, aus penibler Sorge, meine jetzige Stellung aufzugeben, aber aus Furcht, dem noch nicht gewachsen zu sein, was mich auf einem Posten, für den Sie mich ausersehen möchten, erwartet. Tausenderlei Sorgen und Geschäfte würden mich vielleicht verwirren und anstatt, daß ich mich in vollständigem Behagen mit dem, was ich ergriffen, ausreifen könnte, verließe mich vielleicht die Ruhe ganz. Noch zwei Jahre etwa, und ich könnte es mit größerem Vertrauen tun. Aber lassen Sie mich den Plan im Auge behalten! Zeihen Sie mich auch keiner Kälte! Gerade weil es mich dahin drängt, glaube ich mir eine Fessel anlegen zu müssen! Möglich ja, daß das immerhin angeknüpfte Band mich einst dahin leitet, wohin Sie mich führen möchten und wohin ich aus innerster Neigung so gerne gehe. Daß ich nicht imstande sein werde, den Posten eines technischen Direktors auszufüllen, glaube ich fest. Lassen Sie uns, darum bitte ich Sie, den Plan deshalb nicht fahren! Und vor allen Dingen noch einmal meinen besten, besten Dank! — Meine „Lebenden Bilder" werden hier demnächst gebracht. Wie gern hörte ich, daß Ihnen die „Copisten" besser gefallen haben. Mir nämlich auch. Im übrigen seien Sie ohne Sorge: dies leichte Genre wird mich nicht lange fesseln, und es ist etwas in der Mühle, das bald ausgemahlen und -gebacken sein wird. Gedulden Sie sich nur noch ein wenig. . . . .

Von F. von Holstein.

Leipzig, 2. 3. 76.

. . . . Das Mannheimer Theaterkomitee hat also mit Otto Devrient in Weimar abgeschlossen, der etwas schweren Herzens seine sehr angenehme Stellung dort aufgibt, da ihn die Selbständigkeit der neuen lockt, und außerdem die Nähe von Karlsruhe, wo seine Eltern wohnen. Somit wäre diese Angelegenheit erledigt, und Sie aller Zweifel, Sorgen und Hoffnungen, die ich in Ihnen aufregte, bar. Herr v. L. war ganz entzückt von Ihren „Copisten", die er schon viermal mit großem Beifall gab. Er sähe, sagte er, mit Spannung Ihrem Drama entgegen. Haase ist jetzt seit lange verreist. Daß ich die erste Gelegenheit wahr-

nehmen werde, ihm die „Copisten“ in Erinnerung zu bringen, können Sie denken. Er hat jedoch viele Verpflichtungen zu erfüllen und tut schließlich nur das, was ihm am meisten Geld trägt. Daß die „lebenden Bilder“ nicht nach Wunsch einschlugen, lag gewiß an der Stellung des Stücks am Ende eines Theaterabends. Dazu müßte es drastischer und derber sein. Nur etwas ausgelassen possenhaftes kann nach einem dreiaktigen pikanten Lustspiel noch wirken. Warten wir also eine neue Aufführung ab, auf der Sie bestehen müssen. Der Exposition, die mir sehr klar erscheint, kann ich keine Schuld beimessen. Meine Meinung über das Stück kennen Sie. Daß es aber dem Publikum nicht zusagte, muß demnach andere, äußere Gründe gehabt haben. Auf das Drama bin ich natürlich sehr gespannt. Für die Zusendung der ersten Akte vom Kätchen besten Dank. Der ganze Aufbau scheint mir sehr glücklich und der Musik durchaus günstig. Die Diktion ist nicht nur im gewöhnlichen Sinne, sondern auch im engeren musikalisch, so anreizend zum Musikmachen, so komponierlich, in dem Sinne etwa, wie Kenner einen Wein süffig finden. Verzeihen Sie das materielle Bild. . . . .

An F. von Holstein.

Bremen, 23. 4. 76.

. . . . Von manchem, was mich glücklich gestimmt hat, habe ich Ihnen schon eine Andeutung gegeben: zunächst der Besuch bei Dietrich und sein Rheinmorgen, ein erquickendes Werk, das ich näher kennen lernen möchte. Dieser ersten Kunstreise ließ ich in der Karwoche eine zweite folgen: nach Hamburg. Ich hatte eine Ausspannung not und wollte das Verdische Requiem hören. Die Fahrt hat mich nicht gereut, das Werk hat mich erhoben, nicht immer in dem augenblicklichen Eindruck, der ja stellenweise ganz wunderbar ergreift, aber in seiner sittlichen Bedeutung, dem energischen Zusammennehmen des Willens, der den oft so leichtsinnigen Faiseur Verdi so ernstes schaffen ließ. Und dann sehe ich auch mit Wonne, daß die grundsätzlichen Verächter des Troubadour in etwas belehrt werden, die Schule eignet der Maestro sich leicht an, wenn er nur will, sie macht den Kern des Künstlers nicht

aus; der stak schon in ihm, im Troubadour ebenso gut wie hier im Requiem, das eine langweilige Kapellmeistermusik geworden wäre, wenn es nicht ein wirkliches Talent geschrieben hätte. Die fugierten Sätze scheinen mir etwas kindlich, leuchten mir jedenfalls nicht recht ein; ganz wundervoll finde ich das Agnus Dei. — Daß Sie für die „Copisten" wiederum so gesorgt haben, danke ich Ihnen aufs wärmste. Oldenburg hat das Stück abgelehnt, „weil zwei dem Publikum zugewandte Rückseiten von Gemälden das Auge verletzen". Auch ein Grund, über den ich mich herzlich amüsiert habe. . . . .

Bremen, 11. 6. 76.

. . . . Kaum in Bremen wieder angelangt, wurde ich ihm schon wieder auf einen Tag abspenstig: Dietrich hatte mich nach Oldenburg eingeladen und ich habe einen schönen Sonntag dort verbracht, den 3. Akt des Robin zum ersten- und das Maifest mit neuem Entzücken zum zweitenmal gehört. Es ist allerdings ein Maitag, der mehr vom Sommer als vom Frühling hat; so wohlig und warm ist alles, so ganz hingegeben, voll Vogelsang, Rosenduft und Gesäusel in den Linden. Es müßte wunderlich zugehen, wenn das Werk sein Publikum nicht fände. — Seltsam ist mir auch eines dabei: wie sehr Dietrich immermehr er selbst geworden zu sein scheint. Wie steht die Symphonie da! Das ist doch eine wirkliche Persönlichkeit. Und im Robin ist es, wie da und im Rheinmorgen, die Süßigkeit der Melodie, die bestrickt; auch ihre eigenen Liebhabereien, lange zusammengehende Terzen und dergl. bekommt man gern und nimmt sie als einen persönlichen Zug. — Da ich bei Musik und Musikern bin, gleich auch von Reinthaler. Er hat das „Käthchen" fest ans Herz geschlossen und will's nicht lassen. Unbildlich komponiert er bereits am Vorspiel herum und fahndet nach einem tüchtigen Marsch. Ich freue mich, daß er so gern dabei ist, trotzdem zur Rechten und Linken zwei Frauen stehen, die ihn warnen: seine eigene, der der Stoff zu populär und unzeitgemäß, Frau Dr. Pavenstedt, der das Käthchen zu unweiblich ist, d. h. zu wenig wohlerzogen, in der eigentlichen Meinung wohl: zu hündisch. Das letzte Urteil

bekümmert mich garnicht, eher das andere; Frau Reinthaler hat mir aber die Versicherung gegeben, sie wolle ihre Bedenken still im Herzen weiternähren und ihrem Manne nichts mehr davon sagen. . . . .

Von Fr. v. Holstein.

Leipzig, 26. 6. 76.

. . . . Herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief und ebenso von meiner Frau für die an sie gerichteten so teilnehmenden Zeilen. Eine ernste und traurige Zeit folgte den gemeinsam mit Ihnen verlebten so anregenden Tagen. Zwei Tage und Nächte hat die liebe Entschlafene sehr gelitten und gekämpft — dann trat eine Abspannung ein, welche sie in sanftem Schlummer hinüberführte. Wir alle wissen, wie dankbar wir zu sein haben, daß die gute Mutter uns so lange erhalten blieb. Aber das Gefühl der Lücke bleibt. Unserm kleinen Familienkreise, ja unserm Sorgen und Denken fehlt mit einem Male der Mittelpunkt — das will ertragen sein, und wir fangen nach und nach an uns zu gewöhnen und in der Erinnerung an alle Liebe und Fürsorge der Entschlafenen zu leben, die sich uns in tausend Zeichen noch über das Grab hinaus kund gab. Meine Beziehungen zu der Mutter meiner Frau gestalteten sich immer inniger. Ich weiß, ich war ihr wert und lieb, und sie hat mir es oft bewiesen. Mir war sie sehr viel — waren ich und meine Schwester doch schon 20 Jahre lang elternlos. — Es gab jetzt viel zu tun — Schmerzliches, Unerfreuliches. Aber es mußte getan sein. Wenigstens geschah dieses insoweit, daß wir jetzt reisen können. Meiner Frau wird es gut tun, so erfreulich Haus und Garten sind. Wir gehen morgen nach Oberstdorf, ich Anfang August nach Bayreuth und Hedwig nach Anhalt zu meiner Schwägerin. Dort hole ich dann meine Frau ab, um sie zur Kur nach Gastein zu begleiten. Über München werden wir jetzt nicht kommen. Henzen scheint seinem Briefe nach sich recht geändert zu haben, es ist etwas Warmes, Herzliches darin, mehr Einfachheit, weniger Gereiztheit. Cruesemann besuchte mich öfter und hat mir wieder viel mehr gefallen. Das schöne Gedicht aus dem Drama schrieb er sich bei mir ab,

ich glaubte es ihm gestatten zu dürfen. Ich danke Ihnen herzlich dafür, es ist ganz prächtig und einzig in seiner Art, so gedrungen, so knapp, so leidenschaftlich bei aller Einfachheit. Sie haben noch garnichts Ähnliches geschrieben. Es ist darin ein Schritt nach dem Einfach-Volkstümlichen zu getan, wie es gerade hier nötig war. Mich bewegt es immer aufs neue. Längst trage ich die Musik mit mir herum. Es ist in der Komposition mir aber noch nicht alles recht. Es muß sehr gut werden oder gar nicht. Da laß ich es denn lieber langsam reifen und warte eine gute Stunde ab. Zu Wiesbaden besten Glückwunsch. Meine „Hochländer" habe ich nun doch nach Bremen geschickt, erhielt aber noch keine Antwort. In Dresden, hier, in Rotterdam, Hamburg, Braunschweig, Würzburg sind sie angenommen. Bitte, schreiben Sie mir einmal nach Oberstdorf. Es wird mich sehr freuen, vom Fortschritt Ihres Dramas zu hören. Daß Reinthaler fleißig am Käthchen, freut mich sehr. . . . .

Oberstdorf bei Soethafen, 11. 7. 76.

. . . . Wir sind nun fast schon 14 Tage hier und haben uns in den ländlich engen Räumen unseres Hauses und in den weiten der großartigen Bergnatur schnell wieder eingelebt. Eigentlich ist mir Oberstdorf ja eine zweite Heimat geworden, und es ist mir schwer zu denken, daß ich je einen Sommer verleben soll, ohne hierher zu kommen. Vorige ganze Woche hatten wir prachtvolles Wetter, nicht zu heiß, so recht zum Gehen und — Baden, denn das ist mein Hauptvergnügen hier. Wir leben hier so ganz still, so ganz nur füreinander, und das tut wohl nach der Unruhe und Kompliziertheit unseres städtischen Lebens. Erst recht nach einem erfahrenen tiefen Weh, das hier still ausklingen kann. Der Frieden in der Natur um uns her wirkt wohltätig auch auf den inneren Menschen. Nach dem Frühstück arbeite ich und gehe dann kurz vor Tisch baden, wodurch ich dann mit ganz leidlichem Appetit ausgerüstet zum Mittagessen komme. Beim Nachmittagskaffee, an einem Schattenplätzchen im Grünen hinter der Soretto-Kapelle, lesen wir englisch. Dann kommt ein tüchtiger Spaziergang und nach dem Abendessen lese ich meiner Frau F. Dahn's

„Kampf um Rom“ vor, ein wirklich bedeutsames und hochinteressantes Werk, nur daß die Situation zuweilen etwas sehr theatralisch zugespitzt erscheint. Vor Schlafengehen noch ein Blick aus dem Fenster, über das weite Tal, auf die Bergriesen dahinter — — fern rauscht die Stillach durch die Nachtstille — —. Es ist das ein Eindruck, der mich den ganzen Winter hindurch nicht verläßt. — Sie werden ja nun auch bald im Grünen sein, in den „Thüringer Waldlauben“ wie G. Freitag sagt. Wenn Sie nach Reinhardsbrunn kommen, fragen Sie doch, ob Tempelteÿ dort ist. Er pflegt daselbst im Schlosse seine Residenz in den Sommermonaten aufzuschlagen. Sie korrespondierten ja schon mit ihm, und werden daher ihn wohl aufsuchen und auch von mir einen Gruß ausrichten. Er ist eine frische und durch das Hofleben nicht untergekriegte Natur, wenn man die Eleganz der äußeren Erscheinung erst überwunden hat. Ich habe ihn sehr gern. — In Leipzig scheint es mit dem Theater zu gehen, wie ich dachte. Die abgehende Direktion war in geradezu wahnsinniger Weise gefeiert worden. Haase, Schwartz und allen abgehenden Mitgliedern, ohne Unterschied des Geschlechts, wurden die Pferde ausgespannt, und enthusiastische Menschen-Fäuste zogen ihre Droschken vom Musentempel nach Hause. Es ist das so wenig leipzigerisch, so sehr demonstrativ, daß ich mir's nicht nehmen lasse, es war viel arrangiert dabei. — Das Erste, was mich hier beschäftigte, war Ihr Lied. Wissen Sie, daß es mir gehörig Kopfzerbrechen gemacht hat? Das Ganze verlangt einen fortströmenden leidenschaftlichen Zug und doch will jede Zeile ihr Recht in Bezug auf Stimmung, auf Ausdruck. Darin aber weichen je zwei und zwei Zeilen vollständig voneinander ab. Dazu kam ich aller Augenblicke in die Gefahr, zu deklamatorisch zu werden, aus dem Lied-Ton herauszufallen. Ich habe zwei Kompositionen gemacht, die Sie in den nächsten Tagen aus Leipzig erhalten werden, wo ich eine Abschrift davon nehme. Welches Lied halten Sie für das dem Charakter des Gedichts entsprechendste? Welches scheint Ihnen das zuerst komponierte? Ich glaube zu wissen, welche Komposition die äußerlich wirksamste und welche die innerlichere und abgerundetere ist, aber Ihre Meinung ist mir natürlich sehr wichtig.

Es ist schmerzlich, daß wir nur so kurze Zeit hier bleiben können. Ein paar Wochen entfliehen so schnell! Auch Sie werden das empfinden. Aber ich will Ihnen das Herz nicht schwer machen, sondern mich freuen, Sie diesen Sommer in guter Luft, frischer Umgebung und beschenkt mit Muße zu eigner Arbeit zu wissen. . . . .

An Fr. von Holstein.

Bremen, 16. 7. 76.

. . . . Es ist so viel Bergluft in Ihrem Briefe, daß es mich hier kaum noch hält und ich recht ungeduldig auf das Ende dieser Woche warte, das mich nach Bad Laucha bei Friedrichsroda führen soll. Vier Wochen bleiben wir, d. h. meine Mutter und ich. Und dann und dann — bereiten Sie sich vor, etwas ganz Neues und Unerhörtes zu hören: dann gehe ich nach Bayreuth zur zweiten Serie. Sie werden sich wundern, ich tue es auch noch. Frau Runge hat mir ein Billet in die Hände gespielt, so gut und freundlich, daß ich nicht „Nein" sagen durfte. Sie will zwar, k n Mensch soll davon erfahren, ich habe es zwar sonst noch nicht ausgeplaudert, aber es tut mir so weh, wenn immer von dem Besten, das in der Stille geschieht, niemand wissen soll. Sehe ich Sie dort? Das wäre herrlich. — Sie glauben nicht, wie sehr es mich freut, daß Sie das kleine Lied komponiert haben. Ich wagte Sie nie auf dergleichen hin anzureden, weil ich dachte, Sie würden, wenn endlich etwas der Komposition Wertes da wäre, es schon selbst herausfinden und wählen. Ich habe, nun Sie mich darauf hinweisen, einsehen lernen, wie schwer sich auch dies Gedicht, das ich für sehr komponierbar hielt, der Musik fügt. Wie sehr vollends meine andern Gedichte. Es fehlt an dem breiten Behagen der Stimmung, überall sind Unterbrechungen, Ecken und Kanten. . . . .

Von F. v. Holstein.

Oberstdorf, 30. 7. 76.

. . . . Ziemlich eine Woche werden Sie nun schon in Thüringen weilen, Ihre Brust wird sich freier heben in der frischen Luft und der neuen Freiheit, und in der Zeit der

goldenen Muße wird auch der Gruß der Muse nicht ausbleiben. Hoffentlich meint die Sonne es so gut mit Ihnen als mit uns in unserm Allgäuer Gebirgstal in letzter Woche. Auch den heutigen Tag hat sie uns freundlich vergoldet, und ihr abendlicher Glanz liegt auf den Bergen, während ich Ihnen schreibe von dem Burgstallhäuschen. Meine Frau stieg schon in der Sonntagsfrühe herauf, ich folgte, nachdem ich ein heroisches Bad im Gletscherwasser der Trettach genommen hatte. Zu Mittag kommen die Mädchen, uns das Essen zu bereiten — was herrlich mundet. So ein ganzer Tag hier oben ist doppelt gelebt.

Meine Frau sitzt mir gegenüber und schreibt auch an eine ferne Freundin und blickt zuweilen auf zu der gegenüberstehenden Felswand, ob keine Gemse sich sehen läßt, oder kein Rehlein aus dem Dickicht hervorlugt. Ich hoffe immer, ich darf Sie auch noch einmal in dieses herrliche Stückchen stiller Hochgebirgsnatur führen. Vor der Hand wird es Ihnen wohl genug sein im Thüringer Wald in Gesellschaft der lieben Mutter und der allerlei künstlerischer Arbeiten, die Sie sich vornehmen. Daß Sie endlich an die Zusammenstellung der Gedichte gehen wollen, freut mich sehr. Wird es aber dazu kommen? Es sollte mich kaum wundern, wenn die Produktion sich nicht rührte und neue poetische Blüten triebe, anstatt Ihnen Zeit zu lassen, die alten zum Strauße zu binden. Nun, das wäre ja zu natürlich und zu erfreulich, als daß es Ihnen und Ihren Freunden nicht recht sein sollte. Daß Sie nach Bayreuth gehen, freut mich sehr für Sie, weniger für mich, daß Sie zur zweiten Serie eintreffen. Da werden wir uns gerade wohl hübsch aus dem Wege gehen. Ich schrieb Ihnen ja, daß ich zu den ersten Aufführungen komme und dann meine Frau in Außee abholen und nach Gastein begleiten muß. Es ist sehr schade! — Daß ich jetzt so aus dem ruhigen Arbeiten mich herausreißen muß, wird mir fast schwer, neue, bedeutsame, gewaltige Eindrücke werden die eigenen Gedanken zurückscheuchen für eine Zeitlang und dagegen sträubt sich die egoistische Regung eigener Produktion. Die schönsten Grüße von mir und meiner Frau, und fernere gesegnete Ferienzeit! . . . .

An F. v. Holstein.

Bad Laucha bei Gr. Tabarz, 12. 8. 76.

. . . . Wie mir die „Nibelungen" nach dieser gesunden Waldluft schmecken werden, bin ich begierig an mir zu erfahren. Gar zu gern hörte ich von Ihnen etwas darüber, auch ehe ich selbst das Werk kennen gelernt; denn alles brennt hier vor Begier nach neuen Bayreuthiana. Es ist aber wohl besser, ich warte das Anhören erst ab. Auf das Theatralische bin ich für meinen Teil mehr als auf das Musikalische gespannt, daß mir außer aller Frage zu stehen scheint. Hier ist ein alter Pastor aus dem Hannoverschen, ein Biedergreis, der nach 10 Minuten vergißt, was er soeben gehört und der uns immer wieder aufs neue fragt, ob alle vier Teile an einem Abend oder hintereinander gegeben würden. . . . .

Bremen, 23. 10. 76.

. . . . Meine liebe Mutter war allerdings in dem schönen Lauchtal durch ein Fußleiden gehindert, die wundervolle Natur ganz so zu genießen, wie sie es selbst so sehnsüchtig gewünscht hatte; aber bedenklicher ist das Leiden nicht geworden. Sie hat trotz allem das prächtige Thüringen mit allen sichtbaren Zeichen der Erholung verlassen; ihre Augen hatten einen Glanz wie nie, und wenn sie auch jetzt, beim Herannahen des Winters, wieder zu kränkeln anfängt, so müssen wir doch hoffen, daß ihre elastische Natur den Anfall überwindet und sie uns noch manches Jahr erhalten bleibt. Ich habe sie, allein mit ihr, womöglich noch lieber gewonnen: es ist, als nähme sie jede Liebe, die man ihr erweist, jedes Glück, das ihr das Schicksal gibt, als einen Überschuß auf, den sie nicht verdient hat. Und wie hat sie alles Beste verdient! Auch Carl Runge gewann sie lieb, wie Mama ihn. Er hat nicht wenig dazu beigetragen, mir den Lauchagrund teuer zu machen. Zwar ist er noch in allem unfertig, er tastet nach allen Seiten und möchte eine Idee finden, für die er leben und sterben könnte — aber so viel edler und reiner Sinn, so viel Anempfindung für das Schöne ist selten mit einem Verstande, wie dem seinigen, zusammen. Lernte er Sie doch erst kennen und Sie ihn!

In letzter Zeit hat er oft trübe Stunden. Er hat nicht die rechte stete Lust zur Arbeit — das will aber vor der Hand nichts sagen. Naturen wie seine haben eine Anwartschaft darauf, einmal etwas zu vollenden, was ihnen Befriedigung gewährt. Ihre Komposition meines Liedes hat er nun ganz so lieb wie ich. Ich war erstaunt, als ich die F-Dur-Komposition zuerst am Klavier sang und spielte. Wie viel Leidenschaft! Es ist ganz hinreißend und hat uns Gelegenheit gegeben, so viel zu tüfteln und so viel Finessen zu finden, daß Ihnen schließlich selbst schwindlig dabei werden würde. . . . .

Bremen, 2. 11. 76.

Lieber hochverehrter Freund. Ich kann kaum Worte finden. Wie rasch ist das Unglück gekommen, an das ich zu denken kaum wagte; meine Mutter, meine liebe Mutter ist gestorben, sanft und ruhig, wie sie es im Leben war! Wir fassen es noch kaum! Ich habe etwas verloren, was mir kein Gut der Welt zurückbringt.

Gedenken Sie meiner in dieser schweren Zeit und behalten Sie lieb Ihren Heinr. A. Bulthaupt.

Bremen, 20. 12. 76.

. . . . Meinen innigsten Dank für Ihre lieben Trostesworte, sie haben uns in den schweren Tagen sehr wohl getan. Die alte Arbeit hat wieder ihren Gang genommen; aber es wird mir noch sehr sehr schwer, das alltägliche Gesicht des Lebens wieder zu sehen. Es war doch mehr noch, als ich selber dachte, so Vieles, was ich tat, immer mit Bezug auf sie getan, oder doch lieber getan, als das ich mich in die trübe Veränderung schon zu finden vermöchte. Die Arbeit geht noch traumhaft, mechanisch von der Hand, und doch gilt es jetzt kräftig die Arme zu rühren. Meine Mutter hat ihre Leiden mit der Stärke eines Helden getragen. Wer hat nun noch ein Recht, jemals mutlos zu werden, wie ich es manchmal werden wollte? Und sich sagen zu können, dieses Besitzes jemals froh gewesen zu sein und nun diesen Schmerz verwinden zu müssen, das ist auch eine Gunst des Geschicks.

Wenn auch meine Augen noch immer wieder feucht werden, wenn ich auch noch jeden Morgen aufs neue mir in die Erinnerung rufen muß: sie ist nicht mehr da — ich habe doch eine Erhebung gewonnen, die mich über den Schmerz leichter hinwegträgt. . . . .

Von F. von Holstein.

Leipzig, 21. 12. 76.

Lieber Freund! Das schöne, lichthelle Weihnachtsfest wird Sie und die lieben Ihrigen in diesem Jahre in schmerzlich wehmütiger Stimmung finden. Es ist das erste, welches Sie ohne die liebe Entschlafene feiern, und sie wird in diesen Tagen Ihnen mehr fehlen als je. Wir können das nachfühlen — geht es doch uns ebenso. Und da wollen wir uns über manche Strecke Weges hinüber wenigstens in Gedanken die Hand drücken, und unsern gegenseitigen Mitempfindens sicher sein.

Ich sende Ihnen, damit ein Stück von mir wenigstens bei Ihnen ist, den Klavierauszug meiner „Hochländer". Ich sehne mich recht danach in verbesserter Auflage das Stück wieder zu hören, und denke es wird zunächst wohl in Hamburg dazu kommen. Es wäre hübsch, wenn wir uns bei der Gelegenheit sehen könnten, wenn Sie es nämlich möglich machten, von Bremen hinüber zu kommen und so zugleich die Bekanntschaft meines opus zu machen. Der Zeitpunkt ist noch nicht bestimmt, da erst noch andere Novitäten zu absolvieren sind. Hier steht es so in bezug auf Stimmung des Publikums der Direktion gegenüber, daß ich nicht mit Freude an die Aufführung denken kann. — Ich lege Ihnen auch die Komposition eines Ihrer Gedichte bei, das mich auf den ersten Blick anregte. Meiner Frau, die ein wesentlicher Faktor meines künstlerischen Gewissens ist, gefällt das Lied gut, möchte es auch Ihnen zusagen. Auch ein anderes „Von den Bergen dampft es wolkig" komponierte ich für Männerchor, bin aber noch nicht ganz zufrieden damit. Seit einigen Tagen ist Henzen hier, um mit einem Herrn eine Dramaturgische Zeitung zu gründen! Kurz vorher kündete er sich und sein Unternehmen brieflich an. Ich nehme gar nicht mehr Stellung gegen seine wechselnden Vorsätze und habe mich gewöhnt, ihn humoristisch zu

nehmen. Es steckt etwas Tüchtiges in ihm, und das wird auf eine oder andere Weise schon einmal zutage kommen. Damit muß man sich trösten. Er wird nun wohl so wenig wie Sie — dem die Stimmung fehlen wird — um den Wiener Lustspiel-Preis konkurrieren. — Mit den herzlichsten Grüßen an Ihren Herrn Vater und Frl. Schwester von mir und den Meinigen

Ihr getreuer

F. von Holstein.

An F. von Holstein.

Bremen, 4. 6. 77.

. . . . Daß ich mich täglich gemahnt habe, Ihnen zu schreiben, ist gewiß, ebenso gewiß, daß mir außen und innen die Ruhe fehlte, ohne die ich Ihnen herzlich nahezutreten nicht wage. Auch glaubte ich, Sie würden dies mir selbst so schwere Unterlassen auf die Beschäftigung schieben, die zu bewältigen mir in diesem Winter kaum möglich war und in verschiedenen Richtungen sicher dazu beigetragen hat, mir die Unzufriedenheit und das Mißbehagen zu schaffen, das mich die Pflichten gegen die teuersten Menschen vernachlässigen ließ. Dazu kam, daß die jähe Veränderung, die der Tod meiner Mutter in unserm Hause hervorgerufen, durch die Heirat meiner Schwester noch fühlbarer und mein Vater einsam und allein in dem großen Gebäude hypochondrisch wurde. Es fehlte ihm und mir ja auch, obwohl ich das leichter verschmerze, neben der Liebe, die er verloren, selbst die so oft gering geschätzte und doch zur Ruhe so notwenige „Gemütlichkeit" des häuslichen Lebens. Die Haushälterin, eine gute, aber ungebildete, dabei kurzsichtige Person, hat sich in seine Art noch nicht hineingelebt und wird es wohl nie tun. Das mußte ihn stören; dazu glaubte er die Liebe seiner Kinder zu vermissen, während es doch nur natürlich war, daß meine Schwester, aus dem neuen Hausstand, in dem sie überaus glücklich ist, nicht allzuoft in die Neustadt kommen würde und daß mich, wie vorher auch, der Beruf und meine Arbeiten ihm entziehen. Alles Arbeit für das Herz und keine erfreuliche. Vielleicht hätte ich über all diese Dinge noch länger geschwiegen, wenn mich nicht heute ein

sehr wohlgemeinter Brief von Henzen, der mich deutlich merken läßt, daß Sie mein Verstummen sehr übel genommen, wirklich erschreckt hätte. Ich bitte also: verzeihen Sie mir. Es wäre mir sehr betrübend, zu denken, ich hätte Sie gekränkt, eben so sehr, wie glauben zu müssen, Sie zweifelten an der Liebe und Verehrung, die ich für Sie im tiefsten Herzen hege. — Das Glück meiner Schwester geht mir näher als ich sebst gedacht habe. Solange man beisammen ist, merkt man von der Liebe wenig; trennt man sich, dann bricht sie auf einmal hervor. Es wurde mir schwer, sie aus den alten Verhältnissen scheiden zu sehen. Wohl ihr, daß sie so schön geborgen ist. — Den Winter über habe ich eine Reihe von Aufsätzen über klassische Aufführungen auf unserer Bühne hier veröffentlicht. Den Anfang machte eine Besprechung des Clavigo. Ich hatte eigentlich nicht den Willen, damit fortzufahren, wurde aber, da sich die Schauspieler sehr beleidigt fühlten, dazu gedrängt und glaube Sie mir am Schluß der Saison gänzlich versöhnt zu haben. Direktor Rösicke, der leider von der Direktion zurückgetreten ist, um einem dicken Herrn mit goldner Brille, der wie ein Banquier aussieht (Ackermann aus Stettin) Platz zu machen, riet mir dazu, sie zu sammeln und etwa als „Bremer Dramaturgie, I. Band" (vor welchem Titel ich mich übrigens wohl hüte) herauszugeben. Es wird auch geschehen, jedoch nicht vor Beginn der neuen Saison. — Nun mag es hier noch einige Wochen so hingehen und dann in die Berge. Ich suche mir irgend ein ganz zurückgelegenes Plätzchen mit Wald und Wasser aus, lebe dort ganz allein und hoffe viel fertig zu bringen. Zuerst endlich einmal das Arbeiterdrama, dann ein einaktiges Schauspiel „Die Gatten", von dessen Plan ich Ihnen nächstens etwas mitteilen muß, und vielleicht auch eine Vervollständigung der Gedichte. . . . .

Bremen, 1. 9. 77.

. . . . Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich mich der kurze Aufenthalt bei Ihnen gemacht hat. Sie und Ihre Frau Gemahlin haben mir so viel Hoffnung und Mut geweckt, daß ich es Ihnen nicht genug danken kann. Ich empfinde diese Anregung

und Ermutigung doppelt dankbar, weil es mir hier fast gänzlich daran fehlt: meines Vaters Art ist es, mit seinem Urteil zurückzuhalten und, wie noch in meiner Knabenzeit, wenn er sich innerlich über mich freute, mich das in pädagogischer Absicht nicht merken zu lassen. Ich danke ihm für diese treu durchgeführte Erziehung und suche herauszufühlen, was er nicht sagt. — Die „Arbeiter" haben einen großen Eindruck auf ihn gemacht, er prophezeit dem Stücke jedoch einen Heidenspektakel, wenn es einmal über die Bühne kommt, was ich, wie sich Ihre Frau Gemahlin entsinnen wird — „nicht gerade ungern sehen würde". . . . .

Bremen, 19. 5. 78.

. . . . Verehrter teurer Herr und Freund! Ich wollte, ich könnte mehr tun als Ihnen meine Grüße schicken, ich wollte, ich könnte Sie gesunden lassen — ach! wenn Wünsche Kraft hätten, müßten Sie lange vollends genesen sein! Aber wir sind unvermögend und schwach. Immer nur Worte habe ich gehabt, um Ihnen zu zeigen, wie tief ich mich als Ihren Schuldner empfinde, den Sie mit Liebe und Güte überhäuft, dem Sie den Mut geweckt haben, wo er zu erlahmen drohte, dem Sie den klaren Spiegel unverwelklicher Jugendlichkeit und Frische vorgehalten haben, wenn ihn Sorge und graues Denken altern lassen wollten. Wird nicht diese „Jugend, welche nie verfliegt" Sie bald über die Krankheit siegen lassen? Das ist meine lebendige Hoffnung. Den Schwächen des Leibes Trotz zu bieten und über seine Anfeindungen den Sieg davon zu tragen, ist ja der Stolz edler Geister. Sie werden und müssen den Sieg davon tragen.

Es ist ein wunderbarer, gesunder Morgen, der es mir doppelt schwer macht zu denken, daß Sie leiden. Ich höre nicht auf, Ihrer treu zu gedenken. Vergessen Sie auch mich nicht. Ihrer Frau Gemahlin die ergebenen Grüße

Ihres Heinrich A. Bulthaupt.

An Frau Hedwig v. Holstein.

Bremen, 6. 5. 78.

. . . . Es sind so wunderbare Frühlingstage. Sollten die nicht das ihrige tun um die Genesung zu beschleunigen und vollends herbeizuführen? Ich war schon froh, als ich auf dem Kouvert des letzten Leipziger Briefes Ihres verehrten Mannes Handschrift sah, glaubte nun, daß alles aufs Beste sei — leider klang der Inhalt noch immer trübe genug. Es ist doch nichts mit der Gerechtigkeit im Leben; wieviel müßte sonst auf den Kopf gestellt werden! Die besten Menschen leiden immer am meisten, innerlich stets, meistens auch äußerlich. Sind keine Freuden gekommen, die den gesunkenen Mut aufgerichtet haben? Daß die „Hochländer" überall siegen werden, ist mir unfraglich, aber der Haideschacht liegt tiefer und dringt tiefer ins Herz. Er gibt gewissermaßen die Natur Ihres Mannes in ihrem zarten Kompromiß von Ernst und Frohsinn, von Leiden und lebendigster Frische typischer wieder. Die Linien sind einfacher, das Ganze in seiner schlichten Herzlichkeit unendlich rührend. Je mehr ich mich mit den Werken befasse, je mehr scheint mir dies. — Man hat auch die Pflicht, sich in das Schaffen seiner Freunde hineinzuleben. Denn ihnen kann man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die man so vielen verweigert, deren Werke man lieblos ohne Eingehen auf ihre Natur und ihren Willen verurteilt. Oder sollte ich nicht in den Augen jedes Dritten, nach den „Arbeitern" zu schließen, der größte Ruppsack sein?

Kürzlich hat Henzen ein Referat von mir greulich zugestutzt und mit abscheulichen Druckfehlern (Gras statt Chaos) in seine Zeitung aufgenommen, auch meine dramaturgischen Skizzen, die überall aufs beste beurteilt sind, sehr freundlich besprochen. Im übrigen hält er sich auch mir gegenüber zurück, er schreibt selten und will, wie es scheint, für Bremen allmählich in Verschollenheit geraten. . . . .

Bremen, 11. 5. 78.

Verehrte teure Frau! Ihre Nachricht hat mich aufs Tiefste erschüttert. Das habe ich nicht zu denken vermocht und vermag

es noch nicht! Wenn es der Schmerz zuläßt und meine Tränen nicht aus jeder Zeile reden, will ich ihm schreiben und tun, was Sie wünschen — wenn! aber ich fürchte, ich habe nicht so viel Herrschaft über mich.

Leben Sie wohl — ich kann wirklich nicht weiter — es ist, als wäre mein eigenes Leben an dieses edle gekettet. Grüßen Sie ihn!

Ihr Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 23. 5. 78.

Verehrte teure Frau! Mit tiefstem Schmerze hat mich die bittre Nachricht erfüllt. Nun dürfen wir weinen und trauern! Er war mir zu viel, als daß ich mich schon in den Gedanken finden könnte: er war! Aber das ist ja zugleich auch Trost: er war, er war doch einmal!

Der Himmel tröste Sie in Ihrer Trübsal! Meine ganze Seele ist bei dem Toten und Ihnen.

Heinrich A. Bulthaupt.

Bremen, 27. 5. 78.

. . . . Nun ist der teure Mann begraben und Sie sind allein, verehrte Frau! Mögen Sie Trost finden! Es rinnt ja so manche unversiegliche Heilquelle! Ich trug mich halb und halb mit dem Gedanken, dem Staub des Dahingeschiedenen das Geleit zur Gruft zu geben; ich kam jedoch davon zurück. Weiß ich auch, daß man den Wert der Toten nach dem Schmerze der Lebenden mißt, wohl gar nach der Zahl der Leidtragenden — meine Trauer verschüchtert sich unter der Menge, der Schmerz gefriert in der Brust und das Gepränge verletzt mich. Fernerstehenden mag das Leichenbegängnis eine ernste Erhebung, eine Feier sein, den Nächsten mag die Teilnahme das erhebende Bewußtsein geben: der Tote ist viel geliebt worden; ich aber will keine Feier, und weiß gewiß, ich würde wieder empfunden haben, was ich in andrer Gestalt am Grabe meiner Mutter empfunden habe: Beklemmung und Beängstigung, wo ich mich hätte ausweinen mögen. Aber

sobald ich nach Leipzig komme, wird der erste Gang der Weg nach seinem Grabe sein.

Kann ich Ihnen irgend einen Dienst, irgend eine Hülfe gewähren, so bitte ich, wenden Sie sich an mich. Sie und der teure Tote haben mir überfließende Güte gezeigt; ich glaube ein Recht zur Bitte zu haben: geben Sie mir Gelegenheit mich dankbar zu erzeigen.

Von Berlin empfing ich ohne alles weitere Begleitschreiben Gedichte von rührendem Reiz; ich wußte nicht, woher sie kamen, bis es mir aufschoß: sie sind von ihm!

Bremen, 27. 6. 78.

. . . . Soeben habe ich mit tiefer Rührung die Andenken des edlen Verstorbenen erhalten. Sie werden mir sehr, sehr wert sein! Das teuerste Vermächtnis ist mir sein Auftrag, die Gedichte betreffend. Noch kürzlich hatte ich, nur verzagt, meinem Vater gegenüber geäußert, wie sehr gern ich seine Biographie schreiben würde. Ich scheute mich fast, Ihnen diesen Gedanken mitzuteilen — nun schreiben Sie mir seinen Wunsch, und ich kann es wagen Sie zu bitten, mir auch die Aufgabe zu überlassen, sein Leben zu schildern, seine Charakteristik zu versuchen. Zwar habe ich ihn nur kurze Jahre gekannt; aber wie sehr danke ich es ihm, daß er es nicht verschmäht hat mich einen Blick in sein Herz, in seine Schaffenswelt tun zu lassen. Ob ich ihn verstanden habe? — ich glaube, ich darf Ja! sagen! Verfügen Sie denn, verehrte Frau, ganz über meine Kraft. Scheint sie Ihnen würdig, dieser schönen Aufgabe gewidmet zu sein — nun, ich bin mit ganzem Herzen dabei. Wo nicht, so bleibt mir doch noch immer die wohltuende Pflicht, seine Gedichte zu ordnen und herauszugeben, und Sie können denken, mit welcher Liebe ich mich ihr unterziehen würde. Ich bitte Sie, mir darüber schreiben zu wollen, damit ich, wenn Ihnen der Gedanke vertraut sein sollte, Sie zur Ferienzeit etwa aufsuchen, das Material empfangen und das Nähere mit Ihnen besprechen könnte. . . . .

Bremen, 26. 8. 78.

. . . . Verehrte teure Frau! Jetzt bin ich wieder daheim und in Ruhe. Kurz bevor ich die Schweiz verließ, fand ich in Luzern Ihren Brief. Jeden Augenblick war es meine Absicht, Ihnen, auch ehe ich ihn empfangen hatte, zu schreiben — aber die neuen Eindrücke brausten auf mich ein, so gewaltig, so wirbelnd, daß es mich mitriß — und es ist nun einmal meine Art, mich nicht eher zu äußern, als bis ich in Sammlung bin. Das bin ich nun, im heimatlichen Port, an der alten Stätte süßer und wehmütiger Jugenderinnerungen, mancher still getragener Schmerzen und Entbehrungen. Hier erst scheint mir der rechte Ort, die rechte Zeit und Stunde, mich Ihnen zu eröffnen, Ihnen zu danken, tief und inbrünstig, für die Ruhe und Güte, mit der Sie mein verschlossenes Wesen so lange ertragen haben, Ihnen zu danken für den Dank, den Sie mir zu allem noch spenden! Eine „Einöde", glauben Sie, sei mir das liebe Loretto gewesen? O nein, es war mir belebt und bevölkert, und ich könnte Ihnen wie Faust zurufen:

O wüßtest du, welch' neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Öde schafft!

Wie wohl tat mir alles: die gedanken- und gefühlsreiche Einsamkeit, das Versenken in das Leben und Schaffen Ihres unvergeßlichen Mannes, ja selbst Ihre ernste und trübe Stimmung! Wüßte ich eine Welt, in der zu leben ich wählen könnte — diese und keine andere müßte es sein! Habe ich Ihnen etwas dafür wiedergegeben, so erfreut mich das innigst. Ich ginge sonst wie ein Bettler von Ihnen! So kann ich doch etwas mehr dem klugen Händler gleichen, der gibt und empfängt und immer noch ein Geschäft gemacht hat!

Es lastete auf mir, daß ich mit Ihnen dort nicht Biographie und Gedichte eingehender besprochen hatte. Aber ich bin so sehr gewohnt, das Wort eines Anderen für bar zu nehmen, daß mir jeder längere Widerspruch eine Unwürdigkeit geschienen hätte. Sie setzten ein großes Vertrauen in mich — gebe der Himmel, daß ich es rechtfertige! Sollte Ihnen doch noch der Gedanke kommen, sich vorher darüber mit mir auszutauschen — ich bitte, so tun

Sie es. Ich kenne in diesem Punkte nur eins: das echte und wahre Andenken des Toten! und vor diesem schweigt jeder, aber auch jeder kleinliche Eigenwille. . . . .

Bremen, 2. 9. 78.

. . . . Verehrteste Freundin! Der 4. September. Wie sehr wünschte ich, Ihnen an diesem Tage nahe sein zu dürfen! Es wird Ihnen an Tränen nicht fehlen: sei er Ihnen auch an Trost reich! Wenn Sie die schönen Vermächtnisse des teuren Verstorbenen erfüllen wollen, bedürfen Sie aller Frische und Jugendlichkeit Ihres Geistes. Verzeihen Sie dem Manne, wenn er Sie bittet: erhalten Sie sich froh und kräftig. Es gibt eine Fröhlichkeit der Seele, die, auf ernstem Grunde erblüht, andere wunderbar erquicken kann. Sie stand Ihnen, wie ich Sie kenne, immer zu Gebot und wird Ihnen auch fernerhin nicht fehlen.

Sie werden meine Briefe erhalten haben. Sagen Sie, bitte, Ihrer Schwägerin meine besten Grüße. Fühlen Sie sich nicht allein und vereinsamt! Ich bin nicht der Einzige, der nicht aufhören wird, Ihr Freund zu sein.

Leben Sie recht, recht wohl!

Ihr treuer
Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 3. 9. 78.

. . . . Verehrte teure Frau! Fast wird mir das Herz schwer, wenn ich bedenke, wie groß das Vertrauen ist, das Sie durch Aushändigung der Briefe des Verstorbenen in mich setzen, und ich kann kaum dafür danken; nur hoffen kann ich, daß in Ihnen der feste Glaube lebt, daß Sie diese teuren Schätze keinen leichtsinnigen Händen anvertrauen. Mir ist diese Ihre Zuversicht unsagbar wertvoll. Wenn ich nur, wenn es an die Arbeit geht, nicht selbst anfange zaghaft zu werden! Nehmen Sie mir den Glauben nicht, daß ich der schönen Aufgabe gewachsen sei. Ich kann nichts schaffen, wenn ich zweifle. Ist es nicht vielleicht gut, daß Sie in den Grundzügen des Charakters Ihres Mannes und dem meinen Gegensätze wahrnehmen? Oft versteht und beurteilt

man das Fremde besser als das Verwandte. Zweifeln Sie aber wirklich und ernstlich an meiner Berufung dazu, so verzichte ich noch jetzt, jeden Augenblick, ohne ein andres Gefühl, als dies: es gilt dem Toten! . . . .

Bremen, 24. 9. 78.

. . . . Verehrte Frau und Freundin! Daß mir der Besitz der sämtlichen Werke des teuren Toten eine große, schöne Freude gewährt, können Sie sich denken. Um sein Bild zu zeichnen, wird nun wohl alles beisammen sein — gebe der Himmel nun, daß ich nicht versage! Ich fühle mich aber so bereit dazu, daß auch das Gelingen hoffentlich nicht ausbleibt! Daß Sie mit dem Absenden zögerten, begreife ich vollkommen und glaube, ich hätte es in gleicher Lage auch getan. . . . .

Es beschäftigte mich noch der „Mönch", der, nachdem er an Umfang bedeutend zugenommen, in die Druckerei geschickt ist. Er hat übrigens bereits seine Anekdote. Denken Sie, daß ich an Crüsemann, der hier in der Nähe bei seiner Mutter auf dem Lande wohnt, eine Postkarte schicke, etwa des Inhalts: „Ich komme dann und dann und bringe den Mönch mit." Da alles ausgeflogen war, findet das Mädchen die Karte, liest sie und bringt C.'s verheirateter Schwester, die ebenfalls auf dem Lande wohnt, die Nachricht, ich käme „mit noch einem Herrn". — Da muß ich Ihnen denn auch gleich noch erzählen — oder wissen Sie es schon? —, daß mein Freund Runge in Berlin mein „Korsisches Trauerspiel", welches neu 20 ℳ kostet, für alt für 15 ℳ erstanden hat. Schon für alt! Eine nette Perspektive! Ja, wenn es sich umkehrte, und die Zeit später einmal die Kraft hätte, wertvoller anstatt billiger zu machen. Aber, aber!

Wissen Sie, daß ich ein lebhaftes Verlangen nach Oberstdorf habe? Es war eine wundervolle Zeit. Ja, ich könnte mir nichts Schöneres denken, als einmal ein ganzes Jahr lang mitten im Freien, in einem abgelegenen Winkel zu hausen. Hier befällt mich so oft Tags eine Zeit der Unruhe, der Unzufriedenheit — erst Abends kehrt man in sich ein. Ach! sich einmal fern zu wissen von aller Eitelkeit, allem falschen Schein, sich in der Natur inner-

lich gesund zu baden, sich auszuheilen, um dann mit neugesammelter Kraft, frischer und besser, in die Welt zurückzukehren! . . . .

Bremen, 23. 12. 78.

Verehrte teure Frau! Die treusten Festgrüße schickt Ihnen einer, der weiß, wie wehmütig Sie sich an dem schönen Liebesfeste fühlen werden, da Ihnen der Geliebteste fehlt. Darf ich Ihnen meine Freundschaft neu entgegenbringen? Gehört sie Ihnen auch lange — ich meine, man müßte es doch einmal wieder sagen, und gerade diese Tage öffnen die Herzen so leicht. Manches, was ich auch Ihnen mitzuteilen habe, schrieb ich Ihrer Schwägerin; erfahren Sie es, bitte, von ihr. Eine kleine Weihnachtsgabe folgt nach.

Ihr treu ergebener
Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 31. 12. 78.

. . . . Ich gehe voll Lust in das neue Jahr; ist der Gehalt auch noch so mager — es gehört zum deutschen Idealismus, das Geld nicht im Überfluß zu haben und es mit einiger Grazie zu verachten. Nun wird es fördern, Alles, obenan die Biographie! Und nun wünsche ich mir lange, lange Jahre der Arbeit. . . . .

Bremen, 27. 1. 79.

. . . . Hier schicke ich Ihnen den schönen, empfundenen Aufsatz von Henzen zurück. Er war mir schon bekannt. Zugleich erfülle ich den Wunsch des Düsseldorfer Malers Karl Wagner, indem ich Sie darauf aufmerksam mache, daß er in Leipzig, ich glaube bei del Vecchio, ein Konterfei von mir ausgestellt hat. Wollen Sie es in Augenschein nehmen?

Ich lebe glücklich und ruhig, nachdem die Sorge der Inszenierung von Goethes Jahrmarktsfest zu Plundersweilern für den Künstlerverein von mir genommen ist. Die Aufführung fiel prächtig aus. Meine Bearbeitung schicke ich Ihnen hier. Es ist eigentlich keine Handlung drin; für die Aufführung aber gibt es wechselvolle, köstliche Bilder. Wundervoll waren die, natürlich von Menschen dargestellten, Marionetten. Der Mondchor aus

den Lustigen Weibern schloß das ganze poetisch und stimmungsvoll ab. . . . .

Bremen, 4. 2. 79.

. . . . Die herzlichsten Grüße und Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage! Da ich nun in meiner Bibliothek unter den alten Pergamenten sitze, mit einem Gehalte, das nicht wohl ausreicht, um die Wagenräder mit Gummi auszuschlagen, und mich doch so wohl, so frei, so glücklich fühle, geht mir die Sokratische Weisheit, daß man nicht viel zum Glück gebraucht, recht hell und sonnig auf. Hat man auch viel, hat mancher Mensch auch, was wir nennen: Alles verloren — es grünt doch aus tausend Ritzen wieder etwas wie Glück empor. Wird es nicht auch Ihnen so sein?

. . . . Heute ist Dietrich hier, um seinen „Rheinmorgen" zu dirigieren. Er soll es übel (mit gespitztem Munde zu sprechen) genommen haben, daß ich nicht darin mitsinge — mir war es aber völlig unmöglich. Ist es denn auch nicht Interesse genug, daß ich einmal aus reiner Liebe zu seinem Werke nach Oldenburg gereist bin, und zeigt das Mitsingen eine wärmere Teilnahme als das Anhören? Vielleicht ist es auch nur eine Vorstellung von Frau Reinthaler, und Dietrich ist gar nicht böse. Den Rheinmorgen zum zweiten Male hören zu können, freut mich aber aufrichtig. . . . .

Bremen, 17. 3. 79.

. . . . Frühlingstage, endlich, endlich! Daß wir doch so abhängig sind vom Wetter! Ich rede mir immer ein, ich wäre es nicht — kommt aber diese Fülle von Licht, Wärme und Grün, dann fühle ich, wie sehr ich es bin. Hätten wir in dieser Gegend nur nicht einen abscheulichen Feind, dessen Bosheit Sie gar nicht ermessen können: den Moorrauch. Kaum ist der Himmel klar, und alles atmet im Freien auf, so schürt auch dieser Dämon schon um des elenden Buchweizens willen sein höllisches Feuer. Zwar sagen die Praktiker, man müsse vernünftig sein; ein ganzer Landstrich lebe von diesem Gewächs und ohne den Feldbrand gedeihe es nicht — ich bin wirklich so barbarisch, das nicht einzusehen. Hunderttausende um Tausend willen leiden zu lassen, scheint mir

mehr als unbillig. Und nützt dieser Rauch, der seine Wolken weithin wälzt und die Sonne rötet, Einigen, so schadet er gewiß andern unberechenbar. Denken Sie: der erste schöne Tag! Wie viel Gutes kann da entstehen. Wie manche schöne Tat, wie mancher gute Vorsatz, wie manches schöne Gedicht! Und das erstickt vielleicht dieser Unhold, über den sich jedermann ärgert, im Keim. — Genug. Lassen wir ihn! Heute morgen war er noch nicht da. Der Wall war entzückend. Die Morgenluft hatte etwas wie weißen Glanz, das Wehen eines Schleiers oder auch den weißen Zelter der Aventiure, der mir lebhaft einfiel. Was bedeutet uns die Wiederkehr der traurigen Tage, in denen er verfiel und starb, uns, die wir in Oldenburg noch so neu und stark empfanden, daß er lebt mit der jugendlichsten Seele, die Gott einem Sterblichen gegeben.

Es waren doch schöne Tage hier und in Oldenburg. Sie sind Ihnen lieb gewesen, mir sind sie unschätzbar. Sie glauben nicht, wie wohl mir das Zusammensein mit Ihnen tut. Und wenn ich mich vielleicht nicht immer äußere, wie es Ihrer lebhaften und tätigen Seele vielleicht erwünschter wäre — so lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich bei denen, die mir die Liebsten sind, immer das Gefühl des Ausruhens habe. Sie verstehen dich ja doch! sage ich mir — wie oft mußte ich freilich einsehen, daß ich mich getäuscht, daß man für Fremdheit nahm, wo ich mich gerade am allervertrautesten fühlte. — Wahrhaft beglückt hat es mich, daß Sie bei Sägelkens so gern waren. Ich dachte es mir auch nicht anders. Es war alles Gegenseitigkeit. Aber das schöne Glück, das Sie mir wünschen möchten (ich habe wohl recht verstanden, was Frau Reinthaler vermutet hat) — ach nein, das habe ich dort doch weder gesucht noch gefunden — auch nicht finden wollen. Und doch wäre ich gewiß zu beneiden. Warum ich es nicht suche, weiß ich selbst nicht. Die Stunde wird ja noch wohl kommen. Übrigens schreibe ich die Leute „Sägelken", nicht etwa Seegelken oder sonst wie. Wissen Sie, daß Sie mit Eigennamen sehr grausam verfahren? Wenn jemand Bähr heißt, schreiben Sie gewiß Behr, aus Fräulein Irschik (der Elisabeth in Mannheim) wird Fräulein Hirschek, Makart bekommt ein ck, aus

Hunold im Rattenfänger wird Kunold. Goethe würde schön böse geworden sein! Der Name ist zwar so wenig der Mensch, wie die Etikette der Wein. Wie diese uns aber auf das Kürzeste sagt, was in der Flasche ist, so gibt uns der Name auf das Kürzeste das Bild des Menschen, den wir kennen. Falsche Etiketten und falsche Namen braucht sich niemand gefallen zu lassen.

Bei Reinthalers ist alles wieder in schönster Ordnung. Es gab leidenschaftliche Briefe, die den Horizont klärten. Mir ist das sehr lieb, denn stille Verstimmungen sind mir unerträglich. Sie liegen wie Blei und benehmen mir alle Tatkraft. — Was Sie mir über das Kätchen schreiben, zeigt mir, wie sehr Ihnen mein Geschick und das meiner Arbeiten am Herzen liegt. Haben Sie Dank! Leider fürchte auch ich oft, daß Sie Recht haben. Jedesmal, wenn R. mir eine neue Nummer vorspielt, sage ich mir zuerst: das hast du dir viel schöner gedacht. Aber ich habe mich bis jetzt immer noch hineingefunden, und so fehlt mir der klare, sichere Blick. Gelänge es nicht, so täte mir das um Reinthaler sehr, sehr leid, denn er setzt Zeit, Kraft und Hoffnungen daran. Ich kann kaum etwas dabei verlieren — gewinnen freilich viel, wenn etwas Gutes aus der Oper würde, das heißt literarisch, nicht etwa pekuniär. Ich mußte wirklich lachen, als ich las „ich möchte Reinthaler lieber das Honorar zurückgeben". Als hätte ich Honorar bekommen, gefordert oder nur haben wollen! Ich habe das Buch niedergeschrieben wie einen Brief. Den läßt man sich von seinem alten Lehrer nicht bezahlen. —

Und nun Adieu! und denken Sie in diesen Tagen der Trauer auch an die Freunde, die ihn verloren haben wie Sie. . . . .

Bremen, 22. 8. 79.

. . . . Wissen Sie, daß ich tief in der allerschönsten Arbeit stecke — Arbeit kann ich es zwar nicht nennen — und daß Sie Schuld daran sind? Es ist der „Orpheus"[1]) ein wunderbarer Stoff, von dem ich plötzlich ganz erfüllt bin. Das muß entweder etwas ganz Gutes werden, oder gar Nichts. Nun ich nicht mehr

[1]) Gedichte.

nötig habe, meine Zeit zitronengleich auszupressen, will ich mir den Vorwurf der Flüchtigkeit in der Ausführung meiner poetischen Entwürfe nicht gern wieder machen. Das Gedicht soll langsam ausreifen. Ich fürchte nicht mißverstanden zu werden, wenn ich sage, es muß das Schillersche Pathos, das Staub- und Dunstlose mit der süßen Innigkeit der Goetheschen Poesie vereinigen — so etwa die Art, denn ich weiß allzugut, daß wir Armen diesen Riesen nicht die Schuhriemen lösen dürfen. Schreiben Sie mir, bitte, einmal, wie Sie sich die Behandlung denken. Ins Innere muß der Schwerpunkt verlegt werden, die antike Handlung ist nur das bedeutsame Gewand des rührendsten Seelenprozesses. Ich möchte mit diesem Gedicht mein Bestes geben — wie kommt es, daß ich nun gerade die Furcht habe, ich solle es nicht vollenden. Droht irgendwo eine Wolke? Ich bin weder abergläubisch noch furchtsam, werde auch meine Ruhe nicht darüber verlieren. Der Himmel ist über uns allen. . . . .

Bremen, 27. 9. 79.

. . . . Ich habe die Einsamkeit so oft gepriesen, und mit allem Grund, daß sie es mir danken zu wollen scheint, indem sie mich, damit ich ihrer ganz teilhaftig werde, in ein Krankenzimmer einsperrt, und zwar in mein eigenes. Daß ich aber auf dem besten Wege bin, diesem allzu überschwänglichen Segen mich zu entziehen und wieder unter Menschen zu kommen, sehen Sie daraus, daß ich Ihnen schreibe, zwar noch eingewickelt „wie ein Wochenkind", aber — ich habe doch die Arme frei. Die böse Erkältung (Sägelken behauptet zwar, meine Krankheit sei eigentlich eine Pferdekrankheit), schüttelt mich nicht mehr, das Fieber und mit ihm das Bett sind überwunden. Mit dem Appetit will es zwar noch nicht recht, trotzdem schickt mir die gute Frau Dr. Sägelken bereits ein Hühnchen und Frau Reinthaler, Frau Runge, kurzum nahezu die ganze weibliche Bevölkerung dieser ehrenfesten Stadt fragt an, was ich bedürfe, was ich wohl möchte ꝛc. Sie sehen, ich verderbe nicht, und damit Sie sich vollends nicht ängstigen, sage ich Ihnen, daß die ganze Prozedur nicht einmal eine Woche gespielt hat — bis jetzt! So! — Dieser egoistischen

Piedestalisierung der eigenen Persönlichkeit mag sich gleich die Nachricht anschließen, daß meine liebe Schwester einem Kindchen das Leben geschenkt hat, einem pausbackigen Mädchen, wie sie sagen — ich konnte es ja noch nicht sehen, ebenso wenig wie die Mutter. Es steht alles wohl und meine heißesten Wünsche sind, daß es so bleiben möge! Ich wüßte Nichts für mich zu erbitten, was mich mehr freuen könnte, als das Glück dieser kleinen Häuslichkeit, dieser guten, einfachen Seelen. Mein Schwager ist glücklich wie ein Kind; das ist rührend, wenn man weiß, daß er seine Schmerzen wie ein Mann trägt — so damals bei dem Tode des süßen Kleinen. — Und nun, was uns beide sehr nahe angeht: mit Breitkopf und Härtel ist alles in Ordnung. Die „kleinen Lieder" werden ganz gewiß den reinsten Nachklang in edlen Gemütern erwecken und erst beweisen, was so viele, vielleicht auch Breitkopf und Härtel bislang nicht gewußt, daß Franz v. Holstein auch ein Dichter war!

Ruffeni scheint doch ein sehr lieber Mensch zu sein. Wir waren einige Male zusammen. Auf der Bühne gefällt er. Er hat zwar im Gesang noch genug zu lernen um sein prächtiges Material ganz so wirken zu lassen, wie es wirken kann, aber man merkt den gebildeten Menschen aus seinem Gesange sofort heraus. Im Spiel ist er schon auffallend gewandt; er tut sogar eher zu viel als zu wenig. Wie alle gebildete Leute, die ohne große Bühnenkenntnis (passive) zur Bühne gehen, glaubt er jede Sekunde ausfüllen zu müssen, und zwar durch eine neue Geste, oder Pose. Er kennt das Gesetz der Ruhe in der Bewegung noch nicht. Wie seine Stimme breit, voll und rund, aber ohne Schärfe, so ist auch seine Charakteristik etwas mollusken- und knorpelhaft, ohne Knochen. Sein „Caspar" war z. B. was man ein „recht gemütliches Haus" nennen würde.

Den Ajas kenne ich sehr, sehr gut. Freilich ist er großartig, doppelt, wenn man die charaktervolle Isolierung des armen Helden im Lichte des geselligen Altertums betrachtet. Wer damals allein stand, war auch schon dem Tode oder dem Wahnsinn geweiht. Erinnern Sie sich nicht der schönen Strophen aus dem Schillerschen „Siegesfest"? . . . .

Bremen, 4. 2. 80.

. . . . Meine Antwort auf Ihren letzten Brief sollte mit meinen Geburtstagsglückwünschen zusammentreffen. Empfangen Sie dieselben so herzlich, wie sie gemeint sind. Mir, dem bekannt ist, unter wie manchen widrigen Verhältnissen Sie die Ruhe und Frische des Geistes, die Harmonie Ihrer Gefühle zu behaupten gewußt, ist der Wunsch des Glücks keine bloße Floskel. Es mag alles in uns liegen, was Frieden und Genuß verbürgt, was nützt es uns, wenn die Welt uns nicht so erscheint, sich uns nicht so gegenüberstellt, daß das gewissermaßen durch die Vorbereitungen unseres Naturells geplante Glück ein wirkliches werde. Es kommt mehr auf die Außendinge an, als diejenigen glauben möchten, die predigen, daß alles Glück in uns liege. Gewiß, an und für sich ist alles Weltobjekt totes Kapital, nur durch unser Herz wird es flüssig, lebendig, unser eigen. Aber selbst der, der nichts als ein einsames Fleckchen Erde zum Glück bedarf, wie soll er froh werden, wenn ihn das Lärmen verscheucht und ihm die Einsamkeit unmöglich macht. Also: Gewährung Ihrer Wünsche! Das Füllhorn wird dadurch gewiß nicht erschöpft werden. — Ist es möglich (was ich immer erhofft habe), für Kaspar Gruber eine Lotterie oder sonst etwas Mildes zu veranstalten? Ihrem eigenen erstorbenen Säckel möchte ich kein Tröpflein Blut abzwacken, aber ich bin nun einmal aus einem wohlbegüterten Anwalt ein armer Bibliothekar geworden — meine moralische Verpflichtung aber für den guten Jungen zu sorgen ist dieselbe geblieben, und da ist es ja wohl erlaubt, wenn man die Freunde herzlich bittet sich umzusehen, wo etwa eine Goldquelle fließt. . . . .

Bremen, 16. 8. 80.

Liebe verehrte Frau und Freundin! In Düsseldorf erfreute mich Ihr herzlich lieber Brief, gestern bei meiner Ankunft Ihre Karte. Nehmen Sie meinen Dank für alles, was Sie schrieben, was Sie an mir getan haben und für mich empfinden! Ich wünsche mir keinen andren Gewinn jener Tage, die ich nun schon seit einigen Sommern mit Ihnen gemeinschaftlich unter Ihrem Dache verleben darf, als in Ihrer Liebe immer fester zu wurzeln.

Alles andre ist mir dagegen, ich will nicht sagen, gleichgültig, aber weniger wertvoll. Schlagen Sie darum auch das bischen, was ich in Ihre Bergfiedelei bringe, nicht allzuhoch an. Mir selbst bereite ich damit sicherlich die allergrößte Freude, und Sie mir, daß ich vor offenen, empfänglichen Herzen ausströmen kann, was mich erfüllt. Bedenken Sie, daß der erste Akt der Jungfrau (nicht das Vorspiel, das ich nicht sonderlich liebe), der Fluch Lears über seine Erstgeborene, der ganze zweite Akt des Tasso, die Szene der trauernden Dame in der „Minna" für mich die größten Kleinodien sind und daß kaum ein Tag vergeht, ohne daß mir nicht leise oder laut, oft willenlos, ihre Worte mit andren aus dem fabelhaften Schatz unsrer Dichter über die Lippen kommen. Mir selbst bereite ich ein Fest, wenn ich sie tragen und hegen darf, und mit solcher Lust wie dort oben bei Ihnen tue ich es nicht immer. Also genug davon für immer! Vergönne es mir nur ein gutes Geschick, daß ich dieser Freuden noch oft teilhaftig werde. Daß es auch Ihnen eine große, wahre Freude ist, macht mich glücklich — aber ich würde Ihren Beifall gern entbehren, wenn ich ihn mit Ihrer Liebe zu erkaufen hätte.

Die Burgstalltage wären „zu schön", wenn alles Harmonie wäre und bliebe. Die kleinen Störungen sind erst das Salz der geselligen Mischung. Etwas scheinen wir mit den „Nebenmenschen" dort immer zu tun haben zu sollen. Far niente, es ist im Gegenteil heilsam und gut. Fiedlern fühle ich seinen Zustand vollkommen nach und wünsche herzlich, daß er sich bald ganz wieder finden möge. Die Rauheiten und Ecken, seine Plumpheit und sein Schweigen, das alles verkündet nur erst den Mann, der sich seinen Weg nun einmal nicht ohne Gepolter und Bergstürze zu bahnen pflegt. Seien Sie sicher: der wird! künstlerisch, wie Sie mich versichern, wie menschlich. Ich möchte wohl, ich könnte ihn in der Nähe haben, so gern habe ich ihn gewonnen. . . . Der Brautstrauß, der von Burgstall nach Düsseldorf geschickt war, war, noch als ich ankam, völlig frisch und sah (das Werk Ihrer Kunst) allerliebst aus. Auch meine Decke legte Ehre ein. Die Trauung bewegte mich sehr, trotzdem der Geistliche wie ein Kesselflicker sprach. Jede Hochzeit hat für mich einen unsagbaren

Ernst, fast etwas Tragisches. Das Glück zweier Menschen, entweder dauerhaft gegründet oder für immer zerrüttet. Und der Gedanke an neue werdende Geschöpfe, die durch die Eltern vielleicht unglücklich werden können. Mir scheint geboren zu sein an und für sich noch nichts Herrliches. Diese beiden schönen Menschen freilich geben Gewähr für alles Gute. Mein Freund ist eine goldene Seele, immer sicher, harmonisch, maßvoll, einer von denen,

Deß Blut und Urteil sich so gut vermischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient!

Die junge Frau liebt und verehrt ihn, sie wird sich ihm fügen und wird nie etwas Besseres tun können als das.

Meine Rheinfahrt war wieder unfreundlich. Die Düsseldorfer Ausstellung zwang einem den Hut in die Hand vor der Arbeit. Auf der Heimfahrt sah ich Münster und Osnabrück und hatte das Malheur in der ersten Stadt von einem der schauerlichsten Chöre aus dem Propheten „Du gabst Dein Wort" in Gedanken unablässig verfolgt zu werden.

In steter Treue

Ihr Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 23. 9. 80.

Liebe, beste, huld- und wonnereichste Freundin! — wenn Sie denn durchaus nicht „verehrt" sein wollen. Es ist nun aber nicht anders, meine Verehrung und meine Liebe gehen Hand in Hand. Sieht das nicht fast wie eine Erklärung aus? — Auch in so ganz kleinen Zügen werden Sie mir mit jedem Jahre lebendiger und teurer: als wenn Sie schreiben, Sie hätten die Borée „auspfeiffen" mögen, NB. mit zwei f. Sie sind eben eine Frau aus dem ff.

Den eigentlichen Grund, warum ich nicht nach Hamburg gekommen bin, können Sie unmöglich ahnen. Mir ist durch irgend einen Schurken großes Leid widerfahren: ich bin bestohlen worden, schändlich, niederträchtig, und habe mir zum Greuel eine kriminelle Untersuchung beantragen müssen. Ich vertraue Ihnen dies ganz sub rosa an. Der Gegenstand ist ein mir anvertrautes Sparkassenbuch von tausend Mark! Es gibt Unglücks-

fälle, unter denen man nicht lange seufzen kann. So hat auch dieser nach der ersten Niedergeschlagenheit meine Kraft erhöht. Ein lieber Freund, der zugleich die Untersuchung dirigiert, hat mich über die Verlegenheit dem Eigentümer gegenüber wie ein echter Paul Werner hinweggeholfen, ich selbst arbeite, schreibe, gebe Literaturstunden nach allen Dimensionen, um den Dämon ganz zu besiegen und so wird, wolle es der Himmel, in etwa anderthalb Jahren keine Spur mehr von der Büberei zurück sein. Der Spitzbube möge das Scherflein des Armen in Gesundheit verzehren — wenn er es kann. Ich wünsche ihm keine Strafe, als die seines Gewissens.

Ich glaubte Ihnen dies nicht vorenthalten zu dürfen und kann es mit Ruhe mitteilen, da die erste Sorge überwunden ist. Vergessen Sie es baldmöglichst, wie ich es vergessen will. Auch dies Ding wird mir ja wohl „zum Besten dienen".

Ich verspare mir den Haideschacht auf den Oktober. Herzliche Grüße auch an Fiedler. Wenn Sie sich meine Situation vorstellen wollen, so denken Sie mich à la Sanct Georg, dem Drachen den Kopf zertretend.

Immer Ihr

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 23. 12. 80.

. . . . Diesmal komme ich zu Weihnacht mit leeren Händen — nehmen Sie mit meinem Herzen vorlieb. In einiger Unruhe werden diese Tage für mich vergehen, weil mich die Cymbelin-Proben in Anspruch nehmen. Ich hoffe mir mit der Aufführung am Montag eine Art Festgeschenk zu bereiten. Der reine Gehalt des Werks tritt in der Einrichtung so klar hervor und die technischen Mängel sind, glaube ich, so ziemlich beseitigt. Dietrich hat eine zarte und innige Musik dazu geschrieben, die ganz er selbst ist.

Hören Sie von Ruffeni? Gegen mich benimmt er sich wie ein Flegel. In der neuen Saison hat er mich einfach gar nicht wieder aufgesucht. Sicherlich habe ich mich in ihm getäuscht.

Aber was tut's? Ich trage es ihm nicht nach, vollends jetzt, wo der große Ruf ergeht: Friede auf Erden. . . . .

Bremen, 16. 3. 81.

. . . . Für die Einsendung der Reichhart'schen Korrespondenz bin ich Ihnen ganz besonders dankbar, denn Sie haben mir dadurch eine Stunde fast ungetrübten Genusses bereitet. So ganz und gar nicht vermochte ich mich zu der serieusen Höhe zu erheben, von der aus diese Dinge ja sicherlich auch zu betrachten sind, daß ich tutto solo doch ein über das andre Mal aufjubelte. Auch der Gedanke, daß Sie sich mit ihrer Schwester bis zum Federfliegen gezankt, war mir schändlicher Weise eine Quelle des Frohsinns, und ich durfte mir bei so gestimmtem Gemüte leider nicht verhehlen, daß ich, wären wir beisammen, alle diese Anlässe benutzt hätte um Sie zu chikanieren. Dies ist ein reumütiges Bekenntnis, zanken Sie mich nur aus! auch für die hiermit erfolgende rein sachliche Notiz, daß Frau Konsul Spielter nicht Spiltke, Frau Runge nicht Ronge heißt. Ja die Namen!

Ich habe einige Aventüren hinter mir, einige vor mir. Die jüngste war eine Reise nach Oldenburg, wo ich einen Vortrag über das deutsche Lustspiel hielt und — charta erubescit — Furore machte. Dietrichs waren in schönster Stimmung und arrangierten ein üppiges Souper. Clara trug beständig mit einer Hermesbüste herum, die sie zum Geschenk erhalten — anonym — aber wie die Mutter jedesmal hinzuzusetzen für gut befand: „Von einer Dame". Als ich am Montag zurückwollte, war wie in Goethes Johanna Sebus „der Damm zerschmolzen" und ich mußte, hell ergrimmt, über Nordenham, zu Wasser nach Geestemünde, von dort nach Bremen — statt $1^1/_2$ Stunden 8 Stunden Fahrt! Die Folge ist ein steifer Hals. Trotzdem habe ich morgen im Künstlerverein einige Szenen des zweiten Teils des Faust mit Erläuterungen vorzutragen. Was Sie aber verwundern wird, ist dies: am 1. April eröffne ich einen jährigen Zyklus von 40 Vorlesungen über Musikgeschichte! Mir wurde das angetragen, ich zauderte einen Augenblick, griff dann herzhaft zu — das Geld kommt mir trefflich zu statten „gewisse Leute zu verköstigen".

(Dies sagt, um Ihrer Schiller-Kenntnis aufzuhelfen, Hermann in den „Räubern"). Auch sehe ich nicht ein, warum ich nicht endlich einmal die der großen Welt ziemlich verborgenen Qualitäten meines musikalischen Wissens an's Licht ziehen soll. Das Interesse dafür scheint sehr groß zu sein und so hoffe ich denn auf ein eben so aufmerksames Publikum, wie dasjenige war, dem ich im Winter bei Frau Runge sechzehn Vorlesungen über die Klassiker und Romantiker hielt.

Durch das Schreckenereignis in Rußland wurde mir auch die Erinnerung an Holsteins russischen Textentwurf lebendig, der immer noch bei mir liegt und den ich seinerzeit, wie Sie denken können, sehr aufmerksam geprüft habe. Er enthält die vortrefflichsten Züge charakterologischer Entwicklung, wie sie eben nur Holstein in solchem Detail in seinen Texten zu geben versteht. Ich habe aber wegen des Stoffes trotzdem Sorge. Ist die Zarengrausamkeit und das Russentum überhaupt für das allgemeine Verständnis musikalisch? Holstein würde es dazu gemacht haben — jeder Andre würde sich in kaltem, betäubendem Lärm verlieren. Trotzdem war ich schon daran das Buch auszuführen und hätte es sicher getan, wenn nicht Dringliches dazwischen getreten, u. a. der von Dietrich von mir gewünschte Text. Lassen Sie es mir aber gleichwohl noch — ich möchte auch nicht gern die Ausführung einem Andern gönnen. — Desto dringender rate ich den Marino drucken zu lassen. Ist etwas dabei zu redigieren: ich stehe zur Verfügung. Wie froh wäre ich, ihn durch meine Hände gehen lassen zu können! . . . .

Stuttgart, 20. 8. 81.

. . . . Wir sprachen, als wir Sie verließen, natürlich nur vom Burgstall. Auch Ihre Schwägerin versicherte in der schönsten und glaubhaftesten Weise, daß die drei Wochen dort oben zu ihren sonnigsten Erinnerungen gehören würden. In Immenstadt trennten wir uns, nachdem wir sehr unfreiwillige Teilnehmer einer dichtbesetzten Wirtstafel in der Post geworden waren. Ich fuhr zum See. Aber wie herrlich sollte diese am Morgen, noch so aussichtslose Fahrt sich gestalten! Ohne jede Hyperbel: auch nicht ent-

fernt habe ich das prächtige Bild so genossen wie jetzt. Abends bei der Überfahrt Sturm und fliegendes Gewölk; das Wasser schillerte in den wunderlichsten Farben, die Ufer erschienen bald schwarz, bald blendend hell — am Morgen des folgenden Tages die seligste Ruhe; der Himmel ganz wolkenlos, die Alpen sichtbar, so weit das Auge zu reichen vermochte bis zu den äußersten Grenzen — das Ganze wie ein Traum von Italien, so schön, wie es die Wirklichkeit nur in einer Sonntagsstimmung ausnahmsweise gewährt.

Gestern Abend kam ich hier an und ging auch gleich ins Theater, wo man ein Ragout von Einaktern aufsetzte. Obenan stand die Krone, die „Geschwister". Die Aufführung war leider so elend, wie ich vermutete. Es ist unglaublich, wie man hier Komödie spielt. Der große Zug der Goetheschen Empfindung zersplitterte sich in modernen Empfindeleien. Alles war kleinlich und matt. Und dabei hatte ich den Gedanken, daß diese Spielweise Prinzip war, daß man diese Saftlosigkeit wohl gar für „künstlerisches Maß" erklären könnte. Ein Fräulein Lorm debütierte als Marianne: ein kleines Talent, schon manieriert, das sich vielleicht noch entwickelt aber jetzt nur schwer genießbar ist. Nachdem ich noch einen passabel gespielten Akt einer tollen, frischen französischen Burleske „Die Büste" angesehen, ging ich. Vor mir saß zufälliger Weise Donndorf, der sich nach Ihnen erkundigte. Er lud mich nach dem Theater zu sich, was ich ausschlagen mußte. . . . .

Bremen, 12. 10. 81.

. . . . Um einen sehr schönen Eindruck bereichert bin ich von der Einweihung des Oldenburger Hoftheaters zurückgekehrt. Dietrich hatte eine würdige Festouverture, Mosen ein gefälliges Festspiel dazu geschrieben; eine vortreffliche Aufführung der „Iphigenie" gab dem Abend und auch dem anfänglich von all dem Neuen beunruhigten und zerstreuten Publikum allmählich die höchste Weihe. Dietrich und die Seinen fand ich wohlauf; wir gedachten Ihrer herzlich, freuten uns der gemeinsamen Oper, deren musikalische Keime schon ausschlagen und kamen vor lauter Unisono und Ge-

mütlichkeit zu der unumstößlichen Erkenntnis, daß wir doch eigentlich vortreffliche Menschen seien. Reinthaler bestätigte das im tiefsten Baß. — Die gute Stimmung sollte, so hoffte ich, nachklingen — leider aber erhielt sie plötzlich einen derben Stoß, und von wem?, von Frau Lucie Döpke geb. Kühtmann, Henzens Tante. Am 8. war Henzen, der 12 Tage bei mir logiert hatte und mit dem ich mich zu meiner größten Freude im schönsten Einvernehmen fühlte, nach Berlin zurückgereist. Am 9. erschien meine unter Kreuzband an Sie abgehende Besprechung seiner „Bettina", die ich ihm im Konzept vorher unterbreitet, nachdem ich mich versichert, daß es ihm, trotzdem er meine Ansichten über das Stück kannte, dennoch erwünscht sei, von mir rezensiert zu werden. Auch nahm er die Kritik dankbar auf, wohl fühlend, daß sie einige bedenkliche Punkte mit freundschaftlicher Schonung berührt, der Stimmung des Publikums Ausdruck verliehen, doch aber von der Tendenz eingegeben war, für sein Schaffen ernsthaft zu interessieren. Kurz, er benahm sich völlig korrekt, und Sie selbst mögen urteilen, ob ich, wie ich zu der Bettina stehe, mich gelinder ausdrücken konnte. Von Herzen froh, auch über diesen Punkt mit ihm eins zu sein, will ich mich dem Gefühl behaglicher Ruhe überlassen — als Tante Lucie mir einen Brief schickt, den man im Deutschen — verzeihen Sie — nur mit einem einzigen Worte bezeichnen kann: saugrob. Ich hätte das Stück vernichtet u. dgl., kurz das urteilsloseste, blindeste Gerede, das wohl ihrer Liebe zu ihrem Neffen, keineswegs aber ihrer Besonnenheit ein gutes Zeugnis ausstellt. Dergleichen beantworte ich natürlich nicht; ich will mich nur erst versichern, daß Henzen selbst von diesem abscheulichen Gedanken nicht auch gestreift ist — und dann über Frau Döpke mit heiterem Stillschweigen hinweggehen. Das ist das neuste Evènement.

Im übrigen herrscht hier außen und innen recht tiefer Friede....

Bremen, 16. 11. 81.

. . . . Ich möchte Ihnen ein riesengroßes Transparent mit den Worten „Lucie Döpke" vor Ihrem Fenster anbringen — wer weiß, ob ich es gelegentlich meines Besuches nicht tue? Jeden-

falls freue ich mich gewaltig auf die Begegnung, die voraussichtlich am 2. Dezember (nicht früher) statthaben wird.

Die Verbindung mit Henzen besteht ernst und fröhlich fort. Darüber nur ein Wort der Verständigung: je mehr ich den Ton des Scherzes angeschlagen, sobald die Rede auf ihn kam, so mehr wünschte ich, daß Sie wüßten, daß ich große Stücke auf ihn halte und hoffe, ihn nie anders als gerecht und mild zugleich zu beurteilen. Innerlichst weiß ich mich frei von jeder Regung der Rivalität, ich schätze seine Begabung ungemein, verehre seinen ernsten Sinn und bemühe mich, das nur um so mehr zu tun, je sichtbarer mein Naturell von dem seinigen verschieden ist. Auch über die „Bettina" habe ich gesagt, was, vereinbar mit der kritischen Pflicht, zu sagen war. Einige Bemerkungen, z. B. über die Anwesenheit seiner Freunde im Theater, waren die Abwehr gegen eine Rezension, die malitiös genug war, auszusprechen, eine Clique habe dem Stück so viel Erfolg, als es wirklich errungen, gewaltsam verschafft. Er wird das auch allmählich einsehen; denn er ist vernünftig und versöhnlich. Auch seine Blasiertheit wird er, wie ich hoffe, überwinden, wenn — die Tante als Opfer fällt. Das klingt grausam, aber ich sehe es deutlich, daß ein Zusammenleben der Beiden auf die Länge unmöglich ist, wenn Henzen das Männliche in ihm noch retten will. Die gute Frau könnte ihn mit all ihrer Liebe total verderben. —

Ihnen die alte Liebe! Wie glücklich macht das Bewußtsein dieses Wörtchens „alt". Man hat schon Erinnerungen, Jedes hat im Herzen des Andern Wurzeln geschlagen, und diese greifen um sich und setzen sich immer fester. Lassen Sie mich so fest gewurzelt sein! . . . .

Bremen, 5. 2. 82.

. . . . Seitdem ich Ihnen zu Weihnacht die Szene aus der neuen Dietrich'schen Oper schickte, sind Sie mir verstummt. Nun darf wenigstens ich nicht länger warten: also die herzlichsten Wünsche für Ihr Glück und Wohl zum 6. Februar! Ich bringe Ihnen die alte Freundschaft unversehrt und weiß mich fest mit Ihnen und Ihren teuersten Erinnerungen verbunden!

Vielfache Wanderfahrten und die Vorbereitungen zu dem pomphaften Kostümfest unsres Künstlervereins, Opernproben zu der heutigen hiesigen Käthchen-Vorstellung und Vorträge verschiedensten Charakters haben mich aus mir selbst gebracht. Immer mehr empfinde ich die Beherrschung der Kräfte und Affekte, zu der ich mich früh gezwungen, als eine hohe Wohltat auch für mein Schaffen. Bei stetig wachsender Sicherheit fühle ich mich doch so frisch wie kaum je, und es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß die poetischen Entwürfe und Anfänge, die ich noch liegen habe, in diesem Sommer reifen und auswachsen werden.

Der gute Sägelken liegt an einer sogenannten schleichenden Lungenentzündung recht fest darnieder. Geistig ist er munter, er ißt auch und empfängt ab und an Besuche — aber die Ärzte machen zu meinem Schrecken ein bedenkliches Gesicht und stellen ihm sogar eine Vakanz für den ganzen Sommer in Aussicht. Wie trübe für die junge Frau und die Mutter! Desto heitere Züge trägt Reinthaler und sein Haus, das in Erfolgen und Tantiemen schwelgt.

Die besten Grüße, auch an Hauptmanns und la Contessa, von der ich heute einen recht lieben, aber etwas angemelancholten Brief erhielt. . . . .

Bremen, 9. 11. 82.

. . . . Ihr Brief war mir wie immer erquicklich — aber, aber! liebe, verehrte, rührige und betriebsame, wunderbare und wunderliche Frau: was reden Sie denn von einem Vehmrichterchor in der Käthchen-Oper? Die Vermummten, die auf den Hornruf des Rheingrafen aus dem Busche kleppern, sind dessen Genossen, wüste Gesellen, Raubritter ärgster Sorte und nichts weniger als die dunklen Schergen unsrer deutschen Hermandad. Und gerade ihr Chor ist ungemein charakteristisch in seiner übermütigen Wildheit! Die Blamage ist entsetzlich und sie wäre Ihnen erspart geblieben, wenn Sie sich einen Text erschwungen oder das Exemplar, das ich Ihnen dereinst geschickt, aus ihrem Bücherschatze hervorgesucht hätten. Nun ist es geschehen und wird für künftige Zeiten Stoff zu Neckereien bilden.

Die „Pfalzgräfin“ enthält doch viel Schönes, das muntre Liebespaar tut wohl und in der Suche nach Einfachheit geht Henzen auch den richtigen Weg. Aber noch scheint sie bei ihm gezwungen, das Maß wird zur Dürftigkeit, die Harmonie des Aufbaus zur kahlen Symmetrie. Aus der Persönlichkeit der Heldin wird viel mehr gemacht als sie verdient und die älteren Männer, besonders aber der Kaiser, sind üble Langweiler. Daß mir die theatralische Wirkung zweifelhaft ist, habe ich ihm mit meinen übrigen Bedenken offen mitgeteilt, und ich denke, er wird meine Worte gut aufnehmen.

Der Leipziger Ritter von Strahl ist ein Esel. Natürlich muß er dem Käthchen nach in die Flammen und nicht wie ein Ölgötze auf dem Fleck bleiben. O diese Schauspieler, diese Sänger und besonders: diese Tenoristen! . . . .

Bremen, 12. 7. 83.

. . . . Die Freude, Sie und den Burgstall zu sehen, ist die alte, große. Einen frischen, frohen Sinn, viel Arbeitslust und einiges innere Gären und Brauen, aus dem hoffentlich etwas Rechtes wird, bringe ich mit. Wünschen wir uns einen gesegneten Sommer! Wissen Sie, daß Sie mich mit Ihren lieben und ruhigen Worten über die Biographie beglückt haben? Ich hatte Ihr Stillschweigen darüber längst als eine berechtigte Eigentümlichkeit betrachtet, begriff Ihre Scheu und verzichtete gelassen auf den schönsten Dank: Ihre Zufriedenheit. Wußte ich doch, daß ich einer Neigung und Pflicht nach besten Kräften genügt und nur getan hatte, was andre Näher-Berechtigte und Verpflichtete ungetan ließen. Jede Anerkennung der kleinen Arbeit erfreute mich, aber ich geizte nicht darnach; der Verleger behandelte mich fast schnöde. Da geht mir mit Ihrem Dank nun eine späte, freundliche Blüte auf, die ich nicht mehr erwartet hatte und die ich eben darum doppelt als Wohltat betrachte. . . . .

Bremen, 26. 9. 83.

. . . . In Wirklichkeit: Sie sind eine prächtige Frau, und selbst der kühle und ernste Dr. Kasten behauptet, daß ich allem Anscheine nach mit Ihnen nicht ohne Grund so oft und anhaltend

renommiert habe. Es bedarf nicht einmal des Ansehens Ihres Bildes oder des Häuschens auf meiner Tasse, um den lichten Schein der letzten Burgstalltage hell und warm in dem Grau der Bibliothek und des beginnenden Herbstes zu empfinden. Auch im Herzen will es mir jedesmal, wenn ich eine Woche wieder daheim bin, herbstlich werden: die Unruhe kommt über mich, die Gegenwart befriedigt nicht, Pläne und Arbeiten überstürzen sich. Da gehören Tage wie jene und die Hoffnung ihrer Wiederkehr zu den stillenden Mitteln, und frisch und froh rüste ich mich für den Winterfeldzug.

Die eigentliche „Saison" hat hier gut begonnen — das französische Wort verliert wohl hier seinen Modebeischmack, weil es sich um das A und O meines Lebens, um die Kunst, das Drama, das Theater handelt. „Armide" begann, erregte zuerst Verwunderung und erzwang sich wachsend Bewunderung. Das Schauspiel brachte den Egmont, eine gute Aufführung des Demetrius (mit Laubes öder Fortsetzung) und — o du Wirbelwind des Genius! — „Kabale und Liebe", das wie ein Donnerwetter einschlug. Ich wollte Sie wären dabei gewesen, schon um den Gedankenstrich zurückzunehmen, den Sie in Ihrem Brief hinter den Worten „Aber Schiller" machen. Was bedeutet dieser? Gilt er dem Künstler oder dem Menschen? Doch wohl nicht gar? Erkennen Sie aus aller Gärung, aus Rauch und Flammen nicht klar und scharf das große Bild, über dessen erhebenden Umrissen man jeden Bruch und Riß, der allem Sterblichen anhaftet, gering achtet, dann — nun, dann ist die Gottheit nicht Schuld, die uns diesen Mann und Dichter geschenkt hat. Wenn Sie aber gar zu seinen Lebzeiten sich zu der Schlegelschen Schwefelbande geschlagen hätten, dann, ja dann müßte ich Ihnen einen Scheidebrief geben. Inzwischen aber danke ich dem Himmel, daß Sie jetzt leben und umarme Sie von Herzen. . . . .

Bremen, 10. 4. 84.

. . . . Hier schicke ich mit einiger Verspätung, für die ich mir Ihre Verzeihung erbitte, den „Marino". Ich habe redlich wiederholt versucht, die Lücken auszufüllen und dem musikalisch

so vortrefflich disponierten Text Ihres Mannes ein stärkeres stoffliches Interesse zu geben — es ist mir aber nicht gelungen. Mich macht der Kern des Sujets bedenklich, und ihm ist es, wie ich glaube, auch zuzuschreiben, daß keine seiner bisherigen Behandlungen, deren es bekanntlich zahllose gibt, nachhaltig zu packen vermocht hat: auch die Lord Byrons nicht. Das Grundübel sehe ich darin, daß eine genrehafte und sogar etwas komisch angehauchte Voraussetzung (die Ehe des steinalten Mannes mit der blutjungen Frau) und die sich aus ihr ergebenden ziemlich harmlosen Neckereien zu tragischen Ereignissen aufgebauscht werden und daß der Held den ganz angemessenen Urteilsspruch des Rats zum Motiv seiner Empörung macht. Es fehlt eben gänzlich alle Proportionalität. In jenem bekannten Horazischen Verse kreisen die Berge und gebären eine lächerlich kleine Maus — hier ist das Umgekehrte der Fall. Wie gut wußte der Dichter des Liedes von dem alten König, der jungen Königin und dem Pagen, wie solch ein Stoff poetisch und tragisch zu gestalten sei: „Sie mußten Beide sterben, Sie hatten sich gar zu lieb". Im „Marino" verhütet Annunziatas Seelenreinheit dies ergreifende Ende, ohne doch mit diesem moralischen Gewinn auch einen künstlerischen zu bringen: vgl. die Königin im „Carlos", in diesem Sinne wohl eine der zartesten hoheitvollsten Schöpfungen zugleich. Kurz, in dem Werk ist etwas Inkongruentes. Was tragisch enden könnte, verläuft sich im Sande, und Dinge, die eine Lustspielbehandlung fordern, enden tragisch! Sie zürnen mir über diese offene Darlegung gewiß nicht. Ich würde gewiß nichts unversucht lassen, um jeder Holsteinschen Zeile und Note zum Erfolge zu verhelfen, hier aber bin ich ratlos. . . . .

Bremen, 17. 6. 84.

. . . . Ihre heute empfangene Postkarte macht mich doch recht besorgt und ich bitte Sie dringend mir mitzuteilen, was es mit den „Raben"[1]) für eine Bewandtnis hat. Nach Ihren bisherigen Bemerkungen mußte ich glauben, es handle sich um eine statutenmäßige Kündigung derjenigen, die über die normale Zeit Insassen des Stifts gewesen; nun scheint aber doch irgend eine Häßlichkeit

[1]) Die sieben jungen Musiker im „Holsteinstift".

der Grund des Schubs zu sein — hoffentlich nicht wieder eine Geschichte à la Spielter. Sie glauben nicht, wie sehr mir die Anstalt am Herzen liegt, wie ich ihr Gedeihen mit Aufmerksamkeit und Sorge verfolge, wie manche Bedenken mir schon aufgestiegen sind, die schließlich immer wieder zu dem Ziele führen, daß die Leitung und Erziehung junger Männer in diesem gefährlichsten Alter eine Aufgabe ist, für die die Kräfte keiner Frau ausreichen, wäre sie selbst ein pädagogisches Genie. Ich weiß, daß so leicht kein Mann zu finden sein wird, der die Jünglinge wie Franz von Holstein die Wege zum Ideal und zum Leben zu führen vermochte, eben weil er den Übermut und das Kraftbegehren dieser Jahre mit in seine Rechnung zu ziehen wußte — sollte denn aber in ganz Leipzig keiner sein, auch nicht einer, mit dem Sie sich als mit einem Freunde zu gemeinsamer Erreichung des schönen Zieles verbünden könnten? Hoffentlich täusche ich mich diesmal, aber der radikale Schritt, den Sie taten, muß doch seine guten Gründe haben, und ich sage mir redlich, selbst auf die Gefahr hin, eine wunde Stelle zu berühren: so geht es nicht fort, weder um Ihret-, noch um der Raben willen; beide leiden darunter und vielleicht geschieht bis zu einem gewissen Grade beiden Unrecht.

Verzeihen Sie mir dies voreilige Wort, das mir lediglich die Liebe zu Ihnen, die Sorge um das teuerste Vermächtnis Ihres Mannes eingibt. Fragen wie diese berühren einen tiefverwandten Zug in mir und wollend oder nicht treibt mich mein Gefühl, nicht dazu zu schweigen. Geben Sie mir Auskunft und vertrauen Sie mir! Und so der Ihrige immer und allezeit!

Heinr. Bulthaupt.

München, 18. 8. 84.

. . . . Nie habe ich das himmlische Werk (den Fidelio) in gleicher Herrlichkeit gehört, nie hat mich das wunderbare Quartett im Kerker so mitgewirbelt. Wie oft habe ich schon versucht, mir beim Anhören die Mittel klar zu machen, womit diese einzige Wirkung erzielt wird, und immer wieder fliegt das Nachdenken davon. Es gibt nur eine einzige Szene, die, was das Neben- und Ineinander, das akkordische Zusammenschlagen der heterogensten

Charaktere betrifft, mit ihr, und auch nur cum grano salis auf dramatischem Gebiete verglichen werden kann: das ist die Schlußszene des zweiten Aktes von „Kabale und Liebe". Der Vergleich trifft aber im Grunde nur das Technische, denn die seelische Erhebung der Fidelioszenen hat ihresgleichen nicht. Die Malten war wundervoll, wundervoll auch das Orchester, der Gouverneur ausgezeichnet wie der Rocco, und nur Nachbaur verdarb leider den Florestan durch seine angeborene Dummheit und Musiklosigkeit. Die Szene zeigte nagelneue Gewänder, die für das ernste, innerliche Werk fast zu schön und sonnig waren: so eine Vedute von Sevilla für den Schluß, die Auge und Ohr in Streit brachte. Fiedler war glückselig. Er konnte es nicht mehr sein als ich.

Gestern mittag sah ich nun Kaspar Gruber, den ich stolz und freudig verließ, der Gewißheit froh, daß ein ausgezeichneter Mensch aus ihm werden wird. Eigentlich ist er es schon. Sie wissen, liebe, teure Freundin, daß es nicht meine Art ist in Superlativen zu reden, und darum bitte ich Sie, eher hinzu- als hinwegzutun. Wenn ich bedenke, daß ich für manche Entsagung, die ich mir um seinetwillen aufgelegt, kaum eine andre Genugtuung habe, als die, ihn einmal im Jahre, oft nur flüchtig, zu sehen, daß ich gleichwohl, im Glauben an die reine und feste Seele, die ich in seinen Augen sah, nicht nachgelassen habe und daß alles nun so glücklich gedeiht, so darf ich sagen, daß kaum je ein Vertrauen besser belohnt ist. Vielleicht dürfte ich sogar sagen, daß ich nichts in eigentlicherem Sinne so mein Werk nennen kann und daß ich nichts uneigennütziger getan. Denn was bleibt mir? Ich muß ihn einem Studium und einem Beruf übergeben, in den ich mit meinem Urteil nicht einen Schritt weit zu folgen vermag und mich daran genügen lassen, daß er darin glücklich ist. Sehen Sie mir diese Worte und was von Dünkel darin liegt, liebreich nach. Ich glaube sonst nicht groß damit zu prahlen. In Bremen wird sein Name kaum genannt, weder in meiner Familie, noch unter meinen nächsten Freunden. Die Sache ist so still und ruhig abgemacht, als wäre sie selbstverständlich. Nur Ihnen gegenüber mache ich in der Freude und Rührung über das Gelingen einmal dem Herzen mit Worten Luft. „Schon zu viel davon" sagt Hamlet....

Bremen, 31. 8. 84.

. . . . Haben Sie Dank, tausend Dank für Ihren Brief! Ich hatte ihn schmerzlich erwartet, und nun kam er Gott sei Dank doch noch so zeitig, daß ich Ihnen, von der Sorge der Spannung befreit, ruhig und heiter zum vierten September schreiben kann. Bei diesem Tage Ihrer teuersten und treuesten Erinnerung — lassen Sie uns Treue halten, beste Freundin! Man kann treu sein wollen, das ist ein Glück! Es ist mir nicht entgangen, daß Ihre Stimmung mir gegenüber zu Zeiten schwankte, daß Sie sich, mit Ihrer Phantasie beständig tätig, unter meinen Augen wieder einmal ein andres, möglichst unähnliches Bild von mir entwarfen — ich schreibe das in vollstem Ernst — und ich sollte doch denken, daß wir endlich ein festes Gepräge von einander im Herzen tragen müßten. Von meiner Liebe zu Ihnen will ich nicht reden, wie ich von dem, was ich in Wahrheit bin, nicht reden kann. Aber, wenn man es auch nicht beständig zeigt, ich meine, man müßte die Freundschaft wie einen Schatz in eherner Truhe geborgen wissen. Dort drinnen liegt er, fest und sicher. Wer wird unabläßig zweifeln und nach der Wünschelrute oder dem Schlüssel greifen, um sich zu überzeugen, ob er nicht entwandt ist, ob man sich nicht getäuscht hat? Genug, daß gelegentlich ein Strahl durch die Spalten schimmert. Wir müssen einander glauben, teuerste Frau! Der Unglaube tötet die Freundschaft.

Zürnen Sie mir um dieser Worte willen nicht, aber ich möchte, wenn auch nur im Geist, gerade am vierten September ohne eine Falte im Herzen vor Sie hintreten. Die „Wucht meiner Persönlichkeit" wird aus der Ferne nicht allzu massiv empfunden werden. Jedes assimiliert sich eben dem Andern. Ich gehe auf Ihre weiblichen Interessen ein, mit Wonne und ohne den Gedanken eines Opfers, und die Frau wird wohl oder übel den Mann als Mann betrachten und zu Zeiten — gewähren lassen müssen.

Also Pfarrer Thürlings war oben? So heißt er nämlich, nicht Dürlings. Jetzt lachen wir beide, und Sie verwünschen mich Namenpedanten. . . . .

Bremen, 28. 5. 85.

. . . . Würde Georg Schumann zum „Euphorion“ im zweiten Teil des Faust Zeug und Kühnheit haben? Es ist ein Ganzes, beginnt klar und leicht und äußert auch den Heroismus und die Klage melodisch. Denken Sie sich Faust als Bariton, Helena Sopran, Euphorion Alt (Spies)! Man müßte bei den Worten „Hört allerliebste Klänge“, die dem Chor zu geben wären, beginnen, könnte einiges streichen, mit den Worten „Laß mich im düstern Reich“ usw. enden und mit einer orchestralen Apotheose schließen. Vielleicht ist es aber doch zu gewagt. . . . .

Bremen, 15. 10. 85.

. . . . Ihre Nachrichten haben mich recht jäh erschreckt und betrübt. So aus der Ferne dem anscheinend Unvermeidlichen zusehen müssen, ohne in den ganzen Zusammenhang klar sehen, raten und helfen zu können, das ist, wie ich fühle, keine Kleinigkeit. Meine Nähe aber würde Ihnen nicht nützen, denn der Verlust, der Sie betroffen und noch betreffen wird (der Verlust des einzigen Burgstall!), ist, wie Sie mir schreiben, unabwendbar und nicht rückzubringen! Im Ernst, ich möchte reich werden, denn eine ganze Kette reiner Empfindungen, dichterischer Stimmungen hängt für mich an dem geliebten Ort — aber ich gebe Ihnen recht, daß ein scharfer Schnitt heilsamer ist als das Stechen kleinlicher Sorgen. Und bleibt nicht alles, was Sie und die Ihren dort genossen und besessen, im Herzen schöner zurück? Wird doch jeder Ort uns nur durch die Erinnerungen etwas, und diese verlieren wir nicht. So will ich denn auch nicht versuchen, Sie umzustimmen, vielmehr, obschon gepreßten Herzens, sagen, daß Sie recht getan, und die Tröstung der Zeit und der Jugend Ihres Gemüts überlassen. Daß meine Liebe und Ergebenheit Ihnen mit dem Burgstall verloren gehen könne — das werden Sie im Ernst nicht glauben. . . . .

Bremen, 14. 7. 87.

. . . . Sie beschämen mich tief. Ich glaubte alles erledigt, und das ist es ja auch. Zwar erfüllen mich die Heimlichkeiten nach wie vor mit Sorge, aber ein solcher Philister bin ich denn

doch nicht, daß ich eine Ehe ohne Willen der Eltern für ein Unheil halten sollte. So wünsche ich denn von Herzen, daß alle das gute Teil erwählt haben mögen, und so sehr ich F. als Menschen und Künstler ein ruhigeres Liebeslos gewünscht hätte — wer weiß, ob nicht gerade diese Widrigkeiten ihn erstarken lassen. Sei ihm die Zukunft gesegnet!

Im übrigen höre ich von neuen Tumulten im Rabenhause, von Ausweisungen und Wiederaufnahmen. Soll es denn dort nie zur Ruhe kommen? Ich unterdrücke einen Seufzer und wiederhole meine ungalante, aber feste und heilige Überzeugung (ich habe das Wort mit Absicht gebraucht), daß eine Frau nicht imstande ist, heranwachsende Jünglinge zu verstehen und zu leiten. Nehmen Sie es mir nicht übel — aber ich singe hinter Ihrem Rücken so begeistert Ihr Lob, daß ich Ihnen ins Antlitz diese Unartigkeit wohl einmal wiederholen darf. Antworten Sie auch nicht darauf — es nutzt nichts, auch war es ja nur ein Seufzer im Selbstgespräch.

. . . . Dank für Ihr Entgegenkommen in der Frage des „Haideschacht". Ich riet dazu nur unter den hiesigen besonderen Umständen. Wer wüßte denn aber nicht, daß alles Gute auf dem Theater der Förderung bedarf? Leider ist es so! Geht es nicht auch Götz[1]) und andern ähnlich? Also erblicken Sie in dieser kleinen Konzession, die Sie gemacht, keine Unehre — wäre sie das, ich hätte gewiß dazu nicht geraten, wie mir denn auch alles Erbitten, Drängen und Pressen in solchen Dingen in der Seele zuwider ist. . . . .

Bremen, 14. 12. 87.

. . . . U. hat mir jüngst eine Weihnachtskomposition gesandt, gut und brauchbar in Anbetracht des schönen Zwecks, aber künstlerisch betrachtet doch nur ein Päppelbrei, der mir die Sorge weckt, es gehe mit der Verdünnung seines Empfindens und seines Talents so fort, bis schließlich nichts mehr übrig bleibt! Das wäre jammerschade! Sollte denn der alte Geist in ihm nicht wieder zu erwecken sein, jener Geist, dem wir die Balladen und vor

[1]) „Die bezähmte Widerspenstige", Oper.

allem jene wunderschönen Sopranlieder verdanken, deren eins, die „schwüle Julinacht" mir fest in der Erinnerung haftet?

Nächstens sende ich Ihnen etwas für den Weihnachtstisch, das Beste und Schlechteste, was ein armer Poet geben kann: seine eignen Bücher, die um einen freundlichen Willkomm bitten. . . . .

München, 31. 7. 88.

. . . . Es ist eine schöne, farbige Unruhe hier, und so bin denn auch ich bis über die Ohren in den Strom dieser Zentenarfeier untergetaucht. Der Festzug heute Morgen spottete in seiner Herrlichkeit jeder Beschreibung, und als in seiner endlosen Reihe die Gruppe erschien, welche die Verherrlichung der antiken Kunst darstellte, und so klassisch echt war, wie es der schönste Panathenäenzug nur gewesen sein kann, da traten mir vor lauter Freude die Tränen in die Augen. Wir hatten das Glück von den Fenstern unsres Gastzimmers aus das Ganze klar überschauen zu können, und Schnäbele (Kraeger) fühlte sich dabei im siebenten Himmel. . . . .

Bremen, 30. 9. 88.

. . . . Der junge Heinrich K., den Sie Baldur nennen, wird Ihnen nächstens einige seiner Miniaturphotographien vom Burgstall schicken. Sie sind nicht alle geraten, eine aber finde ich allerliebst: Sie unter dem Flieder am Brunnen. Und darum war es uns ja auch besonders zu tun.

Ade für heute! Und lassen Sie das Leid (über den Tod der Schwester) schlafen, das Sie getroffen. Die stille Einkehr in uns selbst ist freilich das wundertätigste Heilasyl, aber das Leben will nicht, daß wir uns dort verschließen. Warum wollen Sie zaudern seinem Rufe zu folgen? Ich glaub' es, daß Sie noch viel tun mögen und zu tun haben. Möge es Ihnen durch diesen Schmerz doppelt gesegnet sein! . . . .

Bremen, 15. 3. 90.

Teuerste Frau! Soeben kommt Ihre Karte. Herzlichsten Dank dafür! Ihr böses Ahnen ist leider, leider eingetroffen. Die Presse, soweit ich sie gesehen, spielt dem armen Schumann

abscheulich mit und ein besonders Erleuchteter kühlt sein Mütchen auch an mir. Sollten wir denn nun ganz blind und taub gewesen sein? Es ist unglaublich. Man darf ja ruhig zugeben, daß „Amor und Psyche" noch unreif und ohne ausgeprägten Stil ist, aber wie kann man dem Komponisten so gut wie alles Talent absprechen und den Dirigenten anklagen, daß er sich und die Sänger mit solchem Zeug abgemüht? Apage! Reden wir nicht weiter davon!

Warum aber, liebe, verehrte Freundin, kann das, was ich Ihnen über den Grund meines Ausbleibens schrieb, auf Ihnen lasten? Ich bin ja nicht etwa in Bedrängnis — Gott bewahre. Aber daß ich mich einrichten muß, ist allerdings Tatsache — aber das ist nichts neues, ist immer so gewesen. Mein Gehalt ist klein, die übrigen Einkünfte fließen unregelmäßig, und blos um des Verdienstes willen habe ich in meinem ganzen Leben auch nicht eine einzige Zeile geschrieben. So soll es auch bleiben! Für mich allein ginge alles prächtig ab. . . . . Auch liebe ich ja, wie Sie wissen, eine gewisse Behaglichkeit des Daseins — trotzdem sind meine täglichen Bedürfnisse sehr bescheiden. Immerhin gibt es aber doch diese und jene unaufschiebbare Reise (in acht Tagen führen mich z. B. die „Malteser" nach Hannover), und da will jede außergewöhnliche Ausgabe doppelt erwogen sein. Ich habe ja sogar (Dank der Fürsorge von Gustav und Christiane Rassow) ein Kapital von über 1000 ℳ an der Bank. Das aber muß für etwaige Krankheitsfälle unangetastet bleiben — alles übrige geht nach wie vor mit Lust und Freude den Weg alles Fleisches, und ich fühle mich in diesem beständigen frischen Kampf um's Dasein ungemein wohl. Also! Wie können Sie zu diesen erquicklichen Dingen ein sorgenvolles Gesicht machen? . . . .

Bremen, 31. 8. 90.

. . . . „Der Freude folgt sogleich grimmige Pein" — ich hatte den zweiten Teil des „Faust" vor mir, als Ihr Brief kam, und konnte nicht über das Wort hinaus, das sich jäh und schmerzlich an mir bewährt. Gekräftigt, beglückt kam ich mit dem guten Heinrich von der herrlichen Schweizerreise zurück und denke die

Meinigen, wie immer, am Bahnhof zu finden. Da erwartet mich statt ihrer die Nachricht, daß die ganze kleine Familie meiner Schwester, Mann, Weib und Kind, typhös infiziert aus dem Harz zurückgekommen und schwer krank darnieder liegt. Die Eltern raffen sich langsam auf, aber meine arme Schwester wankt wie ein Schatten, und das liebe teure Kind, unser Aller reinste Freude, fiebert seit acht Tagen furchtbar und ihr Zustand läßt uns das Bitterste fürchten. Sie können denken, wie mir ist. Wie fest hängen wir Menschen doch an natürlichen Banden! Ich schlafe nicht und vollbringe meine Arbeiten fast nur mechanisch — und doch muß ich stark bleiben, denn geschähe, was Gott verhüten möge, dann habe ich die Pflicht zu trösten und zu helfen. Es kann ja noch alles gut werden! Gewiß! Aber ich habe von Jugend auf gelernt, stets auf das Ärgste gerüstet zu sein, wie sehr das Herz auch bluten mag.

Für heute nur dies. Wie sehr hätte ich gewünscht fröhlichere Saiten anschlagen zu können! Aber wir klingen wieder, wie es das Schicksal will. Ihre Schilderung von Dietrichs Zustand höre ich mit tiefstem Kummer. Als er jüngst mit seiner Frau in Bremen bei mir vorsprach, glaubte ich ihn besser zu finden, und nun ist doch alles wieder so, wie ich es in Oldenburg selber mit ihm erlebt, und Ihre Mittel wollen so wenig verfangen, wie die meinen. Es ist ein Jammer. Und die arme Frau! . . . .

Bremen, 27. 3. 91.

. . . . Fräulein Marie Möller, die eben so gutherzig wie musikalisch ist, hat mir die Sorge für einen Jüngling ans Herz gelegt, der blutarm, ein Bremer ist, Klavier und Flöte spielt und Tilemann heißt. Bei einem Besuch, den er mir machte, gab er sich sanft und bescheiden und wirkte recht sympathisch auf mich. Dieser nämliche Jüngling geht nun nach Leipzig, wo ihm auf dem Konservatorium ein Freiplatz offen steht. Begabt ist er also ohne Zweifel, nur mit den Schätzen nicht, die da Rost und Motten fressen. Da müssen nun also milde Seelen helfen. Ein bremisches Senatsstipendium für Künstler (300 *M*) war bereits vergeben, und andre Subsidien fließen ihm so gut wie gar nicht.

Doch hat ein Landsmann ein Zimmer für 9 ℳ monatlich (!) für den Ärmsten gemietet. Da hatte er für den Anfang zum mindesten also, wo er sein Haupt hinlege. Aber die Nahrung? Er wird sich Ihnen vorstellen, und ich hoffe um seinetwillen daß, er einen so guten Eindruck auf Sie macht, daß Sie sich alsbald entschließen ihm einige Freitische zu verschaffen. Vielleicht würde dermaleinst auch eine Zelle im Rabenstift für ihn frei — indessen da greife ich vor, und ich wollte doch nur erst helfen, dem Jüngling, den ich ja näher nicht kenne, den ersten Weg zu ebnen. Alles weitere muß der Zukunft überlassen bleiben.

Henzen war hier und trug seine „Elisabeth" vor — den dritten Akt heißt das; leider nicht mit dem Erfolge, den ich ihm gewünscht, da das Meer von Leid und Tränen durch seinen ganz zerfließenden Vortrag zum großen Ozean anschwoll, in welchem die Hörer mitsamt ihrem guten Willen ertranken. Auch sonst genoß ich ihn nur wenig, da er einen Tag zu spät eintraf und mich, der ich ein Mahl für ihn gerüstet, mit meinen Schneehühnern aus Eydtkuhnen sitzen ließ; dann, weil ich nach Schwerin mußte, wo sich mir die „Malteser" von Kopf bis zu Fuß neu ausstaffiert, und auch sonst sehr löblich präsentierten.

Heute Abend wartet meiner im Dom das Brahmssche „Requiem", die schönste Karfreitagsgabe, wenn ich die Passion oder die Missa solemnis nicht hören kann. Das Sopransolo allein redet mit Menschen- und Engelzungen! . . . .

Mannheim, 1. 12. 91.

. . . . Ich danke Ihnen aufs Herzlichste für alle guten Worte und Pläne und schreibe Ihnen sehr ernsthaft, daß ich eine Berufung als Professor an die Leipziger Universität sehr wahrscheinlich nicht ausschlagen würde. Immerhin würde mir der Entschluß, meine Heimat und mein jetziges Amt (das Sie ganz vergessen zu haben scheinen) zu verlassen, nicht leicht werden. Denn ich bin nicht, wie Sie mich schildern, ein freier Mann und „blos dramatischer Dichter", und die Stadtbibliothek ist durchaus keine Sinekure. In beständiger Fühlung mit dem Publikum und zumal der heranwachsenden Jugend habe ich dort die reichlichste

Gelegenheit, anzuregen, zu fördern, zu erziehen, wenn Sie wollen — wie es mir eben Bedürfnis ist; denn ein Schweben im Leeren wäre mir unerträglich. Ich muß auf sichrer Scholle wurzeln, wenn ich erträglich leben soll. Trotz alledem wiederhole ich nochmals, daß eine Leipziger Professur mir des Opfers wert erscheinen würde — ich würde es bringen.

Nur müßte die Berufung ehrenvoll sein, denn mich „auszuweisen", sei es im Punkt meiner philosophischen Durchbildung oder wessen sonst, habe ich bei den Eingeweihten nicht mehr nötig. Ich habe eine dreibändige Dramaturgie des Schauspiels und eine zweibändige Dramaturgie der Oper geschrieben, zusammen fünf starke Bände, die über mein Wissen keine Zweifel lassen können. Die Schauspiel- (oder Klassiker-) Dramaturgie ist bereits in vierte Auflage erschienen. Die berufensten Männer haben ihr in längeren Aufsätzen ihr Plazet gegeben. In den Kreisen der Shakespeare-Gesellschaft und im Jahrbuch derselben hat der zweite, Shakespeare gewidmete Band eine begeisterte Lobpreisung erfahren, und die Engländer selbst haben nicht schlecht darüber geurteilt. Das sollte, denke ich, genügen, und was man in jeder kleinen Provinzialstadt weiß, die ich eben jetzt berühre, wird man doch auch in Leipzig wissen. Ja zweifellos, denn alle dort erscheinenden Wochen- und Monatsschriften, die Blätter für literarische Unterhaltung, Unsre Zeit, die Grenzboten u. a. haben gleichermaßen sein Lob verkündet. Dies hier auszusprechen, widerstrebt mir gründlich — aber was soll ich machen? Denn Sie haben ganz recht: es würde unrecht sein, die Fährte nicht zu verfolgen. Soll etwas werden — gut; wenn nicht: außer Ihnen hat auch noch die Gottheit darin zu wirken, und was immer kommt, nehme ich, als mir bestimmt, gelassen entgegen. An mir fehlt es ja nicht; ich will, wenn sie will, aber ich dränge mich weder ihr noch einem Menschen auf. So bin ich nun einmal. Vor allem aber bin ich der, der allezeit bleibt Ihr treuer und dankbarer. . . . .

Bremen, 15. 3. 92.

. . . . Ihr Brief hat mich sehr gerührt. Gewiß! sobald man mich nach Leipzig beruft, folge ich, und es wird mir nicht

schwer werden, dort die neue Heimat zu finden. Haben Sie Dank für alles, was Sie für mich tun! Augenblicklich stehe ich vor der Zukunft wie vor einer Nebelwand, „zu der sich Phoebus nicht gattet" (erinnern Sie sich des Goetheschen Gedichts?) — denn hier beeilt man sich jetzt die Baufrage der Stadtbibliothek zum Abschluß zu bringen, um mich zu halten, und die Professur in einer andern Stadt, die ich treu meinem gegebenen Worte verschweigen muß, scheint zu verfließen. Da warte ich denn geduldig auf das, was kommt.

Mein neues, inzwischen vollendetes Drama ist ein „Timon von Athen", ganz frei mit Anlehnung an das Shakespeare zugeschriebene Werk gestaltet. Einige große Portionen daraus, die die Züge des Genius tragen, habe ich aufgenommen, alles Übrige gehört mir, und wenn Schiller bei der Schaffung des „Tell" sagen durfte, sein Schifflein sei durch Shakespeare flott geworden (den Julius Caesar), so darf ich armer Kerl wohl das Gleiche behaupten, denn ich glaube nichts Besseres gemacht zu haben. Die Darstellung der Titelrolle durch Possart ist mir bereits gewiß.....

Bremen, 12. 12. 92.

. . . . Herzliche Grüße, Dank für Ihren guten, lieben und langen Brief, und — ein bei Ihnen ganz ungewöhnlicher Wunsch — baldige völlige Genesung! Sie krank? Kennen Sie das uralte Boner'sche Märchen vom Fieber und dem Floh? Beide suchen ein Unterkommen, das erste bei einer simplen Wäscherin, der zweite bei einer vornehmen Dame, einer Äbtissin — und beide finden eitel Unruhe und Mangel an Pflege; da wechseln sie die Quartiere, und alles geht vortrefflich: die Wäscherin, die Gesundheit selbst, geniert der braune Springer nicht, und die Äbtissin pflegt das Fieber wundervoll. Seien Sie in diesem Falle Wäscherin und schütteln Sie die Krankheit schleunigst ab.

Rubinstein lebt und webt jetzt nur noch im Christus. Er hat mir die drei ersten Teile vorgespielt, von denen der Prolog, das Erscheinen der Könige auf der Flur der Hirten, ganz wundervoll ist. Auch an ihm selbst habe ich mich hier erbaut. Was für ein lieber und echter Mensch!

Was meine Gedichte betrifft, so bin ich offen genug, Ihnen zu sagen: ich glaube, sie dürfen sich jetzt sehen lassen, und ich bitte meine Freunde, in stillen Stunden bisweilen zu ihnen zurückzukehren. Auch Sie liebste Freundin! Und haben Sie einmal ein Buch zu verschenken: wählen Sie sie getrost. Ich bitte darum. Es liegt mir daran, daß sie bekannt werden.

Aber Sie wissen ja, was stets mit meinen Briefen zu Ihnen wandert: die alte Liebe, die, Zins auf Zins gelegt, jetzt schon ein Riesenkapital darstellt. Vermehren wir es, so lange wir können und leben! . . . .

Bremen, 24. 3. 93.

. . . . Der schöne Bericht über den „Haideschacht" hat mich auf das Innigste erfreut. So mußte es kommen. Das Werk wird den Deutschen immer lieber werden. Inzwischen hat unser Künstlerverein mit der Rubinsteinschen „Rebe" Furore gemacht. Ich schicke Ihnen Zettel und Bericht.

Auf meinen Vortragsreisen besuchte mich in Barmen in meinem Hôtel Freund Dameck, in Hamburg Fiedler mit Frau; sie saßen unter meinen Zuhörern, und die Fäden zwischen uns Beiden schlangen sich damit wieder einmal fester. . . . .

Bremen, 4. 5. 93.

. . . . Es ist mir eine wahre Wonne, teuerste Frau, Lermoos und die „drei Mohren", das einzige Gasthaus dort außer der Post, empfehlen zu können. Zimmer, Betten, Essen — Alles ist vortrefflich, und die Mehlspeisen sind geradezu genial. Rassows, die im vorigen Sommer einige Tage mit mir dort rasteten, unterschreiben alles und bejubeln die billigen Preise. Von Pferdegeruch keine Spur — der ist in der „Post". An die Wirtin muß man sich ein wenig gewöhnen; Mutter Jäger stolziert ein wenig und ihre Töchter sind städtisch erzogen, aber sie ist das Muster einer Hausfrau und legt überall selbst Hand an. Mich hat sie in's Herz geschlossen und mein Name pflegt dort Wunder zu tun. Hält also Frau von Bezold es nicht unter ihrer Würde, dann möge sie ihn getrost gleich am ersten Tage fallen lassen. Der

Ort selbst wird Ihre Freundin hoffentlich nicht enttäuschen. Er bietet nicht viel Abwechslung, Spazierwege u. dgl. Aber vor und unter ihm dehnt sich die riesige Talmulde, aus der die Zugspitze wie ein Altar emporwächst — ich habe mich noch daran nicht satt gesehen —, und in zwei Wanderstunden ist man auf der Höhe des Fernpasses, der auch kaum seinesgleichen hat. . . . .

Bremen, 19. 3. 94.

Liebe teure Freundin! Ihr Brief hat mich herzlich erfreut. Wenn Sie mich aus den Festen bei Ihrer Anwesenheit hier ein wenig herausgespürt haben, so macht mich das glücklich, aber Sie dürfen mir auch nicht zu viel Verdienst daran zuschreiben. Frau Christiane brannte schon lange darauf, Ihnen die Oberstdorfer Tage ein wenig wett zu machen. Ich ließ ihr den Vortritt, und ich glaube, wir Alle fuhren nicht schlecht dabei, so wenig ich mich auch persönlich bei Ihnen zur Geltung bringen konnte. Nehmen Sie nun an, daß Sie so, wie Sie es mit Aug' und Ohr erfahren, unter uns weiterleben, auch wenn Sie fern sind. Die Natur hat mir ein beständiges und treues Herz gegeben, und das gehört meinen Freunden allezeit. Es ist keinerlei Verdienst dabei.

Ihre Worte über den „Christus" wecken mir neue Besorgnisse. Ich glaube nun zwar, daß Reineckes Urteil sich modifizieren wird, wenn er sich überhaupt von Anfang an so schroff geäußert hat, wie Sie mir schreiben; denn die Bergpredigt ist sehr schön, und die Verkündigung würde Ihnen je öfter je mehr gefallen. Aber leider — Die Komposition enthält auch wahrhaft traurige Öden. Was aber nun tun? Optimistische Seelen glauben, daß die Weihe des Stoffes, ein wenig wohl auch meine „Arbeit" (wie Sie schreiben), diese Steppen und Wüsten nicht allzu fühlbar machen werden, und die ins Rollen gekommene Kugel wird schwer aufzuhalten sein. Eine Aufführung auf eigens errichteter Bühne oder etwa im Wormser Festspielhaus wäre selbverständlich auch mir das Liebste, und ich habe von Anfang an mich so lange wie möglich gegen die Benutzung eines ständigen Theaters gewehrt. Aber ich muß einsehen, daß die Aufführung dadurch außerordentlich erleichtert und die Kosten erheblich verringert werden; und

finden die Aufführungen zu ungewohnter Zeit, im Sommer, statt, wird das Theater überdies für den ernsten Zweck im Innern besonders ausgestattet, dann denkt kaum jemand mehr an das alltägliche Theatertreiben. Und schließlich ist es doch die Sache, die dem Ort den Charakter gibt, nicht umgekehrt.

Addio! Es strahlt eine herrliche Frühlingssonne, aber die Erde haucht eisige Kälte aus. Der Lenz als „Mörder und Triumphator", wie Conrad Ferdinand sagt.

Auf eine freudenreiche Matthäus-Passion! . . . .

Bremen, 10. 5. 94.

. . . . Schönsten Dank, liebe Freundin! Rubinsteins Mignon-Musik wirkt auf mich wie auf Sie. Den schauderhaften verbindenden Text, den ein Leipziger Professor verbrochen hat, habe ich selber einmal dem Maestro zu Ehren sprechen müssen! Noch in zwölfter Stunde änderte ich daran, was zu ändern war. Dennoch litt ich Qualen, als ich ihn vortrug. . . . .

Bremen, 21. 9. 94.

. . . . Daß Sie mein kleines Lustspiel „Aus der Ferne" so über die Achsel ansehen, liebe gute Frau Hedwig, hat mir just eben die Frühstücksstunde verdorben. Selbstverständlich lege ich auf die kleine Schnurre keinen besonderen Wert, aber wenn Sie genau wüßten, was auf den deutschen Theatern an sogenannten Lustspielen heimisch ist, immer dasselbe, zumeist äquivoke Zeug, dann würden Sie sich doch vielleicht freuen, einmal ein neues Problem, neue Situationen und Charaktere zu sehen und drin und drunter einen warmen Herzschlag zu spüren, der uns verrät, daß wir es mit Menschen zu tun haben, nicht mit Bühnenpuppen. Es ist hart, daß ich mein eigner Kuckuck sein und ein fremdes Publikum, die Kölner, gegen den Burgstall ausspielen muß.

Leben Sie wohl, beste Freundin (und Kritikerin). . . . .

Bremen, 6. 10. 94.

. . . . Schröter[1]) ist gut nach Amerika fortgekommen, liebe Freundin. Doch von angegriffenem Aussehen, von dem Sie

[1]) Ein junger Maler und Musiker aus dem Holsteinstift.

meldeten, war keine Rede. Auf seinen Spaziergängen durch die Stadt ist er tutto solo etwa dreimal in den Ratskeller gestiegen, und morgens hat er einen erbetenen Schoppen Mosel an Stelle des Kaffees getrunken — eine Leistung, die meine Haushälterin zur Salzsäule machte. Ich habe ihm ernstlich geraten, sich nun tapfer ganz auf sich selbst zu stellen, und hoffe, er tut's.

Addio! Treulich Ihr

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 8. 10. 94.

. . . . Selbstverständlich war meine Philippika großenteils scherzhaft gemeint, aber ich bitte Sie doch recht ernstlich, endlich die falschen Vorstellungen aufzugeben, die Sie mit mir und dem Wein verbinden; sie kränken mich und werden mich dazu führen, bei Ihnen überhaupt keinen Tropfen mehr zu trinken. Was Schrötern betrifft, so beurteilen Sie ihn auch darin falsch, denn er kann meines Erachtens zu viel vertragen und ich meine (unter uns), daß seine Faulheit in etwas mit der vielen Biertrinkerei in München zusammenhängt. Den Wein zum ersten Frühstück hat er sich erbeten, nicht ich habe ihn angeboten, wie Sie die Sache wenden möchten. Aber dergleichen nimmt sich geschrieben so kleinlich aus. Lassen wir es genug sein. Die einzige allgemeinere und bedenklichere Betrachtung, die ich unwillkürlich damit verbinde, ist die, daß er sich kaum willig in andere Sitten und Verhältnisse schicken wird, und darauf hin habe ich ihm noch einige Worte zum Geleit gegeben. Im Übrigen gefällt er mir nicht schlecht, nicht gut. Halb scheint er unerzogen, halb verzogen. Freundlich und artig war er durchaus. . . . .

Bremen, 18. 6. 95.

. . . . Daß ich, der ich sonst kein saumseliger Briefschreiber bin, so lange geschwiegen, werden Sie hoffentlich richtig gewürdigt haben. Ich wollte Ihnen jeden Zwiespalt oder doch jede Verschärfung desselben ersparen, da ich sicher zu wissen glaubte, daß es Ihnen widerstreben würde, „Christus" auf der Bühne zu sehen. Lassen Sie uns über die Berechtigung dieser Scheu nicht dispu-

tieren. Daß sie tatsächlich ungegründet war, hat der ungeahnt mächtige und tiefe Eindrück, den das Werk überall hinterlassen, zur Genüge dargetan. Ich rede ungern von Konfessionen und kirchlichen „Richtungen", aber ich kann Ihnen sagen, daß Bibelgläubige und Freidenker mit gleicher Ergriffenheit den Zuschauerraum allabendlich verlassen haben und daß das „niedre Volk" seine Schnapsschenken und Tivolis leer gelassen, um den Gekreuzigten zu schauen und sich an seinem Liebesevangelium zu erbauen und aufzurichten. So glaube ich denn ein gutes Werk getan zu haben und darf mir mit einigem Recht, über den moralischen Erfolg mehr noch als über den künstlerischen beglückt, einige Tage der Ruhe gönnen. Das eine nur schmerzt mich, daß eine der wichtigsten Stationen in meinem Leben für uns beide zu keiner gemeinsamen Erinnerung, zu einem traulichen Burgstallgeplauder werden kann. . . . .

Aussee, 12. 8. 95.

. . . . Was Sie mir über das Lustspielchen schreiben, hat mich erfreut. Ich habe ihm zwar nie einen besonderen Wert beigelegt, sondern nur gewünscht, es möchte als das aufgenommen werden, was es ist: ein harmloser Scherz, der trotz seiner Drastik auf psychologisch festen Rädern dahinrollt. Ich weiß ja aber, daß Sie Dinge und Personen nach der Stimmung und Beleuchtung des Augenblicks zu betrachten pflegen, nicht nach festen Normen, die bei mir in Kopf und Herz stets die gleichen sind. Was mir einmal schwarz erscheint, das bleibt so, von kleinen Nuancen abgesehen, und wen ich einmal liebe, den liebe ich immer — da gibt es kein Schillern und Wandeln. Das ist bei Ihnen anders, und solchen Schwankungen ist wohl auch das kleine Stückchen, das ich Ihnen, bei meiner Scheu meine eignen Sachen vorzutragen, sehr contre coeur vorgelesen habe, zum Opfer gefallen. Wie hübsch, daß Sie ihm seine Wunden jetzt verbinden.

Die „Jüdin von Toledo" ist freilich ein Meisterstück der Charakteristik, aber vor dem rohen Ausgang schaudert alles in mir zurück.

Vor allem aber: fahren Sie selber fort sich wohl zu fühlen,

wie Ihr Brief es mir zu meiner Freude vermeldet! Tun Sie es der Jüdin von Toledo an Lebenslust, den Bremer Zwiebäcken an Dauer- und Genießbarkeit gleich, und sei Ihre Gesundheit stählern wie die „gütigen" Bestecke. Einmal freilich kommt für jeden die Nacht, „da niemand wirken kann". Aber wozu leben weise und fromme Menschen so lange im Glück, wenn sie ihr Nahen scheuen? Ich wenigstens bin jeden Augenblick bereit, und wer weiß, ob ich nicht eher dahin muß wie Sie? Ganz ohne Todesgedanken genieße ich schon lange keinen einzigen Tag. . . . .

Bremen, 25. 8. 95.

. . . . Ich sitze wieder an meinem Schreibtisch, auf welchem nicht weniger als fünfzehn zum Teil schlecht geschriebener Dramenmanuskripte liegen, die ich prüfen soll! Nun ist das Maß voll. Ich kann die Last nicht mehr bewältigen. So gern ich darum helfe: die meisten müssen ungelesen zurück.

Wenn Iffert ein Norddeutscher ist, was ich nicht weiß, so widerrate ich ihm Wien. Wir taugen nicht dahin, trotz Hebbel, der sich dort wohl gefühlt. Aber dem half das „Capua der Geister" seine Härte auftauen, und das schlug ihm und seiner Dichtung an. Unsereins, der ohnehin schon mit Empfindung geladen ist, wird in der moralischen Sumpfluft krank. Mich schauderte schon in Aussee bei dem Sirocco, der von dort herüberwehte. Darum liegt auch das Burgtheater jetzt wie ein Traum hinter mir. Ich bleibe daheim. . . . .

Bremen, 6. 9. 95.

. . . . Für die guten Worte, die Sie dem Büchlein gönnen, das dem Andenken Ihres Mannes gewidmet ist, danke ich Ihnen tausendmal. Ich würde es jetzt besser machen, das weiß ich, aber damals ist es geworden, was es werden konnte, und darum hat mir Ihr Verhalten vor so und so viel Jahren sehr weh getan. Doch hat es meine Liebe zu Ihnen nie getrübt, wie ich denn auch glaube Ihnen nie ein verdrießliches Wort darüber gesagt zu haben. Ein hochmütiger und empfindlicher Mensch hätte vielleicht anders gehandelt — ich schlug es zu den Nieten in meinem Leben. Aber

wie mich ganz kürzlich ein warmherziges Wort darüber von Hans Schmidt beglückte, der auch den leisen Schleier wahrnahm, den ich über das Bild gehängt, so rührt und erfreut mich jetzt doppelt Ihr Wort. Nur, teuerste Freundin, sagen Sie fortan nichts mehr vom besser kennen lernen und besser werden und geworden sein! Stimmt das, dann müßte ich vor Jahren entweder ein Scheusal gewesen oder inzwischen ein Engel geworden sein. Sehen Sie mich wie ich bin, einen fehlervollen Menschen, der seine Seele gleichwohl stets nach oben gerichtet, der niemandem eine Kränkung zufügen möchte und der mit norddeutscher Zähigkeit Treue hält. . . .

Bremen, 8. 1. 96.

. . . . Ihr Brief, meine verehrte Freundin, hat mich von einer Sorge befreit. War er doch der erste, den ich von Ihnen erhalten, seitdem ich Sie anfangs Dezember verlassen. Und es war sonst stets Ihre Gewohnheit, einen Gastbesuch in einem geschriebenen Wort ausschwingen und klingen zu lassen. Das habe ich diesmal vermißt, und es hat mich bedrückt, daß ich es vermissen mußte. Aber ich weiß ja auch, wie sehr das Treiben des Tages Sie umrauscht und betäubt, und wie viel Pflichten Sie zu erfüllen haben. Daß es Sie abgemüdet hat, begreife ich nur zu wohl und staune nur darüber, daß es nicht öfter geschieht. Denn dies Um und Auf entspricht eben doch einem Bedürfnis Ihrer Natur, und nur aus dieser heraus begreifen Sie nicht, welch ein Gewinn in der stillen Sammlung liegt, wie ich sie, „seul avec mon âme“, am Weihnachtsabend genossen. Ich bedarf solcher Asylzeiten, solcher kurzen Flucht aus dem Gewühl des Lebens, und das macht es wohl auch, daß wir uns in der Stille des Burgstalls jedesmal so viel inniger zusammenfinden als in dem Geräusch der Stadt. Ich habe seine Einsamkeiten nun durch bald zwanzig Jahre mit Ihnen geteilt, und der Erinnerungen, die das Zusammensein bei Ihnen und mir zurückgelassen, freue ich mich stets. Aber es ist mir immer, als verwischte sie das Stadtleben mit seiner Jagd nach dem Glück. Und ich möchte nun wirklich, liebe Freundin, den Platz in Ihrem Herzen stets so bereit finden, wie es der Ihre in dem meinigen ist. Auch ohne Vortrag möchte

ich Ihnen ein klein wenig willkommen sein, und als „Herr Professor“ hoffe ich bei Ihnen ein für allemal ausgespielt zu haben. Lassen Sie mich also wie ich bin — ich bitte Sie darum —, mein Alleinsein ist keine Einsamkeit, denn das Leben fordert mich schon viel zu viel, und still für mich halte ich mit guten Geistern Zwiesprach. Ihnen aber bleibe ich im neuen Jahre und für alle folgenden derselbe. Möchten Sie sich dessen doch gewiß halten, auch wenn ich nicht zu den Aufdringlichen gehöre, die Sie und Ihren Geldsack umschmeicheln und mit klugen Plänen auf Ihr Gefühl spekulieren. Und wenn ich mich unterfangen darf Ihnen einen Rat zu geben: versuchen Sie es einmal mit meinem Rezept, ziehen Sie sich von den Aufregungen des Tages, auch wenn es Freuden sind, eine Zeitlang zurück und Sie werden die gute Wirkung spüren!

Ihren Katarrh pflegen Sie mit Marthas Hülfe ja recht sorgsam, damit ich mich nicht zu ängstigen brauche. Ich glaube, daß Ihnen noch viele Jahre vorgezeichnet sind. Und wenn nicht — was müßte das für ein elendes Menschenkind sein, das eine schier endlose Glückszeit nicht mit ein paar Leidensjahren erkaufen und dem Tode heiter und ruhig entgegensehen könnte? . . . .

Bremen, 6. 5. 96.

. . . . Daß Ihnen die Einweihung unserer neuen Stadtbibliothek einen so schönen und langen Brief eingegeben, das, teuerste Freundin, soll Ihnen von ganzem Herzen gedankt sein. Ich freue mich seiner wie aller Gunst- und Liebesbeweise, die mir das vollendete Werk verschafft, und leugne nicht, daß ich es, wie der Herzog im „Tasso“, „in gewissem Sinne mein nennen darf“. Wenn doch alle Saaten, ob die Wartezeit kurz oder lang, endlich so reich aufgehen wollten!

Ja, der Sommer! was wird er bringen? Eins zunächst: völlige Ruhe und stille Arbeitszeit für mich in dem schönen Gersau am Waldstätter See. Ich habe den Winter über so viel zu schaffen und zunächst doch für andre, daß ich zu mir selbst und zu meinen eignen Arbeiten kaum mehr komme — und da muß die Ferienzeit nachhelfen. Unser lieber Kraeger weiß, wie viel mir aufliegt und

daß ich oft schwer darunter seufze — jetzt muß die Welt nun auch einmal für mich da sein. Habe ich mich jedoch gestärkt, durch völlige Passivität zuerst, dann durch braves Wandern, und habe ich nebenbei einiges vollendet — dann komme ich, wie immer von Herzen gern, einige Tage noch (etwa Mitte August) zu Ihnen. Mein Geist wird dann so robust sein, daß er jede Gesellschaft aushält. Am nettesten aber fände ich es von der Vorsehung, sie überließe Sie mir allein, denn dort leben wir ganz von Seele zu Seele, und Sie lernen wieder (woran mir doch liegt) den wirklichen Bulthaupt kennen, nicht den, den Ihre Phantasie sich im Laufe des Winters immer wieder fälschlich zurechtbaut. . . . .

Bremen, 22. 6. 96.

. . . . Ihre Erkrankung macht mich besorgt. Moral zu predigen wird da wohl nicht helfen, und ungerecht wäre es nebenbei auch noch, denn dieser abscheuliche Husten scheint keine Folge winterlichen Leichtsinns, sondern eine Ansteckungsfrucht zu sein, wie sie auch dem Vorsichtigsten reifen kann. Gleichwohl: fahren Sie säuberlich mit sich, denn Sie sind kein Backfisch mehr, und einmal versagt selbst die gesundeste Natur.

Inzwischen ergrimme ich wider mich selbst, denn ich habe so viel gesessen und gearbeitet, daß meine Nerven beschlossen, mir den Dienst zu kündigen. Das geschah, und ich fühlte mich einige Tage so elend, wie die Walhallgötter, wenn ihnen Freias goldne Äpfel fehlen. Jetzt geht es mir besser, ich marschiere tapfer und schwinge Hanteln; Gersau soll mich dann vollends wieder herstellen, und ist es geschehen, dann geben sich die Genesenen, die doch allzeit gute Freunde bleiben (gelten's?) auf der Schloßwiese ein Stelldichein, und während der Brunnen unter dem Flieder rauscht, lesen wir Shakespeare oder singen Loewe.

An die K.'sche Ehescheidung glaube ich noch nicht recht. Freilich fehlte da einiges zum „guten Klang", aber es gab doch auch keine Dissonanz, und alles könnte ins Gleise kommen, wenn er sich etwas schickte, d. h. wenn er sich von einem überlegenen Menschen weisen ließe. Denn er hat knabenhafte Launen und ist

ein rechtes Beispiel, daß die Verwöhnung durch die Frauen auch den Besten verderbt.

Ade tausendmal! Meine neue Bibliothek müssen Sie auch noch sehen! . . . .

Bremen, 18. 6. 97.

. . . . Als ich von Ihrer Reise zur Zeit der Phaëtonsglut hörte, sorgte ich mich gleich um Ihr Wohlbefinden, da uns der letzte Sommer zu deutlich bewiesen hat, daß Sie, liebste Freundin, an Ihrem eigenen Feuer genug haben. Lassen Sie mich denn also, da ich Sie leider auf Schritt und Tritt nicht behüten kann (was Sie sich auch schwerlich gefallen lassen würden), die inständige Bitte aussprechen, zur günstigsten Zeit und mit größtmöglicher Bequemlichkeit nach Oberstdorf zu reisen, damit wir Sie auf dem geliebten Fleck Erde so antreffen, wie Sie der Frühling erwiesenermaßen gesehen: frisch und heiter, und kurz als die Alte.

. . . . Leuchtet es Ihnen ein, daß d'Albert den Kain komponiert? Ich bin gar sehr damit zufrieden.

Auf den Burgstall schleppe ich einen neuen „Löwen" mit, einen ganz gewaltigen: Gregor auf dem Stein.[1]) Und was möchten Sie sonst hören? Hebbel, Ludwig, Grillparzer — außer unsern großen Alten? Sie wissen, ich bin unermüdlich, und es geht mir so viel besser, als im vorigen Sommer. . . . .

Bremen, 21. 9. 97.

. . . . Seien Sie für Ihr liebes Schreiben recht innig bedankt. So viel hatte ich gar nicht erwartet — es war mir nur darum zu tun, daß Sie Gerechtigkeit übten und sich nicht hartnäckig gegen einen Genius verstockten, in dem andre, die sittlich gewiß nicht minder feinfühlig sind wie Sie, eine der höchsten Offenbarungen der Künstlerseele in Gottes Welt erblicken. Und weil ich zu den Fanatikern nicht gehöre und in Bayreuth verketzert werde, glaube ich einer gerechten Beurteilung die Wege bahnen zu können, wo es noch nötig ist. In formaler Beziehung ist ja das bloße Vorurteil am leichtesten zu bekämpfen. Sie selber

[1]) Ballade von Carl Löwe.

erstaunten über die Struktur der Tannhäuser-Ouvertüre, als wir sie im letzten Winter im Gewandhaus zusammen hörten. Der Geist, der aus seinen Werken redet — ich meine die ganze Summe des seelischen Lebens — wirkt natürlich auf einen jeden verschieden, und es steht niemandem zu, die Empfindung eines andern meistern zu wollen. Was Sie „dämonisch" nennen, ist andern „göttlich". Nur eins lassen Sie mich noch sagen: dieser Mann hat nach dem Beifall der Menge nie gegeizt; einer großen Sache voll hat er geschaffen, wie der Geist ihn trieb, und er hat darum gedarbt und alle möglichen Verfolgungen erlitten. Ohne die geringste Aussicht, daß sein Werk je eine Stätte im Volke finden würde, hat er seine dornige Straße verfolgt, und wo wäre er und seine Sache, wenn der junge König von Bayern nicht, frühzeitig zum Throne gelangt, den Verborgenen ans Licht gezogen hätte? Die ganze Geschichte der Kunst kennt kein getreueres Festhalten am Ideal, und dieser Standhaftigkeit des Märtyrertums ist, glauben Sie mir, nur eine große Seele fähig. —

Ich sitze nun wieder tief in Arbeiten, zu tief fast, aber ich bin wohl und heiter. Daß Sie Schnäbeles sehr schön geschriebenen Aufsatz über Heyse's Merlin gebührend gewürdigt haben, freut mich herzlichst. Dunckern grüßen Sie gelegentlich recht warm. Möge ihm alles wohl gedeihen. Wo ich einmal helfen kann, soll es gewiß nicht fehlen.

Addio! Leben Sie recht, recht wohl, und Ihren Freunden zur Freude.

Von ganzem Herzen

Ihr

Heinr. Bulthaupt.

An Fräulein Helene von Holstein.

Bremen, 27. 8. 78.

. . . . Ich bin bei der Auswahl der Gedichte F. v. Holsteins für die Biographie nach meiner besten Überzeugung vorgegangen, es ist ja aber zunächst nichts weiter als ein Entwurf. Auch kommt es auf das Prinzip an: sollen die Gedichte Ihren Bruder auch nur als Menschen, oder als Poeten zeigen? Wenn das erste, so wäre sicherlich manches aufzunehmen, was dichterisch vielleicht ungenügend zu nennen sein würde. Wenn das letztere, so müßte das subjektive Interesse manchmal zurücktreten. Das Schönste wäre, in allen auszuwählenden Gedichten wäre beides vereinigt. Das Buch wird aber der Öffentlichkeit angehören; diese will aber, da das Interesse an der Biographie doch immer nur einen kleineren Kreis findet, etwas an und für sich schönes, und darum mußte man dem Poeten meiner Meinung nach bisweilen (aber auch nur bisweilen) den Vorrang lassen. Ich bin mir übrigens bewußt, nach Kräften beides vereinigt zu haben. . . . .

Bremen, 28. 6. 79.

. . . . Ich hoffe, der Abschluß ist nun sehr nahe; daß man nicht sagen kann, er ist gewiß, begreifen Sie. Ich kann und werde nie, auch bei einer Tätigkeit, die weniger der Inspiration als der ruhigen Ausarbeitung zu bedürfen scheint, meinen Willen forcieren — bei allem andern, nie aber bei dem Künstlerischen, dem literarischen Schaffen. Nicht nur ein gutes Gedicht, auch eine gute Prosa gedeiht nur unter besonderen Sternen; scheinen sie nicht, so ist alles Quetschen vergebens. Übrigens ist mir, von allem Persönlichen, was sie mir so wert macht, abgesehen, die Arbeit vielfach lehrreich und nützlich; ich habe mich hier, was ich noch nie in diesem Maße getan habe, fast nur an etwas Gegebenes zu halten, vor dem die eigene Phantasie bescheiden verstummen muß. Seien wir nur erst zusammen in Oberstdorf. Ich erzähle Ihnen eine Menge Dinge, auch viel lustige, so daß Sie schon froh sein müssen. . . . .

Bremen, 11. 4. 81.

. . . . Die Zeichnungen sind vortrefflich und für mich als von Ihrer Hand stammende Erinnerungen an das herrliche Burgstall-Asyl und seine Umgebung von größtem Wert. Auch dürfen Sie nicht glauben, daß ich gegen die Landschaft (d. h. gegen eine gemalte), unempfänglich sei; das kann man unmöglich sein, wenn man von der Natur selbst so mächtig ergriffen wird wie ich. Nur suche ich in der Kunst allerdings stets nach abgeschlossenen stark wirkenden Motiven (zarten oder großartigen), während mich in der Natur grade das unendliche, reiche Ganze entzückt, das um zu leben und zu wirken keines Rahmens bedarf. In dieser Beziehung gehen mir viele, auch anerkannte Landschaftsmaler für mein Gefühl zu wenig wählerisch vor. Nimmt man aus dem großen Naturganzen ein einzelnes Stück heraus, dann muß dies auch wirklich wert sein, isoliert betrachtet zu werden, und imstande als Ganzes zu wirken. Und dies Lob möchte ich Ihren Sujets und Ihrer Behandlung zollen, die die Spielmannsau abschließende Bergkette wirkte auf mich stets künstlerisch. Sie ist an und für sich schon ein Bild und Sie haben es ausgezeichnet fixiert, bis auf (wenn ich das einem „geschenkten Gaul" gegenüber aussprechen darf) die etwas zu zerklüftete, nicht stark genug als Ganzes wirkende, Felswand. Aus dem Pächterhause und seiner Landschaft haben Sie ein schönes, satt und voll wirkendes Bild gemacht. Nochmals herzlichen Dank. . . . .

Bremen, 3. 9. 81.

. . . . Sie finden mich nun schon einige Tage hier und dabei, mich in den alten Paßgang des Lebens wieder hineinzufinden, es gelingt mir nicht ganz leicht, da eine gewisse Unruhe von der Reise noch nachklingt und der Himmel, grau und melancholisch wie Bleigewicht lastet. Am liebsten machte ich mich noch einmal aus dem Staube; aber daran ist natürlich kein Gedanke. Wer konnte bei unserer Abfahrt vom Burgstall denken, daß schon die allernächste Zeit meiner Wanderfahrt vom Himmel so herrlich begünstigt sein würde. Den See habe ich auch entfernt nie so schön gesehen. Abends stark bewegt, in allen Farben

schillernd und fladernd, die Berge bald verhangen, bald erhellt, am andern Morgen eine Schönheit und Klarheit, als hätte die Erde sich entschleiert; bis in die äußerste Ferne reichte der Blick, bis dahin, wo „ein blaues Gebirg endet im Dufte die Welt". Das war ein sehr guter Anfang, und der Fortgang widersprach ihm nicht. Immer fielen die Regengüsse zur Nacht. Die Tage blieben, bis ich hier anlangte, sonnig und frisch. Ich reiste nach Stuttgart, Heidelberg, Mannheim, Wiesbaden, Düsseldorf, überall einen oder zwei Tage verweilend. Dabei visitierte ich die Theater, in denen der Zufall mir ein klassisches Repertoire aufgetischt hatte. Leider verdarb die Aufführung viel. In Stuttgart gab man die „Geschwister" kläglich, in Mannheim die „Donna Diana" mittelmäßig, erst in Wiesbaden entschädigte mich eine gute Darstellung der „Preziosa" und eine noch bessere der „Lustigen Weiber". Von Biebrich fuhr ich rheinabwärts und fand für die einsame Pilgerschaft in Düsseldorf einen freundlichen geselligen Schluß. Meine dortigen Freunde fand ich wohl, der Wätjensche Sprößling gab huldvoll Audienz. Endlich erwartete mich hier die Liebe meiner Angehörigen in den behaglichen Räumen meiner Amtswohnung. —

Hier die „nordischen" Lieder, die Sie durchaus haben wollten.

I. Heldenklage.

Gefallen ist, gefallen im Feld, —
Gebt Raum, gebet Raum dem Leide, —
Gefallen ist der herrlichste Held,
Getreu dem heiligen Eide.

Die Könige schauten sich dräuend an,
Die Könige fachten das Feuer an,
Das Heerhorn rief, es schnoben die Rosse,
Sie kamen, sie kamen mit reisigem Trosse,
Des Todes Tor stand offen —
Da hat es den Besten getroffen.

Gefallen ist, gefallen im Feld,
Gebt Raum, gebet Raum dem Leide,
Gefallen ist der herrlichste Held,
Getreu dem heiligen Eide.

Sein Leib war ohne Schaden und Fehl
Wie der leuchtende Strahl der Sonne,
Und aus den Augen blitzt' ihm hell
Gott Baldurs Jugendwonne.
Er wuchs wie der ewigen Esche Schaft,
Und seine Schultern fühlten sich Kraft,
Hochauf in freiem Ragen
Der Walhall Dach zu tragen.

Gefallen ist, gefallen im Feld,
Gebt Raum, gebet Raum dem Leide,
Gefallen ist der herrlichste Held,
Getreu dem heiligen Eide.

Den Lichten hat zum Licht gebracht
Gott Odin, der Vater der Welten,
Wir blieben zurück in der Nacht, in der Nacht,
Und dürfen die Götter nicht schelten.
Der Strahl erlischt, das Dunkel bricht ein,
Bald sind wir einsam und allein,
Schon schwingt um die irdischen Hügel
Die nächtliche Hela die Flügel.

Gefallen ist, gefallen im Feld,
Gebt Raum, gebet Raum dem Leide,
Gefallen ist der herrlichste Held,
Getreu dem heiligen Eide.

II. Die Frau am Rocken.

Wie Ginsterblüt' und Immergrün
Den hohen Opferstein umrankt,
Den keines Feuers Glut zerbricht
Und der im Wettersturm nicht wankt,
So schmieg' ich mich an deine Brust,
So bleib' ich dran beschlossen,
O du, der mir die Schale der Lust
Zum Rande vollgegossen.

Kehre wieder, kehre wieder,
Eh die Schwalbe zieht,
Eh das Buchenlaub fällt,
Eh die Sonn' ermattet
Und grau wird und weiß die blühende Welt.

Lern' schwingen die Garn mit starker Hand
Und werde wie er, mein Knabe,
Den ich wie ein heiliges Unterpfand
In Züchten gehütet habe.
Einst kommt dein Sommer, dann ziehst du aus,
Dann pflückst du — bald sind sie gefunden —
Blutiger Rosen einen Strauß,
Auf der tapferen Brust die Wunden.

Und du, seiner Augen holder Trost,
Mein zieres, magdliches Töchterlein,
In deiner Seele weichen Grund,
O präge dir fest sein Bildnis ein.
Es wird wohl mancher schale Trank
In elf'nem, in güldenem Horn gereicht —
Schließ' auf nur dem des Herzens Schrein,
Der deinem hohen Vater gleicht. —

Kehre wieder, kehre wieder,
Eh die Schwalbe zieht,
Eh das Buchenlaub fällt,
Eh die Sonn' ermattet
Und grau wird und weiß die blühende Welt.

III. Trinkgelage.

Hei! von Allem, was da brüllend
Auf gespaltnen Hufen wandelt,
Ward ja der gewundne Hauptschmuck
Klug zum Trinkgerät vertandelt. —
Stier, Stier,
Her dein Horn.
Denn wir alten Bärenhäuter
Han's geschworn:
Was du auf dem Kopf getragen
Soll mit Meth gefüllt zum Magen,
Ei, nun wollen wir doch sehn,
Ob es seinen Zweck erreicht,
Ob es uns nach so viel Stunden
Wiederum zu Kopfe steigt.

Was da Borsten trägt und Felle,
Schindet es und macht's zu Decken,
Nur auf Stachelschwein- und Igel-
Bälge woll'n wir uns nit strecken.

Größre Humpen, nicht die kleinen!
Groß ist alles, was wir meinen.
Hei, wie rieselt durch die Gurgel
Mild und lieblich das Geschmurgel. —
Büffel, Büffel,
Her dein Horn,
Denn wir alten Bärenhäuter
Han's geschworn:
Was du auf dem Kopf getragen,
Soll mit Meth gefüllt zum Magen.
Ei, nun wollen wir doch sehn,
Ob es seinen Zweck erreicht,
Ob es uns nach so viel Stunden
Wiederum zu Kopfe steigt.

Ho, wie kommt es, daß so trübe
Brennt der Flackerfackel Licht?
Kommt es etwan, weil die Sonne
Durch die Wolkentore bricht?
Frische Fässer? Das ist recht,
Hie ein reisiges Geschlecht!
Sind wir einmal übernächtig,
Wird der Durst erst übermächtig. —
Auerochs, Auerochs,
Her dein Horn,
Denn wir alten Bärenhäuter
Han's geschworn:
Was du auf dem Kopf getragen,
Soll mit Meth gefüllt zum Magen.
Ei, nun wollen wir doch sehn,
Ob es seinen Zweck erreicht,
Ob es uns nach so viel Stunden
Wiederum zu Kopfe steigt!

An Fräulein Helene von Vesque.

Bremen, 1. 9. 79.

. . . . Gewiß, es beglückt mich, zu wissen, daß ich mit den Vorlesungen abends auf dem Burgstall so vortreffliche Menschen erfreuen konnte. Aber wenn Sie wüßten, wie es im Grunde wenig ist. Den Kunstwerken müßte man danken, die einen fühlenden Menschen inspirieren können, so, daß er, wie willenlos, nur das schwache Gefäß des ewigen Inhalts ist. Und das erprobe ich, mir zur Freude, täglich aufs Neue: ich brauche nur an das Schöne zu denken, so werde ich auch schon innerlich erhoben, und daß ich, was mich bewegt, aussprechen kann, das ist eben nicht mein Verdienst. . . . .

Bremen, 28. 2. 80.

. . . . Einige unsrer Croesi waren plötzlich verschnupft und erblickten in dem Nottebohm meiner „Ratskellerphantasie" — o heilige Einfalt! — eine Verhöhnung des Bremer Kaufmannsstandes. Des Krämergeistes, der Seelendürre, ja wohl! — aber des Standes! . . . .

Heine's Sarkasmen und Cynismen, diese absichtlichen Verwüstungen der Gefühle — sie haben nichts mit dem Schöpfergeist gemein, der zu sammeln anstatt aufzulösen, zu bilden anstatt zu zerstreuen hat. Er ist ein großes Talent, ein erleuchteter Kopf und zu Zeiten ein sehr, sehr großer Dichter — aber er hat jene verfaulte Kunst heraufbeschwören helfen, die jetzt den Markt beherrscht.

Verwesungsduft, mit Ambra vermischt, das ist die Essenz, die dort am besten behagt. Im Raffinement der sinnlichen Lust des Todes abscheulicher Beischmack! . . . .

Bremen, 24. 5. 80.

. . . . Man konstruiert sich die Zukunft und verdirbt sich, wenn die Rechnung nicht stimmt, wie das meistens der Fall ist, die Gegenwart. Wir entwerfen uns ein Schema von Menschen und Dingen, abstrakt und einseitig, und wundern uns, wenn das mannigfaltige Leben blühend über unsre korrekten Lineamente

quillt. Ich bin neugierig, wie es mir mit den 12 Militärtagen geht, die morgen beginnen. Ich bin von Herzen Demokrat und es scheint mir ein schöner Gedanke, in Reih und Glied mit dem Arbeiter zu stehen. Wenn nur Schmutz und Fusel mir keinen Streich spielen und mir das „Odi profanum vulgus et arceo“ auf die Lippen zwingen. . . . .

Stellen Sie sich, wenn Sie können, mich im Drellzeug vor, Gewehrgriffe übend und den Parademarsch — verderbend: ich marschiere nämlich abscheulich! . . . .

Bremen, 20. 8. 80.

. . . . So lange man das Glück noch als etwas Notwendiges, Verdientes, wohl gar als das überwiegende Menschengeschick ansieht, wird man sich stets Enttäuschungen bereiten. Wir werden nicht eher gelassen, als wenn wir das „nicht glücklich sein“ als die Regel ansehn. Denken Sie an die wundervollen Worte der Prinzessin im dritten Akt des Tasso: „Wer ist denn glücklich?“ Man verlangt ja nicht einmal das verdiente Glück, wie soll man das unverdiente beanspruchen wollen? Aber auch in der Resignation liegt eine eigene Wonne, hat man sich zu ihr durchgearbeitet, dann wird jeder Augenblick der Begeisterung zu einer himmlischen Spende und der kleinste Glücksfall, das kleinste Lichtpünktchen in der Natur, zu einer segnenden Sonne. . . . .

Bremen, 23. 12. 80.

. . . . Knall und Fall habe ich dies poetisch so reiche und tiefe, technisch aber ziemlich mangelhafte, stofflich überladene Stück, Shakespeare's „Cymbeline“, für die Bühne eingerichtet und noch Knäller und Fäller hat Dietrich eine rührend schöne Musik dazu geschrieben. . . . .

Ein Textentwurf Holsteins, „Iwan“, ist jetzt in meinen Händen. Halb und halb reizt es mich, ihn auszuführen. Dann schreckt mich wieder das Russische zurück. Es ist uns doch völlig fremd. Auch die menschlichsten Gefühle duften für mich dort nach Talg und Fusel. Und ist auch die Grausamkeit ein wirklich musikalisches Thema? . . . .

Bremen, 15. 2. 81.

. . . . Das Poetische hat gerastet, aber die Dramaturgie nähert sich dem Ende. Drei goldene Berge blieben mir als die letzten zu übersteigen: „Caesar" und „Tell" habe ich hinter mir, nur der „Faust" bleibt noch übrig. . . . . Das Material ordnet sich nun in größeren Massen; man lernt die Gegend ersprießlich zu durchwandern, wie ein routinierter Tourist, anstatt sich abzuhetzen und auszuruhen. Auch für mein eigentlichstes Schaffen hoffe ich Gutes von dieser kritischen Reinigung. Es gehen einem doch immer neue Lichte auf. Für nächsten Sommer setze ich auch den „Tell" auf unser Burgstall-Repertoire. Ich glaubte ihn gut zu kennen, aber er ist unerschöpflich tief und unsagbar schön. Wer es recht versteht, dem weht etwas von Sophokleischer Kühle aus diesen Bergen entgegen, eine reine, sonnige, läuternde Luft, die der obersten Regionen, die der Sonne und dem Himmel zunächst sind. . . . .

Daß Nestroy Ihnen imponiert, glaube ich schon. Ich kenne wenig von ihm, aber viel kostbares närrisches Zeug. Dergleichen ist mir denn doch weit lieber, als das moderne französische Genre. Ich bin überhaupt für gute kräftige Witze und starke Drastik und lache gern. . . . .

Bremen, 28. 3. 81.

. . . . Nächstens rede ich in Oldenburg zum Besten einer Büste von Julius Mosen, die der fabelhaft reiche Hof und die reiche Stadt für ihr Theater nicht allein scheinen erschwingen zu können. . . . .

Bremen, 12. 9. 81.

. . . . Ich fand, was ich bei Frau Hedwig immer noch gefunden und diesmal mit besondrer Sehnsucht gesucht hatte: den alten idealen und herzlichen Sinn, die selten leicht entzündbare Phantasie, den notwendigen Drang, um sich herum zu erfreuen. . . . Entsetzlich war ein Fräulein Isidore G., die sich anfangs ganz gut anließ, aber hernach, als die Rede auf Busch, die Fliegenden Blätter, Humor, Witz und Satire kam, vor lauter „Idealismus" zusammenschauderte und Anathemen über alle rief, die sich an

derlei Dingen gaudieren könnten. Solche Behauptungen brauche ich nur zu hören, um sofort in eine kräftige Oppositionsstimmung zu geraten und alles zu tun, mich solchen gestelzten Empfindungen gegenüber als ein realistisches Scheusal hinzustellen. Und hier ist auch ein Etwas, das mein Gefühl mehr als meine Einsicht mir sagt: es herrscht zuviel Frauenelement im Hause Salomonstraße. Betrachten Sie dies, liebe Freundin, als Selbstgespräch, und vergessen Sie keinen Augenblick, daß ich Ihren hohen Glauben an das Können, die geistige und sittliche Kraft der Frau vollkommen teile und verehre und daß mich ein Naturell wie das unserer gemeinsamen geliebten Freundin entzückt und innig sympathisch berührt — sitzen aber so viele Frauen zusammen wie dort, ergänzt sich ihr Kreis wiederum nur aus Frauen und gießt sich die kirchliche Sauce um sie aus, dann wird das Salz des Lebens abhanden kommen müssen. Willkür und Weichlichkeit werden an die Stelle der Ordnung und Kraft treten. Ich glaube mich nicht zu täuschen, daß dies zu Holsteins Lebzeiten anders war. Auch er war zwar eine sehr feinbesaitete Natur, aber sein Charakter war durchaus mannhaft und er verstand es vortrefflich, gegen das allzu Weibliche durch launigen Sarkasmus zu reagieren. Jetzt fehlt das, die „Raben" vermögen dagegen nichts, sie werden aber vielleicht — o Jammer! — mit angesteckt, wenn sie sich nicht innerlich dagegen wehren. . . . .

Bremen, 17. 10. 81.

. . . . Ich weiß, daß ich herb sein kann, und habe manche Härten zu beklagen, aber die Empfindung und die Wahrheit kommen oft in Streit, und ich kann die letzte nicht leichten Herzens verleugnen. Ertragen auch Sie mich, wenn ich hier fehle — aber ich will lieber meinem eigenen Gefühl wehe getan als mein Gewissen belastet haben. . . . .

Bremen, 31. 3. 82.

. . . . Ich habe mich oft gefragt, ob ich bei meiner großen Liebe und Verehrung für Frau Hedwig nicht gleichwohl die tiefe Gegensätzlichkeit unsrer Weltanschauungen schärfer hätte betonen sollen; aber bei den immer nur kurzen Zeiten des Beisammen-

seins bestimmt mich zunächst das Verlangen vollster Harmonie. Man sucht auf, was man sich aus dem Empfindungskreise des Andern zu eigen machen könnte, man macht dem Rechte der Persönlichkeit weite Konzessionen — und ein „Rest von kindlichem Gefühle" findet, wenigstens in mir, auch die Verwandschaft mit dem Glauben aus. Und noch frage ich mich immer, ob ein bestimmtes Aussprechen alles des Trennenden nötig sei, wo so viel vereinigt und wo über die Fundamentalunterschiede Irrungen garnicht bestehen können. . . . . Ich aber stehe, der jüngere Mann zu der älteren Frau, der das Gastrecht Empfangende zu der Spenderin des Gastrechts. Mich halten diese sanften Ketten. Spräche ich, so müßte ich zugleich auch richten und Vieles schonungslos verurteilen — und wer weiß, wie bitter die Folgen wären. Und ist wirklich noch zu ändern? Ich glaube nicht. Wir werden Licht und Schatten zusammen hinnehmen müssen, dankbar, wie die Natur es vereint bietet. . . . .

Mit dem „Hamlet", der mir die herrlichsten Abendstunden auch in diesem Jahre beschеert, Winternächte, die durch ihn „hold und schön" wurden, glaube ich mich nun ganz verständigt zu haben. Mir wenigstens ist jetzt kein Zug in ihm mehr dunkel. Ob ich es überzeugend habe aussprechen können, lehre das Weitere! . . . .

Bremen, 14. 6. 82.

. . . . Die Frieb-Blumauer beobachtet die Menschen unglaublich scharf, sie hat eine Neigung zur Parodie und zur Satire, und es gibt kaum etwas Herrlicheres als ihre Amme im Romeo, ihre Martha und Frau Miller; nicht bloß aber diese Prachtexemplare der Gemeinheit, auch gute bürgerliche Frauen spielt sie par excellence, und noch vor einem halben Jahre, als ich Berlin flüchtig passierte, habe ich mich über ihre Zimmervermieterin in Günthers „Leibarzt" (vielleicht ist Ihnen das liebenswürdige Stück bekannt) königlich amüsiert. . . . .

Bremen, 2. 7. 82.

. . . . Warum raten Sie mir aber, mein Norddeutschtum im Hause zu lassen? Habe ich Sie jemals gebeten, die Wienerin

abzulegen? Akzeptiere ich Sie nicht mit Haut und Haar? Und kann ich für meinen Rassencharakter? Glauben Sie mir, wenn es das Verhältnis zu fremden Elementen betrifft, dann bedeutet das Norddeutschtum Gerechtigkeit, Empfänglichkeit und liebevollstes Entgegenkommen zugleich — besonders Österreich gegenüber. Wie dankbar nehmen wir alles auf, was uns von dort kommt! Wahrhaftig, wären die Wiener nur halb so gerecht gegen uns, es könnte ein herrliches Bündnis geben. Ich verlange nicht gerade, daß Sie Wildenbruchs „Väter und Söhne" schön finden sollen, wie Sie nicht wünschen können, daß wir Martin Greif vergöttern (und doch gibt es deren bei uns!) — aber kommen Sie entgegen, seien Sie gastlich! Und mich lassen Sie wie ich bin, mit meinem Norddeutschtum, d. h. mit meiner Liebe zum Süden, zu Wien, und mit meiner Freundschaft für Sie. . . . .

Bremen, 11. 10. 83.

. . . . Sie haben Düntzers Schiller gelesen. War es nicht ein Stück Arbeit? Das Buch entbehrt so allen und jeden Reizes der Darstellung, es ruft den Glorienschein der Dichtung, der diesem großen Leben doch erst die Krone aufdrückt, nicht herab — es malt ehrlich und unbarmherzig grau und beleuchtet mit dem Licht weißlicher Nebeltage, das keine fesselnden Kontraste, sondern nur die Wahrheit des Alltagsdaseins kennt. In dieser Wahrheit lag aber für mich ein unwiderstehlich Anziehendes und ich muß mir sagen, daß keine der bisherigen abgerundeten und verlogenen Darstellungen Schillers mir den zwingenden, ergreifenden und Herz zu Herzen schaffenden Eindruck gemacht, wie diese schmucklose, ungefüge Biographie. Diese Ehrlichkeit der Schilderung paßt zu der großartigen Ehrlichkeit in Schillers Wesen. Denn in all seinem Überschwang, den raschen Sprüngen seines Temperaments, der gelegentlichen Rücksichtslosigkeit, mit der er die Hülfe Anderer ausnutzt, ist er immer wahr. Er täuscht sich tausend Male über sich und andere, aber er ist so grotesk naiv, immer wieder mit vollen Segeln zu gehen — wenn er ja einmal berechnen will, wird er geradezu komisch. Eigentlich rührend wird dies ungelenke Bewegen seiner Kräfte, das geschraubt er-

scheinen mag, aber niemals das Resultat bewußter Affektion ist, jedoch erst, wenn man seine Dichtungen daneben hält, wenn man sieht, wie mitten aus der Misère seines äußern Daseins plötzlich ein blendender Lichtschein flutet. In Wahrheit: er hat sich über den Stoff emporgeflüchtet. Goethe verklärte in seiner Jugend die Wirklichkeit, Schiller suchte sich über der wirklichen Welt eine neue, schönere; aber wie Goethe Idealismus genug, so besitzt er Erdkraft genug, um nicht zum Phantasten zu werden. Wie sich beide großen Dichter endlich in dem Prinzip — wenn man so will — ihres Schaffens begegnen, das gehört nicht hierher. Aber Sie erwähnten Goethes Einfluß auf Schillers menschliche Entwicklung neben dem seiner Frau. Gewiß ist er groß, sollten Sie ihn nicht aber doch überschätzen? Jedenfalls ist Schillers Einfluß auf Goethe ungleich größer. Charlotten von Lengefeld die vollste Huldigung. Eine feine, edle, harmonische, liebevolle Seele und so schön, daß man ein ganz klein bischen Pretiosität gern vergißt. Vielleicht übersehen Sie dies, wie ich einige Unarten an Schiller zu gering achte. Ganz verstehen sich Mann und Frau eben doch nicht; lernt man sich doch auch nie ganz kennen. Aber mögen Sie mir glauben zu allem, was Sie selbst so richtig aussprechen: schon in dem Jüngling Schiller steckte auch der große Mensch, trotzig und kühn, hochfliegend und übereilt, aber durchaus wahr und gut — nicht umsonst betont Goethe seine Güte so oft und innig. Ich muß oft über ihn lächeln, aber ich muß ihn lieben. . . . .

Auch über die ewige Willensfrage wollen wir uns, wenn es Ihnen recht ist, demnächst unterhalten. Sie haben recht bemerkt, daß sich meine Stellung zu ihr in den letzten Jahren verschoben: wir kommen eben aus dem Kausalitätsgesetz nicht heraus; aber das Praktische läßt uns doch alle unsre Handlungen frei erscheinen — und ohne das erschiene mir das Leben unmöglich. . . . .

Bremen, 7. 7. 84.

. . . . Meinen schönsten Dank auch für die freundlichen Worte, die Sie dem „Gerold“ schenken. Des Technischen fühle ich mich von Jahr zu Jahr sicherer. Möchte mit dieser Ruhe

auch die Fähigkeit stärker charakteristischer Kondensierung wachsen. Noch bin ich immer zu wortreich, zu sehr geneigt, die dramatischen Kontraste lyrisch zu mildern. . . . .

Bremen, 14. 8. 85.

. . . . Nach dem „Achill" für Max Bruch habe ich für Vierling einen „Constantin" geschrieben, den er mittlerweile bereits zu komponieren begonnen hat. Ich scheute zuerst vor dem Stoff, habe mich aber allmählich so hineingefunden, daß er mir schließlich lieb bis zur innigsten Vertrautheit geworden ist. Das Heidentum führt in ihm seinen letzten Kampf mit dem Christentum, das siegreich aus der Verborgenheit der Katakomben auf den offenen Markt tritt und auf die Zinne der Welt das Kreuz pflanzt. Kennen Sie von Vierling etwas? Er ist nicht nur ein Meister des Kontrapunkts und jeder musikalischen Technik, sondern auch ein Mann von Geist und vor allem ein Erfinder und Finder neuer Wege, ohne gekünstelt zu werden. Man kann ja über das moderne oratorische Genre rechten (zu Zeiten nähert es sich der Oper fast zu sehr) — aber froh sein kann ich doch, meine Stoffe in den Händen der Komponisten zu wissen, die es beherrschen und durch die es im Grunde nur existiert. Brahms bewegt sich auf anderem und nicht auf dramatischem Gebiet. Das wäre allerdings meine Lust, auch ihm eine poetische Unterlage für die Komposition geben zu dürfen. Kennen Sie sein Parzenlied und die Nänie? Wehen nicht die Schauer des Ewigen darin? . . . .

Garmisch, 30. 7. 85.

. . . . Werden Sie gerecht, l. Freundin, und wurmt Sie diese hochmütige Mahnung, dann denken Sie, ich hätte eine der zahlreichen Grillen gefangen, die vor meinem Zimmer, das ich leider morgen verlassen muß, weil es so lange im voraus anderweitig vermietet worden, auf der sattgrünen Wiese, die mit der Zugspitze abschließt, von Morgen bis Abend ihr Lied pfeifen. Sogar in das Gemüt dieser kleinen Sänger kann man sich hineinversetzen.

Es ist so schön hier, daß es mir zu scheiden recht schwer wird, und doch habe ich die Natur, in Arbeiten versenkt und mehr in meiner Klause als im Freien, nur erst mit halbem Auge angesehen; oder machte sie mir gerade das Fasten so schön? Allerdings ist es auch ein Sommer, wie ich noch keinen genossen: Tag für Tag blauer Himmel und dabei die bewegteste, frischeste Luft; fällt einmal ein Regen, so erquickt er, immer aber geht er gerade zu rechter Zeit, als wäre das Wetter überhaupt nur für die Sommerfrischler gemacht. Wir egoistischen Menschen, die wir alles auf uns beziehen! Vor einigen Tagen las ich in einem Werke über die Inquisition den Dank der spanischen Geistlichkeit an den Himmel, der alles getan habe, um den Aufenthalt auf der Plaza Mayor in Madrid zu dem angenehmsten zu gestalten und die armen Ketzer recht trocken und knusprig braten zu lassen. . . . .

Bremen, 13. 9. 87.

. . . . Über den „Volksfeind" denke ich fast ganz wie Sie, zumal über die ersten Akte. Die Exposition ist von höchster Meisterschaft und die Wahrheit der Charaktere in ihr geradezu verblüffend. Mit dem dritten aber rollt es schon bedenklich abwärts, und für den utopistischen Idealismus des Schlusses habe ich nicht den geringsten Sinn. Man sollte keine dramatischen Konflikte schaffen, aus denen es keinen Ausweg gibt; gibt es aber einen, so muß man ihn auch wählen, und für diesen Stockmann, der sich gegen den Staat so wie er ist und indirekt gegen das ganze Leben auflehnt, genügt nicht einmal die Auswanderung ganz. Der Tod wäre die einzige vollständige Lösung gewesen. Bleibt er aber inmitten dieser verrotteten Gesellschaft auf irgend einer geträumten Oase — wo liegt sie? —, dann gewinnt es den Anschein, als hielte der Dichter seine Schrullen für große soziale Reformen und den Wahnwitz, in den er sich schließlich hineinredet, für eine ausführbare Abfindung mit dem Dasein. Das verwirrt aber auch unser Urteil, oder wenigstens meines, dem ganzen Stück gegenüber. Es schwankt mir hin und her, und was Gesundheit und Ideales uns schien, Mächte, die uns schon ganz gefangen

nahmen, stellt sich bei abermaliger Betrachtung trotz seiner edlen Quelle als Trotz und Verbohrtheit dar, die nicht weniger mit Phrasen um sich werfen als die feige Verlogenheit, gegen die sie ihre Waffen kehren. . . . .

Bremen, 14. 3. 88.

. . . . Ich weiß, Sie empfinden die Geschicke unsres Reiches mit — und welche Geschicke. Ich habe mich nie als Monarchist gefühlt, geize nicht nach der Gunst der Großen und schleppe mich immer noch mit dem theoretischen Ideal eines republikanischen Staates, zu dem mir das konstitutionelle Fürstentum nur der Übergang zu sein scheint — aber man müßte verbohrt sein, wenn man die Glücksgunst nicht empfände, die unserm Vaterlande durch die Politik des entschlafenen Kaisers beschieden worden ist, und man müßte kein Herz haben, wenn man diesem edlen, tüchtigen, unermüdlich pflichttreuen Manne für sein gesegnetes Wirken nicht das innigste Dankgefühl entgegenbrächte. Das brach nun aus, stärker als ich geglaubt, auch in mir, als die Glocken seinen Tod verkündeten, und man fragte sich mit allen Deutschen, wie denn unser Volk würdiger, schlichter, vollkommener als in ihm hätte verkörpert werden können? Aber da richteten sich die Augen auf den lebenden Herrscher, wir sahen die Fähigkeit zu noch Größerem: zu Kraft, Redlichkeit und Gerechtigkeit, den hellen, weitreichenden Geist, den idealen Sinn sich gesellen — und dieses allerdings fast übermäßige politische Glück muß uns in der Blüte verkümmert werden. Ein Guiskard-, ein Pescara-Fall! Aber was soll man noch darüber reden, und jetzt. In Wirklichkeit steht es insbesondere nach den beiden Erlassen des Kaisers so, daß man ihn sich aus der Reihe der Lebenden unmöglich hinwegdenken kann und daß man geneigt ist, an jedes Wunder zu glauben, das ihn dem Volke erhält. . . . .

Bremen, 3. 12. 88.

. . . . Arbeit, Arbeit, Arbeit, bei der mir wohl, ja fast am wohlsten ist. Jetzt die Zeit verdoppeln zu können, bis es ins Grab geht. Was möchte man noch alles leisten. . . . .

Bremen, 27. 2. 89.

. . . . Was macht denn der „geistreiche Musikschriftsteller“? Auch auf ihn muß ich noch zurückkommen, um die Tenne rein zu fegen, denn Sie haben sich gegen meine Worte schlimm verstockt. Ich habe weder geleugnet, daß Herr Hanslick etwas von Musik versteht, noch daß er ein pikantes Feuilletondeutsch schreibt, dessen Kürze ich mir gelegentlich zur Richtschnur dienen lassen könnte. Auch ist es so gar nicht meine Art, fremdes Verdienst nicht anzuerkennen. Aber die Art des Herrn Hanslick scheint es zu sein, und daß Sie fragen konnten, wie ich mich zu seinem faulen Gewäsch „stelle“, erstaunt und entrüstet mich noch, und es bestätigt mir immer wieder, daß für Sie keine Kunst und Wissenschaft vorhanden ist, die nicht in Wien die Taufe erhält. Dort ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, wir aus dem Reich und aus der Provinz müssen uns zu ihm „stellen“. Nun, l. Freundin, so gewiß ich von mir so bescheiden wie möglich denke und so gewiß ich mich neidlos jedem unterordne, der mehr kann als ich — so gewiß gönne ich Herrn Prof. Hanslick mit seiner Nikita-Schwärmerei und seinem Wagnerhaß, seiner journalistischen Gewandtheit und seiner bodenlosen Oberflächlichkeit den Wienern. Basta cosi. Dort gehört er hin. Wir sind in Deutschland etwas Besseres gewohnt. Das ist frei und frank von der Leber weg, aber es schiene mir ein Unrecht, zu hinterhalten, Ihnen gegenüber, mit der mich ein freundschaftliches Band verbindet, auf dem unter vielem andern auch das Wort Wahrheit steht. . . . .

Bremen, 1. 10. 90.

. . . . Glauben Sie mir, Leben und Tod eines Kindes, auch wenn es nicht das eigne ist, bewegt uns ganz anders als das Schicksal auch des teuersten Verwandten, der das Maß seiner Jahre erreicht hat. Ein Kind gehört der ganzen Menschheit; in ihm stirbt unsre Jugend nochmals, die Hoffnung, die Zukunft. Drum ging mir schon der Tod des kleinen Töchterchens meiner Hausleute so nahe, und ich mochte es nicht ausdenken, daß die liebe Nichte schon jetzt den Gang durch die dunkle Pforte hätte tun können — schon um meiner Schwester willen nicht. Und

doch war ich der Einzige, der den Kopf oben behalten mußte. Nun, diese Dämonen sind gebannt, und wir dürfen wieder fröhlich vorwärts schauen. . . . .

Bremen, 28. 8. 91.

. . . . So ist das Traurige, das ich schon abgewandt glaubte, nun also doch eingetreten, liebe Freundin, und ich beklage Sie und die Ihrigen, Ihre Mutter vor allem, von Herzen. Warum solch ein Armer, wie Sie ihn schildern, gelebt? fragen Sie. Es gibt wohl keine andere Antwort darauf als die Frage, wozu diese ganze Welt nütze, und keinen andern Trost als den, daß uns das Ende verhüllt ist, wie der Anfang, und daß wir uns mit verbundenen Augen einer höheren Gewalt anvertrauen, die zum mindesten Notwendigkeit heißt — oder Gesetz, oder Gott: es sind alles nur Namen für das letzte Geheimnisvolle. . . . .

Bremen, 19. 5. 97.

. . . . Der Ehre, die Sie mir erweisen, Ihnen auf dem Gebiete Ihrer kunstgeschichtlichen Studien eine Auskunft erteilen zu dürfen, möchte ich mich zum mindesten durch Pünktlichkeit würdig erweisen, denn sachlich fürchte ich Ihnen nicht viel Neues bieten zu können. Mit meiner Gelehrsamkeit ist es eben nicht weit her; alles in mir drängt sich je länger je mehr um die Kunst zusammen und verdichtet und gestaltet sich künstlerisch, und wenn ich es nicht als einen angenehmen Zufall betrachten dürfte, daß ich nun schon zwanzig Jahre lang eine große wissenschaftliche Bibliothek zu verwalten habe, so würden Sie mich getrost zu den geistig Armen zählen können. . . . .

Wenn sich in Österreich das Interesse für die Antike und die bildende Kunst viel träger als in Deutschland zeigt (eine Beobachtung, die ich selbst nur oberflächlich habe machen können), dann geht man gewiß nicht fehl, wenn man ein gut Teil der Schuld auf die Juden schiebt, die man in Wien überall, nur nicht in den Museen antrifft. Daß aber das mosaische Bilderverbot das gewirkt haben sollte, glaube ich nicht, denn alles, was der große Gesetzgeber gepredigt, legte sich wie ein Joch auf den

Hals des Volkes, ein Joch, das sie bei jeder Gelegenheit wieder abzuschütteln versuchten. In diesem Punkt aber muß er einem verwandten Zug der Rasse entgegengekommen sein — nicht ganz, wie der Tanz um das goldene Kalb beweist, aber doch halbwegs — und so oder so, die geringe Liebe zum Bildnerischen muß den Juden im Blut stecken. . . . .

Verden, 30. 10. 97.

. . . . Ich danke Ihnen von Herzen, liebe Freundin, daß Sie in der schweren Trauer, die über uns gekommen ist, meiner gedacht haben. Aber was soll ich sagen Sie zu trösten? Daß mit Frau v. Holstein in der Kraft und Fülle ihres unerschöpflichen Herzens eine Unersetzliche dahingegangen ist, nicht nur für uns, das drängt sich wohl einem Jeden auf, der sie gekannt. Und was haben wir an ihr verloren! Noch Jahre lang wird es uns sein, als müßten wir zu ihr, als wäre die Rastlose nur verreist, als fänden wir sie irgendwo wieder, noch hier auf Erden, nicht in dem Jenseits, auf das sie so felsenfest und kindlich baute. Eben darum aber wird sie uns leben bleiben, lange, weit über den Tod hinaus. Das Herrliche an ihr ist unzerstörbar und es wird uns nur noch glorreicher erscheinen, wenn wir die kleinen Schwächen daneben nicht mehr sehen, die bei dieser groß gesinnten Frau auch nur mit dem Nichtigsten und Vergänglichsten im Leben zusammenhingen. Lassen Sie uns denn in ihrem Sinne weiterleben, hülfsbereit, liebevoll, ohne Trotz und ohne Klage, und lassen Sie uns dereinst so tapfer sterben, wie diese Glückliche es vermocht. Noch im vorigen Jahre schauderte sie vor dem Tod — und jetzt hat sie ihn heiter erwartet und erlitten. Dies Bewußtsein wandelte auch die tiefste Trauer in Erhebung, und wenn das orthodoxe Luthertum an ihrem Grabe triumphierte, wenn die traurigen Frauen G., U. und P. sie als die ihrige beanspruchten — mir verklärte sich die Tote hoch über dieser armen Welt und ich dankte dem Himmel, daß nun, da sie mit ihrem Irdischen dahin ist, auch ihr seelenvolles Auge erloschen ist —, so sieht sie doch nicht mehr, daß die Welt über den Wolken, auf die sie mit diesen gehofft, nichts als ein frommes Trugbild gewesen. Wir aber besitzen sie fort und fort.

Leben Sie wohl und verzagen Sie nicht kraftlos. Sie würden damit nicht in der Toten Sinne handeln.

Ich schreibe dies in Verden, wohin mich ein Vortrag gerufen hatte. Am 2. November begebe ich mich auf die alljährliche fünfwöchentliche Wanderschaft. . . . .

Bremen, 28. 4. 98.

. . . . Es ist mir recht hart, liebe Freundin, daß ich mit leeren Händen kommen muß, trotz des beweglichen Zirkulars und Ihrer freundlichen Bitte. Aber für Krzyzanowski habe ich mein redlich Teil schon getan, und jetzt bin ich völlig abgebrannt. Keine Woche, daß ich nicht für Lebende und Tote habe sammeln gehen müssen, für Denkmäler und Ehrengaben, für Hebbel, Storm, Brahms, Max Bruch, Rittershaus, Reinthaler und viele Ungenannte und nicht zu Nennende; mir würde niemand mehr etwas geben. Übrigens bin ich es gewesen, der den Armen vor Jahren in die Literatur eingeführt und, wo er nur konnte, Lanzen für ihn gebrochen hat. Er weiß es und hat mir mein Eintreten für „Im Bruch" nicht vergessen. . . . . Die paar Heller, die ich geben könnte, wären einige Tropfen im Ozean — da gebe ich lieber meinem Herzen einen Stoß (es wird mir schwer genug) und verhärte mich. Ich hoffe nur, daß Sie mich nicht falsch verstehen, aber es würde mir schlecht anstehen, Ihnen durch Zahlen zu belegen, wie viel ich aus meinem bescheidenen Besitz für Andere gebe. Ich bin wirklich kein Harpagon. . . . .

Musiker.

Von Johannes Brahms.

Sehr geehrter Herr! Darf ich Sie bitten, mich möglichst freundlich entschuldigen zu wollen. Ich bin der allerbescheidenste Liebhaber von Konzerten und kann mich doch so schwer ihrer Liebkosungen erwehren. Einem Verein[1]) wie dem Ihren und einem so schönen Zweck gegenüber ist es schwer „Nein" zu sagen — aber Sie begreifen, daß ich dann Anderen gegenüber keine Ausflüchte und Rettung habe. Ich muß dies sagen, so oft und so viel, daß keine Saite mehr klingen will! Und wenn Sie wüßten, wie oft ich gar schweige, so werden Sie gewiß nachsichtig und gütig entschuldigen

Ihren sehr und hochachtungsvoll ergebenen

J. Brahms.

Geehrter Herr! Für die Mitteilung Ihres interessanten Gedichtes danke ich bestens. Der Musiker in mir will sich jedoch nicht verführen lassen dadurch. — Über mein unfreundliches Verhältnis zu Konzerten glaube ich Ihnen bereits einmal geschrieben zu haben und bedaure, daß auch ein so sympathischer Verein, wie der Ihre, hierin nichts zu ändern vermag.

Schließlich bitte ich möglichst frdl. zu entschuldigen, daß ich mich zur Beantwortung so freundlicher Briefe noch mahnen lassen muß. Ihr sehr ergebener J. Brahms.

[1]) „Künstlerverein."

Geehrter Herr Doktor! Mit bestem Danke sende ich Ihnen Ihr Gedicht zurück. Ich habe es mit allem Vergnügen gelesen — aber, wie leider gewöhnlich — ich weiß nicht, was die Musik dabei soll? Ich meine, mir würde das lesende Vergnügen nur gestört, das Ganze unnötig schwerfällig gemacht. Dagegen sehe ich wenig Stellen, an denen die Musik wirklich am Platze wäre und die Sache ihre Sphäre heben könnte.

Doch — vielleicht bin ich eben der Schwerfällige! Jedenfalls plaudert sich so etwas besser und ich darf das wohl, wenn ich den Winter nach B. komme? Wir können das Verschiedenste, etwa die Walpurgisnacht, ältre französische Operntexte u. drgl. dabei in die Hand nehmen.

Freund Reinthaler bitte ich herzlich zu grüßen und freue ich mich auf behagliche Tage in der Hanseaten-Stadt!

Sehr ergeben Ihr J. Brahms.

An Max Bruch.

München, 21. 7. 82.

. . . . Soeben erhalte ich hier Ihre beiden Briefe. Nehmen Sie meinen innigsten Dank dafür, für den warmen Ton, der aus ihnen spricht, für die Rückhaltlosigkeit Ihres Vertrauens, das mich besonders beglückt, für die schöne Aussicht, die Sie mir mit der Dauer Ihrer Freundschaft erwecken! Brauche ich Ihnen noch zu versichern, in wie kostbarem Gedenken mir Ihre Anwesenheit in Bremen und die gemeinsame Durchberatung des Achill-Planes steht? Zwar war ich körperlich und geistig nicht so frei, wie ich gewünscht, aber ich gewann sofort den Eindruck, daß mit Ihnen eine neue Persönlichkeit in meine Kreise getreten sei, mit der man

auch im Gespräch das Höchste und Tiefste berühren konnte, ohne es immer nur für sich in den Stunden des Schaffens zu bewältigen. Auch unter den Künstlern sind solche Naturen selten! In Bremen fehlt mir ein derartiger mich zugleich anregender und fördernder Einfluß fast ganz, so gute, liebe und bedeutende Menschen dort auch sind. Es ist zwar auch nicht das Echte, immer auf dem Kothurn einherzuschreiten, aber Sie vermögen es, von dem leichtesten Gespräch auf die größten Ideale des Lebens und der Kunst ohne Zwang hinüberzugehen, die Ihre eigentliche Welt, wie die meine, sind. Diese Erfahrung hat mir besonders wohlgetan! Daß Sie, als der Ältere und Überlegenere, selbst diesem Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit einen so herzlichen Ausdruck verliehen haben, dafür drücke ich Ihnen noch besonders die Hand. — Anfangs nächster Woche gehe ich auf einige Tage nach Kiefersfelden bei Kufstein zu Herrn Arno Kleffel, für den ich den Text einer fein-komischen Oper schreibe. Es ist ein reizender, etwas pikanter Stoff, aber die Jacke sitzt mir doch etwas eng, und ich sehne mich geradezu nach einer größeren, reineren und poetischen Welt. Dietrich ist in voller, glücklicher Arbeit bei dem „Sonntagskinde".

Adieu für heute! Empfehlen Sie mich herzlich Ihrer verehrten Frau! Ich bleibe der Ihrige in ganzer Ergebenheit. . . . .

Bremen, 17. 11. 82.

. . . . Die Monologszene des Achill habe ich neu bearbeitet und füge sie bei. Ist sie so recht? Ich nahm dabei an, daß der Eingang, an dem Sie nichts monierten, bleiben solle wie er ist. In der Tat ist ein begeisterter, kriegerischer Ausbruch hier um so mehr am Platze, als die Teilnahme Achills am Paean nach Ihrem jetzigen Entschluß fortfällt. Sehr möchte ich Ihnen nun aber empfehlen, in dem Duett mit der Mutter auf einem abermaligen furor bellicosus nicht zu bestehen, sondern an demselben möglichst nicht zu rütteln. Denn einmal glaube ich, daß der kriegerische Zug des Helden jetzt genügend hervorgehoben ist, zumal doch auch der große Kampf mit dem Hektor so anschaulich wirkt, als sähe man beide in Aktion und den Achill als Sieger.

Sie haben freilich ganz Recht, die Antwort des Achill auf die letzten Worte der Mutter so in Prosa zu umschreiben, wie Sie es tun. Aber, wenn die Szene poesievoll verstanden wird: liegt nicht darin, daß er der Mutter nachgibt und (mit einem wehmütigen Lächeln) ihren Mangel an Logik völlig ignoriert, nur um ihrem Herzen keinen Stoß zu geben, ein rührend kindlicher Zug? Ist uns allen nicht einmal der Moment gekommen, wo wir, sei es über eine religiöse Frage oder was sonst, ganz ähnlich antworten mußten? Auch Thetis müßte ja wissen, daß die Waffen des Hephaestos den Götterspruch nicht wenden können — aber sie erbittet sie doch! In dieser Szene sprechen Kind und Mutter, und so möge der Schlachtengott schlafen. Wollen Sie ihn aber doch wecken — so stehe ich zur Verfügung.

Die Andromache, sobald ich den letzten Teil in Abschrift habe. Aus meinen Konzepten ergibt sich die endgültige Version nicht.

Und nun den schönsten Gruß zum Schluß! Es ist mir immer aufs neue eine große, edle Freude, mit Ihnen gemeinschaftlich arbeiten zu dürfen, und ich danke Ihnen manche schöne Stunde! Auch sonst bin ich frei, arbeitskräftig und glücklich und alles geht mir leicht von der Hand. . . . .

Bremen, 2. 6. 83.

. . . . Selbstredend bin ich zu dem Rendezvous in Hannover nicht nur bereit — nein, ich brenne darauf und ermögliche mein Kommen auf alle Fälle. Wie sehr hoffe ich Gutes von Ihnen und Ihrer amerikanischen Reise zu hören und wie freue ich mich der Aussicht, auch Ihre Frau kennen zu lernen!

Ich habe alle möglichen Pläne und nach tüchtigem Arbeiten in der Wintersaison wohl auch das Recht mich auszuspannen. Eine neue Oratoriendichtung „Constantin“[1]) ist fertig geworden und nicht übel geraten. Die „Malteser“ gewinnen Anhang und werden es hoffentlich recht, wenn sie an die Öffentlichkeit dringen — bis jetzt sind sie mit Fleiß noch zurückgehalten; erst nach der Meininger

[1]) Von Georg Vierling komponiert.

Aufführung soll die Generalversendung stattfinden. Inzwischen hat mir auch der zweite Band der Dramaturgie in Deutschland, zum Teil sogar in englischen und französischen Journalen einen geachteten Namen verschafft und bei allen, denen diese Dinge nicht gänzlich fremd sind, fange ich, scheint's, an ein bekannter Mann zu werden. Aber was soll das? Was hat das liebe Ich mit der Sache zu tun, der man dient! Nehmen Sie es nicht als Eitelkeit. Es ist nur die Freude, daß sich das Wirkungsfeld erweitert.

Die Skizze Ihres Lebens und Schaffens habe ich dem Verleger in Cöln geschickt, der sie demnächst publizieren wird. Obwohl mir derlei Arbeiten sonst nicht günstig liegen, hoffe ich doch, meiner Sache voll, das Richtige auf rechte Art gesagt zu haben. Adieu für heute! Auf fröhliches Wiedersehen!

Immer der Ihre.

Bremen, 2. 2. 85.

. . . . Vorgestern hat der Gerold nun auch hier eine sehr glänzende Aufnahme gefunden. Leipzig folgt. Übrigens ist es nicht dies Stück, das mich wesentlich okkupiert — ich schreibe ein neues, bin überdies mit einer neuen musikalischen Dichtung beauftragt und ordne die Vorarbeiten zu meiner Dramaturgie der Oper. Sie mögen daraus entnehmen, wie viel Grund ich zu seufzen habe.

Trotz allem möchte ich Ihnen so rasch wie möglich zeigen, daß es mir an dem besten Willen auf Ihre Änderungsvorschläge einzugehen, weder jetzt noch vordem gefehlt hat. Einige Kleinigkeiten seien darum sofort erledigt:

Also: Statt „Heim zu der Phthia gesegnetem Strand" sagen wir besser: „Fern zu der Heimat gesegnetem Strand", oder „Hin zu der Heimat ꝛc.", oder „Weit zu der Heimat gesegnetem Strand." . . . .

In der ersten Szene des Achill läßt sich ein Fragezeichen beseitigen. Man könnte sagen:

O Streit mir im Busen,
ende, ende!

Das übrige bitte ich zu lassen wie es ist.

In der Leichenfeier möchte ich jedoch kein Wort geändert wissen. Sie ist ein fließendes Ganze, in dem, wenigstens für mein rhythmisches und Klanggefühl jede Silbe an ihrem Platz steht.

Die Andromachen-Szene werde ich möglichst mit Beibehaltung Ihrer Handhaben umschaffen. Ganz wird sich Ihr Wunsch nicht erfüllen lassen. Einen allzudramatischen Vorgang möchte ich in einem Werk vermeiden, das die Mischung des Epischen mit dem Dramatischen sonst, wie mir scheint, gerade bis zur Grenze und darum richtig vorgenommen hat. —

Aus eben diesem Grunde verabscheue ich auch, wie Sie richtig vermuten, am meisten das ungehörige Wort „Szenen", gebe Ihnen auch darin Recht, daß irgend ein Wort dem Titel zu folgen hat. Warum aber nicht einfach: „Achilleus", Dichtung von H. B. usw.!? Das würde gewiß allen vollkommen Genüge tun. Der Zusatz „nach Homers Ilias" wäre mir schon widrig; meine Arbeit erscheint mir zu winzig, auch schon neben dem Namen dieses Wunderwerks, und ich möchte beim Beschauen des Titels nicht gern schamrot werden. Die Kundigen wissen ja ohnedies Bescheid. Meine bescheidene Form mit dem antiken Geist zu erfüllen, es ist Ihres Amtes und Sie werden es bis zum letzten wundervoll tun — ich aber möchte den Geist des Iliassängers nicht erzürnen. Lassen wir es also, ich bitte herzlich, dabei. . . . .

Bremen, 10. 4. 88.

. . . . Ich habe Ihrem Plan, den Sie meinen Händen anzuvertrauen die Güte hatten, sofort nachgedacht, und mich nach kurzer Überlegung entschlossen, ihn, wie Sie wünschen, auszuführen. Daß mich die Freude und Ehre, abermals mit Ihnen gemeinschaftlich zu arbeiten, dabei lockt, brauche ich Ihnen dabei nicht zu sagen, und dies Gefühl überwand auch schließlich das entgegenstehende, daß ich auch diesmal auf einem Grunde zu pflanzen gezwungen bin, den ein anderer vor mir schon beackert. Indessen gestehen Sie mir ja selbst das Recht zu, nach Maßgabe Ihres Planes, der mir sehr gut scheint, durchaus selbständig zu verfahren, und ich hoffe, es soll mir leicht und schnell gelingen.

Zwei Fragen schon jetzt: 1. Haben Sie Normans Gesang bereits komponiert? und 2. denken Sie sich die Vorgeschichte des „Feuerkreuzes" als nur gedrucktes Vorwort, oder haben Sie auch die mir auftauchende Möglichkeit erwogen, dasselbe balladenartig komponiert, sei es vom Chor oder Solo (Bardengesang) vorauszuschicken? Habe ich darüber Klarheit, dann lege ich mich eilig ins Zeug, denn eine Arbeit dieser Art ist mir gerade jetzt aus allerlei Gründen sehr erwünscht.

Herzlichen Dank auch für die liebenswürdigen Worte, mit der Sie auf Ihre Ausführungen zu meiner Opern-Dramaturgie zurückkommen. Ich habe mich derselben und Ihres lebhaften Anteils an meinem neuen Werke damals von ganzem Herzen gefreut, aber Sie vermuten ganz richtig, daß mir eine schriftliche Erörterung der Meinungen, in denen wir voneinander abweichen, nicht recht tunlich schien, zumal darum, weil ich mit den meinigen, die ich sorgfältig erwogen soeben niedergelegt, wenigstens für die erste Zeit zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein glaube. Aber mit welchem Vergnügen würde ich im Ratskeller oder wo es sonst ist beim Glase Wein im Gespräch mit Ihnen alles Für oder Wider noch einmal erörtern! . . . .

Bremen, 21. 4. 88.

. . . . Aus Ihrem Schreiben ersehe ich zu meiner großen Freude, daß ich mit meinem Gedicht fast in allen Teilen das richtige getroffen habe. Möchten Sie sich nun auch noch überzeugen, daß ich es auch mit Normans Gesang und gerade mit diesem getan — denn wenn ich je und irgendwo Recht habe, dann ist es hier. Ich muß Ihnen ja beipflichten, daß Walter Scott die Empfindungen des Läufers hat zum Ausdruck bringen wollen, aber dazu gestatte ich mir zu bemerken:

1. daß zwischen dem reflektiven Inhalt der Worte und der Hast des Läufers ein ästhetischer Widerspruch besteht, den Scott dadurch noch besonders auffällig gemacht hat, daß er die Liedform wählte, die immer eine gewisse Abklärung und lyrische Ausbreitung der Gefühle, also Ruhe, naturgemäß voraussetzt;

2. daß dieser Widerspruch, im Epos immerhin noch erträglich, in einem dramatischen Werk, einerlei ob Oper oder Kantate, vollends kraß wird, nun gar einem Publikum gegenüber, das von der symbolisierenden Mission der Kunst keine Vorstellung hat und sich nur kurzweg sagt, daß der stürmisch Gehetzte jedenfalls keine Zeit hat, solche Empfindungen zu verkünden, gesetzt einmal, sie wären in seiner Situation möglich;

3. daß Schuberts Beispiel mir nicht zu verfangen scheint, da er doch eben nur eine Romanze und keine dramatische Szene komponiert hat, schwerlich auch der Rhythmus seines Liedes den Lauf markieren soll, da andernfalls der noch unruhigere und energischere Rhythmus in seinem „Lied des gefangenen Jägers" garnicht zu denken wäre — wenn nicht, wie ich glaube, dem Meister dabei unbestimmt etwas Schottisch-Lokales vorgeschwebt hat;

4. daß, wenn auch die Vorgänger recht hätten, was sie in Bezug auf unsere Frage teils nicht haben, teils nicht prätendieren, so doch ihre Gründe uns nicht zwingen könnten, die mit dem großtmöglichen Nachdruck für den Norman eine ruhige Nummer gerade an dieser Stelle verlangen. . . . .

Bremen, 7. 5. 88.

. . . . Wie freut es mich zu hören, daß Sie schon mitten in der Arbeit sind und wie begierig bin ich auf das vollendete Werk, an dessen Gelingen ich selbstredend immer noch mitzuarbeiten habe, freudig bereit, Ihre Wünsche zu verstehen und Ihre Vorschläge zu erwägen. Daß ich noch ein besonderes Schutzrecht für mein bescheidenes Poem bedürfen sollte, macht mich fast lächeln; aber Sie haben ganz Recht, ich danke Ihnen für Ihre Umsicht und bitte mir seinerzeit von dem Verleger die Befugnis der späteren Veröffentlichung in den „opera omnia" vorbehalten zu lassen.

„Nala" schicke ich zurück. Es ist voll Poesie und die Szene, die Sie nennen,[1]) ist wundervoll. Aber das Ganze entbehrt mir denn doch des Rückgrats und wenigstens ich würde mit dem Stoff zum dramatischen Zweck nichts zu beginnen wissen. Aber einen Leonidas habe ich noch liegen, und der harrt Ihrem Ruf

[1]) „Im Hain der Büßer".

wie der Auferstehungsposaune entgegen. Kein anderer bekommt ihn, denn Ihres Blutes ist er und Ihnen gehört er zu. Es ist nur eine einzige Szene (Bariton mit Chor und Orchester) aber voll des reichsten Wechsels der Stimmung und in jedem Takt musikalisch. Schon habe ich manche Anfechtung seinetwegen zu bestehen gehabt, aber ich warte, bis der rechte Meister naht, und der soll ihn um ein Billiges haben. Das Ganze würde etwa eine halbe Stunde dauern und eine der willkommensten Chorkonzertnummern werden können. . . . .

Bremen, 21. 6. 88.

. . . . Hier ist die Kantate,[1]) werter Freund, die nicht eben leicht zu gestalten war. Aber Sie werden unschwer die musikalischen Elemente und Kontraste schon in der ersten großen Szene der Damajanti erkennen — die zweite Hälfte trägt den Ton von Haus aus in sich. Das Verschwinden des Büßerhains habe ich wohlweislich fortgelassen; in dem Schwunge der Prophezeihung und Damajantis hoffendem Aufschwung mußte das Werk zu Ende gehen. . . . .

Bremen, 28. 8. 88.

. . . . Sofort nach meiner vorgestern erfolgten Rückkehr von der Reise habe ich Ihre Fragen und Wünsche ernstlich erwogen, ohne doch die Schlacht anders gestalten zu können, als ich es getan. Nur Ihrem Verlangen nach innigen Ausrufen der Liebenden vor dem eigentlichen Zwiegesang konnte ich selbstredend leicht willfahren, und da schlage ich nun nach dem Kriegerchor „Held Norman hat den Feind vertilgt — im Morgenrot" folgendes vor:

Norman: Geliebte!
Mary: Norman!
Norman: Holdeste Braut!
Mary: Hör' ich der süßen Stimme Laut?
Norman: Dein Bräutigam weckt Dich.
Mary: Der Morgen kam!
Norman: Dahin das Trauern, dahin der Gram!
Mary: Bist Du wieder mir gegeben? usw.

[1]) „Damajanti" (nach der indischen Dichtung „Nala und Damajanti").

Alles übrige wird so bleiben müssen, wie es ist, und es wird sicherlich von der größten Wirkung sein. Die musikalische Gestaltung ist freilich nicht leicht, aber desto ehrenvoller Ihr Sieg über den hier der Natur der Sache nach spröderen Stoff. Machen Sie es wie mit dem Wettlauf Achills und Hektors, vor dem Sie sich auch scheuten, und der schließlich die Krone des ganzen Achilleus geworden ist. —

Noch eine kurze Bemerkung zum Titel. Wir sagen, glaube ich, besser statt „nach Motiven" „nach einem Motiv" aus Walter Scotts „Lady of the lake"; das bezeichnet die Anlehnung hinlänglich und gibt dem englischen Dichter nicht mehr als ihm in diesem Falle zu Recht gebührt. . . . .

An Albert Dietrich.

Bremen, 20. 11. 80.

. . . . Ich richte Shakespeares „Cymbelin" für die Bühne ein und frage nun in aller Eile, ob Sie geneigt sind, eine Musik dazu zu schreiben, je mehr, desto besser, jedenfalls das Todtenlied (Vierter Akt), eine Begleitung zu der Nachtszene in Imogen's Schlafgemach, womöglich auch eine Introduktion. Die Aufführung in dieser Saison ist garantiert. . . . . Daß mich Ihre Mitwirkung an dem Werke überglücklich machen würde, mögen Sie bei der warmen Sympathie und Verehrung, die ich für Ihre künstlerische Eigenart hege, denken. Glückt es hier, wie ich nicht zweifle, dann folgt Oldenburg voraussichtlich doch nach! . . . .

Bremen, 22. 11. 80.

. . . . Ihre Zusage hat mich außerordentlich erfreut. . . . . Vielleicht richten Sie Ihr Augenmerk zunächst auf die Todten-

klage (pag. 408), in der Sie ganz nach Gefallen kürzen können. Vielleicht sind die wundervollen Schlußzeilen „Reife still zur Seligkeit" zu antizipieren und am Ende zu wiederholen? Da die Stimmen Knabenjünglingen angehören, dürfte Tenor und Alt die richtige Mischung sein. Das zunächst Wichtigste ist die Nachtszene, die durch und durch musikalisch empfunden ist. Meiner (unmaßgeblichen) Meinung nach beginnt mit Imogen's Einschlummern (pag. 347) die Musik, die Jachimos' Worte melodramatisch begleitet bis „Doch mein Vorsatz!" Hier, wo die kalte Reflexion und die Bosheit die schwüle sinnliche Beklommenheit verdrängt, setzt sie aus und tritt gegen das Ende wieder ein „Rasch, Drachen ihr der Nacht!" Alles dies ohne vorgreifen zu wollen. Eine Introduktion darf auch nicht fehlen, kurz, ich finde, das Werk giebt die verschwenderischste Anregung. Eine Übereilung würde nicht nötig sein. Die erste Aufführung ist zwar für den ersten Festtag geplant, wird aber besser bis zur ersten Januarwoche vertagt. . . . .

Bremen, 18. 12. 80.

. . . . Die Rolle ist angelangt. Nach eiliger Durchsicht der Komposition am Klavier (ich war sehr neugierig), wobei sie mir ganz vortrefflich schien, schickte ich sie an Pohl. Die Proben sind in vollem Gange.

Zwei Fragen nur:

1. nach dem Grablied sollte der Vorhang fallen und die Musik fortdauern. Ist es möglich, das Orchester seine Partie ohne Gesang spielen zu lassen?

2. am Schluß der Nachtszene ist ein ganz kurzer musikalischer Schluß notwendig; vielleicht nur ein Akkord. Es ist der Bühnenwirkung wegen. Was musikalisch begonnen, muß auch so enden. Das darf wohl hinzugefügt werden? . . . .

Ich habe die innigste Freude über dies unser Zusammenwirken und hoffe den besten Erfolg.

Der Rest wird sehnsüchtig erwartet! . . . .

Bremen, 1. 3. 81.

. . . . Ich erhalte soeben die Aufforderung, in Oldenburg einen öffentlichen Vortrag zu halten. An sich bin ich ganz gerne zu dieser Gefälligkeit bereit, erbitte mir aber vorher Ihren Rat. Kann ich auf das Publikum der ersten, d. h. der gebildetsten Kreise rechnen? Nur vor einem solchen würden die Themata, die ich behandle, angebracht sein.

NB. Ich spreche ohne allen gelehrten Ballast, für die Gebildeten allgemein verständlich, aber doch auch nur für diese. Auf die Teilnahme der Damen würde ich stark rechnen. Würden Sie mir dies bejahen können, so komme ich gern. . . . .

Die Textfrage wird für mich nun brennend. Steht das Sujet in ganz allgemeinen Zügen nur erst fest, dann ist die Ausführung Sache allerkürzester Zeit. Was meinen Sie zum „Wilden Jäger" oder zu dem Stoff des Hauff'schen „Das kalte Herz"? Besonders in diesem letzten, dessen Einkleidung durchaus von der Erzählung abweichen könnte und müßte, steckt ein wundervoller, echt deutscher und echt musikalischer Kern. Stimmen Sie ein, dann gehe ich sofort an die Arbeit. . . . .

Oberstdorf, 30. 7. 81.

. . . . Was werden Sie denken und sagen, daß ich Ihnen immer noch das versprochene Libretto nicht geschickt? Und doch habe ich gar nicht aufgehört, mich mit dem Plane zu beschäftigen, dessen Realisierung nur darum keine so einfache ist, weil ich gerade Ihrer musikalischen Natur, soweit ich sie zu kennen glaube, nach Möglichkeit entgegenkommen möchte. Es handelt sich also nicht um ein beliebiges Textbuch, sondern um eins, das mir alles erfüllt, was gerade Ihrer Kunst mühelos die Zunge löst. Nur diese Sorge, das Richtige zu treffen, ist der Grund meines Schwankens und Zauderns. Ich möchte um alles nicht, daß Sie nicht mehr auf mich rechneten, denn ich versichere Sie, daß es eine der schönsten mir zugefallenen Aufgaben ist, gerade mit Ihnen künstlerisch tätig zu sein. Haben Sie nicht selbst einen Stoff im Auge? In diesem Falle bitte ich um einen direkten Hinweis. Die Ausführung pflegt bei mir Sache weniger Tage oder Wochen zu sein. . . . .

Bremen, 15. 9. 81.

. . . . Was sagen Sie zu der Einlage? Geht es nicht plötzlich auf Sturmesflügeln vorwärts? Möglich, daß auch der dritte Akt des „Sonntagskindes" schon in allernächster Zeit fertig wird. Er bringt eine feierliche Sitzung in der Königsburg, die Kronenwahl des catalonischen Fürsten, der natürlich wie alle anderen scheitert, den Gang des Helden zum Tode, die stürmische Intervention aller Fahrenden und des Volkes zu seinen Gunsten und die vorauszusehende Lösung: Er ist der Reine, der die Krone haben darf — als Alles sich schon in Wohlgefallen auflöst, erscheint der verspätete Balthasar mit seinem sonderbaren Fange; ein frischfröhliches Ensemble schließt das Ganze. Trotz und wegen dieser Andeutungen spräche ich Sie herzlich gern recht bald. . . . . Lassen Sie mich darum freundlichst wissen, ob es Ihnen möglich ist, zu mir zu kommen — wo nicht, so richte ich mich auf einen Besuch bei Ihnen ein. Von dem Vorhandensein meines berühmten Fremdenzimmers sind Sie ja genugsam unterrichtet.

Wahrhaft begierig bin ich, wie Ihnen der zweite Akt gefällt. Die große Szene der Liebenden scheint mir poetisch wie musikalisch, wenn ich das sagen darf, außerordentlich glücklich und, nach meinem Dafürhalten, gerade für Sie wie geschaffen. . . . .

Bremen, 22. 2. 82.

. . . . Mich beschäftigt gerade jetzt eine Angelegenheit, die ich als für mich sehr wichtig erachte, und die ich Ihnen mitteilen muß: ich wünsche den neuen Operntext, unser „Sonntagskind", drucken zu lassen und an die namhaftesten Autoren und Komponisten in Deutschland und Österreich zu versenden, selbstredend ohne Nennung ihres Namens und ohne Einfluß auf Ihr Anrecht auf das für Sie geschriebene und bei Ihnen in den allerbesten Händen geborgene Libretto. Mein Gedanke ist aber dieser: mit den Erfolgen des Käthchen, das nun demnächst auch in Dresden zur Aufführung kommt, ist mein Name bekannt geworden und es muß mir daran gelegen sein, die gewonnene günstige Meinung zu befestigen. Dazu ist der neue Text, den ich entschieden höher als meine Käthchen-Behandlung stelle, wie mir scheint, vortrefflich

geeignet. Ich würde ihm einen Avis vordrucken lassen, daß diejenigen, die ihn zur Komposition zu erwerben wünschen, sich an meine Adresse wenden mögen — erfolgt eine Annahme, so würde die Antwort selbstredend lauten, der Text habe bereits seinen Komponisten gefunden — aber ich glaube auf diese Weise mit Musikern Fühlung behalten und vielleicht zu neuer Textdichtung Anregung und Auftrag erhalten zu können. Augenblicklich verhandle ich über einen Oratorien- resp. Cantatentext mit Bruch — sub rosa natürlich. . . . .

Ich bitte recht schön, mir in meinem Plan beipflichten zu wollen und mir den Text zum Druck zu schicken. Einen genaueren Kostenüberschlag könnte ich mir vor der Inangriffnahme noch erwirken. Die neue Dichtung wird mir immer lieber und ich habe die — vielleicht sanguinische — Hoffnung, mit Ihrer Veröffentlichung im engeren Kreis nicht nur mir ein gutes Zeugnis auszustellen, sondern auch für die durch Sie erst zu schaffende Oper eine günstige Vorstimmung zu erwecken. Vielleicht schreibe ich nie einen so guten, poetischen und musikalischen Text wieder. . . . .

Oberstdorf, 15. 8. 82.

. . . . Das ist ja herrlich, daß Sie von meinen Gedichten komponiert haben und gerade diejenigen, die ich selbst immer für musikalisch gehalten und deren Komposition ich mir so lebhaft gewünscht habe! Überbegierig bin ich, sie kennen zu lernen! Hier sind sogleich auch die Überschriften, die freilich, wie es ja fast immer geht, den Inhalt nicht erschöpfen noch präzis bezeichnen, die aber für die musikalische Veröffentlichung durchaus notwendig sind. Vielleicht empfehlen sich folgende:

1. Abschied. (Es sollte der letzte Tag 2c.)
2. Waldruhe. (Dort wo die Linde 2c.)
3. O sei mir hold.
4. Dein! (Nun ist ein jeder Nerv 2c.)

Wie beglückend ist auch die Nachricht von der Annahme Ihres „Robin“ in Leipzig! Das sind lauter gute Auspizien für unser „Sonntagskind“, dessen ersten Akt ich in Bremen sehnsüchtig zu hören hoffe.

Bremen, 1. 4. 86.

. . . . Frau Hedwig wird Dir gesagt haben — wozu ich in dem Drang der Ereignisse nicht so ruhig gekommen bin, wie ich gewünscht hätte — wie sehr, ja mit gesteigertem Behagen und Entzücken ich das „Sonntagskind", d. h. Deine Musik, auch bei der zweiten Aufführung genossen habe, und daß ich Dir für jede Änderung, die Du etwa wünschen solltest, wie es sich von selbst versteht, ganz zur Verfügung stehe. Sollte ich meiner Freude über die vielen unvergleichlichen Schönheiten der Komposition hier nicht den lebhaftesten Ausdruck verliehen haben (wie es mir selbst scheinen will), so wolle berücksichtigen, daß es meine Art ist, mich in Bezug auf mein eigenes Schaffen stets, sobald es an die Öffentlichkeit tritt, kritisch zu mir selbst zu stellen und den Ursachen eines etwaigen Versagens erwarteter Wirkungen nachzuspüren. So werde ich es auch bei dem „Sonntagskind" gemacht haben — nicht anders wie nach der ersten Aufführung der „neuen Welt", wo Ihr mich im Ratskeller alsbald mit dem Gedanken beschäftigt fandet, den ganzen fünften Akt zu tilgen, wozu mein künstlerisches Gewissen immer noch: leider! sagt. . . . .

An Richard Heuberger.

Bremen, 15. 3. 86.

Hochgeehrter Herr! Ich will nicht zaudern, Ihr Schreiben, das mich erfreut, und ehrt, sofort zu beantworten, obschon ich in einer Fülle von Arbeiten stecke und Ihnen keine bestimmte Aussicht auf die Erfüllung Ihres gütigst geäußerten Wunsches erwecken kann. Trotzdem bitte ich Sie, mich wissen zu lassen, ob Sie bereits einem bestimmten Stoffe Ihre Aufmerksamkeit und

Liebe zugewandt — es ließe sich dann eher weiter spüren und ich selbst wäre froh, nach dem schweren Geschütz einiger Tragödien wieder so leicht und beglückend beschäftigt zu sein wie zur Zeit der Entstehung der beifolgenden kleinen Dichtung, die in der Komposition von Albert Dietrich am nächsten Sonntag hier zum erstenmale über die Bretter geht. Teilen Sie mir freundlichst mit, ob ihr Ton Sie verwandt und sympatisch berührt. Als Zusage betrachten Sie es trotzdem, wie ich bitten darf, nicht. Denn mehr noch als von der Zeit bin ich in musikalischen Dingen von der Stimmung und dem festen Glauben an die Komponibilität (ein böses Wort) des Gedichtes abhängig und zur Zeit ist es mir wahrscheinlich, daß ein anderer (Dramen-) Stoff mich bald wieder ausschließlich in Anspruch nehmen wird. . . .

Genehmigen Sie inzwischen, verehrter Herr, den Ausdruck vorzüglichster Hochachtung Ihres ergebenen

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 1. 4. 86.

. . . . Dank für die freundlichen und ehrenvollen Worte, die Sie mir aufs neue schenken und die Versicherung, daß es nach der genußreichen Durchsicht Ihres „Liederreigens" und all dem Guten, was ich über Ihre „Neujahrsnacht" höre, eine Freude für mich sein würde, Ihren Wünschen entsprechen zu können. Nur erkläre ich wieder und wieder, daß ich eine feste Zusage noch nicht gebe und geben kann. Glauben Sie aber an meinen ernstlichen Willen Ihren Plänen nahezutreten und erblicken Sie denselben freundlichst auch in der Übersendung der beiden Dichtungen, die ich diesem Schreiben beifüge und von denen der „Leonidas", den ich für äußerst komponibel halte, vielleicht mehr als der „Paulus" den musikalischen Quell in Ihnen wecken wird. Wo nicht, so erbitte ich ihn mir zurück — den „Paulus" aber behalten Sie gütigst wie das Sonntagskind.

Was nun Ihre Vorschläge betrifft, so werde ich mich mit (Gozzis) „lautem Geheimnis", das mir fast aus der Erinnerung geschwunden ist, noch heute beschäftigen. Inzwischen erbitte ich mir aber auch Ihr Szenarium des „Lichtenstein", der mich selbst

einmal gelockt hat. Den „Jenatsch“ möchte ich Ihnen durchaus widerraten, glaube auch, daß, je mehr Sie sich mit ihm beschäftigen würden, Ihnen der Unterschied des Epischen und Dramatischen gerade an ihm auffallend klar werden würde — auffallend, weil er selbst als Roman schon das Äußerste in Bezug auf die Kontinuierlichkeit der inneren und äußeren Handlung wagt, den Faden beständig zerreißt und den Helden nur zu Zeiten so grell beleuchtet, daß wir — nach schärferem Hinsehen — in der Tat in den verschiedenen Gewändern und Lebenslagen denselben Mann wiedererkennen. Ich verkenne seine Herrlichkeiten nicht, liebe Konrad Ferdinand Meyer über die Maßen und halte seinen „Heiligen“ für ein Meisterwerk ersten Ranges, aber ein Dramatiker, auch ein erzählender Dramatiker ist er nicht, will es auch nicht sein, trotz einiger markanter und blendender Situationen, in denen er die Seele und das Leben seiner Stoffe gleichsam symbolisch aufzufangen versteht. — Auch der „Sardanapal“ ist wie alle Byronschen Tragödien, ein dramatisches Irrlicht (ich nehme weder den Manfred aus noch den Marino Falieri, an dem zugleich mit dem Riesen Byron zwanzig kleinere Geister gescheitert sind), die „Turandot“ aber erscheint mir bedenklich, weil dem Stoffe und dem chinesischen Kostüm gemäß eine rechte Maskenoper aus ihr werden würde, die weder im Ernst noch im Scherz die Hörer plausibel berühren würde. Unsereins wird freilich von dieser graziösen romantischen Ironie oft künstlerisch berührt, aber das große Publikum weiß damit nicht aus noch ein. Beim „Sommernachtstraum“ wird es erst während der Rüpelkomödie warm, Grillparzers „Traum ein Leben“ gafft es fast ratlos an, und Schillers Bearbeitung der Turandot hat seit ihrem ersten Erscheinen trotz der imponierenden Wucht eines so großen Namens weder Glück noch Stern gehabt. Fassen Sie diese Bedenken vorwiegend als praktische auf. Ich möchte Ihnen mit dem Text auch eine gewisse Garantie des äußeren Erfolges geben. . . . .

Bremen, 11. 4. 86.

. . . . Mit dem „lauten Geheimnis“ habe ich mich nunmehr beschäftigt und bin — wie ich ehrlich sagen kann: zu meinem

herzlichen Bedauern — zu der Überzeugung gelangt, daß wenigstens ich für die Umwandlung gerade dieses Stoffes in eine Operndichtung nicht der geeignete Mann bin. Ich habe kein Vertrauen zu ihm. Nicht als verkennte ich die Grazie der Dichtung und ihre spezifische „Komödienwirkung", aber selbst die weitestgehenden und nebenbei durchaus notwendigeu Änderungen würden ihre Situationen für mein Gefühl nicht musikalisch, ihre Handlung nicht musikdramatisch machen, ganz abgesehen davon, daß es ihr an starken Kontrasten fehlt. Ich habe einmal die Pantomime den Prüfstein für das Opernhafte oder Musikdramatische genannt und bitte Sie, die ganze erste Szenenreihe des „Don Juan" bis zur Ankunft der Elvira, oder auch weiter, daraufhin anzusehen. Der Sohn der fremdesten Nation würde sie beim ersten Hören und Sehen verstehen, ohne daß er ein Wort deutsch oder italienisch zu kennen brauchte. Ohne Kommentar ist alles sinnfällig. Und so geht es mit allen großen Operntypen. Denken Sie an den Tannhäuser und vergleichen Sie beispielsweise den Lohengrin damit, der, obwohl als Ganzes künstlerisch noch reifer, doch mit zuviel Exposition, Geschichtsdetail und kleinem Aufkläricht belastet ist, das (wie Ortruds letzte Enthüllungen) den musikalisch dramatischen Sinn unberührt läßt. Daran krankt nun aber das „laute Geheimnis", abgesehen von allem anderen. Es arbeitet mit viel zu dünnen Fäden, wendet sich in großen Portionen mehr an ein Interesse des Verstandes als des Herzens und ist doch in seiner Intrigue nicht derart fesselnd, daß es wie manche der Auberschen Opern das Publikum dadurch für sich zu gewinnen wüßte. Nun gibt es ja eine ganze Reihe zum Teil ganz meisterhafter Opernwerke, die mit einer weitläufigen Vorgeschichte, einem Komplott, kurz mit an sich unmusikalischen Motiven zu rechnen haben, aber die Weisheit der Komponisten oder der Textdichter beließ das Unmusikalische im Dialog, und vertraute im übrigen auf die Stärke der musikdramatischen Situationen, die dem Komponisten, sobald jenes erledigt war, dann Gelegenheit und Raum zu freiester Entfaltung seiner eigentlichen Kunst ließen. Ich denke an den Fidelio, den Freischütz, mit Einschränkung auch an den Wasserträger, obgleich in diesem auch wahrhaft musikdramatische Situationen

unkomponiert geblieben sind, an Auber und Lortzing. Blicken Sie aber auf das „laute Geheimnis", so würden, selbst wenn man zu dem Hülfsmittel des Dialogs oder eines seccoartigen Rezitativs griffe, die Situationen doch wieder nicht lohnend genug sein, um die Wahl des Sujets zu rechtfertigen. Einzelne musikalische Elemente bietet es unfraglich, aber nicht genug, um aus ihnen eine Oper zu schaffen.

Ich kann mich täuschen, geehrter Herr, aber ich mußte Ihnen meine Bedenken mitteilen. Die Versifikation würde mir ja ebensowenig Schwierigkeiten bereiten, wie die äußere Zustutzung des Buches zu einem Libretto — aber ich sorge für Ihren Erfolg, nicht für den meinen. Auch bitte ich Sie, meiner dramaturgischen Erfahrung zu trauen. Ich könnte Sie auf meine Dichtung des „Sonntagskindes" verweisen, das auch an dem Fehler einer umständlichen Exposition (Govenanz, die Krone ꝛc.) leidet; dafür ist sie aber andererseits durch und durch musikalisch (was das „laute Geheimnis" nicht ist) und hat man den liedartigen Erzählungen im ersten Akt aufmerksam gelauscht, ist man also über die Voraussetzungen unterrichtet, dann kann man sich den Situationen auch vollständig hingeben. Das ist bei dem Gozzischen Stück gleichfalls unmöglich. Weder Intrigue noch Situationen haben den nötigen hinlänglich starken Opernreiz. Wie so viele romanische Lustspielstoffe lockt auch dieser durch seine Anmut und spielerische Schalkhaftigkeit. Aber was uns im Wort wie Musik anmutet, würde, zu Musik umgeschaffen, wieder die Sehnsucht nach dem bloßen Wort wecken.

Ich scheide damit einstweilen von Ihnen, geehrter Herr, aber ich verspreche Ihnen (wenn ich darf), mich sobald ich einen geeigneten Ihrer Eigenart zusagenden Opernstoff gefunden zu haben glaube, Sie davon zu unterrichten. . . . .

Salzburg, 10. 8. 88.

Sehr werter Herr Heuberger! Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihren warmherzigen Brief! . . . Daß die selbstschaffenden Musiker und musikalischen Dramatiker und solche Männer, wie Sie, über meine Operndramaturgie so viel Gutes zu sagen wissen, macht

mich gegen das Schweigen einiger kritischer Matadore gleichgültig. Lortzing schätze und liebe ich gleich Ihnen — aber die einzelnen Kapitel der Dramaturgie bezeichnen so und so viel Stadien in der Entwickelung des Musikalisch-Dramatischen, Epochen — und darum konnte ich des trefflichen Mannes, der doch in den Gang der Musik- und Operngeschichte nicht eingegriffen, nur gelegentlich gedenken.

Mit den besten Grüßen

Ihr Heinr. Bulthaupt.

An Georg Schumann.

Bremen, 21. 9. 85.

Sehr werter Herr Schumann! Allerdings hat mir Frau von Holstein, meine verehrte Freundin, im Frühsommer die Frage vorgelegt, ob ich einen Stoff im Charakter von „Amor und Psyche" zur Komposition für Sie zu behandeln willens sei — das geschah aber so plötzlich und gelegentlich und wie mir schien unter der Eingebung eines Impulses, daß ich, zumal auf den Vorschlag nicht zurückgekommen wurde, ihn nach einer kurzen Korrespondenz aus dem Gedächtnis verlor. Ihre liebenswürdige Zuschrift zeigt mir nun, daß Sie allen Ernstes darauf rechnen, und so will ich Ihnen von Herzen gern wenigstens meine Bereitwilligkeit nochmals zu erkennen geben. Nur bin ich gewohnt, auch einen solchen Canevas für die Musik nicht als eine bloße Handwerksaufgabe, sondern als eine poetische Schöpfung zu betrachten, die sich, wie Sie als Künstler wissen, lieber Herr Schumann, ebensowenig wie eine Komposition kommandieren läßt. Sie müssen mir also schon Zeit lassen, den Plan fester und inniger ins Auge zu fassen.

Wie verständige ich mich aber am besten über Ihre musikalische Eigenart, Ihren Stil, Ihr Können, Ihre Wünsche? Können Sie mich mit einigen Ihrer Kompositionen bekannt machen? Könnten Sie wohl gar (was das Einfachste wäre) nach Bremen kommen, das nicht im äußersten Königreich Thule liegt und von Harzburg gar bequem erreichbar ist? Erwägen Sie das! Am Klavier und im Ratskeller, wo allerlei zierliche Geister, Eroten und Bacchanten, aus den Fässern steigen und auf den Simsen klettern, würden wir uns schon verständigen können. Nachdem ich so vielen reifen Meistern die musikalische Unterlage gegeben, würde es mich freuen und reizen, auch einmal mit der jüngsten Einem zum Olymp zu fahren — denn für Ihr großes Talent bürgt mir das Lob, das Ihnen allseitig gespendet wird. Geben Sie baldigen Bescheid Ihrem ergebensten

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 21. 10. 86.

Lieber Herr Schumann! Hier schicke ich Ihnen den Rest der Textdichtung, in welcher nur noch eine oder wenn Sie wollen zwei Nummern fehlen. Der Gang Psyches zur Unterwelt, für den ich noch ein schicklicheres Motiv als das etwas kleinliche des „Schönheitsbalsams" und seiner Folgen zu finden hoffe. Änderungen im einzelnen bleiben immer noch vorbehalten und den Namen Amor möchte ich durchgehends in den edleren griechischen Eros umwandeln — aber mit der Ökonomie und Disposition des Ganzen werden Sie, denke ich, einverstanden sein. Man hat bei solchen Dingen nicht nur zu erwägen, was auszuführen, sondern vor allem auch, was fortzulassen ist, um ein solches Werk den Konzertbedingungen möglichst anzupassen. Die musikalischen Qualitäten der Worte und Situationen sind sicherlich vorhanden und mit den drei Solisten reichen wir auch. Vielleicht wird Ihnen der reichliche Kontrast und die Fülle nicht nur lyrischer, sondern auch großer, fast tragischer Momente überraschend kommen — mir ist es selbst so ergangen. Bei Apulejus gibt sich das Ganze in dem zierlichen Umfang und mit der Süßigkeit einer Marzipantorte; ist man aber gezwungen, die Situationen nun gar musikalisch

auszuführen, dann machen sie ihre Rechte geltend. Ihre Wünsche und Bedenken bitte ich Sie, mir zu äußern.

Ich bin Ihr ergebener
Heinr. Bulthaupt.

Von Georg Schumann.

Leipzig, 22. 2. 88.

Verehrtester Herr Dr.! Als Zeichen der Fertigstellung unseres gemeinsamen Werkes erlaube ich mir Ihnen Textbücher und Klavierauszug zu übersenden und spreche an dieser Stelle nochmals meinen tiefgefühlten Dank aus für Ihre uneigennützige Bereitwilligkeit, mir einen Text zu schreiben. Hoffentlich finden Sie im Klavierauszug einige Stellen, die Ihnen Freude bereiten und die Versicherung geben, daß ich immer mit dem notwendigen Ernst bei der Sache war. Es machte Ihnen Vergnügen, wie Sie mir einst schrieben, auch einmal mit der jüngsten einem zum Olymp zu fahren, ich hing mich an Ihre Rockschöße und so ging es. Nun wollen wir hoffen, daß „Amor und Psyche" möglichst bekannt wird. . . . .

Nehmen Sie die Sendung gut auf und seien Sie gegrüßt von Ihrem dankbar ergebenen
Georg Schumann.

An Georg Schumann.

Bremen, 13. 1. 03.

Lieber Herr Professor! Sie wissen, daß es, seitdem ich Ihnen das „goldene Vließ" geschickt, meine Sorge war, Ihre Entschließungen in aller Ruhe ausreifen zu lassen, denn ich weiß, daß in solchen Dingen eine Übereilung schwer wiegt. Nun benachrichtigt mich Ihr liebenswürdiger Brief, daß Sie selber dem Projekt treu geblieben sind, und das ist das Beste, was ich wünschen kann, denn mein Vertrauen zu Ihnen ist das gleiche geblieben — von dieser Seite braucht Ihnen also eine Sorge nicht zu erwachsen, und jedenfalls wüßte ich keinen von denen, die sonst auf eine Dichtung zur Komposition von mir warten, dem ich sie so gerne und beruhigt übergäbe. Und auch die materiellen Bedingungen werden uns hoffentlich nicht trennen;

jedenfalls bitte ich Sie, mir Ihre Gegenwünsche offen mitzuteilen. . . . .

Daß es sich Ihnen lohnen wird, ist mir ganz zweifellos. Ihre günstige und erfolgreiche Stellung in Berlin gewährleistet die Aufführung am Königlichen Opernhause ja ohnehin, und das ist mehr, als viele Maëstri sich wünschen können. Können Sie sich bald entscheiden, so wäre mir das lieb. Auch diesmal bitte ich aber darum, die Sache nicht übers Knie zu brechen. Gehen Sie aber auch nicht zu zaghaft an die Prüfung Ihrer künstlerischen Gaben und lassen Sie nichts in Ihnen einrosten, was Sie zur Oper befähigt; Ihre lyrische Ader können und müssen Sie ja gerade auch da ergießen, und ich habe immer noch gefunden, daß die Musiker auf einem Gebiet, das sie sich erst erobern mußten, das Beste und Ungewöhnlichste schufen. Deß zum Zeugnis stehen die mit mir verbündeten Komponisten: außer Ihnen selber Reinthaler, Dietrich, Vierling, Bruch, Rubinstein, d'Albert. Mit herzlichem Gruß Ihr

Heinrich Bulthaupt.

Von Georg Vierling.

Neuenheim bei Heidelberg, 11. 7. 82.

Teuerster Freund! Ihre Andeutung, daß Sie Neuenheim nur auf sehr kurze Zeit berühren wollen, veranlaßt mich zu einem schwachen Versuch, ob ich Ihr Herz nicht erweichen kann, diesem „sehr" doch nur eine relative Bedeutung in bezug auf das mir gerade Wünschenswerte zuzugestehen. Dabei dürfen Sie mir glauben, daß mich nicht bloß egoistische Gründe beseelen, die ich nicht ableugne, denn ich habe doch Manches zu verhandeln, was mich sonst vielleicht zu einer Extratour nach Bremen

nötigen würde. Ich habe mir auch einige schöne Bummelpartien ausgedacht, besonders eine, wenigstens auf einen Tag, in die sonnige joviale, freundliche Pfalz mit ihren kühlen Kellern voll köstlichen Nasses, von der ich Ihnen besondere Befriedigung versprechen darf, wie es mir eine Wonne wäre, das einmal an der Seite einer gleichgesinnten Seele zu genießen.

Meinen Glückwunsch noch zu Ihren prächtigen Maltheſern. Es wäre närrisch, wenn die Frankfurter Aufführung gerade stattfände zur Zeit, wo mein Alarich in Mainz an die Reihe kommt. Dann könnten wir uns gegenseitig die Honneurs machen und vielleicht manch schönen Augenblick selbander genießen.

Zum Schluß nochmals: bitte, bitte, seien Sie nicht zu stiefmütterlich gegen das schöne Heidelberg und „holde Gewährung bringe Du mit!"

Herzlichst Ihr G. Vierling.

Heidelberg, Wiener Hof, 27. 4. 83.

Lieber, verehrter Freund! Ich bin tief gerührt durch die nun doch so rasch erfolgte Zustellung des Entwurfs. Für heute kann ich noch nicht viel erwidern, weil ich mit allen erdenklichen Allotriis behaftet bin, die mir noch nicht gestatten mich tiefer in die Sache zu versenken. Aber ich muß Ihnen wenigstens sagen, wie entzückt ich von der ganzen Anlage bin und daß ich mit Zuversicht hoffe, sofern ich das Leben behalte, mit diesem „Konstantin" nicht das Schwächste meines Oratorientrifoliums in die Welt zu schicken. Es ist alles so musikalisch wie poetisch gedacht, reich an Farbenwechsel wie an das Gemüt ergreifenden Szenen, schon dem ganzen Stoff nach hoch bedeutsam. Auf die Ausgestaltung und Gliederung, wie Sie sie entworfen, wäre ich allerdings nicht gekommen. Nun, das ist auch nicht meine Sache.

Möchten mir nur die andern Musen treu bleiben! — Einheit von Zeit und Ort ist mir wurscht. Die Abweichung von der Historie macht mir auch keine Kopfschmerzen. Die Introduktion ist ein so prächtiger Einfall, daß ich trotz der praktischen Mißstände, welche die Teilung der Stimmen in Doppelchöre gewöhnlich mit bringt, nicht darauf verzichten möchte.

Vor der Gefahr, daß das Folgende hierauf abgeschwächt erscheine, schützt hoffentlich der Wechsel der Farben. Immerhin empfinde ich im Hintergrund meines musikalischen Gewissens ein gewisses logisches Bedürfnis, daß wenigstens noch einmal ein Doppelchor vorkäme — und zwar im zweiten Teil, der ohnhin weniger reich bedacht scheint. Doch macht sich vieles oft noch ganz anders, wenn die Sache in Worten ausgeführt ist.

Wie gesagt, die Aufgabe ist eine herrliche und durch und durch musikalische und dafür soll Ihnen heute nur ein vorläufiger herzlicher Dank dargebracht werden. —

An Pschorr-artigen Instituten fehlt es auch hier nicht und der genius loci ist so heiter als feucht. Davon hoffe ich Sie im Sommer noch zu überzeugen. . . . .

Neuenheim bei Heidelberg, 21. 5. 83.

Verehrter Freund! . . . . Erlauben Sie mir zunächst ein paar prinzipielle Bemerkungen, haben Sie aber auch einiges Vertrauen zu meiner auf vielfache Erfahrung gegründeten direkten musikalischen Anschauung, wenn meine Gedankendarlegungen nicht Ihren vollen Beifall finden sollten.

Die erste Rücksicht, scheint mir, muß dem äußern Umfang des „Konstantin" gelten. Ihr müßten event. die schönsten Einzelnheiten weichen, wie dies beispielsweise beim „Alarich" der Fall war, von dem ich noch eine ganze Blumenlese unverwendeter Verse im Besitz habe. Nur soviel mehr accreditierte Komponisten, wie Brahms und Bruch, dürfen hierin vielleicht etwas sorgloser sein. Für Unsereinen ist immer zu fürchten, daß ein sehr großes Opus entweder gar nicht zur Aufführung kommt oder besten Falls mit Strichen seitens des Dirigenten, die tief ins Fleisch gehen. Ein zu langes Werk, das nicht von der Autorität der Klassiker getragen ist, ermüdet das Publikum, ermüdet die Sänger und wird unzulänglich einstudiert, da die zugemessene Zeit der Proben nicht ausreicht, außerdem wird es teurer im Ankauf und die Kasse ist bekanntlich der wundeste Punkt aller Vereine. Was die innere Gestaltung des Textes betrifft, so muß man sich immer gegen-

wärtig halten, daß die Musik an und für sich, soll sie zur Geltung kommen (im Oratorium sind wir ausschließlich auf sie angewiesen) immer einer relativen Breite bedarf (besonders das hier im Gegensatz zur Oper hauptsächlich erforderte polyphone Spiel), daß es also und zwar nicht bloß bei förmlichen Fugen nicht immer vieler Worte bedarf, um sehr lange Musikstücke daraus zu gestalten (siehe z. B. Händel). Das Übergewicht, besonders bei den Chören, die im Oratorium die Hauptsache, müssen doch immer die lyrischen Momente haben und zwar bei den Chören, als den Repräsentanten von Volksmassen, recht allgemeine Empfindungsausdrücke mit Beschränkung alles Reflektiven und Deskriptiven auf das Unerläßlichste.

Eine wieder etwas mehr äußerliche aber hochwichtige Sache ist die Rücksicht auf den Kontrast. Es ist also nicht gut, mehrere Chöre oder mehrere Soli hintereinander auftreten zu lassen. Wenn es nicht zu vermeiden, so müssen diese der Gattung nach gleichen Nummern dann wenigstens in ihrer besonderen Gestaltung umsomehr kontrastieren. Die Gefahr liegt dann oft nahe, wenn man zu sehr auf die Kontinuität des Geschehens hält, wie im Epos oder im erzählenden Oratorium. Ich für meine Person finde es im dramatischen Oratorium am besten, wenn man sich auf plastische, möglichst kontrastierende Szenen (wo möglich mit Angabe des Schauplatzes im Textbuch) beschränkt, ohne die Übergänge allzudeutlich auszumalen. Es regt so sogar die Phantasie des Zuhörers vielleicht noch mehr an, wenn ihm nicht alles so deutlich gemacht wird. — Ich seufze, hier angekommen, über meine eigene Gelehrtheit! Wozu das Alles, werden Sie fragen. Nun, ich will gestehen, daß sicher das Meiste überflüssig, ja, daß alles Ihnen genau so klar sein wird, wie mir. Aber in dem furor poeticus mag dem Dichter gleichwohl manche der erwähnten Rücksichten nicht immer deutlich vorschweben. Entschuldigen Sie daher meine Weisheit, oder ich unterwerfe mich nötigenfalls auch jeder Strafe. — Betrachten wir nun einmal die erste Hälfte unsers Librettos, Prolog mit Teil II, so fällt auf, daß zunächst viel Sologesang hintereinander erscheint. Hier ist offenbar ein Mangel in der Disposition.

Gegen die verfänglichen Soli will ich nun nichts wesentliches einwenden, weil wenigstens der Prolog den Zuhörer doch schon einigermaßen mit Chorklang gesättigt hat. Aber die nicht weniger als vier Chöre nach dem Solo der Fausta sind des Guten entschieden zu viel.

. . . . Ich gebe mich noch immer der Hoffnung hin, daß Sie vor oder nach Ihrer Sommerreise ins Allgäu nach Heidelberg kommen, wo wir beim Glase Wein sicher die mehr nebensächlichen Punkte schnell noch in Ordnung bringen könnten. Für jetzt kommt es nur auf die paar Sachen an, die tief in die Disposition einschneiden. Mit heißem Liebesverlangen möchte ich mich recht bald dem Stoff in die Arme werfen. Vorderhand habe ich mit dem Prolog, dessen kunstreicher Schluß viel Sorgfalt verlangt, vollauf zu tun und will auch nicht weiter gehen, bis alles ausgeführt in Partitur vor mir liegt. Die Posaunen sollen dabei feierlichen Klang geben, die Trompeten und Pauken erst beim Hochzeitschor eintreten. Doch ich komme wieder ins Plaudern. Also denn: Schluß! Seien Sie tausendmal gegrüßt, mein teurer Freund, von Ihrem nachsichtbedürftigen

G. Vierling.

Berlin, Enkeplatz 6, 18. 10. 83.

. . . . Als ich nun, hier angekommen, einmal wieder ordentlich ins Zeug gehen wollte, da schickt mir die Hölle jene Pein, Neuralgie genannt, in den Fuß, die ich meinem Feind nicht wünschen möchte. Seit ein paar Tagen bin ich nun zwar wieder so ziemlich auf dem Damm. Aber schon erscheint ein neuer Unstern, der mich von meiner Bahn ablenken will. Es ward mir nämlich die hohe Ehre zu teil, von der Akademie zum Festkomponisten für die Kaiser-Geburtstagsfeier gewählt zu werden. Nachdem ich schon früher die Mitgliedschaft zum Senat abgelehnt, kann ich diesmal unmöglich wieder danken und muß nun sehen, wie ich mich mit Anstand aus der Affaire ziehe. Eine Arbeit pour le roi de Prusse bleibt es immer. Damit es jedoch nicht absolut pour le roi de Prusse sei, bin ich auf folgenden schlauen Gedanken gekommen, den ich Ihnen einmal unterbreiten möchte.

Nach dem Vorgang S. Bachs, der so vielfach Stücke aus Gelegenheitskantaten in seine reifsten Werke hinüber nahm, wenn auch mit modifiziertem Text und leisen musikalischen (meist rhythmischen) Abweichungen, scheint es mir nicht undankbar, in meinem Falle den Schlußchor des „Konstantin" à 2 mains zu benutzen.

Nun ist der Erdkreis all des Herrn, Hell glänzt des Kreuzes Gnadenstern, Er strahlt in alle Ferne weit Von Ewigkeit zu Ewigkeit.	Dafür etwa: So preiset freudig nun den Herrn, Hell glänzet seiner Gnade Stern, Er strahlt etc.

Freilich müßten nun 2 oder höchstens 4 Zeilen voraus=gehen (länger wie 10 Minuten darf das Ganze nicht dauern), die allgemein die Situation bezeichneten, vielleicht in dem Sinn:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Er hat uns unsern Kaiser gebracht,
Den Stolz und die Freude des Volks."
Folgt: So preiset etc.

Die im „Konstantin" vorhergehenden Verse:

Herr, Herr! Du bist der Gott!
Du klärtest mir des Herzens Nacht,
Du hast mich frei und groß gemacht,
Herr, Herr! Dein sei die Ehre.

ließen sich wohl auch nicht annähernd benutzen. Daher mußte ich schon den Anfang bloß für den vorliegenden Fall komponieren.

Es wäre mir aber enorm viel wert, wenn ich wenigstens den obigen 4 Schlußverse mutatis mutandis einfach auch für die „Konstantin" benutzen könnte und so, indem ich diese Gelegenheitsarbeit schaffe, doch zugleich einen Schritt weiter an meiner höheren Aufgabe käme. Möchten Sie mir, Verehrtester, den Freundschaftsdienst tun, so bald es Ihre Zeit erlaubt, zu versuchen, ob Sie mir diese paar Verse nicht machen können? Eventuell hülfe vielleicht Fitger; 2 Dichterfreunde werden es doch fertig bringen, poetische Kraft würde dabei zwar kaum in Anspruch genommen. Ein bischen Sprachgeschicklichkeit tut es ja. — Übrigens sagen Sie Fitger, daß ich sein Drama nur mit höchstem Interesse gelesen und demselben nicht minder packende Wirkung zutraue wie der Hexe. Lassen Sie aber recht bald von sich hören Ihrem herzlichst grüßenden . . . .

Naumheim bei Heidelberg, 12. 6. 84.

. . . . Wie gern möchte ich Ihnen nun einmal einiges am Klavier vorführen! Ein Urteil kann ich Ihnen natürlich über die Sache nicht abgeben. Nicht bloß, weil ich pro domo spräche, sondern weil ich mir in der Tat selbst mißtraue. Es ging mir schon mit dem „Alarich" so. Manchmal war ich sehr befriedigt, ein andersmal wieder wollte mir gar nichts behagen. Das Duett habe ich einem sehr kompetenten, nicht bloß musikalisch gebildeten Musiker vorgeführt, der ganz Feuer und Flamme dafür war. Besonders hob er die Wärme des Ausdrucks und die Schärfe der charakteristischen Gegensätze hervor. Wenn dem so ist, so wird man wohl das längere Ausbleiben eines Chores nicht zu sehr entbehren. Bei dem Schlußchor des Ganzen habe ich meine ursprüngliche Absicht, ein Stück Choral: „Wie leuchtet uns der Morgenstern" hineinzuflechten, während die Fuge ihren Gang geht, ausgeführt. Die Wirkung, wie die Trompeten in strahlendem Glanz über dem ganzen Chore schweben, war für mich selbst überraschend und auch für das Publikum, sogar der gestrengen Akademiker. Natürlich habe ich niemanden verraten, daß ich für den Gelegenheitszweck zur Geburtstagsfeier allein mich nicht so angestrengt hätte.

Im Juli ist großes Musikfest in Mainz, das ich zu beziehen gedenke, wenn mich dahin ein Kobold von Hexenschuß verlassen haben sollte. Gegen Ende August will ich wieder auf einige Wochen nach Hamburg gehen.

Grüßen Sie Fitger, Reinthaler, und lassen Sie sich alles Gute und Schöne von den Musen und andern holden Mädchen wünschen von Ihrem getreuen . . . .

Homburg v. d. Höhe, 29. 5. 85.

. . . . Nach allerlei Kreuz- und Querfahrten brachte ich meine Frau nach Kreuznach und habe mich seit acht Tagen hier aufgepflanzt, um meine gestörte Leibesmaschine wieder in Ordnung zu bringen. — So in der Nähe von Wiesbaden konnte ich nicht widerstehen, mit Hermine Spies die Altparthie im „Konstantin" durchzunehmen. Sie unterbrach sich dabei ein- übers andremal mit Ausrufen des Behagens, wie ihr das dankbar in der Stimme liege.

Um so mehr ist es mir leid, daß mir Dietrich ganz trocken äußerte, diesmal würden sie die Spies nicht nehmen, sie sei ihnen für die Aufführung zu teuer. Ja, wenn es nur annähernd eine gäbe, die ihr gleichkommt. Ich muß es, der ich so viele in Berlin kennen lernte, entschieden bestreiten. Die Joachim, deren Stimme zwar in der Tiefe verloren hat, käme noch viel teurer als 400 *M*.

Auch in bezug auf die Anschaffung des Notenmaterials habe ich allerlei ängstliche Andeutungen hören müssen, gegen die ich mich harthörig stellte. Ich kann allerdings noch hinzufügen, daß über meine Musik sich Dietrich aufs wärmste, fast mehr als das, aussprach. Da er, wie Sie wissen, fast nie etwas tadelt, so darf ich darauf zwar nicht allzu stolz sein, aber ich habe doch den Eindruck, er werde mit viel Freude und Interesse ans Einstudieren gehen, wie mir auch die Vorstandsherren, die ich kennen lernte, einen sehr liebenswürdigen Eindruck machten.

Nochmals auf die Weserzeitung zurückzukommen — glauben Sie denn, daß Reinthaler, ohne daß ich persönlich vorher in Bremen erschiene, auf mein schriftliches Ersuchen das Referat übernähme? Ohne dies eine Blatt würde die oldenburger Premiere doch einen gar zu idyllischen Verlauf nehmen, zumal demnächst alle deutschen Blätter (im Gegensatz hierzu) widerhallen werden von dem Bonner Musikfest, das Simrock mit Aufbieten der glänzendsten Mittel (seiner persönlichen zwar gewiß nicht) in Szene setzen wird, und wie sehr ich M. Bruch alle ihm daraus erwachsenden Vorteile auch gönne, so werden Sie es doch natürlich finden, wenn ich meinerseits nicht gerade gern totgeschwiegen würde. Doch kommt Zeit, kommt Rat! . . . .

Lichtenthal bei Baden-Baden, 30. 7. 85.

. . . . Gestern von einem Ausflug nach den Vogesen zurückgekehrt fand ich Ihren Brief vom 26. vor nebst dem prächtigen, poetischen Schwunges vollen „Leonidas". Daß Sie bei dem letzteren zunächst an mich gedacht, sei Ihnen von Herzen gedankt. Dennoch kann ich wenigstens zur Zeit nicht versprechen, ihn in Musik zu tauchen, wie gern ich mich auch hineindenke und hineinfühle. Man wird eben im Bewußtsein seiner Jahreslast vordenk-

licher und erwägsamer zumal bei all den Hemmschuhen, die von Außen von Seiten der Verleger, der armen und armseligen Vereine usw. hinzukommen. Verführerisch genug ist der neue Text, aber mir ist auch (wenn ich meine subjektive Neigung in Betracht ziehe) als müßte ich nun einmal von den antiken Stoffen abgehen und anderseits etwas vorwiegend Heiteres in die Welt setzen oder etwas ganz Zeitloses und Erdentrücktes, doch ohne biblische Unterlage, aus den Dissonanzen des Lebens sich in verklärenden Wohllaut Auflösendes, heiter-ernst, oder ernst-heiter ausstrahlend wie das sternbeglänzte Firmament. Ob Sie sich bei dieser Faselei etwas denken können? Ich glaube, mehr, als ich selbst. Denn Sie sind ein Poët von Gottes Gnaden. Item, zunächst will ich Ihr Manuskript noch behalten, auch um es der mir etwas unsichern Tyroler Post nicht anzuvertrauen.

Ich gratuliere zu Ihrer fruchtbaren Tätigkeit und beneide jeden Poeten, auch den weniger begnadeten um das leichte Handwerkszeug, der ein Buch Papier, Feder und Tinte allüberall antrifft und dann nur seine Flügel zu schwingen braucht.

Was nun die Kaiserslauter Affäre betrifft, so bin ich genötigt, den 12. August abends abzureisen. Es kommen sonst noch tüchtige Musiker z. B. Faist von Stuttgart usw. Ferner bringe ich einen sehr interessanten, auch literarisch begabten jungen amerikanischen Musiker mit, augenblicklich in Baden, der seiner Zeit in Milwaukee die „Sabinerinnen" aufgeführt hat und für den „Konstantin" sich dort ins Zeug legen will. Die Festtage, bei denen übrigens der Hauptreiz in dem frischen lebensfrohen Treiben der Pfälzer bestehen wird, schließen mit dem 18. Dann gedachte ich, mit meinem befreundeten Gesellen die Heimfahrt über Neustadt anzutreten, nicht ohne den Quellen edlen Reislings mit Ernst nachzugehen oben auf der Haardt oder wo sonst die dionysische Nachfeier sich gestalten will. Sollten Sie nicht wenigstens das Satyrspiel mitmachen wollen und, ein neuer Meleager, den Eber auf der Haardt aufzusuchen Lust verspüren? Ziehen Sie jedoch vor, direkt hierherzukommen, so finde ich mich sicher am 19. auch hier ein. Hier eine zauberhafte Natur, dort ein buntbewegtes Leben, beides einem Dichtergeist reiche Quelle neuer Anregung. Lassen

Sie bald hören und fassen Sie einen recht vernünftigen Entschluß! . . . .

Lichtenthal bei Baden-Baden, 29. 8. 85.

. . . . In dem Innsbrucker Fall werde ich mich mit dem Verleger in den Schaden teilen, in dem Oldenburger blieb mir nichts übrig, als dem Verein die 60 *M* aus meiner Tasche anzubieten. Ist es nicht ein Elend? Hab ich nicht Recht mit meinem Pessimismus, den Sie mir immer so liebenswürdig ausreden wollten? Es ist, weiß Gott, nicht, daß der Komponist Geld ausgeben muß für Dinge, die Andern obliegen, nicht der Mammon. Aber der beste Teil der Freude an den Aufführungen wird einem verleidet, wenn man sich sagen muß, sie würden allein um ihrer selbst willen nicht stattfinden. Schließlich fehlt dann auch der Heroismus zum weiteren Schaffen, wie dem Verleger zum Verlegen. Nix für ungut, daß ich Sie mit diesem Zeug nicht verschone. Man muß sich hie und da einmal räuspern, dann ist es wieder gut. . . . .

Lassen Sie es sich ferner gut gehen, leichtgeschürzter, beneidenswerter Dichter, und viel Glück zur neuen Tragödie. . . . .

Berlin, 19. 11. 85.

. . . . Ich will Ihnen heute nur nochmals danken für Ihr neues Drama. Hülsen verdient aufgehängt zu werden, wenn er dieses Stück nicht bald seinem Repertoire einverleibt. Die nicht einen Moment nachlassende Spannung im Fortgang der Handlung und die farbenreiche Szenerie sind für sich allein schon hinreichend, auch die blödere Masse des Publikums zu fesseln. Von der Mannigfaltigkeit und Lebenswahrheit der Charaktere, ihren feineren Beziehungen zueinander, von dem erquicklichen Ausblick in die Neue Welt am Schluß, doppelt erquicklich auf dem schwülen Boden der Inquisition usw. will ich garnicht reden, ich will überhaupt Nichts reden, sondern Ihnen nur sagen, daß mir das Stück ein rechtes Labsal war, wie es mich nicht minder für Sie erfreut, daß Sie damit einen so glücklichen, sicher lohnenden Wurf getan. . . . .

Lichtenthal b. Baden-Baden, 26. 6. 86.

. . . . Ihre Karte empfing ich in Mainz, wohin ich gereist war, weil ich eben so unerwartet wie Sie in der Zeitung eine Hinweisung auf den dort bevorstehenden Constantin gelesen hatte. Trotz mannigfacher sündhafter Striche in den Chören, die sich der Dirigent erlaubt hatte, war der Erfolg ein großartiger. Die große Stadthalle, welche über 3000 Menschen faßt, war ganz gefüllt und am Schluß wurde der Komponist mit wahrhaft rheinischem Ungestüm hervorgerufen. Quibus auxiliis? Ein großer Männergesang hatte sich das Vergnügen gemacht, einmal aus seinem Rahmen herauszutreten und die nötigen Damen ad hoc zusammengebracht, außerdem — 30 Knaben, Stimmen aus der Höhe, welche auf der Galerie postiert waren. Die Besprechungen sind der Hauptsache nach glänzend. Von Ihnen ist gesagt, daß Sie eine „nach Form und Dichtung gleich hochstehende" Dichtung geschaffen, die sich durch gewählte Sprache und ein feines Verständnis für musikalische Charakteristik auszeichnet. Der Komponist Scheidmantel von Weimar war vorzüglich. Das „Ich glaub' an dich" sang er ganz ergreifend. . . . .

Neuenheim b. Heidelberg, 11. 8. 86.

Lieber verehrter Freund! Ihre beiden Karten habe ich mit großer Freude empfangen und sage Ihnen, besonders aber für den „Gerold Wendel" herzlichsten Dank, zu dem ich Ihnen zugleich von Herzen gratuliere. Es hat mir selten ein neueres Stück einen so bedeutenden und zugleich liebenswürdigen Eindruck gemacht. Ein eigentliches Urteil werden Sie von einem Laien in Ihrer Kunst nicht erwarten, ich kann nur wie die Frauenzimmer mit Gefühlseindrücken aufwarten und mit Sympathien oder Antipathien. Die ersteren haben Sie meinerseits in vollem Maße. — Der Constantin schreitet langsam, aber deutlich vorwärts. Ich habe Ihnen schon gemeldet, warum ich mich nicht übereile und bei der ewig andauernden afrikanischen Hitze hier zu Land ist es ohnehin ein Wunder, wenn das bischen Hirn nicht eintrocknet. Gottlob fühle ich mich seit einiger Zeit sehr wohl. Ich bin nun angelangt bei der großen Szene der Fausta im 2. Teil, habe aber

zur Abwechselung jetzt einmal wieder zurückgegriffen nach der Zirkusszene, in der es manches noch zu feilen gab.

Leider muß nun aber bald wieder eine Pause eintreten, da ich als Hausbesitzer mit Kaufanträgen zu tun habe und als Unterleibbesitzer das Bad Homburg besuchen soll. Komme ich erst wieder an die Arbeit bei meiner jetzigen geistigen Verfassung, so glaube ich, daß schnell das Ende heranreifen wird.

Gott gebe, daß ich Sie im Sommer nach Berlin zitieren darf, um Ihnen das Ganze vorzureiten. Sie haben das unbedachte Versprechen einmal gegeben. An sonstiger Seßhaftigkeit soll es bei mir auch nicht fehlen. Auf ihren neuen Text möchte ich am liebsten gleich Beschlag legen. Allein einem Jubelgreis ist weise Mäßigung geboten. . . . .

Berlin, 14. 2. 87.

. . . . Mit dem Constantin geht es langsam. Wäre nicht der für die Tradition an der Singakademie so schreckliche Zirkuschor, so würde eine Aufführung durch diese wohl zu erzielen sein und für weitere Kreise wohl weiteren Anstoß geben. In den Sternschen Verein kommt nur, wer zur Clique gehört, wie Bruch, dem dabei ein so geriebener Verleger zur Seite steht wie Simrock.

Mit der Pfalz trifft's sich in diesem Jahr besonders unglücklich. Erst ein unerhört schlechter Herbst und nun die Kriegsangst vor dem nahen Frankreich. Da will niemand den Geldbeutel auftun. Es wird also mit dem Musikfest nichts werden. So habe ich denn weiter nichts in Aussicht, als eine Aufführung in Prenzlau am 26. und eine gleiche am 8. Mai in Kreuznach, letztere unter Leitung des Komponisten. Von dieser Aufführung erhoffe ich immerhin viel Gutes. . . . .

Berlin, 22. 5. 88.

Verehrter Freund! Anbei einiges über die letzte Aufführung des Konst. in Milwaukee. Es wäre mir sehr angenehm und vielleicht praktische Früchte bringend, wenn Sie die Güte hätten, ein paar ähnliche Worte in die Weserzeitung zu bringen. Denn, was über den Wassern vorgeht, pflegt ja den Leuten überaus zu imponieren, wenn es auch mit dem heil. Geist nichts zu schaffen hat.

Vielleicht werden auch die Bremer selbst ein bischen neugierig. Wenn die für die nächste Saison schon jetzt in Aussicht genommenen Aufführungen zustande kommen, so darf ich mich nicht beklagen. Rotterdam, Leipzig, Weimar, Gladbach wären nicht zu verachten. Doch darf man davon öffentlich noch keine Notiz nehmen. — Aufs neue habe ich Ihren unversiegbaren dichterischen Quell bewundert bei der Lektüre von „Amor und Psyche". Für die Komposition haben Sie in G. Schumann ein, wie mir scheint, nicht unbedeutendes Talent gefunden, dem es nur noch an größerer Reife fehlt, was eben bei seiner Jugend sehr erklärlich ist. . . . .

Lichtenthal b. Baden, 31. 8. 88.

Mein lieber Freund! Ihre Dramaturgie der Oper hatte ich mir schon vor Ihrem Brief nicht entgehen lassen und meine große, herzliche Freude daran. Selbst mit den Wagnerabhandlungen kann ich mich, was die großen allgemeinen Gesichtspunkte betrifft, einverstanden erklären und gestatte mir nur im einzelnen eine abweichende Meinung. Dabei berührte mich, wie wohl jeden Leser ungemein wohltuend die objektive, leidenschaftslose Behandlung des ganzen Gegenstandes, eine gewisse Vornehmheit, von der das hergelaufene Wagnerschreiberpack bekanntlich keine Ahnung hat. Den ganzen übrigen Teil kann ich nur mit Haut und Haar unterschreiben und bewundere hier insbesondere das feinfühlige spezifisch musikalische Verständnis, das doch immerhin nicht in dem Grad, wie die Einsicht in das dramatische Gebiet, zu Ihrer eigentlichen Domäne gehört und dem man bei den zünftigen Musikschriftstellern äußerst selten begegnet. Auf einzelnes kann ich armer Lazarus jetzt nicht eingehen, ich will nur noch hervorheben, daß auch mir die Introduktion des Don Juan von je als das non plus ultra innigsten Vereins des Musikalischen und Dramatischen, so daß keines auf Kosten des anderen sich geltend macht, erschienen ist. . . . .

Dichter, Schriftsteller, Schauspieler.

Von Detlev von Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 22. 11. 85.

Sehr geehrter Herr Bulthaupt! Lange schon war es meine Absicht, Ihnen meinen innigsten Dank auszusprechen für Ihre „Dramaturgie der Klassiker". Ich grolle Ihnen nur ein wenig, daß Sie bei Kleist „Penthesilea" kaum erwähnen. Ich halte das wundervolle Drama für ein Meisterwerk. Heute lese ich in Bloch's „Charivari" eine Anzeige von Ihnen, betreffend die Zusammenziehung des 4. und 5. Aktes Ihres Dramas „Eine neue Welt". Gestern las ich in einer keuschen vom Tageslärm noch nicht berührten Stunde (5—7 Uhr morgens) Ihr: „Eine neue Welt". Ich habe auch lange nachher noch, das Buch auf den Knieen, gesessen und habe in Erinnerung das herrliche Drama auf mich wirken lassen. Wie gerne wäre ich im Theater gewesen! Aber, selbst Dramatiker (Verzeihung!), hatte ich den Genuß, alles so deutlich bei mir vorüberziehn zu sehn vor meinem innern Auge. Eine wie große Vornehmheit in Sprache und Einteilung. Welches Maß. Der Dialog ist nur in einzelnen Fällen zu ausgedehnt. In der Kritik des „Courier" „berührt es nur quälend, daß Bulthaupt den freiwilligen Tod Marias als überflüssig erscheinen läßt, überflüssig und unnötig deshalb, weil noch vor ihrem Verscheiden ein königlicher Bote eintrifft, durch welchen der Prinz von Asturien die sofortige Haftentlassung seines Freundes Behaim anbefiehlt." .... Gerade die Botschaft des kranken,

blassen Prinzen hat mich tief gerührt. Ich habe durchaus nichts überflüssiges in ihr gefunden. Welcher Dichter hätte Columbus so auftreten lassen, wie Sie in: „Eine neue Welt“: Herrlich; ganz eigenartig!!

Ich habe in diesem Herbst durch Felix Bloch zwei Dramen von mir an die Bühnen versenden lassen. „Knut der Herr“ hat seine Feuerprobe gut bestanden im Altenburger Hoftheater und soll nun auf dem Stadttheater in Leipzig über die Bühne gehen. Mein zweites Drama, das Schauspiel: „Die Rantzows und die Pogwisch“ halte ich für viel bedeutender. Es ist so schwer durchzudringen und deshalb spreche ich die große Bitte aus: Begegnen Sie dem Herrn Oberregisseur oder artistischen Leiter des Bremer Stadttheaters, so bitten Sie ihn, wenigstens die Dramen einer Durchsicht zu unterziehen. Ich glaube, daß Hunderte von eingereichten Dramen nicht einmal angesehen werden. Das ist ja auch natürlich.

Ich gestatte mir, einen Brief des Oberregisseurs am Leipziger Stadttheater mit der freundlichen Bitte um Rückgabe zu überreichen. Es dürfte hieraus zu erkennen sein, daß „Knut“ nicht ganz einer Nichtberücksichtigung wert ist. In Altenburg wurde mir zum Vorwurf gemacht, daß einzelne Szenen zu kurz seien, nicht recht „auslaufen“. Es ist bei mir fast zur fixen Idee geworden, soviel wie möglich zu konzentrieren. Ich fürchte immer, daß der Zuschauer oder Leser sich langweilen könnte. In „Die Rantzows und die Pogwisch“ habe ich diesen Fehler durchaus vermieden.

Ich hätte Sie sicher nicht mit der Annahme und mit der Nennung meiner Dramen belästigt. Erst im Schreiben dieses Briefes kam mir der Gedanke, die Gelegenheit zu benutzen. Und Sie werden mir deshalb nicht zürnen. Es ist ja ganz unglaublich schwer, in diesen Jahren, ein ernstes Stück auf die Bühne zu bringen. Wenn ich im „Charivari“ das: „Angenommen“ und „Zum ersten Male aufgeführt“ durchlese, so finde ich fast nur die Posse und die Operette.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster

Detlev Frhr. von Liliencron, Hauptmann a. D.

Kellinghusen, Holstein, 20. 12. 85.

Sehr geehrter Herr Doktor! Haben Sie besten Dank für Ihre freundliche Zuschrift vom 29. v. Mts. Das, was Sie über die „Penthesilea" und über die Aufführung derselben, der Sie beiwohnten, die Güte haben, mir zu schreiben, hat mich des Äußersten interessiert. Aber ob es nicht doch auf die richtige Inszenierung ankäme, auf die richtige Einteilung in zwei (?) Teile? Ich bescheide mich aber durchaus. Dann möchte ich Ihnen sagen, wie groß meine Freude war, als ich las, daß Sie uns bald die dritte Auflage (— mit einem Aufsatz über die Hermannsschlacht —) und den dritten Band Ihrer Dramaturgie geben werden. Wie sehr froh bin ich in dieser Aussicht.

Dann muß ich Ihnen endlich meine sehr große Freude mitteilen, über die Kritik der „Lübecker Zeitung" über: „Eine neue Welt". Das, was sie im ersten Akt tadelt, möchte ich insofern unterschreiben, als es mir beim Lesen Ihres herrlichen Dramas ebenfalls aufgefallen ist, daß zu viele Personen erscheinen; es muß Sinn und Auge des Zuschauers zu sehr „zerstreuen". Bitte, sehr geehrter Herr Doktor, lassen Sie mich wissen, wann Ihr Drama in Hamburg-Altona zur Aufführung gelangt. Ich werde, wenn irgend möglich, dort zusehn.

Im Anfang des nächsten Jahres will ich — bei abgeschlossenen Türen und gänzlich ungestört — Ihren „Gerold Wendel" lesen.

Die Anlage aus der „Kieler Zeitung" gestatte ich mir, Ihnen zu überreichen. Allmählich, auch außerhalb der Provinz, fängt man an, auf mich aufmerksam zu werden. Aber ein deutscher Dichter, ein deutscher Dramatiker!?! Ein gut dotierter Ziegenmelker hat es besser, wahrlich.

Ich schreibe jetzt ein Trauerspiel: „Der Trifels und Palermo". Es behandelt den Bluthund Heinrich VI., den Hohenstaufen und seine Zeit. Welche Namen! Welcher Riesenstoff! Dann werde ich „Die Schlacht bei Hemmingstedt" schreiben. Das ist ein Vorwurf! Schon seit einem halben Jahre habe ich den Gedanken. — Daß ich in „Die Rantzows und Pogwisch" Menschen

gab und menschliche Leidenschaften, und keine langweiligen „Edelleute", brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Ihr sehr ergebener

Detlev Frhr. von Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 24. 1. 86.

Sehr verehrter Herr Doktor! Eine unglückliche Verkettung vom Umständen ließ mich am 20. d. M. Ihr: „Eine neue Welt" in Hamburg nicht sehen. Doch davon weiter unten, nur hier noch: Herzlichsten Glückwunsch!!! zum großen Erfolg in Hamburg.

Gestern las ich in einem Atemzug Ihren „Gerold Wendel". Es hat mich nicht so berührt, nicht nachher so lange vor mich hinstarren lassen im Nachklingen, wie „Eine neue Welt!". Aber Herrliches fand ich. Vorerst: Wie verschieden sind die beiden Dramen. Vieles tut mir: daß ich bei Gerold Wendel Jamben sah. Ich war so an die vornehme Rede in „Eine neue Welt" gewöhnt, daß ich Sie mir gar nicht als Jambensprecher denken konnte .... daß Sie das Geheimnis der Brüder schon im zweiten Akt dem Zuschauer enthüllen, ist geradezu genial; jeder andere Dramatiker hätte natürlich dies für den Schlußtrumpf gespart. ... Prächtige Vergleiche und Metaphern haben mich entzückt:

S. 11. ... Nicht so nah, um in die Burg den Federball zu schlagen,
doch usw.

S. 15. ... vom Kranz der
der rote Regen, und der große Drache usw.

S. 15. Es schläft ein Dämon im vergossenen Blut,
Weit schickt er qualmend seine Wittrung durch
Das Land, usw.

S. 51. So wie der Birnbaum unter unserem Fenster,
Ganz überschüttet steht von heller Blüte,
Weil ihm der Frühling in das Herz gelacht!
(Entzückend!!!)

S. 55. Und Siegfried, der die Welt am Halfter hielt.
(famos! famos!)

S. 84. Laß die Hand vom Tor des Todes —
Du drückst die Pforten nicht mehr in das Schloß.

und so noch manche Stelle, deren Schönheit mit all seinen Schauern mich übergoß beim Lesen.

Bei Beginn des fünften Aktes fiel mir sofort in die Augen, daß Benigna und Urban immer noch an der Seite Balders knien. Wenn auch nur eine Nacht dazwischen (— in dieser einen Nacht können allerdings ja manche Dörfer zerstört sein und noch brennen, wie Sie es fordern in der Szenerie —) aber dennoch kommt der Gedanke, weshalb liegt die Leiche nicht anderswo. Ich hoffe, daß dies keinem Veranlassung gegeben hat zur Kritik. — Denk' ich zu kleinlich in diesem Punkt, dann bitt' ich recht um Vergebung.

Wenn irgend möglich, dann sollen Sie von mir im Magazin über „Eine neue Welt" und „Gerold Wendel" hören. Bei dem Millionenschund und Quark und Dreck, das alles man, von den höchsten Hoftheatern abwärts gehend, dem deutschen Volk jetzt zu bieten wagt, müssen und sollen Sie heraus. Wie froh und freudig erregt bin ich, daß unsere großen Theater mehr und mehr Ihnen kommen. Endlich ein Zeichen, daß wir auf der Umkehr sind.

„Knut" ist verschoben, wahrscheinlich im Februar, Haase's Jubiläums wegen, denk ich mir. Geduld, Geduld! — Vom 26. Dezember 85 bis 17. Januar 86 schrieb ich: „Der Trifels und Palermo". (Kaiser Heinrich VI.) Wenigstens Zug ist drin! und diesmal — was mir sonst vorgeworfen wird — kryställisiert sich alles, bald fern, bald nah, um die Hauptperson. Ich las mehreremale den ersten Akt von Maria Stuart vorher und während der Arbeit, um in den langen Atemzug unseres herrlichen Schillers zu kommen. Immer vergebens! Es steht geradezu einer mit der Hetzpeitsche hinter mir. Der „Trifels und Palermo" ist ein Trauerspiel in 4 Akten.

Haben Sie Bleibtreu's „Schicksal" gelesen? Es ist der Mühe wert. Voller Leidenschaft und vorwärts, vorwärts! Das Farbegeben hat er entschieden geerbt von seinem berühmten Vater, dem Geschichtsmaler.

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 25. v. M.

Später.

Ich habe soeben einen kleinen Aufsatz für das Magazin geschrieben: „Dramatiker aus neuester Zeit“ und hoffe, daß er aufgenommen wird. Ich hatte die beste Gelegenheit dazu, indem ich anknüpfe an einen hochinteressanten Artikel in Nr. 3 und 4 des Magazins von Hieronymus Lorm: „Die literarische Bedeutung deutscher Theaterstücke“. Der Würdige nennt aus „neuester Zeit“ nur Wildenbruch, Voß und Blumenthal, am Schluß noch Adolf Wilbrandt. — Kritiken schreiben verstehe ich nicht, aber Herausschreien in die blödsinnige Menge kann ich; und das hab' ich getan.

. . . Noch einmal: Mein lebhaftes Bedauern, daß ich: Eine neue Welt in Hamburg nicht gesehen habe. Übermorgen erhalte ich erst die H. Nachrichten vom 21. d. M.

Mit bestem Gruß Ihr ergebenster

D. Frhr. v. Liliencron, Hauptmann a. D.

P. S. Ich las an anderer Stelle, daß im Thalia-Theater: Herr Bötel gesungen hätte, an demselben Abend, als Ihr Drama: Eine neue Welt im Stadttheater in H. gegeben sei, auf Wunsch der versammelten Eisenbahndirektoren oder ähnlicher Kerls! Hole diese Gesellschaft der Satan. Das ist unsere Zeit! Ein Virtuose, der sechs Opern auswendig gelernt hat — dafür aber so ungebildet ist, daß er kein Schumannsches und Brahmsches singen kann, weil er es nicht versteht — und Ihr herrliches Drama! Ihr L.

Kellinghusen, Holstein, 31. 1. 86.

Hochverehrter Herr Doktor! Herzlichen Dank für Ihre freundliche Postkarte und für die Übersendung der „Malteser“. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich mich ganz ungemein gefreut habe über die Kritiken der drei großen Hamburger Zeitungen, die ich heute über: „Eine neue Welt“ im „Charivari“ las. Ja, das ist würdige Kritik. So muß sie lauten über Ihr herrliches Drama. Durch Ihre Dramen, die ich so glücklich und froh bin, kennen gelernt zu haben, und von denen „Eine neue Welt“ und „Die Malteser“ mir noch manche gute Stunde durch Wiederlesen bringen sollen — durch Ihre drei Dramen weht ein gemeinsamer

Zug: Unendlich vornehm! „Eine neue Welt“ ist wie auf Elfenbein gemalt, die Hochfarben sind vorsichtig angebracht, aber immer mit dem nötigen Nachdruck; etwas Ruhiges, Reserviertes, ohne um ein Atom das Leben darin zu kurz kommen zu lassen. In „Die Malteser“ haben Sie — soll ich es das sinnliche Moment nennen — das sinnliche Moment so wundervoll uns gegeben, in solcher Keuschheit, in so liebevoller Menschlichkeit, daß wir (Leser) prächtig darüber wegkommen.

Auch in den „Maltesern“ fand ich wieder wundervolle Vergleiche, Verse, Worte usw.

S. 13. . . . Die in den ernsten Sälen des Kapitels
Verschwenderische Farbenglut verstreuten,
Und in der Pergola von Kreuz zu Kreuz
Der Griechengötter bunten Reigen schlangen.

S. 21. Das Meer, —, gedielt von Schiffen —

Gonzaga: S. 28 und S. 29.
„Ist kein Deutscher da.“

Natürlich greift es uns an die Nieren, wenn wir das lesen. Ich dachte nur an eine kleine Fanfaronade des guten Landsberg (— dem ich übrigens gerne mehr begegnet wäre —), statt dessen kommt ein so liebes Bild vom deutschen Mütterchen, daß ich vor Freude ganz perplex wurde! Sehr fein! Nachher zeigt sich dann auch der Deutsche, daß er deutsche Hiebe geben kann! Bravo!

S. 35. Genietet in die Hand sei Dir das Schwert.

S. 46. Die beiden reizenden Strophen:
1. Es blüht eine Blume, die nicht welkt, usw.
2. Vom goldenen Becher, der dort kreist, usw.

S. 83. Renée's Worte:
Ich habe dich vom ersten Blick geliebt,
Da ich dich sah in früh'ster Kinderzeit.
Hast du die einsame Akazie
Vergessen? Auf dem Hügel steht sie bei
Saint Marcellin, rechts wo von Notre Dame
Der Weg hinüberführt nach Roussillon.
Sie blühte spät und duftete so süß.
(Das ist Lyrik ersten Ranges!)

S. 89. Und fest am Mantel nesteln sich die Zweifel.

S. 101. St. Priest.

S. 121. St. Priest und René's Antwort:
Einst trug ich ihre innersten Gedanken
Als Perlen um den Hals..... (herrlich!!!)

S. 124. Renée:
Sing ich mit goldenen Harfen dir entgegen.

S. 132. — atmet mit den Fäusten.

S. 146. (Von der Fahne):
Jetzt flattert leise sie und senkt sich trauernd
Und wirft ein Leuchten auf des Sohnes Bahre.
— — — — — — — — — — — — — —

Lavalette, Biron, St. Priest, Renée, del Monte sind ausgezeichnet!

Das Gespräch zwischen Lavalette und St. Priest ist mir zu lang. Beinahe 10 (!) Seiten lang!

Einen leisen Ärger empfand ich, daß Sie auf dem Titelblatt schreiben: „Mit teilweiser freier Benutzung des Schiller'schen Entwurfes" — wäre es (vielleicht???) nicht günstiger gewesen, wenn Sie in einem kurzen Vorwort auf Schiller's Szenarium hingewiesen hätten? Noch einmal besten Dank für den Genuß. Vom „Magazin" habe ich meinen Aufsatz zurückbekommen, wohl in Bezug darauf, daß der gute Hieronymus Lorm — dem ich übrigens ein gutes Urteil zuerkannt, nur versteht er nichts von dramatischen Dichtungen. — Aber ich werde noch Gelegenheit finden. Sie sind jetzt vollständig durch! Das ist ja die Hauptsache: die Bühnenfähigkeit. Die Schlacht haben Sie glänzend gewonnen. Man merkte es allen drei Hamburger Kritikern an, wie froh sie waren, wieder einmal ein echtes deutsches Drama beurteilen zu können. Mit welcher Liebe sprachen die drei.

Daß „Columbus" gefallen auf der Bühne, hat mich sehr geschmerzt. Und doch halte ich jetzt, nach längerem Darübernachdenken, es für richtig. Das „Volk" im Allgemeinen, dem Columbus ja ganz anders vor dem innern Auge steht, hätte Ihren Columbus schwer verstanden. — Aber es war ein genialer Zug!

„Der Trifels und Palermo" ist heute an Bloch-Berlin abgegangen. Ich hoffe, meinen Hauptfehler — bisher nicht das Interesse auf eine Hauptperson konzentriert zu haben — gehoben

zu haben. Übrigens in der Tat, Nero, Richard III., Tamerlan waren süße Zuckerkinder gegen unsern Hohenstaufen Heinrich VI.

Ihr sehr ergebener

D. Frhr. v. Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 1. 5. 86.

Hochverehrter Herr Doktor! Anliegend beehre ich mich, Ihnen „Der Trifels und Palermo" zu überreichen. Hoffentlich ist es besser als „Knut" und „Die Rantzows und die Pogwisch." Vorgestern wurde „Knut" in Leipzig aufgeführt. Wie mir mitgeteilt wurde, waren die drei ersten Akte von großer Wirkung. Dann fiel das Stück ab und versagte im fünften, mit Ausnahme von König Udals Tod. — Ich verliere keineswegs den Mut. Vielleicht hat schon „Der Trifels und Palermo" eine bessere Zukunft. „Die Rantzows und die Pogwisch" kommen vielleicht in späteren Jahren zur Geltung.

Karl Bleibtreu hat die Redaktion des „Magazins" übernommen. Er ist ein großer Verehrer von Ihnen. Haben Sie seine Kritik über „Eine neue Welt" in der zweiten Auflage von „Revolution der Literatur" gelesen? Er ist begeistert von Ihnen. Zwar kann man von Bleibtreu sagen: Gott schütze mich vor meinen Freunden usw. — aber immerhin, das glaube ich fest und sicher: Mein Freund Bleibtreu ist ein durch und durch edel denkender Mensch. Aber noch lange nicht fertig und ausgereift.

Haben Sie Zeit und Lust, so würden einige Zeilen von Ihnen sehr erfreuen Ihren sehr ergebenen

Detlev Frhr. v. Liliencron, Hauptm. a. D.

P. S. Entschuldigen Sie die zahlreichen Druckfehler in „Der Trifels und Palermo". Unausstehlich, aber nicht mehr zu ändern.

Kellinghusen, Holstein, 1. 7. 86.

Hochverehrter Herr Doktor! Haben Sie besten Dank für Ihren letzten freundlichen Brief und für die eingehende Kritik über „Der Trifels und Palermo".

Heute muß ich Ihnen einen besonderen Dank sagen für das ganz herrliche „Ein Requiem" in der letzten Gegenwart-Nummer.

Ja, herrlich ist Ihr Gedicht! Sie haben doch in Nr. 26 des „Magazins“ H.'s Kritik über „Eine neue Welt“ gelesen? Wie freue ich mich! Nur daß auch H. die Columbus-Rolle — kein anderer Dramatiker, selbst Shakespeare nicht, hätte uns Columbus so gezeigt — nicht verstanden hat.

Ich las Wildenbruchs „Das neue Gebot“. Der zweite Akt hat mich hingerissen: die hochschwangere deutsche Königin, auf der Bahre hin und her gezerrt, der prächtige Wimar Knecht! . . . Bei Wildenbruch vermisse ich jeden Vergleich, ihm fehlen Bildertropen, Metaphern, und das zeigt doch den Dichter.

Sehr geehrter Herr Doktor! Ich muß immer daran denken, ob nicht gerade Ihnen die Form der „Siciliane“ sehr passen würde. Haben Sie sich in der „Siciliane“ versucht? Es lassen sich in ihr so vortrefflich kleine Genrebilder, ein Gedanke, eine kleine Landschaft, mit einem „Lebensregel“-Anhängselchen usw. rahmen.

Nur dreimal ist es mir gelungen, die Siciliane beim Wickel zu fassen. Diese Sicilianenwut dauerte jedesmal 3—4 Tage und jedesmal entstanden etwa zwanzig „Stück“. Sonst mag ich mich auf den Kopf stellen, und sie gelingt mir nicht. In diesem Sommer oder Herbst werde ich vielleicht bei Theodor Storm zu Gast sein. Dann will ich dort „Eine neue Welt“ vorlesen. Das ist etwas für unsern Theodor Storm.

Von den „Merowingern“ — ein Riesenwerk — habe ich von Bloch noch keine Nachricht, dagegen schrieb er mir, daß ihm ein kleines Lustspiel von mir, „Arbeit adelt“, sehr gefallen habe.

Und nun sitze ich tief in den „Quellen“ zu „Die Dithmarschen“. Fast wäre ich deshalb auf einige Stunden nach Bremen in die Stadtbibliothek gekommen. Aber Kiel und Klaus Groth verhalfen mir zu Material. Ihr Sie hochverehrender

Detlev Frhr. v. Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 7. 7. 86.

Hochverehrter Herr Doktor! Bloch-Berlin hat mir die „Merowinger“ zurückgesandt. Er scheint offenbar mit ihnen nichts anfangen zu können.

Und nun kommt eine ganz fürchterliche Bitte — und Bloch vereinigt sich mit mir, wie er mir schreibt —: Darf ich Sie, sehr geehrter Herr Doktor, um die sehr große Gefälligkeit bitten, von dem Trauerspiel Einsicht nehmen zu wollen? Es ist ja ungeheuerlich, daß ich es wage. Nichts ist ja (im allgemeinen) schrecklicher, als Dramen zu lesen. Und nun noch dazu ein Manuskript. Aber ich erkenne nur einen Richter an, und das sind Sie. Ihrer offensten Meinung — sollten Sie das Stück lesen wollen — beuge ich mich unter allen Umständen. Bloch meint, daß die „monströse Megäre" auf der Bühne unmöglich sei. Warum nicht: ein achtzigjähriges Weib (Die Brunhilde), das im und vom Leben hin- und hergezerrt ist. Ich habe das Stück mit der höchsten Begeisterung geschrieben.

Nächstens gestatte ich mir, Ihnen einen Einakter des Dichters Prinz Emil Schönaich-Carolath zu überreichen. Ein herrliches edles Stück: „Tasso's erste Liebe". Ein köstlicher, frischester, rotbackiger Apfel nach dem Greuelzeug der Posse unserer Zeit.

Noch einmal: Schreiben Sie mir offen, ob ich es Ihnen schicken darf oder nicht? Bloch wäre, eventuell, ebenso gespannt auf Ihre Antwort, wie ich.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Detlev Frhr. v. Liliencron, Hauptmann a. D.

Kellinghusen, Holstein, 11. 7. 86.

Hochverehrter Herr Doktor! Haben Sie freundlichsten Dank für Ihre große Liebenswürdigkeit, „Die Merowinger" lesen zu wollen. Ihre Sommerfrische sollen Sie sicher nicht damit belasten; ich gestatte mir daher, Ende August oder Anfang September das Stück nach Bremen zu senden. Mit den besten Vielglückwünschen zu Ihren Plänen und Entwürfen und in herzlicher Teilnahme für Ihre angegriffenen Augen, denen die Alpenluft die alte Frische geben soll, bin ich

Ihr begeisterungsvoll ergebenster

Detlev Frhr. v. Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 20. 9. 86.

Hochverehrter Herr Doktor! Sie waren so sehr liebenswürdig gewesen, mir zu gestatten, Ihnen im September die „Merowinger" übersenden zu dürfen. In der Hoffnung, daß Ihnen die Sommerfrische recht sehr gut getan hat, bitte ich trotzdem, „Die Merowinger" nur dann zu lesen, wenn es Ihnen wirklich paßt. Es hat ja nicht die geringste Eile.

Anliegend erlaube ich mir, Ihnen ein kleines Genrebild zu senden: „Arbeit adelt", und ein Prosabuch „Eine Sommerschlacht". In letzterer dürfte vielleicht Ihnen: „Auf meinem Gute" eine Viertelstunde Freude machen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster
Detlev Frhr. v. Liliencron, Hauptmann a. D.

Kellinghusen, Holstein, 7. 11. 86.

. . . . Durch ein Versehen ist das Paket bis heute liegen geblieben. . . . .

Kellinghusen, Holstein, 1. 1. 88.

Haben Sie herzlichen Dank, hochverehrter Herr Doktor! für die gütige Übersendung Ihres Aufsatzes „Dumas, Sardou und die Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne". Ich habe es gestern mit Begeisterung gelesen. Möchte es wie die Bombe einschlagen. Mit Ihrer „Dramaturgie der Oper" haben Sie etwas geleistet, an dessen Bearbeitung wohl kein Mensch gedacht hat. Es ist ein völlig neuer Gedanke. Ich sehe aus den Zeitungen (viele von ihnen brachten und bringen Auszüge), wie sehr es gezündet hat. Auch hier ein Aufräumen mit so vielem, veraltetem Kram! O Bravo, Bravo!

In Betreff meines Buches: „Unter fl. Fahnen" möchte ich, daß Sie eine flüchtige Freude gehabt hätten beim Lesen von „Der Aschenregen".

In diesen Tagen schrieb ich mit reißender Schnelle ein Trauerspiel: „Lügen" nieder, das ich seit diesem Sommer im Kopf hatte. Es ist durchaus modern, aus unserer Zeit. Ich schrieb es: Daß ich während dessen nicht dachte an Polizei, Re-

zension, Kliquen, Zustimmung, Abneigung: Ganz, ganz aus vollstem Herzen!!! Der Grundgedanke: Ein zwanzigjähriger reicher junger Herr aus den „besseren" Ständen, dem das Geld zur Verfügung steht, ist im höchsten Grade begeistert über die herrliche Lehre des Erbarmers. Und nur ihr folgend, nur seinem guten Herzen, sucht er das arme Volk (— die soziale, die sozialdemokratische Frage —) zu erlösen. Er gibt sein enormes Vermögen, und steigt mit liebevollstem Herzen zu ihnen hinunter. Natürlich kommt er nicht nur sofort mit seiner Familie, sondern mit Allen und Allem in Konflikt. Betrogen überall, im Kampfe mit den Vorurteilen der Welt geht er unter. Auch einen „Hofprediger" (wir stehen ja wieder zur Stunde im Zeichen des Hofpredigers) habe ich mir erlaubt und einzelne Winke in Bezug auf unsere literarischen Verhältnisse und auf die bodenlose Unwissenheit und Verflachtheit und Mittelmäßigkeit der sogenannten „besseren" und „höheren" Stände. — Ich schrieb es in Prosa. In den nächsten Tagen gehe ich ans Feilen. Aber natürlich kann es nirgends aufgeführt werden. Dem Dramatiker ist ja — vor allen Dingen in der sozialen Frage — Hand und Fuß gebunden.

In alter Begeisterung Ihr ergebener

Frhr. v. Liliencron.

Kellinghusen, Holstein, 22. 2. 88.

Hochverehrter Herr Doktor! Ich las Ihren herrlichen Aufsatz: „Theatralische Festspiele" im Kunstwart und heute Herrig's Antwort und Ihre Worte. Viel Reden verstehe ich nicht, aber das weiß ich, daß ich, stände ich jetzt vor Ihnen, vor Freuden über das, was Sie neulich und heute sagten, meine Mütze in die Luft geworfen hätte. Tausend Dank!!!

Ihr treuergebener Liliencron.

Ottensen, 7. 4. 92.

Hochverehrter Herr Dokor! Mit einer abscheulichen Bitte komme ich zu Ihnen: Können Sie mir, ich bin in verzweifelter Geldnot, 100 Mark vorstrecken? Mein Drama, „Der Trifels und Palermo", das in München angenommen ist, wird immer wieder hinausgeschoben. Mit meinem Verleger bin ich zerfallen,

weil er kein Geld gibt, oder doch nur in denkbar lächerlicher Geringigkeit. Und nun suche ich für zwei fertige Manuskripte einen neuen Verleger. Den bekäme ich allerdings wohl leicht, da ich allmählich bekannt worden bin, aber diese Herren fürchten Prozesse mit W. Friedrich, dem ich kontraktlich verpflichtet bin. Und die paar Mark für Gedichte ꝛc. gehen von den Redaktionen meistens erst nach Monaten ein und nach vielen Ermahnungen. In Deutschland kann es tatsächlich vorkommen, daß ein anerkannter Dichter einfach trotzdem verhungert.

Vor einigen Tagen hatten wir in Hamburg in der literarischen Gesellschaft einen Liliencron-Abend. Und während mir 1600 Hände Beifall klatschten, dachte ich darüber nach, wie ich die ℳ 0,20 Pferdebahngeld zur Rückfahrt bekäme.

Sollten Sie die Liebenswürdigkeit haben, so bitte ich, die 100 ℳ mir durch eingeschriebenen Brief zukommen lassen zu wollen. Sobald wie angängig, sende ich sie mit herzlichem Dank zurück. In großer Verehrung

Ihr ergebenster Baron Detlev Liliencron.

Ottensen, 9. 4. 92.

Sehr geehrter Herr Doktor! Besten Dank für die gütige Vorstreckung der 30 ℳ, die ich hoffentlich längst vor dem 1. Juli zurückgeben kann. Ja! die Verwandten und Freunde! Das alte Lied. Nein, die Sache liegt wohl an meinem Verleger, dem ich kontraktlich verpflichtet bin für ein Butterbrot bis an mein Lebensende. Nun ist es, wie ich schon schrieb, sehr schwierig, meine Manuskripte anzubringen, weil andere Verleger Prozesse fürchten mit W. Friedrich. Aber ich möchte endlich einmal Geld verdienen mit meinen Sachen. „Der Trifels und Palermo“ ist jetzt schon vor bald zwei Jahren angenommen. Und grade sollte das Trauerspiel zur Darstellung gelangen, als sich die Braut des Herrn Bonn, der den Helden spielen sollte, erschoß. Nun wurde es wieder zurückgestellt. Wie ich lese, ist Possart in München abermals engagiert, und der dürfte zu alt für die Rolle sein.

Nochmals meinen besten Dank.

Ihr ergebenster Detlev von Liliencron.

Altona (Elbe), Palmvilla 5, 17. 12. 99.

Hochverehrter Herr Professor! Wenn ich auch noch lange nicht alles in Ihrer prächtigen Gedichtsammlung gelesen habe, habe lesen können — ich bin stets überhäuft mit mir gütigst übersandten Büchern —, so habe ich doch schon manchen Genuß davon in diesen Tagen gehabt. Und ich bezeichne Ihnen jetzt einige Gedichte, die mir ganz besonders ans und ins Herz gegangen sind: „Zu spät" mit dem wundervollen Schluß. „Confessionen" (S. 21). „Auf dem Wasser" (S. 203). „Vorschau" (S. 198): Herrlich! Und das unvergleichlich schöne: „Herbstnacht" (S. 190).

Ich bin immer noch der Ansicht, daß ein (gutes) Gedicht eine Welt für sich ist. Daß man dann eben nur dies eine Gedicht lesen muß und dann auf eine Zeitlang aufzuhören hat mit dem Lesen, um sich ganz darin zu versenken. — Der „Umschlag" von „Frost und Gluten" ist allerdings nicht sehr schön.

Ich habe Ihnen noch meinen wirklich tiefgefühlten Dank zu sagen für Ihren Vortrag in Barmen über Bach und Händel. Er war ganz einzig in seiner Art.

Mit herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster

Detlev von Liliencron.

Von und an Conrad Ferdinand Meyer.

An C. F. Meyer.

Oberstdorf i. Allgäu, 4. 8. 84.

Hochverehrter Herr! Vielleicht ist Ihnen mein Name ebenso unbekannt wie Ihnen der Titel des Dramas[1]), das ich mir bescheidentlich Ihnen zu schicken erlaube, bekannt ist. Lassen wir das Erste, ob Sie von meiner Dramaturgie, meinen Maltesern und ihren Aufführungen und dergleichen wissen, bei Seite, und wenden wir uns zu dem Letzten: dem Namen, den mir eins Ihrer sonnigsten und doch rührendsten Gedichte[2]) hergeliehen hat, oder vielmehr, den ich ihm entwandt habe. Denn es bleibt eine Art Diebstahl, wäre es auch nur der Diebstahl einer Weinflaschenetiquette. Daß ich das Getränk intakt gelassen habe, wird Ihnen mein Stück beweisen. Dennoch fühle ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet. Sie haben mir bei einer peinlichen Titelsuche geholfen und mich meinen Helden benennen lassen, wie es mir taugte: mit einem Namen, der romantisch und demokratisch zugleich klingt. Es scheint ein so gleichgültiges Ding zu sein, daß man darüber lächeln könnte, und ist doch für das Schicksal eines Werks nicht ganz bedeutungslos. Nehmen Sie die Sendung freundlich auf, wahrhaft verehrter Herr. Ich wage nicht, sie als einen Dank für die klaren, siebenfach geläuterten Freuden zu bezeichnen, die mir Ihr „Heiliger", Ihre „Gedichte" beschert haben; wäre das, dann würde er nicht wie Hamlets Dank „um einen Heller zu teuer", sondern so karg sein, daß ich mich seiner schämen müßte. Ich nenne mich Ihren aufrichtigsten Verehrer und Schuldner.

Verzeihen Sie das geschäftsmäßige Äußere des Buchs — seine Fassung, dem Autor ein Greul, ist ein Werk des Agenten, der vielleicht so verfahren muß. Vielleicht interessiert es Sie zu hören, daß das Stadttheater in Breslau den „Gerold Wendel" zuerst zur Aufführung bringt.

---

[1]) Gerold Wendel.

[2]) C. F. Meyer, Gedichte, 1897, p. 318: „Einsiedel". Str. 2. „Ich bin der Gerold Wendel, — Wir ziehen an den Hof zu zwein."

Ich schreibe Ihnen aus meiner Sommerfrische. Sollten Sie mir das Glück erzeigen wollen, mich von dem Eintreffen dieses Briefes in Kenntnis zu setzen, dann würde mich jede Nachricht in Bremen treffen oder mir doch von dort aus nachgeschickt werden.

Mit den Ausdrücken der wärmsten Verehrung und der Bitte mir um dieser Annäherung willen nicht zu zürnen,

Ihr für allzeit dankbar verpflichteter

Heinr. Bulthaupt, Dr.,
Stadtbibliothekar aus Bremen.

Von C. F. Meyer.

Kloenthal am Glärnisch, 26. 8. 1884.

Verehrter Herr Bibliothekar! Der Gerold Wendel mutete mich beim ersten Blicke ganz seltsam an, ohne daß ich ihn gleich heimzuweisen wußte. Ich danke freundlich für die Ehre, denn als solche fasse ich das auf.

Das Stück selbst habe ich noch in Kilchberg mit Lust und Erbauung gelesen und werde schon erfahren, wie es von der Bühne wirkt. Das ein bischen Symbolische oder Typische der Figuren ist kein Tadel, die Lust am Individuellen wächst eben mit den Jahren und das Alter freilich wird der geschicktesten Fabel auch als höchste Einheit das Pathos einer tiefen, übermächtigen Hauptfigur vorziehen, welche — in der Genesis — die Nebenfiguren nur als natürliche Gegensätze hervorruft und selbst Fabel und Rohstoff umbiegt, um sich mit Ihrer Hülfe völlig zu manifestieren. Doch wem predige ich? Dem Verfasser einer höchst interessanten zweiteiligen Dramaturgie, welche, gebunden und leicht erreichbar, mit der einfachen Aufschrift Bulthaupt unter meinen Büchern steht.

Der Sturmlauf der Jungen auf das Drama in der Richte Kleist — O. Ludwig beschäftigt mich Stillen im Lande lebhaft.

Noch möchte ich Ihnen sagen, wie sympathisch mich Ihre Zeilen berührt haben.

Ihr

C F Meyer.

An C. F. Meyer.

Bremen, 11. 12. 85.

Hochverehrter Herr! Ich fühle mich tief in Ihrer Schuld: Durch Ihren gütigen Brief und Ihre Werke, die ihm nachgefolgt sind — in Wahrheit Werke eines Gerechten im Reiche der Kunst. Noch habe ich sie nicht anders als durch meine Malteser beantwortet, und schon empfange ich durch Ihren Verleger die „Richterin". Für alles meinen wärmsten Dank. Die teuren Werke werden mir auf diese Weise doppelt teuer.

Endlich kann ich Ihnen wenigstens mit leidlichem Anstande vergelten. In den beiden Heften der sonst unergiebigen und langweiligen „Bremer Monatshefte" finden Sie einen Aufsatz über den „Heiligen", den Sie trotz alles dessen, was jüngst Ruhmvolles über Sie geschrieben ist, nicht ungelesen lassen mögen. Ob der Verfasser, einer meiner Freunde, der hier als Anwalt lebt, Recht hat, wage ich nicht zu entscheiden, aber ein gründlicheres Sich-Versenken, nein, Sich-Einbohren in ein Kunstwerk ist mir nicht oft begegnet, aber auch nicht jede Schöpfung ist so ehern, daß sie diese Minirerarbeit vertragen kann. Dieser Heilige steht wie ein Atlas, bewunderungswürdig groß.

Auch alle Schönheiten der „Richterin" habe ich mit ganzer Seele genossen, obschon ich das Gefühl, daß in der Knappheit auch zu viel geschehen könne, nicht ganz los wurde. Haben Sie diesen furchtbaren, leidenschaftlichen Gasen nicht eine zu kleine Hülle geliehen? Nun habe ich den Eindruck, als hätten sie dieselbe wie einen Ballon zersprengt, dessen Teile wir glänzend, bedeutend vor uns flattern sehen, während bei größerer Ausdehnung etwas wie eine kleine Weltkugel aus ihm hätte werden können.

Rächen Sie sich für diese Ausstellung und diesen Vergleich schleunigst dadurch, verehrtester Herr, daß Sie die westliche Halbkugel[1]), die ich Ihnen sende, unbarmherzig in Trümmer schlagen.

In wahrhaft tiefer Verehrung

der Ihrige

Heinr. Bulthaupt.

---

[1]) „Eine neue Welt."

Von C. F. Meyer.

Kilchberg, 16. 12. 1885.

Verehrter Herr! Mit „einer neuen Welt" habe ich mich gestern über Mitternacht hinausgelesen, trotz einer mangelnden Hauptfigur, trotz oder wegen der Schillerschen Affinitäten hat mir das Stück — zumal in seinen Intentionen ungemein gefallen. Die Mache, ja die verstehet ihr Jüngeren. Der gefährliche IV. Akt ist hier der hübscheste. Den V. hält der frömmelnde Columbus.

Ich denke Sie mir in einem komfortablen Bibliothekarzimmer. Hier oben durch ein chronisches Unwohlsein meiner lieben Frau festgehalten, blicke ich vergnügt über den Schnee meines Gutes, ich habe den Winter lieb. Die merkwürdige Müllersche Studie habe ich mit großem Interesse gelesen.

Herzlich Ihr
C F Meyer.

An C. F. Meyer.

Bremen, 27. 6. 90.

Verehrtester Herr. Seitdem ich das Glück hatte, einige Briefe mit Ihnen zu tauschen, ist mein tiefwurzelnder Wunsch, Ihnen einmal für alles Herrliche, das Sie uns geschenkt, die Hand drücken zu dürfen, beständig gewachsen. Nun führt mich in diesem Sommer meine Ferienreise in die Schweiz, und ich gestatte mir bei Ihnen anzufragen, ob ich Sie in den ersten Tagen des August in Ihrem Kilchberg antreffen würde — ich würde dann meine Straße so wählen, daß ich, wenn Sie erlauben, auf eine Viertelstunde bei Ihnen vorsprechen könnte. Nur dürfte ich Ihnen auf keine Weise lästig fallen. Auch heißt mich meine Zeit eilen. Es ist mir nur um die Freude zu tun, Sie zu sehen und zu sprechen. Mir und meinem jungen Wandergefährten — ein Student und Landsmann, den ich wie einen Sohn liebe und halte — würde sich dann auf unserm Wege zu den „Schutzgeistern" noch ein dritter gesellen.

In dieser Hoffnung und Gesinnung bin und bleibe ich Ihr
Ihnen ganz ergebener
Heinr. Bulthaupt, Dr., Stadtbibliothekar.

Bremen, 5. 9. 90.

Verehrtester Herr Doktor. Von einer glücklichen Wanderung durch die Schweiz bin ich wieder heimgekehrt. Nun hätte es das erste sein sollen, Ihnen zu schreiben und mein neues Schauspiel[1]) zu schicken. Nicht, als hielte ich es für gar so dringlich, daß Sie es kennen lernten. O nein, ich weiß nur zu gut, was ihm fehlt. Aber ich darf ja hoffen, daß Sie zur Antwort die kostbaren Schätze meiner Durchsicht anvertrauen, von denen Sie mir im Gespräch auf Rigi-Scheidegg eins oder das andre zeigten: eine lodernde Schau, die mich vor Begierde brennen läßt, alles zu kennen, was Sie in der Stille bei sich angehäuft. Wenn Sie der Welt auch noch einige große Dramen schenkten — was hätten wir Ihnen dann alles zu danken. Leider aber fand ich bei meiner Heimkehr meine Schwester, ihren Mann und das holde Töchterchen der beiden, ein zwölfjähriges Kind, am Typhus, den sie aus der Sommerfrische im Harz heimgeschleppt, schwer erkrankt, und noch immer ist die Gefahr nicht abgewandt. Das legte sich mir so schwer aufs Herz, daß ich zu keinem Tun die rechte Freiheit fand. Und in die klare Welt Ihrer Berge wollte ich meine verworrene Stimmung nicht tragen. Jetzt habe ich mich gefaßt, und ob sich schon die Hoffnung regt und regen darf, so erwarte ich doch beruhigter jeden Ausgang. Schicken Sie mir also, verehrtester Herr, Ihre dramatischen Entwürfe. Sie bereiten mir allein schon durch das Vertrauen, mit welchem Sie dieselben in meine Hände legen, eine große, große Freude und dürfen, wenn Ihnen mein Urteil wirklich nicht ganz unwert dünkt, gewiß sein, daß ich es Ihnen frei und offen aussprechen werde.

An unsre Unterredung habe ich im Gespräch mit dem jungen Blut, das dabei zugegen war, noch oft zurückgedacht. Der bewahrt die Erinnerung an jene Stunde bis in sein Greisenalter. Erfüllte sich mir schon, als ich Sie begrüßen durfte, ein langgehegter, tiefgewurzelter Wunsch, so wird der Jüngling sich die Begegnung aus seinem Leben nicht mehr hinwegdenken können. Das ist keine platte Schmeichelei. Ihnen selbst kann es ja nicht verborgen sein, wie sehr grade die Besten unsrer Jugend — von

[1]) Der verlorene Sohn.

den Älteren nicht zu reden — Sie verehren; und daß diese Verehrung mit dem Verständnis Hand in Hand geht, das läßt mich für unsre künstlerische Zukunft Gutes hoffen. Sie werden, ohne eine Hand gegen den stupiden Naturalismus zu rühren, doch sein siegreichster Überwinder sein.

Leben Sie wohl, verehrter, teurer Herr. Ich nenne mich mit ganzer Seele den Ihrigen.

Heinr. Bulthaupt.

Von C. F. Meyer.

Kilchberg-Zürich, 7. 9. 1890.

Verehrter Herr. Den verlorenen Sohn habe ich heute erhalten und Stück und Vorrede, als an einem Sonntag, in einem Zuge gelesen. Die Technik ist (wie zu erwarten) vorzüglich und der Charakter des alten Freiherrn hat mich ergriffen.

Warum ich es Ihnen heute spät noch sage? Um Ihnen zugleich meinen herzlichen Anteil an der Erkrankung Ihrer Lieben und meine Wünsche für deren Genesung zu senden, und dann auch, um (bevor ich schlafen gehe) einen Irrtum zu berichtigen, der — wie es so zu geschehen pflegt — ohne meine und noch weniger Ihre Schuld aus der Lebhaftigkeit unserer lieben Unterredung auf Rigischeidegg entstanden ist. Also:

Die Borgiageschichte behandle ich gegenwärtig als Novelle (freilich das Drama immer parallel im Geiste), und auch der Verrat des Vinea an Friedrich II. rät mir meine Weisheit (soviel oder wenig ich davon besitze) zuerst novellistisch zu gestalten. Ob ich beide später dramatisch erblicke und fixiere, ist, in Hamlets Weise geredet, Sache der Vorsehung. Etwas früher, etwas später, was verschlägt es, wenn es schon so spät ist? Meine jetzt vorhandenen dram. Aufzeichnungen sind durchaus fragmentarisch, nicht mitteilbar und nur für mein Auge verständlich.

Eines aber steht fest: jede (möglich aber unwahrscheinlich) sich vollendende dram. Niederschrift sucht den Bremer Dramaturgen auf.

Für das Sudeln um Nachsicht bittend, herzlich Ihr

C F Meyer.

Kilchberg, Oktober 1895.

Verehrter Herr, Für Ihre freundl. Bescheerung zu meinem 70. Geburtstag hätte ich Ihnen wohl längst meinen Dank gesagt, wenn ich nicht durch einen Ausflug an den Genfer See und jetzt durch ein Unwohlsein aufgehalten worden wäre. Ich habe mich bei Beschauung der hübschen und feinen Bremerbilder Ihrer und unseres kurzen Zusammenseins wieder sehr gerne erinnert und bin sehr empfänglich für alles Gute und Freundliche, was Sie mir von Bremen melden. — Mein Verleger macht mir wenig Freude.

Empfangen Sie meinen warmen Dank und die Versicherung meiner freundlichen Erinnerung Ihr

Conrad Ferdinand Meyer.

Kilchberg, 5. 7. 1897.

Geehrter Herr. Ihre Zusendung gründlich zu lesen, ist mir am Vorabend meiner Abreise unmöglich, ich freue mich aber auf den Vollgenuß in den Bergen und bin sehr empfänglich für Ihre freundliche Erinnerung. Ihr

Conrad Ferdinand Meyer.

Von und an Ernst v. Wildenbruch.

Von E. v. Wildenbruch.

Berlin, 1. 4. 85.

Werter Herr! Die Absicht, die Sie mir in Ihrem freundlichen Schreiben vom 27. v. Mts. kundtun, eins meiner Werke in Ihrem Kreise vorzutragen, erfreut mich. Ich verfolge Ihr Schaffen, seitdem ich zum erstenmale von demselben Kenntnis erlangte, mit Interesse und habe mehrfach aus dem Munde von

Angehörigen Ihrer Heimatstadt erfahren, welch' einen Förderer die Dichtung ernsten hohen Styls in Ihnen besitzt.

Ich weiß daher, daß ich das Werk, das ich Ihnen hiermit übersende, in gute Hände lege.

Es ist ein vor kurzem entstandenes noch ungedrucktes Gedicht, welches sich „Das Grab des Kyros" betitelt.

Hoffentlich bereitet Ihnen die Schrift keine Schwierigkeit, ich habe die Bogen, der leichteren Uebersicht wegen, numeriert.

Da Sie mir keine genauere Adresse angegeben haben, schicke ich einfach nach „Bremen" und ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir den Empfang des Werks kurz bestätigen und, da ich Gewicht auf Ihren Anteil lege, sagen wollten, ob Ihnen dasselbe zusagt.

In Freundschaft und Ergebenheit Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

Berlin, 26. 4. 85.

Werter Herr und Kollege! Empfangen Sie für Ihren freundlichen und erfreuenden Brief vom 24. d. Mts. meinen Dank und lassen Sie mich damit zugleich den Dank für die Übersendung Ihres „Gerold Wendel" verbinden, den ich mit aufrichtigem Interesse gelesen habe.

Ich habe in dem Stücke einen sehr bedeutenden Fortschritt von Ihren „Maltheser" erblickt, die ich seinerzeit ebenfalls mit der Aufmerksamkeit studiert habe, welche ich dem ernsten Drama überhaupt entgegenbringe, und ich begreife vollkommen, daß Ihr in reich bewegter Handlung dahingehendes Stück zu Hannover, wie ich mit Freuden gelesen, einen so großen Erfolg gehabt hat.

Zu letzterem wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück, denn Sie sind durch denselben mit einem Publikum und einer Bühne in Verbindung gebracht, wie wir, d. h. die Verfasser von Dramen im großen Stile, sie für unsere Zwecke und Ziele nicht besser finden können. Darsteller von so jungfeurigem Temperament und so edler Innerlichkeit wie unseren Grunert kenne ich in Deutschland — die vielgerühmte Wiener Burg nicht ausgeschlossen —

nicht; und nach einer Leistung wie die von Holthaus als König Eduard im Harold war, muß ich auch diesen zu den besten in Deutschland zählen. Das Publikum Hannovers aber ist von einem geradezu merkwürdigen Instinkt für alles Echte beseelt; und diese herrliche niedersächsische Treue und Kraft in ernster Seele! Sehr freuen würde ich mich, wenn wir mit einander in regeren Verkehr und Gedankenaustausch treten könnten, und da unser neunzehntes Jahrhundert, dem Briefeschreiben abhold, dem persönlichen Verkehr so schöne eiserne Brücken baut, hoffe ich, daß Sie bald einmal nach Berlin herüberkommen und bitte Sie für den Fall, mir nicht vorüberzugehen.

Herzlichst, freundschaftlichst Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

Berlin, 25. 3. 86.

Werter Herr und Freund! Die freundlichen Gesinnungen zu mir und meinen Werken, denen Sie in Ihrem jüngsten Schreiben erneuten Ausdruck gegeben haben, verpflichten mich Ihnen zu aufrichtigem Dank.

Um Ihnen zu beweisen, wie tief ich Ihr Entgegenkommen empfinde, will ich Ihnen ein ganz besonderes Zeichen meines Vertrauens geben:

Mein „Neues Gebot" ist augenblicklich im Druck — das revidirte Manuskript, nach dem ich drucken lasse, steht mir nicht zur Verfügung, das zweite Manuskript dieser Art ist zu Frankfurt a./M. am Theater, wo das Stück einstudiert wird — es bleibt also nur mein Original-Manuskript. Ich würde dasselbe niemanden in die Hand geben — Ihnen jedoch will ich es, und zwar morgen, übersenden, damit Sie, wenn Ihnen die Entzifferung gelingt, daraus und darnach Ihre Vorlesung halten können.

Vielleicht macht es Ihnen daneben auch Spaß, ein solches Geschöpf einmal mit eigenen Augen zu sehen.

Meine obigen Ausführungen werden Ihnen die Empfindung geben, wie sehr mir daran liegen muß, das Manuskript, sobald Sie von demselben Gebrauch gemacht, zurückzuerhalten.

Daß das Stück für das Theater in Bremen außerordentlich sich eignen müsse, war meine Überzeugung von Anfang an — hoffentlich gelangen Sie, wennn Sie es gelesen haben, zu derselben.

Ihre „Neue Welt" habe ich gelesen und mich an dem reichen, bewegten und farbigen Inhalt des Stückes sehr erbaut. — Kommen Sie nicht einmal persönlich nach Berlin, damit wir mündlich darüber sprechen können? Es würde mich aufrichtig erfreuen.

Vorläufig nehme ich mit herzlichen Wünschen für Ihr Schaffen auf dem dramatischen Gebiete Abschied und zeichne mich Ihren treuergebenen

Ernst v. Wildenbruch.

An E. v. Wildenbruch.

Bremen, 16. 11. 86.

Verehrtester Freund! Erst jetzt gelange ich dazu, Ihnen zu dem großen Erfolge des „Fürsten von Verona" von ganzem Herzen Glück zu wünschen. Es war mir keine geringe Entsagung, Sie und Ihr Werk so nahe zu wissen und doch wie Baumgarten „das nahe Rettungsufer im Gesicht" hier liegen zu bleiben, ernstlich unwohl, von einem bösen Katarrh geplagt, der mich nur langsam verläßt. Soll ich die Freude, Ihre Schöpfung kennen zu lernen, nun aber noch länger entbehren?

Ist sie gedruckt (wie ich annehme als Manuskript), dann erzeigen Sie mir die Liebenswürdigkeit, sie mir zu senden, und liegt sie nur noch in Ihrer Handschrift vor — ja, ich wage nicht, Sie aufs Neue um Ihre Überlassung zu bitten. Doch würden Sie mich überaus glücklich machen, wenn Sie sich ihrer auf einige Tage entäußern und mir das Recht geben wollten, sie jetzt noch in unserer literarischen Gesellschaft vorzutragen: ein Vorzug, um den man mich schon, als es Ihr „Neues Gebot" galt, mit Recht beneidet hat.

Daß es auch diesem jetzt im Ostendtheater und anderorten so wohl geht, wird Ihnen eine rechte Genugtuung sein. Ist denn die Berliner Aufführung ansehbar und läßt sich dem Personal eine so gewichtige Aufgabe ohne Bedenken anvertrauen?

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin bestens und erhalten Sie Ihre freundschaftliche Gesinnung Ihrem treu ergebenen

Heinr. Bulthaupt.

Von E. v. Wildenbruch.

Florenz, 11. 10. 86.

Wertester Freund! Ich bin in Verzweiflung bei dem Gedanken, daß Sie vergeblich auf das Manuskript des „Fürsten von Verona" zum Vortrage gewartet haben. Zu meinem wahren Bedauern war es mir unmöglich, Ihnen das Versprochene zu schicken, da ich mein Original-Manuskript brauchte, um danach das Stück, welches tunlichst bald nach der Hannoverschen Aufführung als Buch erscheinen soll, drucken zu lassen.

Die Beendigung einer größeren Erzählung, mit der ich, als Ihr Besuch uns erfreute, beschäftigt war, sowie eine Fülle geschäftlicher Angelegenheiten, die sich in die Zeit vor unserer Abreise drängten, haben das Unglück bewirkt, daß ich vergaß, Sie von der Unmöglichkeit zu unterrichten.

Es bleibt mir daher nur übrig, Sie aufrichtig um Verzeihung zu bitten. Lassen Sie mich hoffen, daß Sie mir dieselbe gewähren, und beweisen Sie es mir, indem Sie zur Aufführung des Stückes nach Hannover kommen. Dieselbe soll, wie ich neuerdings erfahre, bereits am 25. d. M. vor sich gehen. Am 20., spätestens 21., gedenke ich in Hannover einzutreffen, wo ich, wie gewöhnlich, im Continental-Hotel absteige.

Meine Frau grüßt Sie herzlichst und ich bin in wahrer Freundschaft

Ihr ergebenster

Ernst v. Wildenbruch.

Berlin, 1. 2. 87.

Werter Freund! Die Übersendung meines „Fürsten von Verona" soll die Antwort auf Ihre bei der Besprechung des neuen Gebots gestellte Frage sein, ob ich Ihnen Ihre Worte übel nehmen würde.

Nur wahre Freundschaft kann kritisieren ohne zu kränken, und da Ihre Worte diese Probe so gut bestanden haben, schlage ich vor, daß wir bleiben, was wir waren: aufrichtige Freunde.

Meine Frau trägt mir herzliche Grüße für Sie auf und dankt Ihnen mit mir für die Übersendung Ihres Bildes; sie hat Ihre Besprechung mit großem Interesse gelesen.

Sammeln Sie feurige Kohlen auf meinem Haupte und lassen Sie mich durch ein Wort wissen, daß Sie die dargebotene Hand so annehmen, wie ich sie Ihnen reiche.

Herzlichst Ihr
Ernst v. Wildenbruch.

Berlin, 10. 7. 89.

Verehrtester Freund! Nachdem ich Ihren „Verlorenen Sohn" gelesen habe, halte ich Ihre Sorge, daß das Publikum Berlins an der Gestalt des alten Freiherrn, d. h. an den Motiven, die ihn bewegen und den Handlungen, zu denen sie ihn bewegen, ernsthaften Anstoß nehmen könnte, für unbegründet.

Die Berliner sind politisch viel zu unterrichtet, um nicht zu wissen, daß 1870 derartige Verwirrungen tatsächlich erfolgt sind (siehe z. B. die Welfen-Legion in Paris) und allem Tatsächlichen beugt sich der Geist unserer Stadt. In gewissem Sinne spreche ich ja aus eigener Erfahrung, da meine „Väter und Söhne", in denen der alte Schulmeister Bergmann direkt Verrat am Vaterland begeht, hier seiner Zeit äußerst günstig aufgenommen worden sind.

Ich glaube daher, daß Sie es mit dem Stück auf einer Berliner Bühne ruhig wagen können, umsomehr, als der Konflikt des Stücks ein so vortrefflicher ist, daß ich fast bedauern möchte, daß er durch das Kunstreitertum des Magnus eine Zutat erhält, die seine einfache Größe beeinträchtigt. Aber das ist eine andere Frage, als die, deren Beantwortung Sie von mir wünschten.

Freundschaftlichst ergeben Ihr Ernst v. Wildenbruch.

An E. v. Wildenbruch.

Bremen, 13. 4. 93.

Verehrter Herr und Freund! Ich weiß kaum, ob ich Sie noch so anreden darf — so lange haben wir nichts voneinander gehört. Lassen Sie mich Ihnen aber die herzliche Versicherung

geben, daß ich nie aufgehört habe, mich zu den Ihrigen zu zählen und daß ich jüngst noch, als ich Ihr „Edles Blut" las, dem Himmel dankte, daß er uns einen Poeten wie Sie geschenkt.

Eben diese Ihre meisterliche Novelle ist es auch, die in mir und vielen Ihrer hiesigen Verehrer den lebhaften Wunsch geweckt, Sie einmal in unserem Künstlerverein begrüßen zu können, an den Donnerstag-Abenden der Wintersaison, die schon mancher Meister der Dichtkunst und der Musik unseren zahlreichen Mitgliedern (Damen und Herren) unvergeßlich gemacht hat. . . . .

Sie würden einen großen gebildeten Hörerkreis durch Ihr Kommen beglücken und vielleicht nicht ungern wahrnehmen, welche Verehrung man Ihnen hier entgegenbringt. . . . .

Würden Sie mir die große Freude bereiten, während Ihres Hierseins bei mir zu logieren?

In der Hoffnung auf Ihre gütige Zusage bin ich mit der Bitte mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen und den besten Grüßen Ihr Ihnen aufrichtig und ganz ergebener

Heinr. Bulthaupt.

Von E. v. Wildenbruch.

Berlin, 17. 4. 97.

Werter Herr und Freund! Aus Leipzig heimkehrend, wo wir soeben über die Begründung der Schriftsteller-Pensionskasse beraten haben, finde ich Ihren Brief vom 13. d. M. vor, dessen freundlicher Ton mich aufrichtig erfreut hat.

Indem ich Ihnen von meinem Ausfluge nach Leipzig und meiner dortigen Tätigkeit Mitteilung mache, deute ich Ihnen an, was jetzt alles auf mir lastet und liegt.

Der deutsche Schriftsteller-Verband hat mich zu seinem Vorsitzenden erwählt — ganz ohne mein Zutun und wie ich mit gutem Gewissen sagen kann, sehr gegen meinen Wunsch — nachdem ich aber die Stellung übernommen, habe ich gemerkt, daß, um die traurigen Verhältnisse unseres Schriftstellertums einigermaßen aufzuhelfen, viel geschehen muß, aber sehr viel.

Dies ist nun die schwere Arbeit, die auf mir liegt und jedenfalls noch dieses ganze Jahr hindurch auf mir liegen wird.

Möglicherweise ziehen sich die Schwierigkeiten auch noch über 1893 und viel weiter hinaus.

Und dabei noch Reisen machen und Vorträge halten? Ganz unmöglich. Ich danke Gott, wenn ich soviel Zeit für mich selbst übrig behalte, daß ich an den umfangreichen Arbeiten, die mir augenblicklich unter der Hand liegen, langsam und mühselig weiterbauen kann — noch weitere Verpflichtungen auf mich zu nehmen, verbietet mir indessen einfach der Selbsterhaltungstrieb.

In Freundschaft ergebenst Ihr

Ernst v. Wildenbruch.

Berlin, 20. 11 02.

Verehrter Herr! Heute früh ist mir die Weser-Zeitung mit Ihrem König Laurin-Anfsatz zugegangen.

Es ist so lange her, seit ich zum letztenmal persönlich etwas von Ihnen empfangen habe. Lassen Sie mich Ihnen die tiefe Freude aussprechen, die mich bewegt, daß unsere Wiederanknüpfung in solcher Weise geschieht.

Vielleicht klingen meine Worte Ihnen überschwenglich, da auch Sie ja manches an dem Stück anders wünschen und dies unumwunden ausgesprochen haben. Aber wenn Sie sich vergegenwärtigen, daß ich hier von Leuten umlagert sitze, die, weil sie gar nicht mehr auf das hinhören, was ich sage, in die Welt hinausschreien, daß ich überhaupt nichts zu sagen weiß, die, weil sie den Kern meines Wesens und Schaffens verwerfen, der Welt erklären, daß ich überhaupt keinen Kern besitze, dann werden Sie vielleicht begreifen, was es für mich bedeutet, wenn ich einen Mann, der so hoch über dieser Gesellschaft steht, meinem Werke in der Seele befreundet und wahlverwandt fühle. Hätte ich nach einem Widerhall gesucht, der mir sagte, ob in dem König Laurin ein poetischer Kern steckt, so hätte ich ihn nicht besser finden können, als in der hinreißenden Art, in der Sie den Gehalt des Stücks wiedererzählt haben. Haben Sie Dank dafür, haben Sie Dank

von Ihrem

Ernst v. Wildenbruch.

An E. v. Wildenbruch.

Bremen, 21. 11. 02.

. . . . Wie herzlich tut es mir wohl, zu wissen, verehrter Herr, daß meine Worte über „Laurin" den Ton getroffen haben, den ich zu treffen wünschte, und wie freue ich mich der guten Aufnahme, die Sie ihnen bereitet haben. Wäre es nur immer so, daß man zu einem Dichter, den man ehrt und liebt und mit dessen Wesen uns wohl auch manches Verwandte verbindet, so offen reden dürfte, ohne fürchten zu müssen, ihn zu betrüben und zu kränken, wenn man einmal eine Strecke Weges nicht an seiner Seite bleibt. Aber ich weiß, was Sie — leider mit so gutem Rechte! — beklagen. Doch lichten sich schon allerorten im Reich die Wege; das ärgste kritische Unkraut muß doch endlich einmal ausgejätet werden, und eine neue Jugend wird es wieder lernen, Ehrfurcht vor jedem tüchtigen Können, vor jeder ernsten künstlerischen Arbeit, vor jedem starken und reinen Willen zu hegen. Und Sie, verehrter Herr, haben Deutschland zuviel gegeben, als daß es Ihnen nicht bis über das Grab hinaus dankbar bleiben sollte. Von Herzen in Ergebenheit Ihr

Heinr. Bulthaupt.

An Hermann Allmers.

Bremen, 19. 6. 82.

Allzeit verehrter Herr und Freund! Vorerst meinen allerherzlichsten Dank für Ihre Aufforderung zur Mitarbeiterschaft, die ich selbstredend mit dem größten Vergnügen entspreche. Das ganze Projekt, Ihre Redaktion, die Gesellschaft der Mitarbeiter — das alles müßte mich an sich schon reizen, zudem betrachte ich aber Ihre

liebenswürdige Absicht, mich so würdigen Genossen anzureihen, als ein Zeichen Ihrer Gunst und herzlichen Gesinnung, die ich Sie bitte mir zu erhalten. Sie ist mir kostbar und eine wohltuende Ermunterung. Ich scheine der Jüngste in dem Kreise zu sein, hoffe Ihnen aber keine Schande zu machen. — Ist es unbescheiden, wenn auch ich eine Bitte äußere, an deren Gewährung mir sehr viel liegt? Am 2. Juli begeht die Literarische Gesellschaft ihre 400ste Sitzung in Stenum. Es ist nicht leicht, diesen Ausflügen einen immer neuen Charakter zu verleihen, und ein wichtigster Teil unseres diesmalen Programms würde fallen müssen, wenn uns Ihre Mitwirkung versagt bliebe. Der Tag des Festes ist nämlich zugleich der Geburtstag des Abraham a Santa Clara. Wäre da nicht prächtige Gelegenheit zu einer Kapuzinade gegen die Bremer, unsere Kunst und Wissenschaft, die Literarische und ihr Wachstum? Dergleichen aber, verehrtester Freund, vermögen nur Sie eindringlich und zugkräftig vorzutragen. Ihnen kommt die Stimmung sofort entgegen und wir könnten, gelingt dieser Teil (der nach dem Frühstück in Szene gehen müßte), dem weiteren glücklichen Verlauf des Festes beruhigt entgegensehen. Darf ich Sie bitten, ihn zu übernehmen, die Rede zu verfassen und vorzutragen? Neben der alten Stätte, die vor Jahren die Bowlen-Ingredienzien barg, wird eine Siedelei aus Baumrinden erbaut werden, und es ließe sich machen, daß der brave Abraham zu einem milden Zweck (vielleicht auch für den zu stiftenden Pokal der Lit. G.) Knochensplitter und andere Reliquien verkaufte. Wollen Sie das in freundlichem Herzen erwägen? Sie erweisen damit der Gesellschaft einen großen Dienst, und es ist ja stets die Aufgabe Ihres Lebens gewesen, ideale Zwecke interesselos mit Ernst und Scherz zu fördern.

Die schönsten Grüße und nochmals Dank. Werde ich bald von Ihnen hören? Ihr treu ergebener. . . . .

Bremen, 22. 12. 91.

Verehrtester Freund! Ihr Brief hat mir sehr wohlgetan, ja; ich will Ihnen ehrlich bekennen; daß er mir einen Druck vom Herzen genommen hat. Nicht als hätte ich von Ihnen, Theuerster,

irgendwelchen Dank erwartet und verdient — wofür denn? aber mich preßte das Gefühl, als hätten Sie mir irgend etwas vorzuwerfen, als wendeten Sie sich von mir ab, und ich konnte nicht anders, als diesen schmerzlichen Eindruck mit dem Verhalten der Herren in Verbindung bringen, die Ihre Geburtstagsfeier im Ratskeller anordneten, und mich anscheinend demonstrativ davon ausschlossen. Auch das war mir ein völliges Rätsel, und es hat mich gekränkt und verwirrt. Die Achtung, die ich mir im großen Vaterlande allmählich errungen, möchte ich in meiner Heimat nicht gern entbehren — und wodurch sollte ich sie verscherzt haben? Zwar trete ich mannhaft stets für meine Überzeugung ein, Kliquen und Reklamen verschmähe ich stolz — aber mit der größten Liebe bin ich allem begegnet, was mir der Erhaltung und Behütung wert schien, und nur gegen die törichte Lobpreisung des Nichtigen habe ich mich gelegentlich aufgelehnt und werde es ferner tun, immer aber, wie ich denke, ernst und sachlich. Anderer schlechterer Mittel bin ich überhaupt nicht fähig — und gerade gegen mich gebraucht man sie so oft. Verzeihen Sie diese Seufzer. Jetzt erleichtern sie mich, denn ich sehe ja, daß wenigstens Sie mir der Alte geblieben sind, und nichts dergleichen soll Sie wieder behelligen. Vielleicht wußten Sie auch nicht einmal, wie verwundbarer Art ich bin, man hält mich eher für kühl als warm, und ich selbst wünschte mir statt der Sensitivität der Schneckenfühlhörner einen hürnenen Panzer. . . . .

Die „Freie Bühne" in Berlin?? lieber Freund, die ist eingegangen, glücklicher Weise, und Sie haben wohl keine Ahnung von der Branntwein- und Bordelliteratur, die dort gezüchtet wurde. Und zumeist von ganz talentlosem Schreiervolk, das nur ein einziges großes, ernst zu nehmendes Talent überragte. . . . . Und was die Sensation betrifft, verehrtester Freund, wann macht das Gute je Sensation? — Von Fitger erhielt ich einen sehr verdüsterten Brief, der mich bekümmert und erschreckt hat. Hoffentlich hellen die Weihnachtskerzen seinen Himmel auf. Mir wird immer kindlich leicht, wenn die Zeit herankommt. Ade! Und schönsten Dank für das lustige Sonett. Ich bleibe treu der Ihre

Heinr. Bulthaupt.

An Percy Andreae.

Bremen, 8. 3. 04.

Ich habe mich recht gefreut, lieber Freund, nach so langer Zeit wieder einmal von Ihnen aus Amerika zu hören, wie ich überhaupt immer gemeint, daß Sie Ihre Beziehungen mit Bremen, wo Ihnen so viele gute wohlmeinende Bekannte leben, nicht so völlig hätten lösen sollen. Bei mir wenigstens hieß es nicht „aus den Augen, aus dem Sinn" und den Rat des Polonius, den erprobten Freund mit ehernen Haken an sein Herz zu klammern, hat mir mein eigenes Empfinden allzeit eingeschärft.

Ganz ebenso hat es mich seit Ihrem Scheiden von Bremen immer bekümmert, daß Sie von der Poesie einen anscheinend dauernden Abschied genommen, immerhin begreiflich durch das Ausbleiben der äußeren Erfolge. Aber wem strömen diese leicht und schnell zu? Da heißt es warten und sich gedulden! Freilich war es besonders verdrießlich, daß sich Ihnen die Aussicht, die Ihnen die „Partie remise" auf die Bühnen eröffnete, so bald wieder versperrte, aber wenigstens ich tröstete mich mit der Hoffnung, daß es über kurz oder lang doch zu einer Aufführung kommen müßte und daß Sie die aufgegebenen Fäden wieder anknüpfen würden. Und wirklich gibt mir ja Ihre Sendung den erfreulichen Beweis, daß ich mich darin nicht getäuscht habe.

Daß ich Ihr Stück sogleich gelesen habe, sollte selbstverständlich sein. Auch habe ich es getan; so ganz selbstverständlich ist es aber vielleicht doch nicht, wenn man alljährlich über hundert Dramenmanuskripte aus allen Gauen der Welt bekommt, die man lesen, beurteilen und auf das Theater bringen soll. Immerhin sei es, wie es sei, ich habe „Theorie und Praxis" gestern beim Schein der Lampe in einem Zuge gelesen und mich an all den kleinen Scherzen, die ihre Rolle hartnäckig bis zu Ende spielen, das „Du sagtest? erlaube, ich sagte", die abgewiesenen Besuche, den Mann im Atelier mit der zerbrochenen Büste usw. erbaut und überzeugt, daß Sie wissen, worauf es im Technischen auf dem Theater ankommt. Aber so hübsch diese Einfälle sind, sie sind nicht die Hauptsache, sie sind nur pikante Würzen zum Braten,

dieser aber, der Braten wird, so fürchte ich, lieber Freund, dem Publikum nicht ganz schmackhaft sein. Es war mir, als würde ich um zehn Jahre zurückversetzt — im Lustspiel aber schreitet das Schicksal und die Mode doppelt so rasch als in der Tragödie, und eine stark parodistische Behandlung der Emanzipationsbewegung würde heutzutage viel wirksamer sein, als die im Grunde ernsthafte, aber doch schüchternen und zaghaften Verstöße gegen eine Zeitfrage, die selbst in unserer stillen und maßvollen Stadt jetzt erschrecklich grassiert und immer sieghafter vordringt. So bin ich denn nicht ohne Bangnisse und wenn ich auch schon Willens war, Ihr Stück dem hiesigen Theaterdirektor (der jetzt Erdmann-Jesnitzer heißt, denn den braven Saenger deckt längst der Rasen), zu empfehlen, zauderte ich doch wieder, weil ich, der ich so etwas wie eine dramaturgische Autorität in Deutschland geworden bin, in eine schiefe Lage gekommen wäre, wenn ich mich für ein Werk einsetzte, dessen Bühnenwirksamkeit mir selber nicht zweifellos scheint. Doch bitte ich, mir noch Zeit zu lassen und die Zeit bricht ja bekanntlich Rosen. Ich schicke Ihnen darum die Handschrift nicht gleich zurück.

Im übrigen auf Ihre freundlichen Fragen soviel, daß es mir leidlich gut geht. Zwar mit der alten Elastizität ist es aus. Nach einem Lähmungsanfall, den ich vor einigen Jahren erlitten und dessen äußere Spuren sich völlig verloren haben, chikanieren mich die Nerven, und das sind hinterlistige Gesellen. Mit der Stadtbibliothek bin ich längst in einen Prunkbau an der Nähe des Bahnhofs übergesiedelt. Wir machen uns also. Persönlich aber, wie gesagt: Fuimus Troes.

Mit herzlichen Grüßen Ihr . . . .

Bremen, 5. 4. 04.

. . . . Brav und bieder wie ich nun einmal bin, lieber Freund, habe ich sogleich auch den „Königsbauer" gelesen, in dem sich mir die „Partie remise" bald entpuppte. Freilich wüßte ich nicht zu sagen, worin sie sich verändert hätte. Immerhin begreife ich, daß der starke Trumpf der Hauptfrage das Publikum amüsiert und wenn das Philisterium, das ohne Konzessionen nicht leben

kann, sich daran nicht stößt — ich stoße mich gewiß nicht daran und wenn ich mich auch ein bißchen darum sorgen würde, ob dieser eine Treffer durch alle drei Akte bis zum Schlusse vorhält, so scheint ja der Gegenbeweis bereits drüben erbracht zu sein. Also: vogue la galère. Schreiben Sie, wenn Sie mögen, an den hiesigen Theaterdirektor, Herrn Erdmann-Jesnitzer, ich werde ihm, wenn kein Gegenbefehl eintrifft, das Manuskript einschicken und ihn nach Kräften dafür zu interessieren suchen.

Um „Theorie und Praxis" tut es mir im Grunde leid, denn dessen Anlage ist feiner. Alle diese Feinheit liegt in dem Gedanklichen, das ich nicht verkannt habe, und dem einige Theaterschnödler allerdings wirksam aufhelfen. Das Publikum wird aber unweigerlich die Emanzipationsfrage für die Hauptsache nehmen und ein Theaterpublikum, lieber Freund, kann man nicht für dumm genug taxieren. Was nicht dick unterstrichen wird, ist für die Leute nicht da, was für Köpfe immer darunter sein mögen, und sind wir selber in dem Haufen, werden wir gerade so; „davon hab' ich so viel Erfahrung" sagt Faust. Kennen Sie denn übrigens meine neuesten Opera? Zwar zu den neuesten „Bänden meiner Dramaturgie" will ich Sie nicht reizen, wenn sie auch Auflage auf Auflage erleben, aber die Reclamsche Bibliothek wird ja wohl in Ihrer berühmten Schweinestadt zu haben sein, das Bändchen für 20 Pfg.; da erschwingen Sie sich einmal meine „Victoria." — A propos Fräulein Clair. Die sah ich einmal in einem knallgrünen Seidenkleid in Düsseldorf die Amalie in den Räubern spielen, war auch in Oldenburg bei einem Schlemmermahl des Intendanten ihr Tischgenosse. Im übrigen irrt die Edle. Ich habe für die kleine Nachbarresidenz nie einen Theaterprolog geschrieben, den also auch Frl. Clair nicht gesprochen haben kann. Was spielt sie denn jetzt in Cincinnati? Damals wollte sie nicht alt werden.

Mit herzlichem Gruß . . . .

Von und an Hans Bethge.

Von Hans Bethge.

Halle a. S., 19. 7. 95.

Wollt vergeben, teurer Herr,
Wenn ich Euch mit einem Briefe
Ungelegen kommen sollte,
Doch ich bitte Euch von Herzen:
Lasset diesmal Gnade walten
Und gewährt ein Augenblickchen
Dem Geversel eines deutschen
Achtzehnjähr'gen Dichterjünglings!

„Sag', Du kennst doch Bulthaupts Werke?"
Fragt mich dieser, fragt mich jener
Unter meinen Kameraden,
Weil man meint, daß ich natürlich
Als der Prima Klassendichter
Die bedeutendsten der neuern
Deutschen Bücher kennen müsse. —
Ach, ich muß dann stets betrüblich
Meine blonden Haare schütteln,
Muß gestehen: „Leider kenn' ich
Bulthaupts Bücher, ach, noch nicht".

O wie gern würd' ich sie kennen!
Aber wenn ich meine Schritte
In die Leihbuchhandlung lenke,
— Schlimm genug, daß man das muß, —
Sagt mir stets solch alter Griesgram,
Solch ein Bücherwurm: „Zu meinem
Großen Leide kann ich Ihnen
Nichts von Heinrich Bulthaupt geben,
Da von seinen Werken wir
Uns noch keines angeschafft".

Trostlos wandr' ich weiter, aber
Immer wird mir nur derselbe
Grausame Bescheid zu teil. —
Nun verwünsch' ich, voll von Ingrimm,
Mein erbarmungsloses Schicksal,
Das in solchem Jammerorte
Meinen Wohnsitz mir bestimmt;
Und am nächsten Hollerbusche,

Wo der untergeh'nden Sonne
Dunkelrote Strahlen schillern,
Laff' ich mich auf einer braunen
Ruhebank verzweifelnd nieder,
Zieh' die Börse aus der Tasche,
Zähle traurig die Obolen,
Ob die mühesam ersparten
Nicht den Ankauf eines Werkes
Bulthaupts mir gestatten wollen . . .
Aber nein! — Nur jämmerliches
Nickel rinnt durch meine Hände
Neben ein paar Kupferstücken,
Die wie purpurn Gold erstrahlen, —
Sind es aber leider nicht! —
Da, urplötzlich, — fast erschreck' ich —
Ein verwegener Gedanke
Steigt zu Kopf mir; — kühn zwar ist es, —
Aber — Mut nur! — Mut, mein Herze!
Und ich laff' die schnöden Nickel
Wieder in die Hose gleiten,
Springe auf und laufe nach der
Saalezeitungsredaktion,
Frage nach Herrn Bulthaupts Wohnung,
Eile frisch und flink nach Hause,
Setze mich an meinen Schreibtisch,
Schmiede hurtig diese Verse,
Euch von ganzem Herzen bittend:
Schenkt mir, teurer, werter Meister,
Doch das schlichtste Eurer Bücher,
Wenn Ihr noch ein überflüssig
Exemplar besitzen solltet!

O, vergebt mir diese Kühnheit!
Keck, ich weiß, ist meine Bitte,
Doch verzeiht dem jungen Herzen
Eines liederfrohen Burschen,
Der nicht bäte, wenn er sich
Eins von Eueren berühmten
Büchern selber kaufen könnte;
Da er's aber leider nicht kann,
Denn er hat in seinem Leben
Nie noch Taschengeld gekostet,
Nahm mit jugendlichem Freimut
Er zu diesen ungefügen

Holprigen Trochäen Zuflucht. —
Wär't Ihr meiner Bitte günstig,
O, dann schüfet Ihr mir eine
Stunde, die die allerschönste
Wäre in dem ganzen Jahre
Achtzehnhundertfünfundneunzig!

An Hans Bethge aus Halle a. S.

Stuttgart, 24. 7. 95.

Eine Epistel? gereimt? am Main im stattlichen Frankfurt
Hat sie den wandernden Mann jugendlich-heiter gegrüßt.
Hier, in stillerer Rast, am rebengegürteten Neckar
Labt sie von Neuem wie Most, goldiger Most, mir das Herz.
Wer sich der Jugend versagt, verdient nicht, daß ihm die Locke
Silbern sich färbt und die Stirn Ehre beschattet und Ruhm;
Ist es ein Dichtender gar, der dem Dichter sich naht —, so wende
Sich für immer von ihm Phoebus, der strahlende Gott.
Nicht nach Recht und Verdienst — aus himmlischen Gnaden und Gunsten
Rührt er, der alle beschützt, Lippen und Herzen uns auf.
Seine Gefäße sind wir, und was er, der Sonnige spendet,
Sein ist's, er hat's wie das Licht allen, nicht einem bescheert.
Nimm denn hin, was ich Armer ihm danke; mein wackrer Verleger
Schnürt Dir ein Päckchen, ich selbst, kehr' ich nach Wochen zurück,
Mehre die Gabe, sofern Dich noch mehr zu vernehmen gelüstet. —
Gott zum Gruß! Und Glück sei Dir und Segen bescheert.
Reife heran in der Sonne der Kunst, und den Namen des Jünglings,
Wenn er zum Manne gediehn, nenne mir rühmend das Land.

H. B.

Bremen, 24. 8. 95.

Mein lieber Herr Bethge! Werden Sie nicht in erschreckte Klagen wie der Zauberlehrling ausbrechen? Sie sehen nun, was Sie heraufbeschworen, aber ich kann Sie auch mit der Versicherung beruhigen, daß die Büchersendung, die ich heute an Ihre Adresse befördern lasse, bis auf weiteres die letzte ist.

Wollen Sie mich wissen lassen, wann und wo ich Ihrer einmal habhaft werden kann? Denn von Angesicht sehen möchte ich Sie doch einmal. Lockt es Sie nicht, unsre Stadt zu sehen, die alte und neue? Es zecht sich gut in unserem Ratskeller und es ruht sich behaglich in unseren Gärten. Und da Sie Abiturient

sind — was und wo werden Sie studieren? Philologie vermutlich, und wahrscheinlich in Leipzig. Trifft das zu, dann wartet meine alte Freundin, Frau Hedwig von Holstein, die Witwe des Komponisten, die Beschützerin aller Künste und trotz ihrer Jahre das wärmste Herz der Welt, auf Ihren Besuch. Ich habe ihr in der Sommerfrische von Ihnen erzählt und sie hat an Ihren Versen, die ich so indiskret war ihr vorzulesen, eine herzliche Freude gehabt.

Ich denke mir Sie, wenn das Examen vorbei ist, mit sonniger Seele in die Welt hinaus fahren und würde mich freuen, wenn ich Ihnen persönlich etwas sein könnte. An Anlässen sich beraten zu lassen, fehlt es ja der Jugend niemals. Gedenken Sie dann, wenn solche Tage kommen, Ihres

Heinrich Bulthaupt.

Bremen, 27. 9. 97.

Mein lieber Herr Bethge! Das ist recht, daß Sie haben von sich hören lassen und ich danke Ihnen dafür. Zwar begreife ich ganz gut, daß unsere Korrespondenz, die einmal so plötzlich ins Kraut und in Bücher schoß, so lange geruht hat. Mit Briefbekanntschaften pflegt das so zu gehen, und einen Teil der Schuld mag auch ich tragen, der ich mich bei meinem Besuch in Halle derzeit so wenig um Sie gemüht habe. Das aber lag an der Zeit und den Umständen. Doch ist es mir nachgegangen. Nun ich aber Ihren herzlichen Ton höre, und Ihre Gedichte lese, bin ich um Ihret- und unsretwillen nicht mehr beunruhigt. Die „Syrinx" die Sie mir verheißen, soll mir dann die Züge vervollständigen, die Sie inzwischen angenommen haben.

Wie viel Stimmung in Ihren Versen ist, die ich für besser halte, als die Zeitschriften, für die Sie schreiben! Ein wenig wohl auch von dem, was man nun schon seit zwölf Jahren „modern" nennt, von der impressionistischen Manier nämlich, die sich über den natürlichen Ausdruck und den Rythmus hinwegsetzt ohne den höheren ungemessenen Rythmus an dessen Stelle zu setzen, jene geheime Melodie der Worte, von der Sie selber in Ihrem schönen Aufsatz über Storm sprechen! In der letzten Ihrer Proben

(„Über den Bruch usw.") ist mir das besonders aufgefallen. Sonst aber steckt soviel Schönes darin, in dem, wie in den anderen Gedichten, daß ich mich aufrichtig darüber gefreut habe. Nehmen Sie das „Friedenshaus", das ich Ihnen schicke, im Tausch dafür hin. Und möge es Ihnen auch ein wenig gefallen.

Um Ihre Italiafahrt beneide ich Sie. Vor fünfundzwanzig Jahren bin ich nicht viel anders durch den Orient gewandert. Jetzt liegt das alles weit und die Haare sind grau gesprenkelt. Aber das Herz schlägt noch gerade so jugendlich.

Leben Sie recht wohl! Und auf Wiedersehen in Halle.

Ihr

Heinrich Bulthaupt.

An Otto Devrient.

Bremen, 29. 8. 88.

Verehrter Freund! Ich danke Ihnen für die Mitteilung der Entscheidung über meinen „verlorenen Sohn", an deren Ausfall ich leider nicht gezweifelt habe. Es ist freilich hart, um solcher Gründe willen von der Bühne fern gehalten zu werden. Anders, wenn dieselben einen künstlerischen Charakter trügen, und da mögen Sie ja Recht haben, daß, wie Sie anzudeuten scheinen, die Gestalten etwas zu flach (im Reliefsinne) gehalten sind. In Bezug auf einige Nebenpersonen hatte ich von vorneherein denselben Eindruck — nicht aber betreffs des Vaters und des Sohnes, auf deren Schultern doch das Stück ruht, das immer doch ein wirksames Bühnendrama bleiben würde, und eins, das seine Wirkungen nicht mit unlauteren Mitteln erringt: Nun, es soll nicht sein, und ich tröste mich über solche Dinge noch immer fast

unerlaubt rasch. Die Frage bleibt nur, wie lange diese Widerstandsfähigkeit vorhält. Ich fühle tief unterst im Herzen ein Gefühl von Müdigkeit und ich bedarf der Wärme und der Erfrischung. Ist es denn mit den „Maltesern" nichts? Das wäre doch ein Ersatz.

Werde das aber wie es wolle — um so ungeteilteren Herzens wollen wir mit dem Beginn des neuen Jahres an die Proben zu Ihrem „Luther" gehen, der selbstredend im Mai herausgebracht werden wird. Ich freue mich darauf und habe, um mir die Hände frei zu halten, einen Teil meiner Reporterpflichten abgegeben und mich auch sonst entlastet.

Ganz und in alter Ergebenheit der Ihre

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 31. 12. 90.

. . . . Ein glückliches neues Jahr, verehrter Freund — das wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen. Vergessen Sie das Schlechte, Häßliche und Niedrige, das Sie erlebt und erlitten, und genesen und erstarken Sie in der reinen Luft Ihrer, unsrer Ideale.

Nun aber muß ich Sie noch einmal stürmisch bedrängen. . . .

Darf ich im Mai auf den Luther und Sie bestimmt zählen und an wen habe ich mich wegen der Dekorationen und Kostüme zu wenden? Die Sache muß in Gang, und Sie selbst sollen, denke ich, Ihre Freude daran haben. Das Jesuitengesetz schürt zum Überfluß noch die Glut. Zudem ersehnen sich Ihnen ergebene Männer mit Vergnügen die Gelegenheit Ihnen die Ehre zu geben, die Ihnen gebührt. . . . .

Bremen, 13. 2. 91.

. . . . Eine Truppenschau? Wie denken Sie sich dieselbe? Eine Besetzung der Rollen nehme ich schon vor, und bereits in der nächsten Woche denke ich damit im Reinen zu sein. Auch eine Leseprobe scheint mir nur insofern nötig, als den Mitwirkenden die Striche mitgeteilt werden, denn das Einstudieren der Rollen werde ich in zahlreichen Einzelproben mit dem genügenden Eifer betreiben. Wünschen Sie aber die Teilnehmer schon jetzt kennen zu lernen (und auch ich halte das für günstig, um die

ohnehin vortreffliche Stimmung noch zu steigern), dann werde ich auf Sonnabend, den 21., abends, eine Versammlung derselben einberufen.

Das Kostümverzeichnis erwarte ich — an Zuwachs prächtiger Sachen aus der großen Bremer Geldtruhe wird es nicht fehlen. Wann wir nur erst mit der Dekorationsfrage ganz im Reinen sind! . . . .

Bremen, 12. 3. 91.

. . . . Eine Frage, verehrter Freund, die ich mir gleich zu beantworten bitte: Wie wünschen Sie es bei der Einstudierung des „Luther" mit unserem bremischen sp und st gehalten zu sehen? Dürfen die Darsteller S-tein, S-pickaal usw. sagen oder soll ich sie auf das scht und schp eingewöhnen, wie ich es bei kleineren Aufführungen schon getan? Ihr Wort entscheide! . . . .

Bremen, 14. 5. 91.

. . . . Wie Sie erfahren werden, haben wir gestern bei dichtbesetztem Saale gespielt. So wird es auch heute und fernerhin sein, und die Frage liegt nahe, ob wir zu den projektierten acht Vorstellungen nicht noch eine oder die andere hinzufügen müssen. . . .

Wie Sie wissen, haben wir beabsichtigt, den Festspielen am Donnerstag, den 28. Mai, durch eine gemeinsame Feier des Künstlervereins und des Lutherkomités die Kreuzblume aufzusetzen: die Wittenberger Szene, umrahmt von Prolog und Epilog, sollte ihr Hauptbestandteil sein. Bis zu diesem Tage müßte ich Sie also bitten, uns die betreffende Dekoration und die Kostüme zu belassen. Geschähe es nicht, so würde mir ein Plan, an dessen Stelle ich einen neuen nicht zu setzen wüßte, grausam vereitelt. Aber es wird ja gehen, und wenn einmal geschoben werden muß, so schieben Sie, bitte, diesmal zu Bremens Gunsten. Unter den größten Schwierigkeiten, unter tausend Sorgen und Hindernissen ist das Unternehmen hier glücklich gediehen — verhelfen Sie mir nun dazu, lieber Freund, daß es sorgenlos ausklinge. Wenigstens diese Beruhigung glaube ich mir verdient zu haben. . . . .

Von und an Otto Ernst.

An Otto Ernst.

Bremen, 24. 10. 94.

. . . . Ich habe auch Ihre neuen Gedichte gelesen und ich kann Ihnen nicht sagen, mit wie reiner und starker Freude. Sind das die Früchte der sogenannten „Moderne", dann frage ich mich nur, was sie von dem Schönen trennt, was uns früher bezaubert hat, wie es das jetzt noch tut? Ist nicht der ganze Streit um Alt und Neu fast nur ein Wortgefecht? Ein Dichter wie Sie steht so hoch darüber!

In der Weserzeitung hoffe ich noch darauf zurückkommen zu können. Nehmen Sie heute mit dem ehrlichen Ausdruck meiner wärmsten Sympathie vorlieb. . . . .

Bremen, 18. 3. 96.

Verehrter Herr Ernst! Ich habe Ihre Novellen mit großer Freude gelesen. Besonders eine, die ich für ein Meisterwerk halte, hat mich tief bewegt: der „Kartäuser". Auch die realistischeste Darstellung der Oberfläche unseres Daseins bedeutet doch nichts gegen dies Durchleuchten des Verschlossenen, dies hellseherische Erfassen einer Seele. Freilich muß man dann im Stande sein, wie Sie, dem Erschauten den dichterischen Körper zu schaffen. Seien Sie herzlich bedankt dafür! Von Herzen Ihr

Heinr. Bulthaupt.

Amsterdam, 20. 2. 99.

Lieber Herr Ernst! Nur daß Sie mich nicht für unhöflich halten, zeige ich Ihnen an, daß ich auf Reisen und in den Besitz Ihres neuen Dramas darum noch nicht gelangt bin. Kehre ich heim, dann soll es auf die Volta'sche Säule von Büchern, die sich mittlerweile auf meinem Schreibtisch häufen, zu oberst gelegt werden.

Ein Wörtchen nur zu meinem „Friedenshaus". Das gleiche Thema hatte mich in allen möglichen Gestalten so oft beschäftigt, daß sie plötzlich zu einem Ganzen zusammenschossen. So wenig ist es konstruiert und so lose darum seine Form. Und wenn Sie

darin den Satz zu finden meinen, daß zwanzig Menschen nicht in Frieden unter einem Dache leben können — dann lassen Sie uns statt dessen einmal sagen, daß der Friede überhaupt nicht von dieser Erde, und sofort bekommt er statt der kalt moralischen eine tragische Miene. Darum zerbricht das Haus, der Dichter baut es sich in den Wolken neu; aber in den Herzen der Guten lebt seine Seele weiter, und die bleiben trotz Rang und Stand verbunden, wo sie immer sind.

Pardon, daß ich damit versucht habe, mich zu rechtfertigen. Mit herzlichem Gruß Ihr Heinr. Bulthaupt.

Von Otto Ernst.

Hamburg-Eimsbüttel, 3. 1. 99.[1])

Hochgeehrter Herr Professor! Zunächst meinen allerschönsten Glückwunsch zum neuen Jahre! Und dann zum Punkte „Friedenshaus"! Der Gesamteindruck dieser Novelle war nicht ein so starker, wie ich ihn erwartet hatte. Ich weiß nicht, ob mir der Grund dafür klar geworden ist; aber ich glaube, es ist etwas zuviel Problemdichtung darin und die Menschen und Ereignisse sind dem Problem zu Liebe etwas ad hoc konstruiert oder wenigstens zusammengestellt. Das wirkte auf mich erkältend, umsomehr, als auch die Grundidee, wenn ich sie recht erfaßt habe, die Idee: daß auch nicht 20 Menschen selbst unter den günstigsten Bedingungen auf die Dauer in Frieden neben einander leben können, — keinen besonders starken Gefühlston hat. Entzückt haben mich in dem Buche zahlreiche Einzelheiten, so die prägnante Charakteristik der meisten Personen, die Erzählung Valentins und besonders das Friedensfest gegen Ende des Buches. Am meisten erquickt habe ich mich an den eingestreuten Gedichten, die sicherlich zu dem Schönsten gehören, was die moderne Versdichtung hervorgebracht hat; sie sind von einem Formenadel, wie man ihn unter neueren nur bei C. F. Meyer fand; sie sind aber von einem wärmeren Gefühlshauche durchströmt, als er Meyer im allgemeinen zu Gebote stand.

Dies alles wollte ich Ihnen schon s. Zt. nach der Lektüre des Buches schreiben. Ich schwankte, ob ich es dürfte. Nicht, als

[1]) Dem vorhergehenden Brief voranzustellen.

ob ich gefürchtet hätte, Sie könnten mir einen Einwand gegen Ihr Werk verübeln. Dazu habe ich gottlob nach eigenem wie nach fremdem Urteil eine viel zu hohe Meinung von dem Dichter wie von dem Menschen Bulthaupt. Aber es kam mir wie eine Dreistigkeit vor, wie eine Unbescheidenheit; ich hielt mich nicht für berufen, einem Manne von Ihren Graden so etwas wie eine „Kritik" zu schreiben. In der öffentlichen Kritik ist es damit anders, da verschwinden naturgemäß dergleichen Rücksichten. Trotz dieser Bedenken hätte ich Ihnen aber jedenfalls doch schließlich geschrieben, wenn nicht eine lebensgefährliche und langwierige Krankheit meiner Frau, der Tod eines Bruders und mancherlei andere Sorgen und Ängste meine ganze Korrespondenz über den Haufen geworfen und mich durch die ökonomischen Konsequenzen zum äußersten Geiz mit meiner Zeit gezwungen hätten. Hat man schließlich eine Briefschuld so lange aufgeschoben, so „geniert" man sich in seine Versäumnis immer weiter hinein, oder, um menschlich zu reden, man deckt eine Torheit mit der andern zu.

Erkennen Sie mir bitte für meine Säumnis mildernde Umstände zu und lassen Sie für das, was dann noch an Schuld übrig bleibt, Gnade walten. Ich schicke Ihnen binnen kurzem meine neue Komödie zu und bin gerade auf Ihr Urteil sehr gespannt. Ich weiß, Sie werden keine Rache nehmen und mich zappeln lassen. Im Verkehr mit guten Menschen sind wir Schlingel eben immer im Vorteil.

In herzlicher Verehrung und Ergebenheit Ihr

Otto Ernst.

An Otto Ernst.

Bremen, 3. 3. 99.

.... Daß es mir ehrliche Freude bereitet hat, Ihre „Jugend von heute" kennen zu lernen — das gleich vorweg. Zunächst um seiner ganzen Tendenz willen. Ich habe zwar nicht nötig gehabt, das, was Sie geistreich, drastisch und lustig bekämpfen, irgend einmal auch in mir zu überwinden, denn es ist nicht einmal bis an mein Gehirn gedrungen — mit gesunden Sinnen habe ich diese Tollheiten von mir abgewehrt, und als alles in der Herrenmoral

ertrank, stand ich ruhig unter meinem Regendach und ließ die Güsse rechts und links abfließen. Immerhin weiß ich, was sie bedeutet haben und noch bedeuten, und darum fällt es mir nicht ein etwa zu glauben, daß Sie einen Kampf gegen Windmühlen führen.

Über das Wie dieses Kampfes, das künstlerische Wie meine ich, sind meine Empfindungen geteilt. Am Lebensvollsten und Unmittelbarsten hat gerade die Szene auf mich gewirkt, in der Sie die Farben am stärksten auftragen: die Szene im Klubzimmer. Da ist alles frische kecke Gegenwart und die Komik oft unwiderstehlich. Schade, daß der Auftritt im Sande verläuft, er müßte sonst das Prädikat I mit dem Zusatz a tragen. In allem Übrigen benimmt mir das immer durchscheinende thema probandum etwas von der Unbefangenheit, mit der ich ein Kunstwerk genießen möchte. Gerade wo Sie diskret sein wollen und müssen, um die Befreiung Ihres Helden (Hermann) aus dem Bann der Philosophie von heute vorzubereiten, plagt mich ein Schaukelgefühl. Man fragt sich, warum Sie hier die Mittel nicht stärker wählen oder aber den jungen Arzt nicht von vornherein gesunder und vernünftiger darstellen durften; wir sollen eben den Heilungs-Prozeß erst miterleben. Aber wir eilen ihm, wie ich fürchte, voraus. Was wir an dem frech-albernen Egon sarkastisch belachen, was uns an dem schwierigeren und doch sehr fein gestalteten Charakterbild des Erich gleichzeitig an- und abzieht, das will mir (vielleicht nur mir allein) an diesem Hermann von Anfang an schon nicht mehr glaublich wirken — und damit verliert denn auch die Kur, der Sie ihn unterwerfen, für mich den rechten Reiz. Erst wo er sich ganz wiederhergestellt hat, beginnt er für mich wirklich zu leben.

Es wird sich nun fragen, wie sich das große Publikum, dessen Intelligenz so gering wie möglich, dessen gesunder Instinkt aber nicht auch eben so niedrig taxiert werden darf, zu Ihrem Hermann stellt, denn davon wird der Theatererfolg im Wesentlichen abhängen. Der klugen frischen und fröhlichen Clara wird es sich ja gleich anschließen und mit den Eltern empfinden wie es soll. Erichs Wiederkehr im Schlußakt so kurz vor dem Ende

ist nach der landläufigen Dramaturgie bedenklich — mir kam sie nicht unerwartet so wenig wie seine philosophische Wendung. Der Szene im Restaurant aber würde ich, vielleicht durch den Kellner, einen günstigeren Abschluß nachträglich noch zu finden suchen.

Diese Ratschläge nur, weil Sie sie wünschten. Ich würde sie mir sonst nicht gestattet haben.

Hamburg wird das Stück vermutlich doch bringen? Ich möchte dann, wenn ich irgend kann, hinüberreisen und die Probe auf das Exempel machen, die dann hoffentlich ganz für Sie ausfällt. . . . .

Von und an Arthur Fitger.

An Arthur Fitger.

1900. (?)

Hochgeehrter Herr! Wie Ihnen Herr Senator Gildemeister mitgeteilt hat, ist zwar die Ihren Entwürfen für den Künstlerverein zugrunde gelegte Idee der „Wiedergeburt der Menschen durch den Jungbrunnen des Schönen" von allen Seiten anerkannt worden, im Einzelnen gehen jedoch, wie immer in vielköpfigen Versammlungen, die Meinungen über die künstlerische Ausgestaltung des Gedankens im Hinblick auf die Räumlichkeit und den Zweck, dem sie dient, vielfach auseinander, wobei denn selbstverständlich auch der Kampf der sogenannten „Richtungen" seinen Ausdruck findet. Wenn ich versuche, aus dem Niederschlag der Meinungen das Wesentliche loszulösen, so scheint mir vor Allem die farbenkräftige Behandlung, auf die Ihre Skizzen doch augenscheinlich hinauswollen, nicht zurückhaltend genug für einen vorwiegend ernsten, rednerischen, gelegentlich auch musikalischen Vorträgen (Kammermusik) dienenden Saal befunden zu sein, und ziemlich allgemein wurde der Gedanke laut, ob die schöne Idee nicht in diskreterer Form, etwa in

Gestalt eines Frieses oder in matter Gobelin-Behandlung, zu zweckdienlicherer Wirkung gelangen könnte. Ich persönlich teile die Empfindung auch, daß die Gemälde, wie Sie sie beabsichtigt haben, so schön sie werden mögen, die Hörer weniger vorbereiten und stimmen als ablenken könnten, und das würde allerdings dem Zwecke widerstreiten. Besonders fällt dabei das von Ihnen gewählte Kostüm des Philisteriums ins Gewicht, das in seiner charakteristischen Häßlichkeit in dem kleinen Maßstab der Skizzen Ihre Absichten vortrefflich veranschaulicht, das aber in Lebensgröße auf die Wand übertragen für Viele ungern das „Merkziel der Betrachter" werden möchte. Dann hat auch die Rosenfülle der Umrahmungen und, um eine Einzelheit zu nennen, die halbenthemdete Dame manche Bedenken erregt. Da nun der engere Vorstand den lebhaften Wunsch hegt, diese Bedenken beseitigt zu sehen und ein Werk Ihrer Hand, das Herr Senator Gildemeister uns zugedacht, sein eigen zu nennen, frage ich im Einverständnis mit den vier Herren des Vorstandes ergebenst bei Ihnen an, ob Sie, geehrtester Herr, geneigt wären, diesen Bedenken Ihr Ohr zu leihen und die Skizzen derart umzugestalten, daß sie möglichst von Allen willkommen geheißen werden. Ich weiß ja, wie schwer das ist und daß es eine Unmöglichkeit ist, es Allen recht zu machen; auch weiß ich anderseits, daß bei einigen Herrn Ihre Entwürfe fast uneingeschränkte Bewunderung gefunden haben. Diese gehören aber den beschlußfassenden Vorständen nicht an, und es ist nun einmal so, daß rein ästhetische Fragen in solchen Dingen den Ausschlag allein nicht geben können. Praktische Fragen, Charakter und Zweck des Saales sprechen da ebenso stark mit wie die undefinierbaren Geschmacksrichtungen und Wünsche derjenigen, die über die Erwerbuug eines Kunstwerks zu beschließen haben. Ich hoffe jedoch von Herzen, daß Sie sich geneigt finden möchten, diese nicht zu überhören, und daß wir die Fragen, die noch obschweben, endlich doch zur Freude Aller lösen.

Noch möchte ich kurz auf die Bedenken eingehen, die die Abteilung für bildende Kunst in einem Gutachten geäußert hat, das die Direktion allerdings nicht binden würde. Sie richteten sich in der Hauptsache gegen die Gesamtlinien der „Komposition",

deren geschwungene Art mit der gothischen geradlinigen Architektur im Widerspruch stände. Wollen Sie freundlichst auch dies erwägen?

In der Hoffnung Sie über kurz oder lang hier begrüßen zu können, bin ich mit dem Ausdruck der Hochschätzung Ihr ergebenster. . . . .

Von Arthur Fitger.

Bremen, 8. 2. 78.

. . . . In Ihren „Gatten" sehe ich Ihr Talent abermals einen schönen Ansatz nehmen ohne die zur Durchführung nötige Beharrlichkeit zu bewähren, und eine gewisse Flüchtigkeit, ja Oberflächlichkeit läßt mich zu keinem Genusse der Dichtung kommen. Nehmen Sie mir meine harten Ausdrücke nicht übel; wenn man mit kurzen Worten die Wahrheit sagen will, kann man nicht jedes einzelne genau wägen und schießt lieber über das Ziel hinaus, als daß man dahinter zurückbleibt. Ob es überhaupt möglich, einen so tiefen Konflikt wie eine Ehescheidung unter zwei sittlich fühlenden Menschen, in dem engen Rahmen eines einzigen Aktes zu schildern, lasse ich dahin gestellt bleiben. Eine Ehescheidung ist der widerwärtigste Konflikt, den das Leben bieten kann und ist an sich nicht einmal interessant; denn es handelt sich um keine mächtige Leidenschaft, die alle Bande zerreißt, sondern um ein kluges Arrangement für spätere immerhin noch glückliche Tage. Interessant ist freilich die Schilderung einer Ehe, die wie in den Wahlverwandtschaften Schritt vor Schritt ihrer Lösung zugedrängt wird, da widerstrebende Leidenschaften Schritt vor Schritt in den Seelen der Gatten Platz greifen; aber wer würde sich für Eduard und Charlotte interessieren, wenn er gleich in medias res geführt wäre. Und nicht genug, daß Sie es unterlassen, uns langsam steigernd in das Zerwürfnis Ihrer „Gatten" einzuführen, erfahren wir selbst keine eigentlichen Motive dieses Zerwürfnisses; Richard und Helene sehen ein, sich mit ihrer Hochzeit übereilt zu haben; sie fühlen, daß sie nicht recht für einander passen; sie interessiert sich nicht für seine Romane; er findet keinen Geschmuck an der großen Gesellschaft. Sie verstehen sich eben nicht. Nicht wahr,

das ist doch der Kern der Sache? Keine Neigungen, deren zwingende Allgewalt wir mit Entzücken und Schaudern an ihnen erleben, treiben sie auseinander. Vier Jahre häuslichen Unbehagens genügen ihnen, das Band, das fürs Leben geknüpft sein sollte, wieder zu lösen; freilich setzt es ein bißchen Herzbluten dabei, aber mit der Lösung sind doch beide einverstanden. Ich kann nicht anders als Naturen, die dessen fähig sind, für oberflächlich zu halten; ich werfe keinen Stein auf sie; aber ich versage ihnen meine Teilnahme. Und nun weiter: durch Erinnerung an eine Parabel werden diese Gemüter in ihrem Entschlusse wieder wankend gemacht, eine Rührung überkommt sie; die Zungen werden gelöst, man spricht sich warm und herzlich aus und — vor der Hand nichts mehr von Scheidung! Ich sage: vor der Hand; denn ich habe auch nicht die geringsten Garantien, daß nicht nach abermals vier Jahren die Ehe wieder scheidungsreif ist; weder Charaktere noch Situation ändern sich im geringsten. Aber auch angenommen, daß die bittere Erfahrung der ersten vier Jahre das Übel nicht wieder wachsen ließe, so ist doch eine Handlung, deren Gerippe ich oben gegeben, nicht danach angetan, in uns jenen Sturm der Mitempfindung heraufzubeschwören, den wir spüren wollen, wenn wir ein Drama genießen. — Das zweite Moment des Stückes, die Krankheit des Kindes, hat in meinen Augen durchaus keinen kausalen Zusammenhang mit dem ersten. Die Krankheit ist nicht durch den Zwist der Eltern verschuldet, so wenig sie ihn verschuldet hat. Vollends unfaßbar ist mir, weshalb der eventuelle Tod des Kindes die Versöhnung, resp. das Zusammenbleiben der Eltern unmöglich machen sollte. Ich könnte mir allenfalls denken, daß um des Kindes willen zwei Eltern von der Scheidung abstehen, daß der Tod des Kindes die Scheidung erleichterte, aber daß er die Eltern nötigen sollte zu scheiden, während sie die besten Vorsätze für die künftige Ehe haben, das will mir nicht einleuchten. — Ein anderes Symptom für die Oberflächlichkeit Ihres Ehepaares ist mir, daß sie eben den Moment der höchsten Gefahr für das Kinderleben wählen, um ihre Differenzen zu besprechen. Wenn Richard noch sagte: das Kind, das uns bisher zusammengehalten, liegt im Sterben, eilen

wir, nun auch sofort uns einander die Freiheit wiederzugeben; das wäre zwar roh und hart, aber es deutete auf einen höchst gereizten Seelenzustand und hätte mindestens Zusammenhang mit der Krankenstube. Aber „nach einer langen Pause“ bricht Richard das Scheidungsgespräch völlig vom Zaun und Helene geht sofort darauf ein, anstatt (wenn der Doktor sie absolut nicht im Krankenzimmer haben will) mindestens an der Tür zu horchen. Ich wenigstens glaube nicht an tiefe Mutterliebe bei einer Frau, die in diesem Augenblick an anderes als ihr Kind denken kann; und auch der Vater, der in diesem Augenblick der Mutter Scheidungsvorschläge machen kann, Vorschläge, zu denen jede andere Stunde auch gut wäre, scheint mir ein eben so unfeinfühliger Vater wie Gatte.

Ich wünsche aufrichtig, daß kompetentere Stimmen als die meinige mehr zum Lobe Ihrer Dichtung sagen mögen und bitte nochmals, mir zu verzeihen, daß ich meine abfällige Kritik so unerbeten Ihnen aufzudringen wage.

Ihr ergebenster A. Fitger.

Bremen, 17. 4. 82.

Verehrter Herr Doktor! Empfangen Sie die Versicherung, daß mich die sprudelnde Originalität der Charaktere sowohl wie der Situation wahrhaft entzückt hat. Niemals habe ich das Walten des Fatums, das einem Menschenkinde ohne das geringste eigene Zutun die Krone des Lebens verleiht, liebenswürdiger dargestellt gesehen. Bassanio bedarf vor den Kästchen der Porzia noch immerhin eines kümmerlichen Scharfsinnes; Ihrem „Sonntagskinde“ verliehen die Götter bei der Geburt schon die magische Fähigkeit das Unmögliche zu ermöglichen.

Ich wünsche, daß zu den reichen Lorbeeren Kätchens das Sonntagskind eine neue Ernte hinzufüge. Haben Sie schon einen Komponisten im Auge? Ich weiß, daß Brahms sich nach einem Text sehnt. . . . .

Bremen, 23. 6. 84.

Lieber und verehrter Freund! Zu einer vollen Würdigung Ihres „Gerold“ läßt es meine einseitige literarische Geschmacksrichtung

nicht kommen. Ich glaube, ich habe Ihnen schon mal mit Schamröte gestanden, daß ich Schillers Tell absolut nicht liebe und daß der Kothurn mir immer fremder wird, je weiter sich das Stück von Zeit und Anschauung der griechischen Tragiker entfernt. Götz und seine Leute leben mir, Tellheim und Minna dito und ein paar Grabbesche Leute halb und halb auch; aber (von Schillers 3 ersten Stücken abgesehen) Schillers Gestalten sehen in eine Welt, die ich nur aus der Ferne bewundern kann, für die mir aber das eigentliche Organ fehlt. Sie zürnen mir nicht, wenn ich Ihr Werk zur Braut von Messina und zum Tell hinüberrücke? Sie sehen, ich lasse Sie in ganz anständiger Gesellschaft. Mündlich mehr darüber. Nochmals den allerbesten Dank.

In großer Eile

Ihr A. Fitger.

Bremen, 7. 10. 85.

. . . . Verzeihen Sie mir, lieber Freund, meine Unverfrorenheit, die mich in Ihren Augen vielleicht in die tiefste Rüpelsphäre hinunterrückt, — in der „Neuen Welt" finde ich wieder ein gewisses Übergewicht des Theaters über das Leben. Dem Bühneneffekt zu Liebe scheinen mir die meisten Situationen aus der schlichten Einfalt, die doch eigentlich am meisten zum Herzen spricht, gewaltsam herausgerissen — schon beim Lesen empfand ich oft die Schauspielertöne und -Geberden und das Klatschen des Publikums. Das passiert mir bei Schiller, vollends bei Goethe und Shakespeare niemals. Z. B. durch das beständige Hereinziehen des Volkes haben Sie die Situationen nicht nur unwahrscheinlich gemacht (die Königin, kaum angelangt, gewährt dem Pöbel sofort Gehör in den allerseltsamsten Angelegenheiten), sondern ihnen auch eine gewisse keusche Intimität genommen. Nötig finde ich das Volk nirgend, weil durch seine Intervention nie eine Sachlage geändert wird, wie z. B. im Julius Cäsar. Die Macht ist bei der Inquisition, die sich durch die paar Straßenschreier nicht zu verstärken braucht. Aber, Nörgelei und kein Ende, werden Sie denken. Darf ich Ihnen zum Schluß nun auch noch ein Wort des Beifalles sagen. Ihr Deutsch ist

das beste, was ich je gelesen, und in großen schönen Bildern tritt mir deutlich der Poet entgegen. Ich gratuliere Ihnen, daß Sie sich zur Prosa bekehrt haben; ich glaube bei dem jetzigen Stande des Theaters ist Prosa der wirksamste Ausdruck; die Zeit des Verses mag ja später immerhin einmal wiederkehren. Noch einmal, verzeihen Sie Ihrem getreu ergebenen A. Fitger.

Bremen, 23. 1. 89.

Verehrtester Freund! Empfangen Sie meinen schönsten Dank für Ihr neues Werk (Der verlorene Sohn), welches ich sofort mit herzlichem Anteil gelesen habe. Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch zu dieser Schöpfung aus, ja, ich bekenne Ihnen, daß sie in einzelnen Momenten in meine alten kritischen Augen Tränen der Rührung heraufbeschworen (der Abschied des Dieners vom Freiherrn). Ich freue mich umsomehr, daß Sie mir die Lektüre des Stückes vergönnt haben, als ich es bei seiner theatralischen Aufführung wahrscheinlich doch nicht genossen haben würde. Mir verstärkt nämlich nur in ganz seltenen Fällen, wie z. B. bei den Meiningern, die Bühne den Eindruck der Dichtung; meistens habe ich im stillen Kämmerlein den Genuß reiner und mächtiger. . . . .

Horn bei Bremen, 14. 1. 92.

Lieber verehrtester Freund! Mit Vergnügen stelle ich Ihnen alle mein Hab und Gut zur Verfügung, doch geniert es mich, daß bei dieser Gelegenheit meine Bettelhaftigkeit an den Tag kommen muß. In meiner Mappe liegen nur lyrische Intimitäten, die keinen Menschen interessieren können, außer einen, der vielleicht neugierig genug wäre, den sog. Roman meines Lebens nachzuschnopern. Was mir irgend der Veröffentlichung wert schien, habe ich in der „Deutschen Dichtung" veröffentlicht; selten und stets auf ganz besonderes Drängen habe ich anderen Zeitschriften einen mikroskopischen Beitrag geliefert. Aber all dieser Krimskrams ist nichts zum Rezitieren. Ich grüble vergeblich hin und her, was sich allenfalls für Ihren Zweck eignen möchte. Am ersten vielleicht „Die Geige".

Für die freundlichen Worte Ihres neulichen Briefes sage ich Ihnen ganz besonderen Dank; man mag sich noch so sehr verschließen und vergraben; erregt ein Sonnenstrahl auf dem Rücken des Maulwurfs schon ein behagliches Jucken, wie viel mehr wird ein Freundeswort im Herzen eines inbrünstigen Klausners eine wohlige innere Wärme entzünden. . . . .

Horn bei Bremen, 7. 2. 92.

Verehrtester Freund! Eine direkt an mich gelangte Einladung betreffs der Wiener Theaterausstellung habe ich ablehnend beantwortet, weil mein Instinkt ganz entschieden rebellierte. Ich halte es in dieser Art Dinge mit Leonore von Este, die der Stimme des Herzens ein so großes Recht einräumt, wenn diese ganz leise, ganz vernehmlich anzeigt, was zu ergreifen, was zu meiden sei. Was soll ich auf einer Theaterausstellung? Das Theater ist, so wie es ist, meine ganze Renonce, wenn ich gleich nicht leugnen will, daß mich allerlei theatralische Probleme idealiter interessiert haben. Die Wirklichkeit hat mich, einige Meiningische Ausnahmen abgerechnet, immer abgeschreckt; wie denn ich mir neulich mal den Spaß gemacht habe, in Bausch und Bogen zusammenzurechnen, daß ich in Summa nicht mehr als ca. 100 Theaterstücke und ca. 30 Opern überhaupt gesehen habe; diejenigen, aus denen ich vor Ekel davongelaufen bin, z. B. ein Wallenstein (anno 1865) in der Wiener Hofburg, mitgezählt.

Ungern möchte ich nun meine Absage an das Wiener Komitee zurücknehmen, indem ich durch Ihre Vermittlung meine Fratze in Cabinetformat photographiert einschickte. Wer in aller Welt könnte sich in der Milliarde von Photographien, die ohne Zweifel einlaufen werden, die Form meiner Unterlippe aussuchen wollen! Wäre ich eitel und kokett, würde ich sagen, daß ich viel eher meine Rechnung zu finden hoffe, wenn ich, wie Brutus' Büste, durch Abwesenheit glänze, als wenn ich in Reih und Glied mit aufmarschiere. Aber ich bin nicht eitel genug, mir irgend welches Brutustum anmaßen zu wollen. — Daß Ihnen irgend welche Unannehmlichkeiten erwachsen könnten, wenn Sie meinen Kopf

nicht einlieferten, will mir nicht recht einleuchten; die Vermeidung dieser absurden Eventualität, könnte der einzige Grund sein, meine Absage zurückzunehmen; doch hoffe ich sehr, daß es dazu nicht zu kommen braucht.

Mit herzlichem Gruß Ihr stets ergebener A. Fitger.

Horn bei Bremen, 25. 4. 92.

Verehrtester Freund! „Sie überraschten mich mit Ihrer Gabe und machten mir den schönen Tag zum Fest!" Ich möchte Ihren „Timon" eine Neufassung alter Juwelen nennen, die in ihrer barbarischen Grobschmiedsfassung bisher nicht zur vollen Geltung kommen konnten, noch lieber möchte ich Ihre Arbeit der eines Bildhauers vergleichen, der zu ein paar vorgefundenen Torsofragmenten und einem Haupte Arm und Bein neu hinzukomponiert. Dennoch habe ich gewisse Bedenken. Die Annäherung an Coriolan und an König Lear scheint mir den Timonstoff wie Skylla und Charybdis zu bedrohen. Ihr Timon wird ein bißchen zu sehr Coriolan. Es gäbe wohl noch einen Mittelweg: den Undank des Freundes. Nicht einer Schmarotzerschar, eines wirklichen Freundes, dessen allmählicher Abfall und endlicher, brutal-egoistischer Triumph ja sehr ergötzlich zu schildern wäre, besonders für einen Poeten, der in der Lage war, gewisse Naturstudien auf diesem Gebiete machen zu können! Daß Timon dies Schmarotzergesindel nicht durchschaut, setzt ihn herab; er ist da etwas dumm wie der Orgon Tartüffes. Daß ein Schiffbruch ihn um sein Vermögen bringt, macht zwar den jähen Umschlag der Verhältnisse viel plausibler, aber ein Schiffbruch kann auch den besten Rechenmeister an den Bettelstab bringen (in Zeiten, da es noch keine Assekuranzen gab). Der Schiffbruch schwächt Timons verschwenderische Manie, die eben alles wegschenkt, ein wenig ab.

Doch Nörgeln und kein Ende! Verzeihen Sie mir und schließen Sie aus dieser Nörgelei, wie sehr mich das Ganze interessiert. Wird das Stück im nächsten Winter hier gegeben, so werde ich meinen Widerwillen gegen das hiesige Theater überwinden und hineingehen; eigentlich sollte ich es doch nicht tun;

denn ich weiß im Voraus, daß die geschmacklosen bunten Dekorationslappen und das sonore Mimengeheul mir eine Dichtung um nichts näher bringen.

Nehmen Sie mit nochmaligem schönsten Dank die besten Grüße

Ihres ergebenen
A. Fitger.

Horn bei Bremen, 14. 1. 93.

. . . . Wenn es sein muß, will ich im Künstlerverein gern den Toast auf die fremden Gäste halten. Aber muß es sein? Bedenken Sie, daß dem Künstlervereinskommers ziemlich unmittelbar ein Diner im Museum voraufgegangen ist, bei dem es gewiß nicht an Toasten gefehlt haben wird; sollen die Ärmsten im Künstlerverein nun nochmal wieder durch die Spießruten laufen? Sie sind ja keine Schauspieler und ihr Bedürfnis nach Weihrauch ist ohne Zweifel begrenzt. Meines Erachtens würde es sich viel vornehmer machen, wenn Sie als Präsident die Gäste begrüßen und mit Eins hochleben lassen. Mit dieser einen Nummer müßte die offizielle Rederei beendigt sein. Wer hernach Laune und Beruf in sich spürt, die Gesellschaft zu unterhalten, mag in Gottes Namen willkommen sein; aber bedenken Sie, wie verhaßt bei Göttern und Menschen eine Reihe programmäßiger Tischreden ist! . . . .

Horn bei Bremen, 11. 1. 94.

Verehrter, lieber Freund! Erlauben Sie mir, Ihnen meine aufrichtige Teilnahme an Ihrem Verluste auszusprechen.

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise — —

Ich weiß ja aus eigener Erfahrung, daß eine Art von Trost in der Anerkennung der ewigen Ordnung liegt, ich weiß aber auch, daß nichtsdestoweniger der Schmerz sehr, sehr bitter ist. Ich fühle den meinigen heute noch so tief wie vor zwei Jahren, und fühle aufrichtig mit Ihnen.

Ihr getreu ergebener
A. Fitger.

Horn bei Bremen, 18. 11. 94.

Verehrtester Freund! Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die außerordentlich freundliche Besprechung, die Sie meinen armen Versen in der „Weserzeitung" zuteil werden ließen. Ich bin tief beschämt durch diese unerwartete Teilnahme, und fürchte nur, daß man denken könnte, persönliche Freundschaft für mich oder gar eine gewisse Höflichkeitsrücksicht auf den Redakteur der Zeitung möchte Ihren kritischen Blick zu meinen Gunsten getrübt haben. Jedenfalls werde ich mir sagen müssen, daß, wenn später das Übelwollen die Schalen seines Zornes über mich ausgießen wird, ich auf Rechnung Ihres großen Wohlwollens alles geduldig über mich ergehen lassen muß. Ja, wenn einmal eine strenge Bilanz gezogen würde, würde ich immer noch viel hinauszuzahlen haben. Einstweilen jedoch werde ich mich des Überschusses dankbar erfreuen. . . . .

Horn bei Bremen, 23. 11. 94.

Verehrtester Freund! Nicht Ihre freundliche Gesinnung ist mir unerwartet gekommen; von dieser habe ich wahrlich hinlängliche Beweise, und es fällt mir nicht ein, sie vergessen zu haben; nein, Ihre Teilnahme an *diesen* Versen war mir unerwartet, Ihr Geschmack an diesem — wie Sie mit Recht sagen — gallenbittren Trank! Ich habe bei keiner Seele Teilnahme für denselben erwartet, und mein Buch nur publiziert, um es aus dem Pult und aus dem Herzen los zu werden. *Den* Gewinn habe ich erreicht; was mir nun noch an freundlichem Mitgefühl überher wird, das achte ich als reinen, unerwarteten, aber dankbar zu empfangenden Profit.

Daß ich im wesentlichen mich der Einsamkeit ergebe, will ich nicht leugnen, daß ich namentlich an Ihrer Lieblingsdomäne, dem Theater, keinen Geschmack finden kann (selbst wenn es von einem weniger gräßlichen Schauerbock als dem Direktor Senger geleitet würde), das muß ich ja eingestehen; daß ich vollends dem großen, geräuschvollen Treiben des Künstlervereins mich abwendete, ach, das hatte mancherlei Gründe. Aber Abneigung gegen Sie war wahrlich nicht darunter; im Gegenteil, hätte ich einen Ort gewußt,

wo ich Sie gelegentlich einmal zu ein paar stillen, vernünftigen Worten hätte treffen können, ich würde ihn gewiß gerne aufgesucht haben. — Vielleicht läßt er sich in Zukunft noch auffinden; lassen Sie mich das hoffen.

Ihr stets aufrichtig ergebener A. Fitger.

Von Gustav Freytag.

Siebleben bei Gotha, 27. 7. 71.

Lieber Herr Bulthaupt! Für das Vertrauen, welches Sie mir gönnen, bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Wollte, ich könnte demselben ganz so, wie Sie wünschen, entsprechen. Ich habe Ihr Stück „Die Malteser" durchgelesen, nicht so sorgfältig, wie ich in ihrem Interesse gern getan, denn ich bin sehr mit Arbeit überhäuft. Aber ich habe es gelesen und ich bin, was die Aufführung betrifft, der Meinung, daß es vergeblich wäre, dasselbe den Theatern anzubieten. Sie werden es schwerlich nehmen und sie würden es schlecht geben, wenn sie es doch nehmen. Für diese Stoffe und diese Behandlung fehlen uns Schauspieler und Publikum. Wegen Einigem, worin das Stück recht hat, und wegen Mehrerem, worin es Unrecht hat, würde es nicht gefallen, selbst wenn es besser gegeben würde, als Sie bei dermaligem Status unserer Tragödienspieler erwarten dürfen. Was nun aber mein ästhetisches Urteil betrifft, so steht Ihre Sache so. Der dramatische Dichter braucht 1. Talent einer eigentümlichen Art; 2. Kenntnis des Lebens und der Konvenienzen im Amt, Staat, Kirche, Geschäften, Gesellschaft; 3. Kenntnis der Bühne und ihrer Bedürfnisse.

Die Hauptsache und Grundlage, Talent, mögen Sie haben. Es sind in dem Stück mehrere kühn erfundene und poetisch schöne Wirkungen, welche Ihnen gehören. Ob dies Talent aber die Fähigkeit haben wird, sich bühnengemäß zu ziehen, wage ich nicht sicher zu bejahen.

Sie haben aber nicht die Gewöhnung, Menschennatur innerhalb der Konvenienzen, Sitte, Form, gesellige Ordnung zu empfinden. Wie die Ritter und der Großmeister, der spanische Gesandte usw. sich gegeneinander äußern, ist nicht ihrer sozialen Stellung angemessen und würde von dem urteilsfähigen Publiko bei der Aufführung als unrichtig empfunden werden: Solches Mitempfinden der gesellschaftlichen Rücksichten gibt dem Dichter erst sein eigenes Leben, Erfahrung, Beobachtung. Und es ist kein Vorwurf für Sie, aber ein entscheidender Übelstand für das Werk, wenn Ihnen diese Bewandertheit zur Zeit fehlt.

In der Technik ist manches richtig, anderes sehr unschuldig. Im ganzen läßt die Empfindung für das Wirksame, die Sie unleugbar haben, hierin Gutes hoffen.

Ein fertiges Stück so zu begutachten, das ist aber immer eine mißliche, fast immer unfruchtbare Sache. Werden Sie nicht mutlos, wenn Ihr Drama nicht Erfolg hat, aber schreiben Sie auch nicht sogleich wieder. Leben Sie, lernen Sie. Das Drama braucht einen fertigen Dichter, d. h. einen, der durch ein tüchtiges Leben zu einem sicheren Mann erzogen ist. Werden Sie das, und ich hoffe, es wird dann mit Ihren Stücken gut werden. Nur denken Sie jetzt nicht daran, Ihr Leben auf diese Fragezeichen, welche Ihr Talent in die Zukunft macht, zu stützen.

Verzeihen Sie mir diese Offenheit, sie ist der beste Dank, den ich Ihnen für Ihr herzliches Vertrauen abstatten kann.

Ihr ergebener Freytag.

An Max Grube.

Bremen, 20. 3. 80.

. . . . Zuerst meinen Dank für Ihren Brief, der mir zu meiner Freude bestätigt, daß ein Feld der Verständigung für uns schon gefunden ist. Ich wünsche sehnlichst, sie werde ganz erzielt. Sie werfen mir einiges vor, das einen Schein von Grund sogar für mich zu haben scheint — um wieviel mehr für Sie, in dessen Lage ich mich völlig zu versetzen vermag! Zunächst also die Gastspiele, die ich, wie nun immer auch aus privaten Umständen motiviert, dennoch für Ihre künstlerische Entwicklung hin höchst ungünstig halte — eine Auffassung, aus der ich Ihnen im persönlichen Austausch nie Hehl gemacht. Aber Sie schreiben mir, sie seien Ihnen ein notwendiger Nebenerwerb — und das habe ich nicht gewußt! Hätte ich's, ich würde den Hinweis unterlassen haben. So sehr sich über das Notwenige streiten ließe, ich glaube Ihnen die absolute Notwendigkeit unbedingt! Nur versuchen Sie zu verstehen, daß es mir immerhin schwer fällt, mir den Eintritt einer solchen Notwendigkeit vorzustellen, mir, einem Menschen, der sich anständig, aber nicht ohne alle Sorgen durchschlägt, der einen lukrativen Beruf aufgegeben und manche andere Quelle ungenützt gelassen, nur um sich die Integrität seines Schaffens und seiner Arbeit zu bewahren. . . . Übrigens hätte ich die Erwähnung der Gastspiele auch sonst unterlassen, wenn sie mir nicht gerade durch die Presse (hiesige und auswärtige Blätter) bekannt geworden wären. Dadurch unterstanden Sie der öffentlichen Beurteilung, und meines Zweckes willen glaubte ich durchaus darauf Bezug nehmen zu müssen. Was Sie mir privatim mitgeteilt, würde ich nie öffentlich verwandt haben.

Sodann die Maske. Glauben Sie mir, lieber bester Freund: Sie waren in eine erschreckende Monotonie damit geraten, die wirklich nicht mehr anging; direkt darüber zu sprechen, schien mir unzart, verschwiegen werden aber durfte es nicht länger — daher denn meine zweimalige Erwähnung dieses Punktes, deren erste mir im Ton verfehlt erscheint, deren letzte ich aber völlig vertrete. Ein Schauspieler untersteht nun einmal mit seiner ganzen

Persönlichkeit der Kritik; nichts daran ist unwichtig, das Gesicht aber fast das Wichtigste. Meiner Meinung nach haben Sie durchaus nicht so oft, wie Sie es lieben, nötig, zu falschen Nasen zu greifen; wenn aber, so ist doppelt auf die Ausarbeitung der Maske zu achten. Diesen nötigen Hinweis nun, ohne Schonung, zu geben — ja, das war meine Absicht. Sollte es nun Zufall sein, daß seit jener Macbeth-Kritik dieser oft zu erhebende Tadel verstummen muß? Daß ich Sie drei Mal kurz hintereinander in guten, wirkungsvollen Masken sah? Wäre dies der Nutzen, so würde ich mich doppelt freuen, mein im Grunde sehr weiches Herz in diesem Falle gestählt zu haben. Wenn Sie aber schließlich fragen, ob ein Kritiker das Recht zu dem „summarischen Verfahren" hat, das ich Ihnen gegenüber einschlug, so sage ich: gewiß! und das ist sein Glück. Dann erst, wenn er vergleichen und zusammfassen kann, nützt er dem ganzen Künstler, nicht nur der einen oder andren Rolle. Und die harte Pflicht, von einem zeitweiligen Rückgang zu reden und den ernsten Schauspieler dadurch zu um so ernsterer Prüfung seiner Kräfte anzuregen, wie sehr wird sie aufgewogen durch das Glück, auch einmal das Gegenteil sagen zu können. Ich bin sicher, Sie werden mir schon bald dazu Gelegenheit geben.

Und nun wäre wohl des Schriftstellerns genug! Leben Sie einstweilen wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!

Ihr wahrhaft ergebener

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 23. 10. 82.

Lieber, werter Freund! Nehmen Sie noch einmal herzlichen Dank für Ihr Schreiben, das mein lebhaftes Verlangen, direkt von Ihnen zu hören, so ausgiebig erfüllte. Ich höre, daß es Ihnen gut geht, weiß von Ihnen und Andren, daß Sie verdiente künstlerische Erfolge errungen — Grund genug für Ihre Freunde, sich mit Ihnen zu freuen. Übrigens habe ich nicht daran gezweifelt, und grade die größere Ruhe, die Ihnen das Leipziger Engagement bringt, die Möglichkeit, jeder Rolle ein ganzes kon-

zentriertes Können und Wollen entgegenzubringen, macht es mir gewiß, daß dieser Succès dauern und wachsen wird. Nur darum stimme ich auch von Herzen in Ihren Jubel ein, der Regielast ledig zu sein. Im übrigen wissen Sie ja, was ich grade von Ihrer Berufung für diesen wichtigen Zweig der Schauspielkunst halte und ich habe nicht nötig, das Lob zu wiederholen, das ich Ihnen mit aufrichtiger Genugtuung so oft und gern öffentlich gespendet habe. Nur eine Bemerkung gestatten Sie mir. Unser ganzes Verhältnis ist durchaus auf Wahrheit basiert, und es ist mein Stolz und erfüllt mich stets aufs Neue mit Hochachtung für Sie, daß wir trotz des uralten Zwiespaltes zwischen Produktion und Kritik unsre Hand fassen und halten dürften. Jeder Hinterhalt und jede falsche Schmeichelei würden es erschüttern. Darum lassen Sie mich auch zu Ihren so warm empfundenen Worten über den Anteil des Herzens an der Kunst eins sagen. Sie trennen ohne Grund, mein Freund, wenn Sie die Regie nur eine Tätigkeit des Verstandes, die schauspielerische Darstellung eine wesentliche Empfindungstätigkeit nennen. Ich glaube, in der Kunst gibt es weder Verstand noch Herz allein. Sie ist in jedem Fache beides zusammen und sie ist noch etwas andres: jenes undefinierbare ästhetische Produzieren, dessen Quell das brennende Verlangen ist, für einen inneren Vorgang die adäquaten äußeren Erscheinungsformen zu gewinnen. Und gerade das besitzen Sie. Eine Regie, die nur mit dem Verstande arbeitete, wäre ein ebensolches Unding, wie eine schauspielerische Leistung, die nur mit dem Herzen geschaffen würde. Ich möchte meine Wünsche für Ihren hoffentlich immer siegreichen künstlerischen Entwicklungsgang dahin zusammenfassen: verwechseln Sie niemals die nervöse Aufregung, die in ihrer Krisis Worte und Spielformen vergißt, mit dem Herzen! Dann können Sie sicher sein, überall Erfolge zu erringen und dann werde ich der Erste sein, der Ihr Lob auf allen Gassen singt, wie ich es in den Mauern dieser guten Stadt so oft getan. Übrigens dürfen Sie Bremen nicht schelten. Blättern Sie im Erinnerungsbuch oder gar in den alten Kourieren, wenn Sie dieselben noch besitzen und Sie werden mit Lapidaren den Namen „Max Grube“ lesen! —

Hier hat sich jetzt etwas Wichtiges entschieden: die Theaterfrage, und zwar, wie Sie schon wissen werden, zu Angelo Neumanns Gunsten. Daß ein Wechsel nötig war, wurde in der letzten Zeit immer klarer. Ich möchte für den Unterlegenen kein Wort des Tadels mehr haben — aber hundert Einzelheiten haben es mir außer Frage gestellt, daß Pohl nicht der Mann ist, unserer Bühne für weitere fünf Jahre die Garantie einer künstlerisch soliden Leitung zu geben. Er ist ein unedler Mensch dazu — das weiß ich nun ganz bestimmt. Auch Ihnen hat er schlecht vergolten. Sie selbst fühlten das schon heraus. Sein Benehmen bei Ihrer Abschiedsvorstellung war deutlich genug. Daß er nun aber gar behaupten wollte, Sie hätten ihn in der Ausbreitung des schauspielerischen Repertoires gehindert, ist eine Niedrigkeit, die glücklicherweise von urteilsfähiger Seite ihre gebührende Zurechtweisung erfahren hat. Ich bin fest überzeugt, daß er mich und zahlreiche Andere, denen er ins Gesicht hinein Flatterieen sagt, in gleicher Weise hinter dem Rücken traktiert hat — solche Leute aber haben kein Recht zu existieren; man kann sie mit Befriedigung fallen sehen. . . . .

Was sagen Sie zur „Pfalzgräfin"? Es ist ein poesievolles wohltuendes Stück, aber ich fürchte, daß der historische Apparat andere Erwartungen im Auditorium anregen, als das fast simpel einfache Familiensujet zu erfüllen vermag. Wollen Sie Henzen grüßen? Ich schreibe ihm nächstens selbst.

Die beste Empfehlung an Ihre Frau Gemahlin. . . . .

Denken Sie meiner bisweilen und halten Sie sich versichert

der wahren Freundschaft Ihres

Heinr. Bulthaupt.

Von und an Paul Heyse.

An Paul Heyse.

Bremen, 2. 12. 84.

. . . . Die Zusendung der vier Einakter hochverehrter Herr und Freund, verdanke ich Ihrer Güte, auf die Sie mich somit aufs Neue herzlich verpflichtet haben. Was mir in der wertvollen kleinen Sammlung am meisten ihre Züge zu tragen scheint, ist mir darum auch das Liebste: das warmblütige farbenreiche Bild aus Venedig, das sich einschmeichelt, ergreift und mit seinem jähen Ende aufs Tiefste erschüttert. Darum verkenne ich das Bedeutende der übrigen nicht, von denen keines seinen Schöpfer ganz verleugnet — bis auf den „Simson", den ich, hätte ich ihn irgendwo namenlos gefunden, Ihnen allerdings nicht zugeschrieben hätte. Der unsägliche Reiz Ihrer Poesie, das Flaumweiche, womit Sie wie an der Pfirsichfrucht die Konturen zu verhüllen und selbst die gefährlichsten Verhältnisse zu mildern und zu adeln wissen, fehlt mir hier. Es ist alles zu deutlich und sprachlich wohl auch ein bischen konventionell. Deuten Sie mir dies dreiste Wort nicht übel, lieber hochverehrter Herr! Es entspringt nur dem bedeutenden Bilde, das ich mir von Ihnen entworfen, und, wie Sie uns in jedem neuen Jahre beglückend beweisen, mit Recht entwerfen durfte. Diesen Reichtum des Schaffens beneide ich Ihnen wahrhaft!

Zum Schillerpreis wage ich nicht, Ihnen zu gratulieren. Er gebührt Ihnen längst, aber er hätte Ihnen ganz gebührt. Sie hätten Fitger und mich sich über diese Teilung in Zorn schwatzen sehen sollen. Für ein größeres Glück halte ich es, daß die Theater sich endlich überzeugen, was auch sie an Ihnen besitzen. . . . .

Bremen, 12. 11. 88.

. . . . Ich habe in diesen Tagen den Leopardi wieder gelesen und mich Ihrer Übersetzung dabei so herzlich gefreut, daß ich Ihnen gegenüber wieder einmal wie so oft das Gefühl des Dankes empfinde und Sie bitte, es betätigen zu dürfen. Sie haben einst meine Klassiker-Dramaturgie nicht ohne Vergnügen

gelesen — wollen Sie nun Ihr Seitenstück, die Dramaturgie der Oper freundlich von mir entgegennehmen, ein Zeichen meiner steten tiefen Verehrung? Sie werden sich bald in dem Werk zurechtfinden und vielleicht auch einen unbetretenen Weg mit mir zu gehen in Ihrer Liebenswürdigkeit willig sein.

Auf diese baue ich auch in einer andern Sache. Ein junger Bremer, der in München studiert, ein trefflicher Jüngling, der Sohn des Ministerresidenten Dr. Schumacher, hat den lebhaften Wunsch, Ihnen einmal einen Besuch machen zu dürfen. Ich überlegte und zauderte, ob ich es vermitteln dürfte, denn ich fühle, daß ich im Grunde dazu kein Recht erlangt habe. Aber das Bewußtsein Ihrer Güte und der ganz uneigennützige Wunsch des jungen Mannes unterdrückte schließlich mein Bedenken, und so habe ich ihm denn „irgend ein unbedeutendes Blatt" mit einem Gruß von mir übergeben, das er Ihnen bringen wird. Selbstredend dürfte Ihnen nicht die geringste Verpflichtung dadurch erwachsen. Er will Sie nur einmal sehen und sprechen. Und das ist begreiflich. Verlangt uns doch alle nach dem Anschaun derer, die uns künstlerisch begeistert haben. . . . .

Bremen, 1. 6. 94.

. . . . Ich bin soeben dabei, die Korrektur zu der im Herbst erscheinenden Buchausgabe des umgestalteten „Timon von Athen" zu lesen. Ich habe in einer längeren Vorrede meine Stellung zu dem englischen Original darzulegen versucht und mich gegen einige Berliner Kritiker verteidigt, die die unglaubliche Behauptung aufgestellt hatten, dasselbe müsse aufgeführt werden wie es sei, und an der Wandlung, die ich den Helden durchmachen lasse, schweren Anstoß genommen hatten. Da wußte ich mir nun nichts besseres, verehrtester Freund, zur Widerlegung, als einige Worte, die Sie mir über das Werk geschrieben, und die damit enden, daß mir zwar wegen des verteufelt humanen Schlusses Vorwürfe nicht erspart bleiben dürften, daß es aber ein gutes Poetenrecht sei, aus der Empfindung unserer Zeit, nicht aus einer fremden herauszugestalten usw. Erzeigen Sie mir die Freundlichkeit, dem Abdruck Ihrer Worte zuzustimmen; sie bedeuten mir sehr viel, weil

sie von Ihnen stammen, und eines Dichters Wort über ein Dichtwerk gilt mehr, als das von hundert Kritikern. Es ist sonst nicht meine Art, Eideshelfer aufzurufen — diesmal aber möchte ich eine Ausnahme machen, und ich darf sagen, daß die vornehme Kritik und das Publikum aller Orten, und weit mehr noch als in München, das Stück mit großer Wärme aufgenommen hat, auch in Berlin; aber die Schimpfer und Schreier beherrschen dort ja leider den Markt. . . . .

Bremen, 14. 9 94.

. . . . Offen gestanden: Ich empfinde über meine Victoria ganz wie Sie. Andere aber loben sie über die Hutschnur, als hätte ich nie etwas Besseres geschrieben. Selbstverständlich habe ich weder gegen die Alten, noch für die Jungen schreiben wollen — das wäre bei mir so schlechthin wohl undenkbar. Vielleicht aber habe ich aus den künstlerischen Kämpfen dieser Zeit eine tragische Essenz gewonnen. Darein hat sich aber Manches Individuelle gemischt, und dabei mag denn das Typische, dessen kein Kunstwerk entraten kann, zu kurz gekommen sein. . . . .

Bremen, 27. 6 99.

. . . . Nachdem ich Ihre „Maria von Magdala" gelesen, kann ich nicht anders, als Ihnen für die künstlerische Freude, die Sie mir bereitet, von Herzen danken. Dramaturgisch ist es ein Meisterwerk, Stoff und Raumverteilung dürften geradezu vorbildlich für jene modernen Dramatiker wirken, die ordnungslos Szene an Szene reihen, weil sie von der wohlgestalten Architektonik eines Schauspiels keine Ahnung haben oder haben wollen, lediglich wohl darum, weil sie der Kunst des Bauens nicht mächtig sind. Und wie charakteristisch und melodisch zugleich Ihre Menschen reden, vortrefflich, ich würde noch mehr sagen, wenn es mir nicht verwegen schiene, meinen Eindruck Ihnen gegenüber kritisch zergliedern zu wollen. Nur danken wollte ich und das sei hiermit nochmals inbrünstig getan. . . . .

Von Paul Heyse.

Gardone, 4 1. 02.

Nur einen herzlichen Gruß, lieber Freund, und die besten Wünsche zum neuen Jahr, die Sie ja besonders nötig haben. Ihre Nachricht erschreckte mich, beruhigte mich aber Gottlob! sogleich wieder, da Sie schon wieder in bester Besserung begriffen sind. Das Alter ist nicht immer „ein höflich Mann", sondern fällt manchmal, statt einmal übers andere anzuklopfen, mit der Tür ins Haus. Daß man es aber mit guter Miene wieder hinausspedieren kann, habe ich an mir selbst erfahren. Also lassen auch Sie sich nicht einschüchtern, gönnen Sie sich nur das Allheilmittel in solchen Fällen, tiefste Ruhe. Sie haben's in der Tat etwas hitzig betrieben, so schön auch die Früchte dieses Überfleißes waren. Und nun, da man Rekonvaleszenten nur kurze Besuche machen soll, nur alles Gute, auch von meiner Frau, und einen Händedruck Ihres alten

Paul Heyse.

Von Heinrich Krzyzanowsky.

Starnberg bei München, 2. 9. 85.

Sehr geehrter Herr! Vor einer Stunde erhielt ich den Ausschnitt aus der Weserzeitung, enthaltend Ihre Anzeige meines Buches „Im Bruch".

Ich beeile mich, meinen Dank für dieselbe auszusprechen, wobei ich Ihnen zu meiner Freude mitteilen kann, daß ich nur eine Kleinigkeit zu berichtigen finde. Mein Name ist nämlich nicht russisch, sondern polnisch. Dagegen haben Sie sofort wieder Recht, wenn Sie in mir selber einen Deutschen vermuten.

Sollte mich mein Weg einmal nach Bremen führen, so werde ich nicht unterlassen Sie zu besuchen; kommen Sie einmal nach München, so lassen Sie sich auch die kurze Strecke Weges nach Starnberg nicht gereuen.

Noch einmal mit herzlichem Dank

Ihr ganz ergebener

Heinrich Krzyzanowsky.

Eger, 28. 1. 86.

Sie hätten mir wahrhaftig zu keiner paßlicheren Zeit schreiben können, verehrter lieber Herr — Sie gestatten, daß ich mir Ihre jüngste Anredeform zueigne.

Vielleicht kennen Sie Eger, diese verräucherte Stadt mit siebzehntausend Einwohnern, Hohlziegeldächern, den Ruinen der Kaiserpfalz, einem dachlosen Turm aus schwarzen Basaltblöcken, dem hohen nordwestlichen Wall aus Backsteinen usw. — Hier bin ich geboren und hierher, wo meine Eltern seßhaft sind, kehre ich von Zeit zu Zeit zurück, um allemal dieselbe Erfahrung zu machen, daß mir meine Vaterstadt nur in der Ferne lieb und wert, in körperhafter Nähe jedoch der Sitz alles Mißmutes ist. Ein in Mundart und Sitte ganz eigenartiger Volksstamm bewohnt die Stadt und ihre Umgebung auf einige Meilen in der Runde. Er darf sich rühmen, der strammste Repräsentant des Deutschtums in Böhmen zu sein, wenn auch mehr von Trieben als von Überzeugungen geleitet, oder sagen wir anstatt „von Trieben" lieber „von Gewohnheiten", so möchte die Sache besser bezeichnet sein. Diese uralte Eigenart aber ist es, was mir jederzeit das Leben hier so sauer macht. Es heißt in der Tat, ganz und gar zum ungeleckten Egerländer werden, wenn man sich da heimisch fühlen soll. Von Kulturinteressen begegnet hier nur das wunderliche Zerrbild, wie es mittlere und niedere Beamtenkreise sich allüberall zurecht machen. So wurde ich erst gestern von einem mir ziemlich wildfremden Lehrer mit überlegenem Ernste darüber zur Rede gestellt, daß ich das Amt eines Gymnasiallehrers, welches ich suppletorisch, unter den unangenehmsten Erfahrungen und zu meinem größten Mißvergnügen vier Jahre lang bis 1883 ver-

sehen habe, aufgegeben und mich ganz auf die Schriftstellerei geworfen hätte. Dergleichen könne man wohl nebensächlich und zu seinem Vergnügen betreiben, dürfe dabei auch des größten Ansehens bei Kollegen und Amtsoberen sicher sein, aber als Lebenstätigkeit, dazu sei es doch nicht ernsthaft genug. — Es ist natürlich überflüssig, über Anschauungen dieser Art ein Wort zu verlieren, aber sie sind die unter den Gebildeten Egers schlechtweg herrschenden. Die übrige Masse ist, wie gesagt, ungeleckt.

In solcher Umgebung lebe ich zur Zeit und bin daher im allgemeinen so verstimmt wie das alte Klavier, welches in meinem Zimmer steht. Der Vergleich ist bedeutungsvoller, als es Ihnen im ersten Augenblicke scheint, denn ich bin überzeugt, daß ich weniger verstimmt wäre, wenn es auch mit dem Instrumente so stände, und ich würde es gern stimmen lassen, wenn ich nicht ebenfalls überzeugt wäre, daß das Geld dafür umsonst ausgegeben ist, weil das arme Möbel keine Stimmung mehr hält.

Hiernach muß Ihnen denn klar sein, wie sehr mich Ihr Brief erfreuen mußte. Ich lebe hier — meine Eltern ausgenommen — unter lauter Menschen, die mir bekannt und verständlich, aber nichts weiter sind. Diese Menschen, denen ich ebenfalls bekannt und verständlich wenigstens erscheine, leiten aus diesem Wahn gewisse — ich möchte sagen — Herrenrechte über mich ab und plagen mich so. — Das Ganze ist wie ein blinder Lärm um mich her, der freilich mitunter wie tiefe Stille anzuhören ist, und in diesen Lärm, diese Stille haben Sie freundlichst hineingeredet. Ich danke Ihnen herzlich. . . . .

Ihnen wünsche ich das Allerbeste und grüße Sie herzlich.

Ihr Heinrich Krzyzanowsky.

Ich kann doch nicht unterlassen hinzuzufügen, daß mich dieser Brief gar sehr aufgeheitert hat.

Starnberg, 16. 5. 86.

Ich erlaube mir, Verehrter, eine etwas seltsame Frage an Sie zu richten, d. h. eine Frage, die unter den gegenwärtigen Umständen noch etwas seltsam scheint.

Sind Sie imstande, einem tüchtigen Musiker, wenn er sich etwa nach Bremen wendete, die dortige Gesellschaft soweit zugänglich zu machen, daß er sich in derselben eine anständige Existenz für irgend eine Zeit zu sichern vermöchte? Sind Ihre unmittelbaren und mittelbaren Verbindungen mit Leuten der besitzenden Klasse, welche Musik treiben oder betreiben möchten, so ausgebreitet, daß der besagte Musiker wirksame Empfehlungen von Ihnen erwarten dürfte?

Sie erraten, wer dieser Musiker ist? Wichtiger ist, daß Sie erfahren, was er eigentlich kann.

Von Instrumenten spielt er Geige, Klavier und Orgel, alle drei gewandt. Theoretisch ist er vollkommen ausgebildet und die Anwendung der Theorie bietet ihm keinerlei Schwierigkeiten. Er würde auch einen herrlichen Gesanglehrer abgeben, sein eigentlicher Platz aber ist am Dirigentenpult.

Ausgebildet ist er am Wiener Konservatorium, zu dessen besten Schülern er seinerzeit gehörte, und wo er nach Vollendung seiner Studien ungefähr ein Jahr oder darüber als Opernkorrepetitor beschäftigt war. Diese Stellung gab er jedoch auf, um sich nach Bayreuth zu wenden und bei Richard Wagner nochmals in die Schule zu gehen. Das war im Herbst 1882. Die Verabredungen wurden getroffen, aber im nächsten Februar starb Wagner.

Vom Herbst 83 bis April 85 ist mein Bruder Kapellmeister an den Theatern von Laibach und Würzburg gewesen. Seine Leistungen wurden gelobt.

Wie er schließlich nach Hannöversch Münden kam, habe ich Ihnen bei Gelegenheit geschrieben.

Vor allem steht fest, daß er dort nicht länger bleiben kann, ohne geistig und materiell zu Grunde zu gehen, was insofern zu bedauern wäre, als er nicht nur mein Bruder, sondern ein vortrefflicher, begabter Mensch und echter Künstler ist. Leider haben allerlei Unglück und Niedertracht, welche er in den letzten Jahren erfuhr, ihn mehr gebeugt als es seinem Alter eigentlich zukommt, denn er zählt erst siebenundzwanzig Jahre.

So trägt er sich gegenwärtig mit dem Vorsatze, an irgend ein Orchester als Spieler einzutreten, was ich für eine Verkehrtheit halte. Ich wünschte und wünsche es noch, daß er unverzüglich nach Wien zurückgehe und von dort aus, wo er zahlreiche Bekanntschaften hat, sich einen Weg suche, der zu einem besseren Ziele als Hannöversch Münden führt. Indessen scheinen ihn die zahlreichen Bekanntschaften doch wieder auch von Wien abzuhalten, oder vielmehr, er hat sich in eine Antipathie gegen diese Stadt hineingelebt und Bekanntschaften fallen lassen, die er jetzt wohl oder übel erneuern müßte. Dergleichen kann aber mitunter zu einer harten Aufgabe werden.

Denken Sie sich von meinem Bruder Rudolf etwas Gutes und von seiner Lage etwas Schlimmes. Diese Bitte muß ich dem Bisherigen wohl hinzufügen.

Sicherlich ist es unter solchen Umständen erlaubt, an wackere Leute die Frage zu stellen, ob sie vielleicht Rat wissen. Also, gehören Sie zu den Mächtigen in Bremen? Oder, was dasselbe heißt, haben Sie eine Stimme bei den Mächtigen?

Daß Ihre Stadt ins Auge gefaßt wird, erregt wohl kein Befremden. Nicht umsonst ist sie die größte Stadt in der Nähe Mündens, in welcher, wie ich aus Ihren Briefen entnehmen durfte, zahlreiche Freunde meiner Wenigkeit leben.

In der Zeitung las ich, daß Ihre „Neue Welt" in Breslau verboten worden sei. Hoffentlich bringt das Verbot die Wirkung eines gesteigerten Erfolges hervor. Übrigens weiß ich wahrhaftig nicht, woran die schlesische Behörde Anstoß genommen hat. Ich werde daher, wenn ich eine Pause finde, Ihr Stück auch einmal mit polizeilichen Hintergedanken ansehen.

Was machen die Novellen? Das Drama?

Ich bin in mitunter wirklich grausamer Arbeit. Doch sollen meine nächsten Sachen lustig werden, und man wird ihnen, denke ich, die Mühe nicht ansehen, die sie mich hier und da gekostet haben.

Das viele Streichen in meinen Geschichten zeigt auch, wie Sie bemerken, in diesem Briefe seine Wirkung. Hoffentlich er-

zwinge ich mir diesmal eine Antwort. Dieselbe sei übrigens, wie sie wolle, Sie sind aufs herzlichste gegrüßt von

Ihrem Heinrich Krzyzanowsky,

als welcher sich zugleich Ihrem freundlichen Angedenken bestens empfiehlt.

Starnberg, 2. 6. 96.

Sie haben verehrter Freund, ohne Frage einen Brief meines Bruders erhalten, wenigstens schrieb er mir, er wolle Ihnen sofort samt seinem Dank für Ihr freundliches Anerbieten und der Bitte, bei schicklicher Gelegenheit an ihn zu denken, auch die Gründe vortragen, welche ihn bestimmten, die besprochene Stelle abzulehnen.

In der Überzeugung, daß Ihr jüngstes Schreiben schon beantwortet sei, habe ich mir bis heute Zeit gelassen. Sie sind hoffentlich hierdurch nicht in irgendwelche erwartungsvolle Spannung versetzt worden.

Es versteht sich nun von selbst, daß ich Ihnen höchlich dankbar bin. Auch ist Ihre gute Absicht nicht ohne gute Wirkung geblieben. Mein lieber Rudolf zeigt sich etwas munterer als bisher, und das ist eigentlich die Hauptsache. Die letzten sieben Monate hatten ihm arg zugesetzt. Ein Mensch, der als Dirigent das Beste leisten nicht nur will sondern auch kann, an dessen Wesen nicht eine Spur von Philisterhaftigkeit steckt, muß in der Münchener Schafherde, deren Wolle nichts als Filz ergibt, eine bedauernswerte Rolle spielen. Und so dürften meinem Bruder wie seinerzeit mir Ihre Worte als freundliche Zeichen davon erschienen sein, daß er im Zusammenhang mit Besseren lebt und es nur auf ihn ankomme, in deren Kreise einzutreten.

Sollten Sie bis dahin einmal nach München geraten, so suchen Sie ihn auf. Ich denke, er wird Ihnen gefallen, und wenn Sie, wie es scheint, ein Freund von Musik sind, so lassen Sie sich von ihm vorspielen und -singen, denn ob er gleich nicht viel Stimme hat, singt er doch so, daß man diesen Mangel bald vergißt, und ich für meine Person habe von seinen Privataufführungen Wagnerscher Dramen zumeist viel mehr gehabt als von

den Vorstellungen im Wiener Opernhause, wo immer so und soviel Mißlungenes das Gelungene beeinträchtigte.

Ich habe neulich die „Revolution der Literatur" von Bleibtreu gelesen. Wahrscheinlich haben Sie das auch. Es wäre wünschenswert, daß jemand das Büchlein, welches viel Aufsehen zu machen scheint, ordentlich vornähme. Ich habe leider keine Zeit dazu, hätte es sonst gern getan. Vor allem müßte ich nicht nur alles, was Bleibtreu geschrieben hat, sondern auch einen großen Teil der von ihm kanonisierten oder aber zum Holzstoß verdammten Werke lesen.

Es ist kein Zweifel, daß B. in sehr vielen Punkten recht hat, ebenso sicher ist jedoch, daß er sehr oft nicht nur schief urteilt, sondern auch von manchen Dingen, die er gering abtut, einfach nichts versteht. Diese letzteren Dinge sind aber mitunter hochbedeutend und von entscheidender Wichtigkeit. Dazu ein furchtbares Großtun, z. B.: Er rühmt sich sogar, daß er für eine gewisse Art von Rezensenten den Namen „feuilletonistischer Scherenschleifer" gefunden hätte — als ob das auch was wäre! Oder er sagt gelegentlich der Romane Max Kretzers: „Ich erkläre ausdrücklich, daß usw." Als ob es einem vernünftigen Menschen nicht möglich wäre, sich über das bezügliche Objekt seine eigene Ansicht zu bilden.

Der Aufbau des Buches, die Bestimmungen leitender Begriffe sind im höchsten Grade tadelhaft, allerlei trübe Romantik durchnebel die allgemein gehalten Abschnitte, und last not least ein abscheuliches Berlinertum gibt sich für Universalität aus.

Ihnen muß viel mehr Neues zukommen als mir, der ich ziemlich abgeschlossen lebe. Lassen Sie mich hie und da wissen, was Ihnen wissenswert erscheint.

Mit herzlichen Grüßen der Ihre

Krzyzanowsky.

An Rudolf Lothar-Spitzer.

Bremen, 29. 1. 92.

. . . . Der Timon soll zwar möglichst zum Herbst schon auf das Münchener Hoftheater (dies, bitte, einstweilen unter uns), aber er wird vorderhand Bühnenmanuskript bleiben. Doch werden Ende September meine „Gedichte" erscheinen und eben jetzt wird die fünfte Auflage meiner Dramaturgie für den Druck vorbereitet, — vielleicht gibt Ihnen dies, lieber, geehrter Herr, den Anlaß zu einem Feuilleton. Ich würde mich sehr darüber freuen und erhalte eben jetzt einen empfindlichen Beweis dafür, wie wenig ich in Österreich noch gekannt bin. Mir geht als Bibliothekar die Liste der Desiderate für die Wiener Theater-Ausstellung zu, und ich ersehe zu meiner nicht geringen Überraschung daraus, daß mein Name darin schlechterdings unerwähnt geblieben; weder in der neueren dramatischen Dichtung noch in der „Ästhetik und Kritik" gedenkt man meiner. Ich kann dabei freilich nur an ein grobes Versehen glauben, denn zum Mindesten meine Dramaturgie ist in allen unterrichteten Kreisen so angesehen, daß es ein etwas starkes Stück wäre, wenn mein Name in einer deutschen Theaterausstellung auch nicht einmal genannt würde. Trotz meiner sonst übergroßen Zurückhaltung habe ich es dennoch nicht unterlassen können, Herrn Prof. Hans Müller (den ich persönlich nicht kenne) darauf hinzuweisen. Vielleicht gelingt es auch Ihren persönlichen Beziehungen dort, diesen Verdruß von mir abzuwenden. Die Unterlassung fiele schließlich zwar auf die Arrangeure zurück, dennoch wünsche ich schmerzlich, daß sie korrigiert werde.

Verzeihen Sie diesen Seufzer, der mir eigentlich contra naturam entfährt. Es ist nicht meine Art, meinen Erfolgen viel nachzudenken. Auch ist mir manches Saatkorn glücklich aufgegangen. Im übrigen wandelt man still seine Straße weiter und tut was man kann, und ich ermatte nicht so leicht. . . . .

Bremen, 6. 2. 92.

. . . . Was die theatralische Wirkung betrifft, so tritt diese ganz begreiflicher Weise bei Dichtungen symbolischen Charakters

immer hinter den Ideengehalt und seine poetische Einkleidung zurück; immerhin enthält Ihr „Wert des Lebens" ja wenig oder nichts eigentlich Bühnenwidriges, und so würde mich die Probe auf das Exempel selbst sehr lebhaft interessieren. Unser hiesiges Publikum halte ich freilich nicht für geeignet, das Ungewöhnliche richtig zu würdigen. Zwar ist das geistige Leben hier weit, weit reger als in Hamburg, aber die Handelsinteressen überwiegen immerhin doch, und Herr Dir. Senger ist selber ein vortrefflicher Kaufmann. Wie wäre es, wenn Sie es auf die Gefahr der Ablehnung hin versuchten? Würde aber gar etwas daraus, dann würde ich mich doppelt freuen.

Es ist nun wohl zweifellos, daß ich im Sommer nach Wien komme. Das Komitee der Ausstellung, dem ich auf Wunsch als Delegierter beigetreten bin, hat mich über den vermeinten Irrtum in so ausreichender und verbindlicher Weise aufgeklärt, daß ich es fast bereue, davon geredet zu haben. Dann also auf frohe Begegnung. Sollte Sie vorab aber Ihr Weg nach Bremen führen, dann würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie in meinem Hause als Gast aufzunehmen — es ist trotz meines Junggesellentums nach allen Richtungen wohl ausgestattet. . . . .

Bremen, 22. 3. 92.

. . . . Herzlichen Dank für Brief und Blätter. Durch solche Einzelbetrachtungen, wie Sie sie in Ihrem Artikel über den Humor anstellen, ohne alle metaphysische Spiegelfechterei, kann man freilich der Erkenntnis seines Wesens nahe kommen, und ich will aufmerksam verfolgen, was Sie über diesen lächelnden Versöhner der Kontraste etwa noch schreiben. Dies Lächeln ist kein lautes Lachen, es kommt nicht aus der Kehle, sondern aus dem Herzen, aus dem Gemüt — glaube wenigstens ich; in den Hauptzügen scheint also das Bild, daß sich Ihnen wie mir von ihm gestaltet hat, dieselben Konturen zu haben.

Aufrichtig gestanden: Vischers Art deckt sich mit meiner Vorstellung von Humor nicht recht, und der Grund ist wenigstens für mich nicht zweifelhaft. In diesem vortrefflichen, auch von mir sehr verehrten Manne drückten die philosophischen und po-

lemischen Kräfte so stark auf die intuitiven und gestaltenden, daß sich diese immer erst unter großer Anstrengung Luft schaffen konnten — und diesen mühevollen Kampf, dieses Obsiegen-Wollen spüre ich fast überall heraus, und das benimmt mir die Unbefangenheit. Die tiefen und großen Züge des „Auch Einer" weiß ich respektvoll zu würdigen, und den köstlichen Schartenmeyer genieße ich wirklich mit Behagen — aber ich, der ich sonst so leicht und gern lache, verziehe bei der Faust-Persiflage kaum eine Miene; die Intention merke ich überall und der satirischen Absicht stimme ich meistens zu; aber die Künstlichkeit und der Zwang der Ausführung bringen mich um die gute Laune. Freilich geht es mir mit Rabelais und Fischart nur wenig anders. Der Fehler kann also auch in mir liegen. Aber dem Hutten, der, wie Sie sehr richtig bemerken, in Vischer steckte — dem falle ich mit ganzem Herzen bei. Seine „Badener Epigramme", sein Aufsatz über „Mode und Zynismus" — ja wohl, das ist der ganze prächtige, in all seiner Grobheit liebenswerte Mann, und was er uns nach dieser Richtung gegeben, das wiegt mir fast noch seine ästhetischen Schriften auf. Verargen Sie diese Bemerkung einem Manne nicht, in dem der Poet viel stärker als der Theoretiker ist und der in seinen dramaturgischen Betrachtungen alles daran gesetzt hat, an Stelle des Metaphysischen das frische Leben, die Lehre des konkreten Falls zu setzen, um so, auf induktivem Wege, zur Wissenschaft der Kunst zu gelangen, zu einer ungefähren Wissenschaft, so weit wir eben kommen können; denn hätten wir die Formel, dann ade Kunst! mit alle dem, was dich individuell und dadurch erst reizvoll macht! Als ich im neuen Grillparzer-Jahrbuch Seite 305 auf die Bemerkung stieß: „Ich kann diese wissenschaftlich sein sollenden Abgeschmacktheiten nicht vertragen", und sah, daß der große Dichter Vischers Ästhetik damit gemeint, da erschrak und empörte sich anfangs etwas in mir. Dann aber, ruhiger geworden, sagte ich mir: es ist das Urteil eines Poeten, eines wahren, gottbegnadeten, über den „Kerl, der spekuliert", und die tragische Dissonanz in Vischers Wesen kam mir aufs neue zum Bewußtsein. Ich glaube, er hätte alle Weisheit der Erde daran gegeben, wenn der dichterische Gott ihm, dem so reich Be-

gabten, gestattet hätte, einmal ganz unbefangen in die Saiten zu greifen. Solch ein Zug der Resignation stand ihm auch in dem ernsten, edlen Gesicht. Das waren nicht die Züge des geborenen Humoristen. Und gab er sich einmal möglichst ohne Nebengrade und -Gedanken, höchstens mit seinem drolligen, mir aber nicht unverständlichen Preußenhaß, dem Schaffen hin — was wurde dann daraus? ein so unmögliches Stück wie „Nicht Ia“ . . . .

Inzwischen habe ich den „Timon“ vollendet, rascher als ich gedacht und gewollt, und ich habe Grund, mich des Gelingens zu freuen. Ich darf es mein Stück nennen, denn Shakespeare oder besser dem englischen Dichter, dessen rohes Stück jener retouchierte, gehört nicht mehr viel davon. . . . .

Damit Sie sehen, wie wir hier in Bremen sonst die Tage vergaukeln, schicke ich Ihnen einen Komödienzettel von unserm Künstlerverein. Die „Andria“, die einen merkwürdigen Erfolg hatte, hat mir übrigens mit Undank gelohnt: seit vierzehn Tagen hält mich ein böser Katarrh ans Haus gefesselt.

Mein armes Antlitz schicke ich Ihnen, da Sie es wünschen, sobald ich ein neues zu vergeben habe — der Vorrat ist in der ganzen Stadt vergriffen. . . . .

Oberstdorf, 9. 8. 92.

. . . . Einen herzlichen Gruß aus meiner alten vertrauten Sommeridylle, in der mir bisher noch immer alles gut gediehen ist. Auch dem „Christus“ wird die Harmonie dieser Landschaft, die Streng und Milde, Herb und Süß so wundervoll mischt, zu statten kommen. Mit dem Plan bin ich bereits gänzlich im reinen, und des Komponisten freudige Zustimmung habe ich auch schon erhalten. Die Kreuzigung gestaltet sich nun so: durch eine zerrissene Wolkenwand sehen wir, nur zeitweise von Blitzen erhellt, die drei Marterpfähle errichtet, die Sonne hat sich verfinstert, die Natur all ihre Schrecken entfesselt, durch das Tosen der Elemente aber hören wir in ruhigeren Augenblicken die letzten Worte des Gekreuzigten, untermischt mit den Ausrufen der verhetzten Masse; oben im Himmel lauschen die Engel auf den Todeskampf, unten wartet der Satan mit seinen Dämonen, ob die gequälte

Seele nicht doch noch verzage, und er frohlockt bei den Worten „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen" — bis der Kampf überstanden ist, die Hölle versinkt, nach längerer Weile das Gewölk sich teilt und nur mehr das eine Kreuz, hellstrahlend, auf dem Gipfel sichtbar wird (ohne den Leichnam), ihm zu Füßen in unabsehbaren Scharen die Menschheit. Symbolisch endet damit das Werk, und um all das Brimborium der Auferstehung und Himmelfahrt kommen wir glücklich hinweg. . . . .

Oberstdorf i. Allgäu, 20. 8. 92.

. . . . Ja, ließen sich die Christus-Kompositionen doch aus der Erde stampfen! Sie charakterisieren Rubinstein so richtig wie möglich — und doch wüßte ich augenblicklich, wenn man Brahms ausnimmt, niemanden, dem ich den Stoff gleich gern überließe. . . . Noch bedingungsloser stimme ich Ihrem Urteil über den Herrigschen „Luther" zu, der sich mit dem vielgegebenen Devrientschen, der doch auch seine großen Schwächen hat, nicht vergleicht. Der Autor war eben eine Froschmolluskenbreinatur, und das traurige Leiden, an dem er zu grunde ging, eine Gehirnerweichung, habe ich aus seinen Dichtungen vorgeahnt. Henzen, dessen „Elisabeth" übrigens auch ein Rührbrei ist, ist in seinen bessern Werken in viel höherem Grade Poet. . . . .

Bremen, 27. 12. 92.

. . . . Für den Aufsatz, den Sie mir gewidmet, sage ich Ihnen erneuten Dank! Ich will Ihnen gestehen, daß seine Existenz mich schon in Verlegenheit gesetzt hat, obschon ich den im Mutterschoß der Presse verborgenen ja immer noch nicht kenne. Ich sagte mir, daß ich meine alte Zurückhaltung nicht hätte preisgeben, Sie nicht erinnern, wohl gar drängen sollen. Doch aber, was sind wir ohne „der Befreundeten Gunst", wie Platen sich ausdrückt? Und haben Sie mir nicht aus eigenstem Antrieb die Freude bereiten wollen, die — das sage ich mir immer aufs neue — der Ausbreitung meines Wirkens von vielleicht unberechenbarem Nutzen sein würde? Das mag mich — wenn es dessen bedarf — entschuldigen, das mag auch die Ungeduld rechtfertigen, mit der ich

den Aufsatz immer noch und jetzt erst recht erwarte. Ich will den Gründen der Redaktion nicht nachgehen — sie mögen wohlberechtigte sein oder nicht — aber ich denke mir, sie werden mit der Tatsache, daß ich in dieser Saison eben nicht nach Wien komme, hinfällig. Mein Votum für den Grillparzer-Preis habe ich schriftlich abgegeben. Was aber im nächsten Jahre sein wird, im nächsten Winter heißt das — lieber Freund, wer weiß das? Und solange wird man mich doch im Ernst nicht vertrösten wollen? Also: mögen die Herren ein Ende machen! . . . Der „Timon", der mittlerweile auch mit noch stärkerem Erfolge als in München in Mannheim war, erscheint nun zunächst (am 27. Januar) in Köln. Ich freue mich der Erfolge, fühle aber doch deutlich, daß die Bühne dem poetischen Wesen des Stücks nur halb gerecht wird — mit so theatralischen Augen alles geschaut ist.

Der Christus ist längst fertig und von Rubinstein bereits zum Drittel komponiert. Dem Maëstro, der hier war, ist die Introduktion (die Ankunft der Könige usw.) ausgezeichnet gelungen; bei der Versuchung in der Wüste aber erging es mir wie bei der Betrachtung eines Bildes von Thoma: man unterschied nicht, wer Christus, wer der Satan sei. Dies sub sigillo. Denn Rubinstein ist damit noch nicht im reinen. . . . .

Berlin, 30. 11. 93.

. . . . „Hannele" gesehn — brr! Einige gut dem Leben abgeguckte Details, einige durch den Stoff gegebene Rührungseffekte, hie und da poetische Zuckungen, aber das Ganze auf der Bühne — wenigstens für mich — unerträglich. Für eine Mischung von Kot und Weihrauch danke ich. Und dieser Unfug, das Ding unter naturalistischer Flagge segeln zu lassen. Als sähe solch ein armes Mädchen den Tod so, und als hörte es die Engel solche Worte sagen! Addio! . . . .

Bremen, 18. 12. 93.

. . . . K., der seit einigen Tagen bei mir wohnt, läßt Ihnen seine Reverenz entbieten. Frau Ragge staunt über die Schnelligkeit, mit der er mit dem häuslichen Seefahrtsbier und Eierkognak

fertig wird, und erteilt seinen täglichen Singübungen, die allerdings besser unter hermetischem Verschluß meiner Wohnung stattfänden, ein scharfes Tadelsvotum. Nur das Hausmädchen erträgt sie mit dem Lächeln der Tauben — surdarum, nicht columbarum —, denn eine Erkältung hat sich ihr aufs Ohr geworfen, und meine Wände widerhallen von den Versuchen der Hausgenossen, sich ihr verständlich zu machen.

Unterdessen rüste ich für die Meinigen das Christfest, das unter dem Geleit der herrlichsten Dezembertage heraufzieht, schön wie der Sonnengott auf dem Reni'schen Bilde. Der Himmel ist wolkenlos und die Erde knistert nachgiebig unter einem ganz leichten Frost. Sie glauben nicht, wie wundervoll sich unter dem leichten Reifschleier unser Rathaus ausnimmt.

Addio! und die glücklichsten Festtage. Ich gebe mich dem jugendlich-ahnungsvollen Zauber dieser Zeit immer noch und immer wieder mit gelöster Seele hin. . . . .

Bremen, 25. 1. 94.

. . . . Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre guten Worte (beim Tode des Vaters). . . . Solch ein Verlust will langsam in der eigenen Brust verwunden sein — Worte helfen da nicht. Daß er über kurz oder lang nach dem Naturgesetz drohte, war ja gewiß, aber wie vieles wird da aufgewühlt, wenn aus der Voraussicht plötzlich — und so jäh — Wirklichkeit wird. Nun erst begräbt man die eigne Jugend ganz. Die letzte Frucht all dieser innern Kämpfe ist freilich ein heißer Dank an das Schicksal, das ihn mitten aus dem ruhigen Genuß des im Hafen angelangten Lebens so sanft und schmerzlos hinweggeführt. . . .

Am dritten trete ich eine neue Vortragsreise an. „Beschäftigung, die nie ermattet" ist mir immer noch die beste Ärztin gewesen. . . . .

Bremen, 5. 4. 94.

. . . . Ich hatte mir die Wirkung und Aufnahme Ihres „Rausch" etwa so gedacht wie Sie mir schrieben und freue mich der Ruhe, mit der Sie dem Stück gegenüberstehen. Hoffentlich hat die

Kritik, auch wenn sie tadeln mußte, Sie anständiger behandelt, als die naturalistisch infizierte Berliner Kritik mich nach dem herrlichen Erfolg des „Timon". Es ist kaum zu glauben, welche Fülle von Bosheit und Roheit diese Gesellschaft zur Verfügung hat — von ihrem Leichtsinn und ihrer Ignoranz noch ganz zu schweigen. Ich rede nur vom Ton. Und auch Ihr Freund Schlenther ist mitten unter den Rüpeln. Es ist widerwärtig, und es schmerzt doch, wenn dergleichen Pöbeleien, die öffentlich geschehen, in der Öffentlichkeit nicht auch gesühnt werden. Denn die anständige Kritik, die natürlich in Berlin auch ihre Vertreter hat, kommt gegen die Gassenjungen nicht auf. Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! . . . .

Gersau, 4. 8. 94.

Nicht Sie, lieber Freund, ich hätte um Nachsicht zu bitten, daß ich solange geschwiegen. Aber Sie nehmen freundlich mein „Aus der Ferne" statt eines Briefes und krönen Ihre Güte durch die herzlichen Worte der Zustimmung. Diese und andere Jubelfanfaren, die mich umso glücklicher stimmen, als ich mir selber über das Stück nicht recht im Klaren war, trösten mich über Herrn Grubes Reserve, der zwischen Ja und Nein schwankte und zu guter Letzt doch meinte, das Berliner Publikum werde die kleinstädtischen Verhältnisse im Schellerschen Hause nicht verstehen und das Ganze für zu schwach befinden. Ich glaube nun zwar, das Berliner Publikum würde sich zu dem Dinge schon zu stellen wissen, vielleicht aber ein Teil der dortigen holden Presse nicht, sage aber schließlich: meinetwegen, und werde das Heil damit anderorten versuchen. Unterdessen ist der neue tragische Einakter abgeschlossen und nach Bremen geschickt worden. „Viktoria" heißt er und den Kampf zwischen Alter und Jugend behandelt er — wir sprachen vor einem Jahre einmal über den Plan, der damals kaum ein Keim war. Auf eine lange, lange Szene darin, den Kern und Ausbund des Ganzen, darf ich mir etwas zu Gute tun, aber Caviar für's Volk ist es wohl doch. Etwa in vierzehn Tagen schicke ich ihn von Oberstdorf aus und dann kritisieren Sie tapfer drauf los. Selbstverständlich aber erheische ich eine Gegen-

gabe: Ihren „Frauenlob“ (ei! ei!) muß ich baldigst kennen lernen. Besser als sein Ruf kann es ja kaum sein, und schon sein Name trägt mir einen süßen Wohlgeruch zu. . . . .

Gersau bekommt mir vortrefflich und der See gefällt mir, ob er nun lächelt oder rast; nur rast er zu oft, was so viel wie scheußliches Wetter bedeutet. . . . .

Bremen, 15. 10. 94.

. . . . Seien Sie von Herzen bedankt für alles, was Sie für die „Viktoria“ getan. Daß das Ergebnis kein besseres ist, ist ja nicht Ihre und wohl auch nicht meine Schuld. Seltsam, daß an das Stück, dem alle Leser eine so große Zukunft geweissagt, kein Bühnenleiter so recht heran will, und ich will gestehen, daß mich diese Wendung trübe stimmt. Indessen, was tun? Auch mit dem Lustspiel will es nicht so recht vorwärts. Vielleicht ist es doch zu harmlos und liegt zu weit ab von der Schablone, als daß es den Theatermonarchen und dem Publikum einleuchten sollte. In Köln hat es ja allerdings sehr gefallen, aber die Wirkung in Oldenburg war zwar behaglich, aber doch nicht geräuschvoll, und das gilt gar zu leicht für ein Versagen. Freilich spielte man dort auch schlecht, und der Direktor hatte vollends nicht gelernt.

Die Berliner Kritik hat ja jüngst, Sudermann gegenüber, wieder im schwefelgelbsten Lichte gegleißt. Es ist doch schändlich, wie wenig diese Piraten erworbenes Verdienst respektieren. Ich kenne die „Schmetterlingsschlacht“ nicht. Möglich, daß sie eine Ablehnung verdient. Aber den einst über alles Maß gefeierten Autor plötzlich wie einen Verbrecher zu behandeln — Alles empört sich in mir gegen diese Frechheit. . . . .

Bremen, 28. 12. 94.

. . . . Unterdessen geht auch eine dumpfe Ahnung, die Sie beschäftigte, in Erfüllung: Lindau konterfeit mich in „Nord und Süd“ und ich rücke in einem Artikel „Berlin als Kunsthauptstadt“ der Bande an der Spree wieder einmal auf den Leib. Es ist

mein tragisches Verhängnis, daß ich, der friedfertigste Mensch unter der Sonne, beständig Schutz- und Trutzwaffen schwingen muß. . . . .

Regensburg, 17. 8. 95.

. . . . Ich haspele meine Ferien langsam ab: programmgemäß, wie Sie wissen. Salzburg verregnete mir gründlich. In München genoß ich in beiden Ausstellungen viel sehr Schönes, aber die Tollheit und die Talentlosigkeit blähten sich wieder dicht neben dem Genie. Abends sah ich „Was ihr wollt", das meine Lust ist, aber die poesielose Inszenierung (nach dem Schema der sogenannten Shakespeare-Bühne) und die größtenteils unzulängliche Darstellung wischten von diesem süßen blauen Schmetterlinge den Flügelstaub. Hier strebte ich bald nach dem Mittagsessen Walhallawärts, aufs Neue entzückt von der wunderbaren Lage des herrlichen Bauwerks, wie heiter gestimmt mehr als abgestoßen durch die sinnlose Auswahl der Unsterblichen. Was für ein Wust hatte in des ersten Ludwigs Kopfe Platz! . . . .

Bremen, 18. 12. 95.

. . . . . Es werden sich zu Weihnacht zwei Statuetten „Rolands des Riesen am Rathaus zu Bremen" bei Ihnen melden. . . . . Nun ist zwar der alte Recke so wenig wie Fipps der Affe „als Schönheit anzusehn", aber er ist ein Stück von meiner Vaterstadt, in der Sie gern verweilt haben, und hat etwas von ihrer und ihrer Bewohner Verhäßlichkeit. Ich denke, Sie wissen auch, wie sehr Sie auf mich und meine Freundschaft bauen können.

Von Herzen Glückauf auch für das nächste Jahr. Sei es an echten Erfolgen reich, solchen, für die die bis jetzt errungenen nur Staffeln bedeuten. Je größer, je echter, destomehr wird sich ihrer und Ihrer freuen Ihr H. B.

Bremen, 23. 12. 96.

. . . . Wie sehr überraschen Sie mich durch die schöne Leuchte, die Sie in mein Haus tragen, durch die beiden prächtigen Bücher,

deren Inhalt mir ja schon bekannt, wert und teuer ist, und wie herzlich erfreuen Sie mich durch Ihre Worte, die es mir aufs Neue fühlbar gemacht haben, daß sich zwischen uns ein Band geknüpft hat, das dauern soll und wird, wenn sich unsere Wege auch in Raum- und Geisterwelt dies- oder dasmal voneinander entfernen sollten. Erhalten Sie mir nur Ihr Vertrauen, und glauben Sie, daß Niemand dem Menschen und Künstler in Ihnen durch alle Höhen und Tiefen mit reinerem und stärkerem Anteil folgen kann als ich. Den Tropfen Bitterkeit, der über das Los Ihres „Königs-Idylls" aus Ihren Worten durchschmeckt, versenken Sie schnell in das große Freudenmeer dieser Feiertage. Mir gilt allein der klare poetische Eindruck, den Rassows von der Aufführung im Schauspielhause mit heimgebracht, mehr als die Schnödigkeiten einiger stumpfer Köpfe und Herzen, in deren Hohlräume das, was an Ihrer Dichtung eben das Dichterische ist, keinen Eingang finden kann. Und halten Sie sich's gegenwärtig, daß Sie auf der Welt noch viel zu tun und zu schaffen haben, dessen die Besten sich freuen wollen. . . . .

Bremen, 23. 12. 01.

. . . . Sie werden jetzt glücklich sein, überglücklich bei Weib und Kind. Mir summt die melancholische Weise des Fliegenden Holländers durch den Sinn, dem beide fehlen. Auch mein Befinden ist wieder abi gegangen. Doch hoffe ich fest auf neue Flut. Die Dramaturgie haben Sie doch bekommen? Sonst Fluch dem Verleger. Addio. . . . .

An Frau Ernestine Pick-Lothar.

Innsbruck, 29. 7. 92.

Einen herzlichen Gruß, verehrte gnädige Frau, von der ersten Station meiner Reise, seit ich Sie verlassen. Ihre Rosen (die ich in der Verwirrung des Abschieds fast vergessen hätte) und Ihr Huhn haben mir Seele und Leib auferbaut, und in sonnigster Stimmung sitze ich unter der Fülle von Briefen, die ich hier vorfand . . . .

Unterdes aber gedenke ich dankbar und zufrieden der schönen Tage in Aussee. Es hat mich beglückt, Herrn Dr. L. so zu finden, wie ich ihn wünschte, und durch den Gewinn Ihrer Bekanntschaft fühle ich mich bereichert. Lassen Sie uns zusammenhalten, gnädige Frau. Wir wollen ja das Gute, und guten Menschen, die sich die Hand geben, wachsen die Kräfte wie einer spiritistischen Kette, und das Schicksal setzt sich unmittelbar mit ihnen ins Vernehmen . . . .

Bremen, 10. 9. 92.

. . . . Mit wie zarter Hand rühren Sie an den Schwächen der Malteser. Gewiß, ihrer sind viele, und ich möchte nicht für alles, was sie sagen und tun, einstehen. Aber ich glaube auch gelernt zu haben, seit ich mit ihnen schwärmte und kämpfte. Herzlichen Dank für Ihre milden Worte!

Und Dank auch dafür, daß Sie nicht aufhören, sich für mein leibliches Wohl zu sorgen. Aber Sie verschwenden darin, denn es geht mir in der Tat vortrefflich. Auch unserer Stadt, gottlob! Außer etwa sechs Krankheits- und Todesfällen, die uns mit höchster Wahrscheinlichkeit Hamburg gebracht hat, ist hier nichts geschehen, was uns fürchten machen könnte, und seit dem 3. September ist überhaupt nicht das Geringste aufgetaucht, was als Cholera gedeutet werden könnte. Unsere Behörden haben Argusaugen und unsre Straßen glitzern wie Tafeltücher. Vorsicht heißt es gleichwohl noch. Die unschuldigsten Dinge werden desinfiziert und die Speisezettel leiden an einer gewissen Monotonie. . . . .

Und da Sie es denn wünschen: hier ist mein armes Antlitz. Viel Staat ist damit nicht zu machen. Aber Sie werden seinen

Zeichen eine gute Deutung geben, wie Sie bereits getan, und es tut einem ehrlichen Menschen wohl, wenn man ihn in seinem Äußern empfindet. . . . .

Bremen, 17. 12. 92.

. . . . Ich bitte, mich mit meinen Weihnachtsgrüßen einstellen zu dürfen. Und nehmen Sie das bunte Büchlein (Gedichte) freundlich auf. Seine Decke ist viel zu farbig für die Gräber, die es bedeckt. Und doch ist es wieder recht und gut so: denn über jeden Verlust, jede Enttäuschung, jeden Schmerz ist mir immer wieder frisches Grün gewachsen, und an Rosen hat es meinem Leben auch nicht gefehlt. . . . .

Bremen, 3. 4. 93.

. . . . Und wie bekümmert es mich, daß ich im Punkt der Korrespondenz immer wieder die Nachsicht meiner Freunde, aller ausnahmslos, nicht entbehren kann, denn in dem Getriebe dieses Winters . . . . „habe ich nicht einmal zu mir selbst kommen" können (wie schön ist unsre Sprache!), noch weniger zu meinen nahen und entfernten Lieben. So geht es auch nicht fort. Ich muß mich entlasten und mindestens den Frühling ganz mir selbst gehören. . . . .

Glauben Sie also, ich bitte herzlich, nicht, daß irgend eine, noch dazu ganz falsche, Empfindlichkeit mich Ihnen gegenüber hätte verstummen lassen. Ich höre mit Rührung und Freude, was Sie aus eigenstem Antrieb alles für mich tun und erwarte still, was kommt; inzwischen aber — reden wir nicht weiter davon. Bin ich doch nie einen Augenblick an Ihnen irre geworden, und würde es auch nicht werden, wenn Sie über meine künstlerischen Kräfte anders urteilen müßten, als Sie es tun. Denn nicht in der Eitelkeit sollen unsere Beziehungen wurzeln. . . . .

Bremen, 28. 4. 93.

. . . . Es ist gut, daß Sie meiner nicht vergessen, und mit dem Schreibsäumigen Geduld haben. Ihr lieber Brief begleitete mich nach Weimar, wo es Shakespeare den Naturalisten zu ent-

reißen galt, und in dem lieblichen Park, der in der Baumblüte stand, unter den Gelehrten der Shakespeare-Gesellschaft, an der großherzoglichen Tafel, an der ich einen Ehrenplatz erhalten — überall gedachte ich, winter- und arbeitsmüde, des kommenden Sommers, also auch Aussees und Ihrer, verehrte Frau. . . . . Lassen Sie uns alle bösen Dämonen verscheuchen, Krankheit und Unglück, den Geist der décadence, des fin de siècle, und wie der moderne Unfug sonst lautet. Ich hoffe auf die erquicklichsten Tage bei Ihnen und den Ihren. . . . .

Emmerich Robert, dem ich den Timon geschickt, schrieb mir in den begeistertsten Worten darüber und ersah sich den Helden für sein Gastspielrepertoir, wenn denn die Burg das Stück endgültig verschmähen sollte. Va bene. Auf den Erfolg darf ich stolz sein. Auch in Brünn hat es jüngst mit großen Ehren bestanden, mit nicht geringeren als in Hannover, wo ich der mitreißenden Wirkung zumal des 2. und 3. Aktes Zeuge werden konnte.

Grüßen Sie die Kinder herzlich. Ich denke, wenn sie herangewachsen sind, sind all die widrigen Dünste und Nebel, mit denen wir uns jetzt in Kunst und Leben herumzuschlagen haben, für immer zerblasen und ein herzliches Lachen, eine reine Freude, eine gute Tat, gelten wieder, was sie wert sind. . . . .

Bremen, 20. 6. 93.

. . . . Ihre Worte und die beiden grünen Tannenwipfelchen, die Sie mir schickten, und die wie ein ganzer Wald duften, locken so stark, daß ich mich am liebsten sogleich auf und davon machte. Aber das geht nun einmal nicht an. Diese gute Stadt, der ich ohnehin schon oft genug davonlaufe, hat ein Recht auf mich bis zum 13. Juli — bis dahin muß ich mich fein gedulden. . . . . Aber wenigstens in diesen Tagen werde ich mich Ihrem Hause ganz widmen; nur die ersten Morgenstunden nehme ich aus, die mir allein und der Arbeit gehören müssen, wenn ich mir nicht wie ein Tagedieb vorkommen soll. Sind sie ausgefüllt, dann will ich mir einreden, ich hätte mir die behagliche Erholung und das süße Nichtstun, das meiner dann wartet, verdient. . . . . Zu

Fuß, zu Kahn, zu Pferd und Wagen will ich Ihnen folgen, und mich den Fall, den ich kürzlich kraft eines scheugewordenen Rosses mit der Familie eines Freundes aus einem offenen Landauer oder vielmehr mit diesem getan, nicht verdrießen lassen. Gebrannt Kind scheut in diesem Falle das Feuer nicht. Auch bin ich ja mit einigen Schunden an Schläfe und Wange und der allgemeinen Erschütterung davongekommen. . . . .

Daß ich in Weimar war und zum Jahresfeste der Shakespeare-Gesellschaft die alten Zöpfe, die gute alte klassische Residenz und den Hof mit einem Vortrag über Shakespeare und den Naturalismus in Aufregung versetzt habe, wissen Sie vielleicht? Ich schicke Ihnen den Vortrag, der eben jetzt im Druck erscheint. . . . .

Bremen, 31. 8. 93.

. . . . Einen herzlichen Gruß. Ich habe diesmal so viel Wärme und Sonnenschein in Ihrem Hause genossen — die Liebe des vorigen Jahres, multipliziert mit der immer gleichen erquicklichen Freundlichkeit Ihres Gatten —, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll. Hätten Sie selbst nur an jenen Tagen gleichmäßig genießenden Anteil nehmen können! Das ist das einzige, was ich beklagen mußte, und ich schien mir ein rechter Egoist, daß ich auf und davon ging, ehe ich mich Ihnen so recht gewidmet und mit Ihnen ausgetauscht, was einer dem andern zu geben hat. Ich bin kein heiliger Georg, aber den Nervendämon möchte ich wie einen bösen Drachen unter die Füße tun. Freilich zuckt er in jeder bedeutenden Natur, aber seine Zuckungen müssen dem Vibrieren der Singstimme gleichen, ohne das der Ton tot ist. Die Vibration darf nicht zum Tremolo werden. Wenn wir uns wiedersehn — wie wäre es, wenn Sie mir als heilige Georgine gegenüberträten? Einer Frau wie Sie wünschte man von ganzem Herzen den vollen Genuß alles Großen und Schönen in der Welt. Und die Natur ist hoffentlich so höflich, alle meine Wünsche in Bezug auf Sie zu erfüllen. . . . .

Bremen, 23. 12. 93.

. . . . Meine herzlichste Teilnahme. Wahrscheinlich trägt die verteufelte Influenza die Schuld, die ich nun noch grimmiger

hassen werde. Daß sie ihm auf die Länge nichts anhaben kann, ist mir freilich auch gewiß. Sieht er doch aus, als könnte er auf seinen Schultern einen ganzen Rucksack voller Krankheiten schleppen, sie auf einem Schutthaufen abladen und dann so frisch und fröhlich heimkehren, wie ich ihn in Aussee sah: in Hemdsärmeln, das Kamisol am Stock über dem Rücken.

Sie künden mir eine Festfreude an, liebe Freundin. Je unverdienter, desto herzlicher seien Sie dafür bedankt. Euphorion mag „das leicht Errungene" verschmähen — ich halte die Freuden, die einem in den Schoß fallen, ohne daß man eine Hand gerührt, für die allerschönsten — und zu diesen Gütern rechne ich Ihre Freundschaft. Das Verdienst, gewiß, man darf stolz darauf sein, aber das Glück, das spenden die Götter, und darum will es mir oft dünken, als adle es uns noch mehr, mag dem noch so viel im Weltlauf widersprechen. Feiern Sie mit den Ihren ein frohes Fest! Der lieben Jungen gedenke ich herzlich und Ihrem Manne drücke ich kräftig die Hand. Das neue Jahr erhält von mir Ordre, Sie und Ihr Haus gut zu behandeln, sehr gut sogar. . . . .

Bremen, 27. 9. 93.

. . . . Wie geht es Ihnen und wie lange bleiben Sie noch in Aussee? Ich frage so gewalttätig, weil ich wissen möchte, ob das Pröbchen von unserem Seefahrtsbier, das ich Ihnen längst zu schicken beabsichtige, Sie sicherer in der Villa oder in der Stadt erreicht. Ich pries Ihnen dies Lebenselixier in Zungen an — gefällt es Ihnen, dann lassen wir eine neue Auflage folgen. Es wird am richtigsten mit hellem Bier vermischt getrunken 1/4 und 3/4 extra und gilt bei uns für ein Arcanum in jeder Lage. Also: wohin sende ich das Versuchskistchen?

Ob Sie mit Hülfe dieses Seefahrtnasses die Küste der Neuen Welt, an der Sie gescheitert sind (oder ist sie es an Ihnen?) sichrer erreichen? . . . . Mein armes Stück! Und ich vermag nicht einmal etwas darauf zu erwidern, denn Sie können ja Recht haben, und ich habe vor Ihrem kritischen Gefühl großen Respekt. Aber vielleicht versuchen Sie es doch noch einmal. Jedenfalls

glaube ich nicht, daß das geringste Motiv-Atom verloren gegangen ist. Und darf ich bescheiden sagen, daß Conrad Ferdinand vor dem vierten Akt eine tiefe Reverenz gemacht und daß ich selbst die Columbusszene zu dem Besten zähle, was ich geschrieben? Alles unbeschadet Ihres Urteils, verehrte Frau, denn soweit werden Sie mich kennen, daß ich nicht einmal daran denken könnte, ein freies kritisches Wort übel zu nehmen, vollends ein Wort von Ihnen. . . . . Aber es wäre mir lieb, wenn wir uns in unsrer Meinung über das Stück wenn auch nur ein bischen näher kämen. Wo nicht, dann reichen wir uns über den Trümmern der Neuen Welt um so fester die Hände. . . . .

Bremen, 26. 10. 93.

. . . . Was das Seefahrtsbier betrifft, unser berühmtes Gebräu aus Urväter-Tagen, so fürchten Sie nicht, daß sein Geist verdüftet; auch angebrochen hält es sich ewig jung. Sie treffen übrigens doch die richtige Mischung: $^1/_5$ zu $^4/_5$ womöglich hellem Bier, Pilsener, Dreher oder was sonst? Es muß Ihnen gut tun, auch ohne den Stockfisch und das Sauerkraut, den die „tagenbaren Bremer" dereinst dazu aßen und stellenweise noch essen.

Addio! Es scheint eine lustige Herbstsonne und auf den Straßen tollt unser zehntägiger Jahr- oder Freimarkt, ein Saturnsfest buntesten Charakters. Man sieht mehr Affen als Menschen. Aber der Trubel zieht mich an, vielleicht, weil ich vor so und so viel Jahren darin geboren bin. . . . .

Bremen, 19. 2. 94.

. . . . Dank für Ihre lieben guten Worte! Die Vortrags-Verpflichtungen der Reise taten mir wohl nach dem jähen schmerzenden Verlust, und auch von der Timon-Aufführung in Berlin erhoffte ich mir Freude und neue Kräfte. Nun, das Publikum hat alles getan, diese Hoffnung wahr zu machen: der Erfolg der guten, szenisch glänzenden Aufführung war außerordentlich und nicht durch einen einzigen Mißton getrübt. Aber die kritische Meute, die ihr nachkläffte, hat (selbstverständlich mit rühmlichen Ausnahmen) ihres Amtes mit echt berlinischer Oberflächlichkeit

und Roheit gewaltet. Es herrscht eine Bestialität des Tones dort, von der Sie sich keinen Begriff machen. Und ich besitze nicht das Fell der Elefanten und Rhinozerosse, um von diesen Bissen nicht verwundet zu werden. Schaden freilich kann die Bande dem Stücke nicht — aber der Autor empfindet, was sie seinem Werk antun wollten, an seiner eignen Haut. Va bene! Es kommt eine Sommerzeit, in der man das vergißt. . . . .

Bremen, 21. 5. 94.

. . . . Wie sehr betrübt mich Ihr Leiden. Und wie schwer wird es, nicht raten und helfen zu können. . . . . Trotzdem, ich habe von der Elastizität Ihrer Natur schon so sieghafte Beweise gesehen, daß Sie mit den Teufeleien auch diesmal aufräumen werden. Möchte es um der Ihren, um Ihres Mannes und der Kinder willen, bald sein.

Ich dämmere nach der arbeitreichen Saison in den Tag hinein und genieße diese wonnevollen Maiwochen mit lethargischer Faulheit. Ob sich daraus Keimzellen und aus diesen irgend ein Organismus in Gestalt eines neuen Werkes entwickelt, das wollen wir abwarten. Geburten kann man nicht kommandieren; aber ich wünsche lebhaft, es würde so, und freue mich auf die bevorstehende sommerliche Abgeschiedenheit in der Schweiz, zu der ich, wie Sie wissen, mich diesmal unverbrüchlich verurteilt habe. . . . .

Was mag aus der Villa Regina werden, nachdem ihre Besitzerin, die ich noch in der Fülle des Lebensgenusses und des frischen Autorenstolzes sah, so jäh hat davon müssen? Und auch den alten Franke, dem ich in Aussee die Hand drückte, haben alle seine Orden nicht zurückzuhalten vermocht! Es ist trotz so mancher Schicksalspüffe doch schön zu leben; ergo: wir jagen alles, was es uns verleiden will, Krankheiten und derlei widrige Dinge, in die Flucht. . . . .

Bremen, 20. 9. 94.

. . . . Aus Berlin schrieb mir ein bekannter Journalist, daß die Burckhardt-Clique in Wien greuliche Kabalen gegen mich schmiede und scharfe Artikel vorbereite. Natürlich vermutete er

mich von allem unterrichtet. Und dabei sitze ich friedlicher Bürger in meinem Bremen, tue nichts für mich oder gegen andere, beabsichtige auch nicht, es jemals zu tun, und habe nicht einmal Lust, in den Hexenkessel hineinzusehen und von seinem Brodeln etwas zu hören. Das Burgtheater — ja, verehrte Freundin, wenn es überhaupt kommen soll, dann muß es bald kommen, denn ich werde immer kampfunlustiger und -untauglicher und setzte mich am liebsten mitten in einen grünen Fleck Erde, wohin keine Dinte und keine Druckerschwärze dringt. Ich glaube, ich lebe nicht in der richtigen Zeit. . . . .

Bremen, 1. 10. 94.

Ich melde Ihnen schleunigst auf Ihren guten, guten Brief, verehrteste Freundin, daß Ihr Gebäck großen, die Haseltorte stürmischen Beifall geerntet hat und daß Sie sich ohne Grund in Ihrem liebevollen Herzen um mich sorgen. Allerdings fühle ich mich sehr ermüdet und gelegentlich wohl auch ein bischen verstimmt. Irgendwo recht still im Nabelnest der Natur mit einigen gleichgestimmten Seelen zu sitzen und die Welt Welt, Arbeit Arbeit sein zu lassen — das schiene mir jetzt besonders lockend und labend, und dann möchte man meine Stücke geben oder nicht! Nitschewo! das ist egal, sagt der Russe. Aber da man nun einmal inmitten der Kämpfe leben muß, zuckt es doch manchmal im Herzen, wenn Gassengeschrei einen aus dem ärgsten Plunder zusammengeflickten Popanz wie einen Gott verehrt und so viel Gutes und Schönes am Wege verkommen läßt. Daß ich dabei ab und an auch an mich denke — warum soll ich es leugnen? Aber ich weiß auch, daß das fremde Tropfen in meinem Blut sind. Sie sollen heraus. Noch hat mich immer noch der alte Mut und die Schwungkraft meiner Seele über alle Abgründe hinweggetragen, und aus den bittersten Kräutern hat der Humor mir eine sehr trinkbare Essenz destilliert. Das soll und wird auch ferner so bleiben, werteste Freundin.

Daß Sie mir über meinen Hebbel-Essay so viel Schönes sagen, freut mich ganz besonders — denn auf diesen lege ich einigen Wert. . . . .

Bremen, 28. 12. 94.

„Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab" — ich rechne die liebevolle Güte dazu, von der Sie mir, ohne daß ich sie verdient, schon so viele Beweise gegeben haben, meine verehrte Freundin! Das farbige Blumengewinde — beschämen sollte es mich, aber es beglückt mich doch auch. Im Vorderzimmer, unter Büsten und Bildertischen, graziös unter einen Meissonnier gebreitet, kommt es vortrefflich zur Geltung. Sonn- und Festtags pflege ich dort, das Gesicht dem Tische zugewandt, zu sitzen, in wärmeren Zeiten gar täglich, und keinem meiner Gäste kann es entgehen. Zur regelmäßigen Wochenkost dürfen so teure Gaben nicht werden — dergleichen gehört ins Sanktuarium, das schon einige Ihrer Spenden aufgenommen. Meinen wärmsten Dank für alles! Das Album, das ich mir erlaubt habe Ihnen zu schicken, gibt Ihnen einige sehr gute Bilder, wenn auch kein ganz erschöpfendes Bild unsrer Stadt. Ich wollte, der Photograph hätte einige der schönsten Partien außerhalb der Tore mit aufgenommen, da, wo Bremen „in Gärten gebettet" liegt. Lothar weiß, wie traulich es da ist.

Am Weihnachtsabend bin ich aus eigener Wahl diesmal mit dem brennenden Baum allein geblieben — es war mir Bedürfnis so. Andern Tages feierte ich bei Rassows, deren Ältester dabei ist, mich anzuschwärmen. Der gute Junge, in dem ein Novellist heranzuwachsen scheint, hat Daudets Erzählung von dem Mann mit dem goldenen Gehirn für mich übersetzt — für einen Zwölfjährigen gewiß eine überraschende Wahl —, und zwar im tadellosesten Stil. Da wird es zu behüten und zu beraten geben, aber ich gehöre zu der Jugend und könnte ohne sie nicht leben. . . . .

Bremen, 6. 3. 95.

. . . . Ein Zeichen, daß ich lebe, sollte Ihnen der Sonderabdruck meines Aufsatzes aus „Nord und Süd", „Berlin als Kunsthauptstadt" sein. Mein Porträt beizufügen, das im Märzheft dieser Zeitschrift in Radierung erschienen ist, habe ich unterlassen, um Sie nicht zu erschrecken. Sie hätten sonst denken können, ich sei mittlerweile wirklich zu der alten Giftkröte gewor-

den, als welche ich auf dem Bilde erscheine. Da zog ich denn vor, lieber in der idealisierten Gestalt, die Ihre Güte, Ihre Freundschaft aus mir gemacht, bei Ihnen weiterzuleben.

Mit dem Inhalt des Aufsatzes werden Sie, hoffe ich, übereinstimmen. Es ist wirklich nichts mit dem Berliner Kunstprestige: und die Kunst muß ein Chamäleon sein, ein Proteus — so viel Farben, so viel Formen wie möglich.

Unterdessen arbeitet man hier und auswärts gewaltig am „Christus", der am 25. Mai zum allerersten Male die Bretter einer Opernbühne beschreiten soll. Mir klopft bei dem Wagnis doch etwas das Herz, um so mehr, als die Musik mir und dem Stoff nur teilweise Genüge tut — aber es kommt so viel zusammen, die Seele zu rühren, daß man auf einen Erfolg hoffen darf. Wäre es ganz unmöglich, daß Sie sich der Völkerwanderung anschlössen, auf die einige Sanguiniker hoffen? . . . Weisen Sie den Gedanken wenigstens nicht gleich ganz zurück. Wollen wir mit dem festlichen Ganzen doch auch nur die erlösende Liebe feiern, der er sein hohes Lied gesungen hat. Und sie ist wirklich die einzige Weisheit, die Stand hält. . . .

Hier wütet die Influenza unsinnig. Auch mir hat sie einige Tage Klausur verschafft, nun aber wandle ich wieder aufrecht im Licht. Unser Wall glitzert im Schnee und die Messingspitzchen auf dem Rathaus funkeln, als wäre der Geist darüber ausgegossen. . . . .

Bremen, 4. 9. 95.

. . . . Ihr Brief bestätigt mir meine bösen Erwartungen — nicht von E.'s Leiden, sondern von der Art, wie Sie es aufnehmen würden. Beste Frau, so *dürfen* wir keine Schickungen tragen, noch dazu solche, die allerhöchstens *drohen* und von der Gewißheit weit entfernt sind. Wer dem Glauben Valet gesagt hat, der sollte an seiner Stelle die philosophische Ergebung in den Willen der Notwendigkeit gewonnen haben, denn das ist ein Gut, das sich auch der Schwächste erwerben kann, um wie viel mehr jemand, der geistig stark ist wie Sie! Ihre Angehörigen und Freunde dürfen von Ihnen verlangen, daß Sie die Stimme des

kategorischen Imperativs hören, denn zur seelischen Gesundheit und Stärke können wir uns bis zu einem gewissen Grade erziehen wie zur leiblichen. Sie aber handeln wider sich und die Ihren, wenn Sie sich Schreckbilder ausmalen und vergrößern, wie Sie es tun, nicht um sie auf sich zu nehmen, sondern um ihnen mit einer gewissen Lust an der Selbstpeinigung zu erliegen. Finden Sie Kraft im Wollen, verehrte Freundin, und wenn ein jeder getan hat, was recht und nötig, dann lassen Sie kommen, was will! . . .

Und nochmals: richten Sie sich auf! „Soweit die Sonne leuchtet, ist die Hoffnung auch". Ich bin getreu der Ihre. . . . .

Leipzig, 24. 11. 95.

. . . . Zürnen Sie mir nicht, daß ich im Drang der Reise Ihren Geburtstag verpaßt habe und nehmen Sie noch jetzt meine herzlichsten Grüße und Glückwünsche entgegen. Glückwünsche — buchstäblich! Daß es in Ihnen hell sei, auch wenn der Himmel finster ist und daß Sie niemals das Dunkle noch überdunkeln. Das Schicksal muß dann freilich auch ein Einsehen haben und säuberlich mit Ihnen fahren.

Ich wandre und wandre. Nur heute raste ich einmal aus, im Standquartier bei Frau von Holstein. Morgen trage ich in ihrem Salon über den zweiten Teil des Faust vor, übermorgen lese ich in Halle auf vielfachen Wunsch mein Unglückskind, die „Viktoria". . . . .

Bremen, 19. 12. 95.

. . . . Die Statuette, die ich mir gestattete, Ihnen auf den Weihnachtstisch zu stellen, ist ein Abbild unsres altberühmten Roland. Er bedeutet uns Bremern Recht, Freiheit und Treue. Fällt der Riese, dann ist es um unsre Stadt getan. Als ein Treuzeichen nehmen es denn auch Sie, verehrte Freundin. Und wie er dasteht in seinem täppischen Deutschtum, so fest, so kerzengrad aufrecht, möge er Ihnen den Mut stärken, sich „allen Gewalten zum Trotz zu erhalten". . . . .

Bremen, 26. 12. 95.

. . . . Ihr Brief, der mir Ihre Weihnachtsgrüße und Wünsche brachte, deren jedem ich die Wahrhaftigkeit und Wärme Ihrer Gesinnung abspüre, kam ebenso rechtzeitig noch, mir die Christfreuden zu erhöhen, wie die Satteltasche aus dem Pyramidenlande. Seitdem meine Geschwister aufs Land gezogen, liebe ich es, den heiligen Abend still für mich allein zu verbringen; nachmittags am Mittwoch rüsteten Rassows mir Baum und Tisch — die Kinder sangen und musizierten — und abends sah ich unter den brennenden Kerzen den jungen Kraeger, der eben jetzt in Leipzig den Freiwilligen spielt, bei mir. Und da lag denn unweit von Ihrem Kissen und Ihrer Decke das vornehme Farbenspiel des ägyptischen Gewirkes, das mich in dieser oder jener Gestalt — ich weiß noch nicht welcher — an Ihre Güte und Freundschaft erinnern wird.

Ich habe Tag und Abend in heiterer klarer Stimmung verbracht und schaue jetzt wunschlos und still in den klaren Morgen.

Unterdessen habe ich meine Arbeiten über Grillparzer als Lyriker abgeschlossen: das Ergebnis liegt sauber geschrieben in der Gestalt, in welcher ich es am 11. Februar in Wien als Vortrag halten werde, vor mir. Da ich derlei Abhandlungen über Kunst und Künstler, wenn sie sein wollen, was sie sein müssen, immer mehr für Sachen der Intuition als der Gelehrsamkeit halte und ihnen in ihrer letzten Fassung den Charakter eines Kunstwerks, nicht einer wissenschaftlichen Untersuchung aufdrücken möchte, wäre dies das letzte Künstlerische, was ich hervorgebracht, und ich hoffe, daß es den Wienern als solches einleuchten soll. Wenn aber nicht allen — Ihnen wünscht es zu gefallen, Lothar und einigen wenigen anderen sonst, und wenn ich selber mit allem Vorbehalt urteilen darf, glaube ich einigen Grund zur Zufriedenheit zu haben. Dazwischen sind einige lyrische Gedichte entstanden, und still reift vielleicht ein Drama heran. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls mag ich die Asche nicht von den Kohlen blasen, so lange ich der Glut nicht ganz sicher bin. Andere Entwürfe sind klanglos begraben worden. Aber auch von den Toten spricht man so

wenig gern wie von den Werdenden. Hoffentlich spricht einmal das Gewordene für sich.

Übrigens ist der „Timon" inzwischen erfolgreich in Stuttgart gewesen; in Lübeck kleidet er sich eben an und Prag bringt ihn während meiner Anwesenheit im Februar. „Nur Pamina bleibt davon", d. h. die erlauchte Wiener Hofburg. Dafür hat die Grillparzer-Jury, zu der ihr Direktor gehört, unter uns, beschlossen, das „Hannele" mit dem Preise zu krönen, ein Attentat auf den Geist des großen Dichters, an dem ich als Fünfter mich unmöglich bereit finden lassen konnte. Ich habe also die Richter sich selbst überlassen und meine Stimme überhaupt nicht abgegeben. . . . Vertrauen Sie dem Göppinger Tausendkünstler auch ferner und machen Sie sich, werte Freundin, Schweres nicht schwerer. Das muß meine beständige Sorge und Bitte sein. Ich will Sie fröhlich sehen, wenn ich im Februar komme und wenn Sie es nicht sind — nun, dann sollen Sie es werden. Ein so ernster Gesell ich bin, ein Säckchen voll Schnurren führe ich doch immer bei mir. . . . 1895 oder 96 — wir werden die Alten bleiben und ich Ihr getreuer . . . .

Bremen, 6. 4. 96.

. . . . Allerschönsten Dank! Sie beschenken mich mit Ihrem Brief und allem Guten, was Sie aufs Neue über meine bescheidene „Hausfreundin" sagen. Es ist nicht das Lob, aber Ihre ganze sensitiv-feine Empfindung, die jeden Autor glücklich stimmen müßte und die zum Dichterwerk gehört, wie die Sonne, die die Erde bescheint. Möchte alles, was ich schaffe, dieser schönen Beleuchtung wert sein.

Ich habe mittlerweile den „Kain" vollendet, den ich schon einige Zeit im Kopfe getragen. Wenn ich nur auch den rechten Komponisten dafür fände. Es ist eine mächtige Aktion und gerade so viel Symbolik darin, als ein gesunder Mensch verstehen kann. . . . . Einige kleinere Stoffe hebe ich mir für den Sommer auf, der, wie Sie wissen, der Ruhe und der stillen, ganz stillen Arbeit gehören soll. . . . .

Also Lothar will endlich an die Spree? Wenn er wüßte, wie man in Deutschland das Donauwasser so viel geeigneter zur Dichtertaufe hält! Doch muß die Kugel nun laufen, wie sie rollt, und ich werde mir sagen, daß ich ihn ja nun um so viel näher habe, als da er in Wien war. Erlebt er eine Enttäuschung — sie wird ihm heilsam sein. Fühlt er sich wohl dort und wird ihm Berlin zum Sprungbrett des Ruhms — gut, seine Freunde werden davon erbaut sein. Nur darf er im innersten Kern seines Wesens kein Andrer werden als er ist, d. h. als den ich ihn zu kennen glaube. In dem Berliner Lärm überhört man gar leicht die leise Stimme des künstlerischen Gewissens, und der Erfolg vermag es schließlich ganz zu töten. Möge das bei ihm nicht so sein. . . . .

Am 1. Mai wird unsre neue Stadtbibliothek eröffnet. Bis dahin gibt es noch viel zu rüsten. Auch sitze ich — mit dem andern Bein, so zu sagen — in dem dicksten Proben-Graben: unser Künstlerverein bereitet zum Stiftungsfest Mozarts köstlichen „Schauspieldirektor" vor. . . . .

Bremen, 4. 7. 96.

. . . . Dennoch muß ich fest bleiben und einmal ganz so leben wie ich will, abwechselnd ruhend, spazieren rennend und arbeitend, wie es mir der Arzt verordnet und gestattet hat. Versuchen Sie also nicht, den männlichen Entschluß zu erschüttern! Selbst der heiligste Eid, meine Pläne zu respektieren, würde nicht auf mich verfangen: ich kenne und fürchte die Zeitlosigkeit der Frauen und ihre Neigung zu Vertragsbrüchen. Aber herzlich würde ich mich freuen, wenn mich Ihre Kavalkade auf der Reise nach Wallis in Gersau aufsuchen wollte. Da ließe sich denn ja auch ein Wörtlein über ein Rendezvous reden.

Die Theaterkritik lege ich wirklich für einige Jahre nieder. Ich mußte mich entlasten, da half nichts. Senger wird sich schon trösten. Was hat er denn für moralische Bedenken gegen das „Königs-Idyll"? Ich bin doch auch ein Biedermann und habe nichts gespürt.

Daß K.-E. so zum Himmel stinken könnte, habe ich mir nicht träumen lassen. . . . .

Gersau, 27. 7. 96.

. . . . So mußte ich denn — ganz abgesehen davon, daß es sich mit den Schiffen schwer hätte einrichten lassen, Sie und die Ihren mit halbwegs sichrer Aussicht auf ein ruhiges Beisammensein in Luzern zu treffen — so mußte ich denn schweren Herzens Nein sagen und den Donnerstag für mich allein verbringen. Und doch hätte ich Sie schon aus Ichsucht so gern hier gesehn: ich wollte Ihnen die ersten Kapitel meiner neuen Erzählung vorlesen, um zu hören, ob die Farben richtig gemischt seien. Wie schade! Denn jetzt ist es dazu schon zu spät. Ich begehrte Rat und Aufmunterung, und habe mittlerweile nun auf eignes Gutdünken weiter schaffen müssen.

Ob ich Sie nun überhaupt im Sommer noch sehe, das wird sehr fraglich sein. Auch stehe ich ja diesmal unter ärztlicher Kontrolle und soll einmal ganz leben, wie es für meine Kräftigung am Heilsamsten ist. Denn — ernstlich — ich bin als ein kranker Mann mit abgemüdeten Nerven hierhergekommen und werde erst langsam wieder der Alte. Täglich mehrere Stunden Weges, dann Ruhe und daneben die Erzählung: das ist mein Tagewerk und das muß noch eine Weile so fortgeführt werden. . . . .

Landau, 25. 11. 96.

. . . . Wenigstens der Redner in mir wandelt alljährlich etliche Male durch eine via triumphalis. Die Säle sind gedrängt voll und die Hörer regen sich kaum. Ist es aber vorbei, dann spüre ich, daß ihre Herzen in Brand stehen. Kurz, ich bin zufrieden mit der Wirkung meiner Worte, und Sie, werte Freundin, würden mit dem Publikum zufrieden sein.

Eben jetzt suche ich meine Opfer in der Pfalz und in Baden, und noch viele müssen dran glauben, bis ich (am 4. Dezember) die heimatliche Scholle wieder unter mir fühle.

Leben Sie unterdessen herzlich wohl. Genießen Sie mit den Ihren den Tag, der Sie der Welt geschenkt, und gedenken Sie Ihres. . . . .

Bremen, 1. 10. 97.

. . . . Allerherzlichsten Dank für Ihren lieben guten Brief. Aber daß die Menschen, wie die Bibel sagt „ihnen viel vergebliche Unruh machen", das bestätigen Ihre Worte auch. Denn nachdem ich nach längerem geduldigem Warten erst vor Kurzem von Ihnen gehört, glaubte ich ein kleines Päuschen schon riskieren zu können, ohne Ihren Glauben an meine Freundschaft sofort ins Wanken zu bringen. Aber, aber! Ich stecke eben wie immer nach meiner Heimkehr wochenlang tiefst in der Arbeit und muß auf meiner Freunde Nachsicht rechnen — das ist alles. . . . . Meine Arbeiten aufzuzählen wird mir Ihre Freundschaft ja erlassen. Auch Loewes nachgebliebenen Manuskripte (Oratorien und Opern) sind darunter und das sind für Kopf und Augen harte Nüsse.

Wie beglückt es mich, daß Sie Frau C. gesprochen und mein Pathchen gesehen und daß Sie von beiden so erbaut sind. Ich komme mit der vortrefflichen Frau selber viel zu wenig zusammen und fürchte, daß die Riesenstadt wie ein Polyp an ihr zehrt. Sie wohnt zwar in der Vorstadt fast ländlich frei, aber ihr Gatte, ein prächtiger, innerlichst gesunder Mensch, muß tagsüber sein Geschäft in der Stadt verwalten, wie alle. Und dann sitzen die armen Frauen vom Morgen bis Abend daheim und hätten sie ihre Kinder nicht, die feinsten Blüten ihrer Seele stürben alle ab. . . . .

Bremen, 25. 12. 97.

. . . . Glauben Sie mir, daß der glühende Eifer, mit dem Sie für meine Burgtheater-Kandidatur fühlen und wirken, nicht spurlos an mir vorübergeht. Aber, ich kann nicht anders handeln als ich vermag und als ich jetzt tue; ich will mir der Frage gegenüber völlige Freiheit sichern und würde mich deren sofort begeben, wenn ich Ihrem wohlgemeinten Rat folgte. Was bedeutet ein Programm? Worte, Worte, Worte! Wollen die maßgebenden Persönlichkeiten wissen, was wirklich an mir ist, dann sollen sie sich die Mühe geben, meine Werke zu lesen und sich in Bremen, was doch am nächsten liegt, oder anderorten nach mir erkundigen. Der thörichte Artikel im Fremdenblatt hat mich nur

verschnupft, und sind die Leute, die über die Kandidatur zu entscheiden haben, vom Schlage des Schreibers, dann würde ich sie selbst Herrn Schlenther gönnen. Zudem wollen Sie nicht vergessen, daß mich sehr, sehr viel, nicht nur in Bremen, sondern in Deutschland hält und daß man nur gegen hohen Preis die warme Niederung mit dem stürmischen Hochplateau vertauscht. Und an ein paar Jahre Hofburgtheaterdirektion, denen für mich das Nichts folgte, möchte ich gar nicht denken. Preßdienste für das liebe Brot tun zu müssen, wäre für mich der seelische Tod. Und da sollte ich nicht ruhig warten, ob man mich wirklich will, um dann meine Bedingungen so stellen zu können, wie es mir beliebt? Ihre Freundschaft, die mir so wertvoll ist, sieht mir doch nicht tief genug ins Herz. Bei den andern Kandidaten steht die Sache ganz anders. Savits ist als Theatermann des Wanderns gewöhnt, und Herr Schlenther, für den die Burg begreiflich genug ein Ziel des Ehrgeizes ist, um so mehr, je weniger er dorthin taugt, ist ein Journalist — und die wurzeln nirgends. Lassen Sie mich also wie ich bin. Ich wäre glückselig, in der Burg meine Ideale verwirklichen zu können — aber meine einzigen Ideale sind das nicht; und soll's nicht sein — ich werde mich trösten. . . . .

Frankfurt a. M., 9. 2. 98.

. . . . Ihr Brief findet mich auf Reisen. Haben Sie auch diesmal aufrichtigsten Dank für alles, aber verargen Sie mir es auch nicht, daß ich zur Zeit nicht eben gern an die Burg und darum leider auch an Wien zurückdenke. . . . . Im Hoftheater mag herrschen, wer will. Hat es Burckhardt ertragen, so verdient es auch Schlenther. Von ganzem Herzen aber danke ich meinem Schöpfer, daß ich aus meiner Zurückhaltung nicht herausgetreten bin, denn ich habe die bestimmteste Kunde, daß zur selben Zeit, als der mir unbekannte Herr Dr. Oppenheim meine Ernennung als nahe bevorstehend und die übrigen Kandidaten für abgetan erklärt hat, Herrn Schlenthers Wahl bereits beschlossen war. Wie nun, wenn ich nachgegeben hätte? So erwies sich denn außer auf Ihre und Lothars Gesinnung für mich nirgends ein

Verlaß in Wien, und ich möchte jetzt nicht daran denken, dort zu sein. Wohl aber sind mir zahlreiche Sympathiebeweise von allen Seiten zugegangen, und ich habe die Freude gehabt, mir ganz unbekannte (d. h. persönlich unbekannte) Schriftsteller Schlenthers brutale Angriffe gegen mich in seinem Hauptmann-Hymnus energisch zurückweisen zu sehen und in der Gegenwart einen langen langen Aufsatz über mich zu finden, der zwar oftmals irrt, aber doch vom reinsten Wohlwollen für mich beseelt ist — alles, ohne daß ich davon etwas ahnte. Das hat mir wohlgetan. . . . .

Wissen Sie denn aber, daß Frau Holsteins Sommergut im Allgäu durch Vermächtnis auf mich übergegangen ist? Wie herrlich, mit Walther von der Vogelweide rufen zu können „Ich hab' mein Lehen". Da werde ich nun meinen eignen Kohl bauen und meine Bienen züchten und abends die Hindin belauschen, die mit ihren Jungen auf meiner Berghalde ausäugt und äst. . . . .

Bremen, 1. 1. 98.

. . . . Lebhaft erfreut es mich auch, daß Sie meiner Haltung in der Burgfrage zuzustimmen beginnen. Glauben Sie mir, ich habe recht getan und das wurde mir nicht schwer, weil meine Natur mich unterwies. Ich konnte und kann nicht anders handeln und schüttle nur über die Regierung den Kopf, die es auf eine Preßkampagne ankommen läßt, anstatt die geraden Wege zum Ziel einzuschlagen. Und gesetzt, ich hätte mich beworben und unterläge den Herren Schlenther und Savits — möchten Sie das? Von Sonnenthal weiß ich nichts und . . . . ich frage mich, ob ich denn auf ihn sicher hätte zählen dürfen. Und auf wen in jenen Kreisen überhaupt? So stehe ich fest für mich und werde nicht unglücklich sein, wenn ein anderer die Krone davon trägt, die nicht einmal mehr so schlechtweg eine Ehrenkrone ist, wie sie es dermaleinst war. Nur freilich an das ideale Wirkungsgebiet darf ich nicht denken, das sich mir dort erschlösse — dann wird mir das Herz schwer. Aber auch das würde man mir wahrscheinlich verderben, denn

„Es können die Eblis, die uns hassen,
Vollkommnes nicht vollkommen lassen."

So also oder so — wir trösten uns! . . . .

Bremen, 4. 1. 98.

. . . . Das aber weiß ich, daß sich seit dem Eintreffen der ersten Zeitungsnachricht, mein Name werde unter den Kandidaten für den Direktorposten in allererster Linie genannt, in mir nichts geändert hat. Und darüber sind nun wohl schon mehr als vierzehn Tage vergangen. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß man zu einem Amt von solcher Bedeutung *berufen* werden muß, und daß es zum mindesten überflüssig sein sollte, sich darum zu bewerben. Wie ich darum weder selber einen Schritt in der Sache getan, noch durch einen andern habe tun lassen — ich weiß ja nicht einmal, wer an entscheidender Stelle die Aufmerksamkeit auf mich gelenkt — so lehne ich es auch fernerhin ab, ein sogenanntes „Programm" vielleicht in die leere Luft hinauszurufen und in den Zeitungen zu verhandeln, was einzig und allein zwischen denen zum Antrag gebracht werden kann, die in dieser Sache Parteien sind. Geschieht das einmal, dann werden wir sehen, wie die Entscheidung fällt, dort oder hier. Leicht würde sie *mir* nicht fallen, das weiß ich gewiß. Über ein bloßes „Problema" rege ich mich jedoch nicht auf. . . .

Übrigens beschäftige ich mich gerade jetzt nach einer andern Richtung mit Wien. Ich studiere für unsern Künstlerverein als Regisseur die Gluckſche „Maienkönigin" ein, die Fuchs und Kalbeck so vorzüglich modernisiert haben. . . . .

Bremen, 4. 4. 98.

. . . . Sie dürfen mich unhöflich schelten, denn auf die Frage Ihres letzten Briefes habe ich immer noch nicht geantwortet. Allerdings aus zwei triftigen Gründen: erstens weil ich über die Maßen beschäftigt war, dann weil ich die Frage überhaupt nicht beantworten kann. Herrn Harden's Charakter? Möglich, daß er einen hat. Ich kenne einige Dinge von ihm, die mir *sehr*, andere, die mir *gar* nicht gefallen haben und weiß nun nicht, was daraus machen. Mich hat er des öfteren sehr artig behandelt. Noch neulich hat er mir ein Buch dediziert mit der Widmung „Dem Künstler H. B." und dem Motto „Il croit tout ce qu'il dit" — aber das Wort hat er auf andere auch

schon angewandt. Und persönliche Schmeicheleien entscheiden hier nicht. Jedenfalls ist er ein blendender Stilist, wenn auch meines Erachtens ein ganz negativer Geist, der, wenn er anerkennt, es nur aus Opposition tut. Sein Plus ist eine Verneinung des Minus. Wenigstens ist das mein Eindruck.

Die „Wage" hat ja nun auch einen beherzigenswerten Aufsatz von Ihnen gebracht, der zwar die Züge Ihrer Seele, aber nicht die Ihrer Schriftform trägt — oder schreiben Sie zwei Stile? Nicht daß ich ihn tadeln müßte — keineswegs; aber er schien mir nicht Sie. Lothar aber, der einige ungemein feine und treffende Kritiken in die Schale geworfen, hat diese mit seinem Urteil über das Davidsche Stück wieder entwertet. Oder bin ich so völlig von Gott verlassen, daß ich aus diesem Haufen Spreu die Weizenkörner nicht zu finden vermag? Ich habe selten ein planloseres, trotz der scheinbaren Simplizität der Anlage konfuseres Drama gelesen. Da steht alles wider alle, jede Szene gegen die andere, jede Person gegen sich selbst, und die psychologischen Richtigkeiten darin sind Gemeinplätze. Die Aufführung mag scheußlich gewesen sein, aber das Stück ist es auch, und nie und nimmer hätte ich es für möglich gehalten, daß die Burg einen solchen Schmarren herausbringen könnte. . . .

Ich habe mein Buch über Loewe vollendet. . . . Es versitzt sich die Zeit so schön neben einem Genius im tiefen Schacht seiner Werke, daß ich nur ungern ab und an über den Rand weg in die Oberwelt guckte. Und so nah werde ich ihm nun niemals wieder rücken.

Das beifolgende Blatt interessiert Sie vielleicht. Ein junger, sehr viel versprechender Poet hat die Worte über das „Friedenshaus" ganz aus dem freien Drang seiner Seele niedergeschrieben. Allzu nietzschisierend im Stil, gelegentlich etwas dunkelsüchtig, aber doch ganz tief und richtig empfunden und geschaut, und in diesem Betracht das Beste, was ich über das Buch gelesen, das mir doch noch sehr nah am Herzen liegt. Zu nah vielleicht. Aber dafür ist es ein Stück von mir. . . . .

Burgstall, Oberstdorf, 24. 7. 99.

. . . . Was den charakterlosen Gro- und Klobian S. betrifft, so möge die ausgezeichnete Burgtheaterbilanz ihm den Garaus machen. Mich hat der ruppige Gesell nie getäuscht. Eine Journalistenseele! Als er dermaleinst in seiner Broschüre gegen Herrn von Hülsen und seine Leute viel Rechtes und Schlechtes schrieb, spürte ich ihm gleich ab, daß ihm nicht der heilige Künstlerzorn das Herz und die Feder regte, sondern nur das Sensationsgelüste. Er erwählte sich die Theaterkritik — es hätte eben so gut etwas anderes sein können. So habe ich ihn denn immer nichts geachtet und von Herzen gelacht, als die Vossische Zeitung nach seinem Abgang mir seine Stellung antrug. Seine brutalen Angriffe gegen mich habe ich vornehm ignoriert (auch in der neuen Auflage des 3. Bandes lehne ich ihn nur ganz von oben herab ab), aber es tut mir ganz wohl, wenn andre ihn dafür und überhaupt verklopfen. Und ein solcher Rüpel, der nichts hat als seinen nüchternen Verstand und einen überflüssigen Mangel an Charakter, ist . . . . Genug! Unterdessen erfrische ich mich hier an der klaren Harmonie dieser Landschaft und den guten Geistern, die still durch mein Haus schreiten und schweben. Gäste kommen auf Gäste, aber in ihrem Schwarm sind mir doch einige Gedichte geraten. . . . .

Bremen, 12. 12. 00.

. . . . Übrigens gedachte ich Ihrer und der Ihrigen gerade doppelt, als der Brief kam. Ich hatte nämlich ein Bilderbüchlein für den braven Hans Herbert ausgewittert, das noch frisch nach dem Badeofen duftet. Er wird bald in seinen Geist hineinwachsen, und über die Bilder erstaunt er wohl schon jetzt. Die Weisen aber möge ihm die Mutter vorzwitschern. Ein anderes Buch lege ich bei, „Eine Glückliche" heißt es und ist Frau von Holsteins Bild, liebevoll festgehalten. Nicht nur um meinet-, sondern auch um der herrlichen Toten willen, werden Sie gern darin blättern.

Auf die festliche Stille der Weihnachtstage freue ich mich ernstlich, denn dieser letzten Tage Qual war groß. Man korrigiert

sich krumm und dumm, und mein Kopf ist von einem Influenza-Anfall ohnedies schon wüst genug. Dazu goethebündelt und redet man das Blaue vom Himmel. . . . .

Bremen, 31. 12. 00.

. . . . Die Sylvester-Glocken sollen den Abend nicht einläuten, ehe ich Ihnen nicht den Neujahrsgruß geschickt. Würden meine Träume Wirklichkeit, so würde ein ganzes Heer von Trockenammen mit ihnen ziehen, denn seit Sie mir jenen Auftrag erteilt, schlagen sich Frau Rassow, Frau Ragge und ich in Schlaf und Wachen mit ungezählten Riesinnen herum, die Hans Herberts Schlaf behüten sollen. Der Haken ist nur der: der Norden hat nicht meine Beweglichkeit und Assimilationskraft, oder besser, er ist im Durchschnitt noch viel schwerfälliger als ich. Gute Wärterinnen hat man hier zuhauf, aber sie trauen sich nicht nach Österreich und sind dort vielleicht mit ihrem Plattdeutsch auch übel dran. Gleichwohl sorgen und suchen wir weiter, und vielleicht erwischen wir doch noch die Richtige. . . .

Soll ich denn aber in Wien noch immer nicht auf die Bühne? Alle großen Theater geben den „Kain". Aller Orten packt die „Victoria" die Zuschauer, und das Volkstheater sollte sich ihr wirklich verschließen? Ich möchte nicht sterben, ohne daß die Phäakenstadt mir Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und das geplante Schillertheater — wie steht es damit? Sie haben mir so oft durch das Skioptikon Ihrer Freundschaft und Phantasie vorgegaukelt, was sich doch einmal erfüllen müßte, ehe es zu spät ist. Ich weiß ja, ginge es nach Ihnen allein — —, aber es geht vielleicht doch.

Zur Ostermesse erscheint der vierte Band „endlich". Er wird seinen Erfolg finden, gewiß. Aber alle dramaturgischen und kritischen Ehren wiegen ein einziges Dichterlorbeerblättchen nicht auf. . . . .

Bremen, 2. 6. 01.

. . . . Ich hoffe wirklich, daß Sie mir sind und bleiben werden, was Sie waren, auch wenn ich abermals im neuen

Sommer nicht zu Ihnen kommen kann — und diesmal weniger denn je. Ich nannte Ihnen den Grund: Ich habe mich überangestrengt, erlitt einen Schwindelanfall und sogar eine leichte Lähmung, und pflege nun schon vier Wochen lang meine Nerven, von denen ich sonst verzweifelt wenig wußte. Eine Kur zur Beförderung des Blutumlaufs beginnt hier morgen; . . . . dafür aber soll mein Burgstall das Gute Beste tun, und dort werde ich in aller Stille, zur Abwechslung einmal mehr beschert als bescherend, meine sechs Wochen verbringen. Und eben diese völlige Ruhe habe ich nötig. Zwar sieht und hört man mir äußerlich nichts an und der Geist arbeitet wider meinen Willen fieberhaft (nach dem „Ahasver" für d'Albert ist ein „Goldenes Vließ" für Schillings fertig geworden, und ich glaube, wohl geraten) — ich aber empfinde, was mir zur völligen Genesung noch fehlt und was ich auf die Länge nicht entbehren möchte: das volle ruhige Kraftgefühl! Und auch sonst, teure Freundin, schätzen Sie doch gerecht ab, was mich zurückhält, Sie aufzusuchen, wie ich es so unerhört gerne täte, und zu dem guten Alten auch noch das Neue, Ihr Kindchen, zu sehen. Als Hausbesitzer habe ich eben auch Haushälterſorgen, und in mir wohnt ein starker gastlicher Sinn. Und die paar Wochen sind ohnedies schon viel zu knapp, als daß ich sie noch stutzen könnte und dürfte. Denn der Grundlsee liegt wirklich vom Allgäu so weit ab, daß eine ganze Woche draufgeht, um auch nur einen Tag bei Ihnen zu verbringen. Also seien wir allesamt gescheit und geduldig und bewahren wir unsere Freundschaft auch in der Trennung. Sobald es einmal wieder geht, stürme ich die Steiermark. . . . . Die „Victoria" beträgt sich übrigens auf der Bühne vorzüglich. Der Konflikt in seiner Härte wirkt ebenso stark wie originell; er packt auch mich noch — und das will bei meiner Skepsis gegen mich selber etwas bedeuten.

Nur mit dem vierten Bande bin ich einmal so ganz rund und nett zufrieden — möchte daraus nicht zu folgern sein, daß andere es eben darum nicht sind. Ich höre wohl einmal Ihr Accompagnement dazu? . . . .

Bremen, 13. 6. 01.

. . . . Ihr Brief hat mich tief im Innersten gerührt und beglückt. Um der herzlichen Sorge willen, mit der Sie mein Krankheitsintermezzo begleiten, und um der Wirkung willen, die von meinem Buche auf Sie ausgegangen ist. Die Äußerungen der Besten, die ich in meiner zeitweiligen Weltabgeschiedenheit darüber bis jetzt gehört, klingen im Inhalt damit zusammen; aber aus Ihrer beschwingten und funkelnden Seele kommt doch alles noch klingender, inniger zu dem Autor zurück, und davon füllen sich mir Herz und Zimmer wie von Flieder- und Jasminduft. Haben Sie Dank!

Mein Befinden bessert sich nach allerlei Schwankungen, wie ich glaube, jetzt stetig. Wenigstens erlebe ich schon halbe Stunden, in denen ich vergesse, daß ich mich zu schonen habe. . . . .

Bremen, 21. 12. 01.

. . . . Bei der telegraphischen Ablehnung der Einladung muß es zwar leider sein Bewenden haben, obwohl ich dadurch um die Freude komme, Sie wiederzusehen — ja, es sprechen jetzt noch energischere Gründe für mein Nein, das in der Depesche schnöde genug geklungen haben mag. Damals hätte ich nur eben meine Winterdispositionen über den Haufen werfen müssen, mittlerweile aber bin ich vom Schicksal selber über den Haufen geworfen worden. Denn hören Sie nur: als ich nach wohlvollbrachtem an Ehren reichen Vortragsreisewerk Anfang Dezember heimkehrte, überfiel mich auf dem Bahnhof von Hameln eine linksseitige Lähmung, so daß ich mehr als Gepäckstück denn als Mensch den heimatlichen Hafen erreichte. Wahrscheinlich habe ich mich eben doch trotz aller Vorsicht überangestrengt. Unterdessen sind die bösen Symptome nun zwar fast völlig geschwunden; ich wandle wieder und stehe so aufrecht wie auf dem Bilde, das ich Ihnen mit meinen Festgrüßen schicke, aber geschont und gepflegt werden muß ich noch auf lange Zeit, wenn ich wieder ganz der Alte werden soll. Und dazu hilft mir jedes bischen Freude. . . . .

Bremen, 25. 4. 02.

. . . . Lassen Sie uns minniglich erwägen, was für Sie und Ihren Piccolomini („Ich meine den Sohn", heißt es in Wallensteins Lager) für diesen Sommer das Ratsamste ist. . . . Oberstdorf liegt mehr als eine Stunde weiter und tiefer, sonnig zwar, aber doch nicht so sehr, daß man nicht in zehn Minuten auf den schönsten Waldweg längs eines brausenden Wildbaches gelangen könnte. Der Weg hat zu allem übrigen noch den besonderen Reiz, daß er von den Geldern angelegt ist, die ich in einem Sommerkonzert zusammengespielt, gesungen und deklamiert habe. Das Rubihaus aber ist eine gar vortreffliche Pension, im Besitz eines Berner Professors, der den katholischen Pfaffenrock an den Nagel gehängt und die schönste der Harfenspielerinnen geheuert hat: Brunhild Böhner, einst das Entzücken der Rheinischen Musikfeste. Trotzdem soll sie eine tüchtige Hausfrau sein und mit des Professors Schwester Anna Thürlings sieden und braten, daß es eine Lust ist. Das Haus liegt still seitab im Gartengrün und hat die herrlichste Aussicht auf meinen Berg, den Himmelsschroffen, und die ganze Kette der Mädler Gabel und Genossen. . . . . Rings um Oberstdorf, an dem die Umgebung nun einmal das Beste ist, gibt es die grünsten und bläulichsten Seen, Wasserfälle und Lawinen, köstliche Strauben im Walsertal, was sogar schon österreichisch ist, Frauen mit riesigen goldflitternen Ehrenkronen; vor allem aber gibt es mich dort, den zu rekommandieren überflüssig ist, der aber über Ihre Nachbarschaft glücklich sein würde und der sich wie immer nennt, Ihren getreuen . . . .

Bremen, 6. 4. 02.

. . . . Es geht mir erfreulich gut, so gut, daß ich hoffentlich kein Anzeichen darin erblicken muß, daß es dem Schicksal, das seine Nucken hat, nur darum zu tun ist, mich für einen neuen Schlachttag zu mästen. Unterdessen bringe ich unter Dach, was die Zeit mir irgend noch zu ernten läßt: die neue Auflage der Opern-Dramaturgie ist zum Druck befördert, diesmal mit einem ganzen Stapel von Notenbeispielen, darunter die verblüffendsten

Dinge, die Ihnen einmal Spaß machen werden. Gern schickte ich Ihnen meine neuen Operndichtungen, das „goldene Vließ“ und den „Ahasver“, an dem mir besonders viel liegt, aber ich habe noch keine versendbaren Kopien. Doch wird ja die Zeit einmal Rat bringen. Es ist, glaube ich, ein ganz originelles Ding. Von einer äußerlich geschlossenen Handlung kann natürlich bei einem, der durch die Jahrhunderte wandert, keine Rede sein, ein Gedanke also mußte die getrennten Teile verbinden und zusammenhalten, aber ich glaube, das ist gelungen, und wenn nur der Komponist seine Schuldigkeit tut, müßte ein Moment mächtig wirken: die letzte Stunde im Jahre 1000, wo ganz Rom den Weltuntergang erwartet. Das Volk schreit in den Kirchen sein Miserere, ein junger Kleriker erwartet verzückt die Wiederkehr des Herrn, ruhig steht Ahasver als der ewige Zweifler inmitten des Wirrsals — da wird plötzlich alles still (auch im Orchester), der große Augenblick geht vorüber, und nun schlägt die Todesangst in die frechste Lebenslust um. Die Priester werden erschlagen und über ihren Leichen feiern Wollust und Blutgier ihre tolle Orgie. . . . .

Bremen, 7. 11. 03.

. . . . Kaum hatte ich an einem langen Herbsttage, wie der Himmel sie uns zum Ersatz für den niederträchtigen Sommer schickt, Ihre Grüße und die des trefflichen Rudi gleichsam eingesogen, als — denken Sie — ein neckischer Wind sich den Scherz gemacht haben muß, sie von meinem Schreibtisch durchs Fenster ins Freie und in unwegsames Gestrüpp zu entführen, — kurzum, so tief mich das Eingeständnis beschämt, der Brief ist weg, und ich habe mir lange den Kopf darüber zerbrochen, wie ich mich aus dem débacle herausschwindeln sollte. Endlich siegte die Wahrheit. Ich reiste also etwas verworrenen Gemüts nach Oldenburg, wo ich zu reden hatte, absolvierte mein Pensum, sah Jungfrauen und Greise weinen, kehrte befriedigt zurück, suchte abermals mit Frau Ragges Hülfe in allen Ecken vergebens und lege Ihnen jetzt das unvermeidliche Geständnis ab. Da ich vor der Reise stand, habe ich das Briefchen nur erst durchflogen — wills

der Himmel standen keine schweren und wichtigen Dinge drin — könnten Sie mich durch ein Wörtchen darüber entlasten? Im übrigen geht es mir trotz des Schandsommers recht gut; die Nerven rücken sich zurecht, eine Nauheimer Kur, die man hier haben kann, macht meinen Schritt elegant, und meine Stimme zieht alle alten Register ungeschwächt. . . . .

Bremen, 13. 3. 04.

. . . . Glückauf zur Heimkehr. Nun werden hoffentlich Frühling und Sommer an Ihnen gut machen, was der Winter und der zu meiner Betrübnis so lange nachwirkende Kummer verdorben, dessen Anlaß mir immer noch ein Rätsel ist. Aber ich wiederhole, was ich Ihnen damals schrieb, daß sich die wahre Natur der Menschen, die vielleicht nur die Jugendstürme aus den Fugen gebracht haben, immer wieder herstellt; so ist auch der junge F., der in die gräulichste Dekadence geraten war, der liebe hochgestimmte Mensch wieder, der sich in seiner Kindheit schon in ihm andeutete, und ich war auch einmal ein fragwürdiges Gewächs.

Das bin ich ja freilich vielleicht auch jetzt noch, und bin es gewiß in puncto der Nerven, von denen ich sonst nichts wußte und die mich jetzt wie mit Martereisen zwiebeln, sodaß mir nur die alte Geduld und Beschäftigung, die nie ermattet, darüber hinweg hilft; schlimm aber wäre es, wenn sie mich einmal in der geistigen Arbeit hemmten, die jetzt wenigstens immer noch glatt vom Stapel gelaufen ist. Einen Teil dieser Arbeit (wenn man das so nennen darf) finden Sie in der „Nachlese" meiner Gedichte, in der sich alles, was neu darin ist, zusammendrängt, so daß Ihnen viel Müh und Not aus der Lektüre nicht erwachsen wird. Ich selbst glaube in der Lyrik jetzt erst recht ausgewachsen zu sein und wüßte gelegentlich gern, was Sie darüber denken.

Im übrigen habe ich eine Auflage meiner Dramaturgie nach der andern zu korrigieren, erfreulich, aber doch ein wenig langweilig. Der erste Band, den ich vielfach umgestaltet habe, erlebt sogar schon seine zehnte Wiedergeburt. Das sollte mir die Bühne eigentlich ein bischen danken, ich vermute aber, daß brave Bürger

und Bürgerinnen, Studenten und Gymnasiasten fleißiger daraus lernen als die Schauspieler, die es so gut gebrauchen könnten. Va bene! Immerhin wird mich das Werk ein wenig überdauern, während meine eigene Dramatik schon still zu Grabe gegangen ist. Bleibe sie ruhig drunten, obgleich es um einiges schade ist. Ich tue nichts, sie zu erwecken, denn ich habe den Schlußstrich hinter mein Leben gemacht. Was noch kommt, wird ein Geschenk sein, das ich nicht mehr verdienen kann. . . . .

Ostseebad Gravenstein, 27. 7. 04.

Ich sitze immer noch in Gravenstein, liebe Freundin, und pflege die Nerven in Wald und Wasser, die infolge freundlicher Behandlung treu zu mir halten, was ihnen der Teufel danken möge. Auf dem Burgstall hausen befreundete Gäste, die in ihm einen Wirt wundermild finden mögen, der ich ihnen heuer doch nicht hätte sein können. . . . . Ich korrigiere die zehnte Auflage und gebe den Ahasver in Druck. Im übrigen raste ich, wohlverdient, wie ich glaube, denn mein Leben war eitel Arbeit, wie mir jetzt erst recht zum Bewußtsein kommt. . . . .

An Georg Ruseler.

Bremen, 8. 3. 91.

. . . . Sie hatten die Güte, mir Ihr neues Trauerspiel zu schicken und ich habe es mir nicht nehmen lassen, es gestern Abend sogleich zu lesen. Erfreute ich mich in den „Stedingern" an der bunten Gegenständlichkeit der Handlung und der Fülle gut geschauter Charaktere, so interessierte mich hier das psychologische Problem, die Einkehr in das Innerste der Seelen auf das

Lebhafteste und zahlreiche Einzelheiten bestätigten mir Ihren dichterischen Beruf. Die beiden Dramen sind entgegengesetzte Pole — darf ich den Glauben äußern, daß Ihr drittes Werk mitten inne liegen wird, geehrtester Herr? Jedenfalls soll dieser Glaube Sie ehren. Sie selber wissen, daß die Stedinger kein rechter dramatischer Organismus sind; besonders in der zweiten Hälfte überstürzen sich die Geschehnisse, man sieht tausend Glieder zappeln, ohne das Zentrum zu spüren, aus dem sie dramatisch erwachsen sind — in „Dathans Zweifel" scheint mir andererseits Ihr scharfes Augenmerk auf den inneren Prozeß, den Leib der Handlung um seine Entwicklung gebracht zu haben. Er ist nicht recht ausgewachsen, er ist verkümmert und gewinnt in keinem der Individuen, die Sie gedanklich wohlgeschieden vor uns hinstellen, das frische persönliche Leben Ihrer Stedinger. Sie verzeihen mir doch mein offenes Wort? Ich würde es nicht gewagt haben, hätte mir nicht die kurze Unterredung, zu der Sie mir so freundlich einmal Gelegenheit gaben, die Überzeugung erweckt, daß in Ihnen eine ehrliche Künstlernatur heranreift, die leichte Kränze verschmähen darf, weil ihr die besten Siegespreise einmal gewiß sind. Also, verehrter Herr, aus einem einfachen psychologischen Keim eine lebensvolle Handlung, hinter der das Problem ganz zu verschwinden scheint: das möge die Aufgabe, das der Gewinn Ihres nächsten Dramas sein, und es wird die Vorzüge der „Stedinger" und des „Dathan" in sich vereinigen.

Noch einmal aber lassen Sie mich meine Freude darüber äußern, so rasch in den Besitz der verheißungsvollen Gabe gelangt zu sein, und meinen herzlichen Dank dafür! . . . .

Bremen, 13. 3. 93.

. . . . Ich habe mir Vorwürfe zu machen, hochverehrter Herr, daß ich Ihre neue wertvolle poetische Sendung so spät erst erwidere. Verzeihen Sie. Aber der Tag bringt tausend Störungen mit sich, und wie zum eigenen Schaffen bin ich in den letzten Monaten kaum auch zum Genießen gekommen. Jetzt erst habe ich mich — heute — mit dem „Konradin" beschäftigen können, froh Ihr großes Talent, wie ich erwartet, darin wiederzufinden.

Noch wird zwar — Sie gestatten mir, das freimütige Wort — der dramatische Dialog bei Ihnen oft zur Diskussion, und in das frische, grüne Leben Ihrer Gestalten mischt die Reflexion ihr Bleiweiß, aber die „Idee" leuchtet so klar aus dem Ganzen, und so reich ist Charakteristik und Rede wieder an dichterischen Einzelschönheiten, daß ich mich an dem Werk doch recht herzlich erbaut habe.

Für die Vorrede darf ich Ihnen wohl noch besonders die Hand drücken. Das ist ja auch meine ewige Not, dies undeutsche Wesen in der deutschen Kunst. Früher litten wir schwer an den Franzosen, jetzt versiechen wir skandinavisch und russisch, und gleichzeitig bricht uns Italien in unser musikalisches Gehege. Es ist ein Jammer! Lassen Sie uns zusammenhalten, werter Herr, im Kampf gegen diese Katzbuckelei vor dem Ausland. Deutschland ist keineswegs arm an Poeten, Gott sei Dank! und selbst ein bescheidenes aber ganz dem vaterländischen Boden entsprossenes Gewächs sollte uns mehr gelten als das glänzendste Modeprodukt der internationalen Sensation — lauter Fremdwörter für schlechte Dinge.

Kommen Sie einmal wieder nach Bremen, dann — ich bitte herzlich — versäumen Sie nicht zu besuchen Ihren ergebensten

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 18. 5. 97.

. . . . Nur als bescheidenen Dank für die dichterischen Gaben, mit denen Sie mich schon oft erfreut, und den sympathischen Widerhall, den mir Ihre bedeutenden Gedichte weckten, hatte ich Ihnen mein neuestes Buch überreichen wollen. Nun teilen Sie mir Ihre Absicht mit, ihm ein Geleitswort mitzugeben, das es auf der breiten Straße der Modeliteratur freilich wird gebrauchen können, und verpflichten mich durch diese Freundlichkeit zu neuem Danke.

Glauben Sie mir, verehrter Herr, daß ich alles, was Sie aus Ihrer ernsten und tiefen Dichterseele herausschaffen, mit starkem Anteil verfolge. Es tat mir darum doppelt leid, daß ich, nachdem eine Aufführung Ihrer „Stedinger" an der Schlaffheit

unserer Theaterdirektion gescheitert war, den Dilettantenvorstellungen fernbleiben mußte, die Ihr Werk hier vor einiger Zeit erlebte. Aber das Cliquenwesen, das sich dabei breit machte, widerstand mir in der Seele, und die guten Absichten der jungen Leute, die Eifer und Begeisterung genug daran gesetzt haben mochten, verschwanden mir hinter der riesenhaften Eitelkeit des Herrn Allmers, der sich auch jene Gelegenheit zu einer Reklame für seine Person ersah. Es würde mir widerstehen, das zu schreiben, wenn nicht die letzten hiesigen Zeitungsskandale ihn der Öffentlichkeit ganz so gezeigt hätten, als wie er den Wissenden längst erschien und wenn es mich andererseits nicht längst gedrängt hätte, mein Fernbleiben bei Ihnen zu entschuldigen.

Möchten wir Sie nun bald einmal hier auf unserer städtischen Bühne begrüßen können!

Ein Wort noch zu Ihrer Anmerkung über die Szenerie des „Friedenshauses". Das Einzelwohnen ist in der Tat ein Bremisches Spezifikum. Etagenhäuser gibt es hier fast gar nicht, sie sind uns fremde Gewächse. Selbst ich als Junggeselle bewohne ein ganzes achtzimmeriges Haus. Und in diesem hofft Sie wieder einmal und hoffentlich länger als bei Gelegenheit Ihres flüchtigen Besuches sehen zu können Ihr Sie hochschätzender

Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 23. 5. 97.

. . . . Sie haben mit wenigen Worten das Friedenshaus so schön und sicher gekennzeichnet, daß ich Ihnen herzlich dafür danken muß. Und auch über das Ende haben Sie sich nicht getäuscht. Zu dem inneren (der freilich vorausgegangen sein mußte) kommt nun auch der äußere Zusammenbruch des Hauses und der Staat ist es, der es einreißt.

Ihren Rat wegen der pädagogischen Blätter will ich dem Verleger mitteilen. Ich habe selber das Gefühl, daß das Buch gleichsam auch mit einem Erzieherherzen gelesen sein will. Mein Vater und meine Mutter waren Lehrer und von beiden habe ich einige pädagogische Tropfen ins Blut bekommen.

Die Allmers'sche Geschichte würde ich unerwähnt gelassen

haben, wenn ich Sie nicht eingeweiht geglaubt hätte. Es handelte sich um einen gewissen M.-B., den er, wahrscheinlich mit dem besten Grunde, der Erbschleicherei, der Brieffälschung und anderer schönen Dinge hatte bezichtigen und auf Betreiben seiner Verwandten vom Hofe entfernen müssen, und mit dem er doch hinter dem Rücken seiner eigenen Freunde, denen er ihn so schwarz wie möglich malte, heimlich weiter korrespondierte, nur weil der Mensch eine lobhudelnde Broschüre über ihn verfaßt hatte, die A. selbst korrigierte. Genug davon.

Um Fischer tut es mir recht leid. Sollte er aber nicht durch eine gewisse Saumseligkeit und Arbeitsunlust in den letzten Jahren die bedauerliche Wendung in seinem Geschick mitverschuldet haben? Gleichwohl müßte man sorgen, ihm einen Platz zu verschaffen, der seinen Talenten entspricht und gern erkläre ich mich zu Auskünften über ihn jederzeit bereit. Denn Chemnitz wird ihm auf die Länge wohl zu eng werden.

Ich selbst denke an einen Intendantenposten oder dergleichen für mich jetzt nicht mehr. . . . .

Von Fritz Stavenhagen.

Hamburg 30, 25. 11. 02.

Sehr geehrter Herr Professor! Mit gleicher Post empfangen Sie die Umarbeitung meines „Jürgen Piepers". . . . . Warum ich mich nun mit meiner letzten Bitte an Sie, Herr Professor, wende: der leider so schnell verstorbene Lehrer W. Siedenburg teilte mir noch kurz vor seinem Tode mit, daß Sie nicht schlecht über den „Piepers" geurteilt hätten.

In der Bearbeitung nun fällt vor allem der häufige Szenenwechsel fort: es bleibt nur die einzige Verwandlung im vierten

Akt. Es ist nun meine letzte Hoffnung, daß das Bremer Stadttheater sich dieses Stückes annehmen wird. Ich will es sogar hochdeutsch bearbeiten, nur aus der Not, aus dem Elend möchte ich heraus! Wenn ich nicht verhungern will, kann ich nur Tag für Tag mich mit elenden Verlobungsgeschichten abplagen. Hier am Stadttheater ist mit dem Abgang des Herrn Alex Otto alles für mich verloren. Mit Schluß dieser Saison verlassen überhaupt alle besseren Schauspielkräfte das Theater. Das Publikum ist erbost, aber niemand kann etwas dagegen tun.

Beim Herrn Baron von Berger liegt eine Abschrift, aber da ist wenig Aussicht auf Aufnahme. Sie sehen hieraus: es ist mein allerletztes, daß ich mich an Sie wende. Ein Verzweifelnder ist es, der um Hilfe bittet. Das Elend ruht so schwer auf mir, drückt mich so nieder, daß ich nichts von Wert schreiben kann.

Ich glaube nun am Freitag in Bremen zu sein, dürfte ich dann vielleicht bei Ihnen vorsprechen? Sie, Herr Professor, vermögen so viel in Bremen und ich hätte gern von Ihnen gehört, ob Aussicht ist, das Stück dort anzubringen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr sehr ergebener

Fritz Stavenhagen.

Hamburg 30, 27. 11. 02.

Sehr geehrter Herr Professor! Da mir alles nicht so kommt, als ich hoffte, kann ich leider auch morgen nicht bei Ihnen erscheinen, was mir so sehr lieb gewesen wäre. Wenn es Ihre Zeit erlaubt, prüfen Sie doch bitte einmal die Bearbeitung des „Piepers“; später hätt' ich ihn dann gern zurück. Das Exemplar, das sich in den Händen des Theaterdirektors befindet stimmt genau mit diesem überein. Ein zweites hatte damals der Oberregisseur erhalten, nun höre ich, daß derselbe nicht mehr in Bremen ist. Es hilft also für mich gar nichts. Ich muß weiter blödes Zeug schmieren, um mich über Wasser zu halten.

Vielleicht höre ich bald von Ihnen über den „Piepers“.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr sehr ergebener

Fritz Stavenhagen.

An Johannes Wiegand.

Bremen, 16. 12. 97.

. . . . So sehr ich beschäftigt bin — ich bin doch bei Ihren Dichtungen geblieben, nachdem ich mich ihnen einmal zugewandt, gefesselt durch Ihre poetische Empfindung und Formgebung. Unter den Gedichten zumal sind einige hohe Glückswürfe und die „Sturmnacht" wenn auch — verzeihen Sie — ein wenig meyerlich, dafür aber auch geradezu meisterlich. Die Lyrik beherrscht Sie aber auch als Erzähler, und da wünschte ich unter all der Farbenglut und -Fülle und dem heißen wallenden Stimmungsdunst etwas mehr Kern und einfache, klare, charakteristische Gegenständlichkeit. Die aber ringt sich aus all dem Leuchten und Blühen wohl noch los, und schließlich: der Eine macht's so, der Andre so.

Haben Sie Dank, daß Sie mich mit sich bekannt gemacht! Ihre Manuskripte bewahre ich an der Stadtbibliothek, wo Sie sie während der Besuchszeit abzuholen die Freundlichkeit haben wollen. Vielleicht reden wir dann noch über dies und das. . . . .

Bremen, 25. 12. 97.

. . . . Ich habe die Zeugnisse und Ihren freundlichen Brief erhalten und will nun redlich versuchen, wie weit ich Ihrem Wunsch zu studieren bei den reich begüterten Bremern zur Erfüllung verhelfen kann. Besäße ich selbst nur mehr — die Lösung wäre einfacher!

Die neue Erzählungsprobe schicke ich Ihnen mit Dank zurück. Nur ändert sich eine Stilgewöhnung nicht von heute zu morgen. Gestatten Sie mir jedoch eine prinzipielle Bemerkung, die Ihnen vielleicht den richtigen Weg weist. Es ist das Wesen jeder Stimmung, jeder Ekstase und somit auch aller Lyrik, kurz zu sein. Die lyrische Empfindungs- und Ausdrucksweise auf weitangelegte Darstellungen zu übertragen, ist darum ein Widerspruch in sich selbst, gegen die Natur und ein schweres Hindernis für die Genußfähigkeit der Empfangenden. Die größtmögliche Objektivität und Realistik ist demnach von Roman und Novelle unzertrennlich, auch von der Ich-Erzählung, die selbstverständlich

der Subjektivität des Autors einen größeren Spielraum läßt. Aber wie klar spiegelt sich z. B. im Werther, dem subjektivsten und lyrischsten aller Romane, noch die Außenwelt!

Möchten Sie dem freundlichst nachdenken? . . . .

Bremen, 10. 4. 98.

. . . . Trotzdem mir meine Arbeiten kaum Zeit dazu ließen, habe ich Ihre Erzählung doch zu Ende gelesen, mit mancher Freude am Einzelnen, aber im wesentlichen doch mit dem früheren Eindruck. Der Stoff hat sich von Ihrem Ich noch zu wenig losgelöst. Das Ganze ist zu subjektiv, zu lyrisch; es sind die Ekstasen, die jeder jungen Menschenseele kommen, die sich über das Ganze des Daseins erhebt, und es sind die Ekstasen einer Dichternatur. Viel reiche und tiefe Innenwelt, zu wenig von der Welt draußen mit der Fülle ihrer Erscheinungsformen. Und sind auch die Szenen in der Kapelle und manches aus dem Kapitel des Ausritts verheißungsvolle Anzeichen Ihrer Entwicklung nach jener Richtung, so möchte ich doch raten, sich diese erst langsam und ruhig vollziehen zu lassen, ehe Sie als Erzähler in die Öffentlichkeit treten. Als Lyriker aber dürften Sie es tun, und haben Sie da einmal ein Bändchen zusammen, das sich auf den Markt hinauswagen darf, dann will ich es herzlich gern einem Verleger, wenn es nötig sein sollte, empfehlen. . . . .

Bremen, 12. 4. 98.

. . . . Ich habe Ihnen meinen Eindruck mitgeteilt, offen, wie ich mußte. Möglich ja, daß ich auf ganz falscher Fährte bin — aber überraschend konnte Ihnen mein Urteil nicht kommen, denn schon die Wirkung der ersten Kapitel auf mich war eine ähnliche gewesen. Ihre künstlerische Absicht steht mir über allem Zweifel. Aber wenn Sie den „Werther" für sich anführen, so bedenken Sie, daß das ein Ich-Roman und eben darum ein lyrisches Dokument ist. Beachten Sie aber auch, wie klar und ruhig sich die Worte des „Erzählers" von Werthers Ergüssen abheben. Sie aber wollen aus allen Personen, ja, aus jedem Gegenstand Ihrer Handlung lyrisch hervorbrechen, und das ist, fürchte ich, unmög-

lich. Solche Ekstasen der Darstellung dürfen nur Blüten sein — Sie aber wollen sie überall, wo wir nichts als bescheidene Zweige und Blätter verlangen. Wenn ein ganzer Garten bis in die höchsten Baumwipfel aus Rosen bestünde — würden Sie das ertragen?

Dies soll nichts als eine Umschreibung meines Gefühls und etwa ein Anstoß zur Erwägung für Sie sein. Einer Antwort bedarf es ja nicht; wohl aber darauf, ob Sie mir am Sonntag um 2 Uhr das Vergnügen zu Tisch schenken wollen? Sie finden eine mir befreundete Familie. . . . .

Burgstall, Oberstdorf i/Allgäu, 28. 7. 98.

Ich danke Ihnen herzlich, mein lieber Herr Wiegand, daß Sie meiner auf Ihrer Reise gedacht haben. Aus Southampton erhielt ich ja bereits Ihren ersten Gruß, und ich würde ihn erwidert haben, wenn ich nur gewußt hätte, wohin die Antwort richten. Sie hätten dann auch von mir gehört, daß ich die Rubenssche Kreuzabnahme in der Kathedrale zu Antwerpen den allergrößten Kunstwerken beizähle. Wenn Sie in meinem Schreibzimmer auf dem roten Sofa saßen, hing eine schöne Nachbildung davon Ihnen zu Häupten, — statt ihrer, die Sie nicht sehen konnten, haben Sie sich nun von dem unvergleichlichen Original selber im Innersten bewegen lassen können.

Jetzt kündet mir Ihr Brief aus dem Hafen von Genua von dem Glücksgefühl, mit dem die italienische Sonne Sie erfüllt. Ich wußte es von vornherein, Sie würden im Kern Ihres Menschentums bereichert und durchklärt zurückkehren. Lassen Sie die Früchte nun still reifen. Gut, daß Sie sie nicht zu rasch gepflückt und durch fremde Arbeit die der Aufnahme und dem Genuß gehörende Zeit verkürzt haben. Ihr Gedicht „Sehnsucht" gibt mir eine schöne Gewähr für alles Kommende. Sie wissen, was ich von Ihrer Kraft und Ihrem Willen halte. Möge Ihnen alles zum Besten und Schönsten gedeihen!

Ich genieße hier auf meinem herrlichen Burggut sonnige Friedenstage, klettere auf den Höhen herum und verträume ganze Stunden an den brausenden Gießbächen. Fast vergesse ich über

den Wundern der Natur alle Segnungen der Kunst. Ade! Auf frohes Wiedersehen in Bremen! . . . .

Bremen, 19. 4. 99.

. . . . Ich habe Ihr „Drama" heute gelesen und mich zunächst an der poetischen Haltung und der Stimmung des ersten Aktes erfreut. Die vielerlei Personen, die da zumeist rasch und sicher skizziert an uns vorbeieilen, das Auf und Ab der Gefühle in der Brust der Liebenden und wiederum der Lucrezia und dem Grafen, dazu das hübsch ersonnene Spiel und (das Beste des Ganzen) das sehr schöne Lied der Bacchanten, das alles gibt ein, wenn auch nicht grade ausgesprochen dramatisches, so doch fesselndes Ganze, und erregt und angeregt sehen wir der Entwicklung der angesponnenen Fäden entgegen. Dann aber — ja was dann? Wir warteten auf einen Konflikt zwischen dem Grafen und dem Liebespaar? Aber der Graf ist aus dem Stück verschwunden. Wir spannen auf die Rache der Marchesa? Aber die Marchesa verschwindet. Es wird eine Kollision angedeutet zwischen Lucrezias Geldbedürfnissen und Andreas Einnahmen. Das Motiv verschwindet. Es kommt zur Trennung — aber Lucrezia kommt wieder zu einer tragisch geladenen Stimmungsszene im Schlußakt — aber alles löst sich in Wohlgefallen auf. Manch' feines Wort, manche heiße Gefühlswelle gewinnt uns noch für sie: aber daß sie dafür zu entschädigen vermöchten, daß wir am Schluß des dritten Aktes so weit sind wie zu Anfang des zweiten (denn der erste wirkt in der Rückschau nur als Vorspiel) glaube ich nicht. Wir bewegen uns im Kreise zwischen Laune und Laune, Stimmung und Stimmung, aber das Drama ist Vorwärtsschreiten und Entwicklung und es schneidet in sein eigenes Fleisch, wenn es Erwartungen anregt, die es nicht erfüllt.

Sicherlich stehen Sie dem Stück noch viel zu nahe, als daß Sie es schon zu übersehen und gerecht zu würdigen vermöchten. Lassen Sie sich darum Zeit zur Sammlung, und, ehe Sie wieder daran oder an ein neues gehen, erfreuen Sie durch einige lyrische Gedichte diejenigen, die es gut mit Ihnen und Ihren Gaben meinen, und unter diesen Ihren Heinr. Bulthaupt.

Bremen, 10. 7. 99.

. . . . Ihr Schauspiel hat durch die Überarbeitung zweifellos gewonnen: Stimmung und Handlung sind einheitlicher geworden. Das Beste bleiben freilich auch jetzt noch die lyrischen Blüten und die scharfen Spitzen des Dialogs, die mehr Ihnen als Ihren Personen gehören, und vom eigentlich Dramatischen die genrehaften Züge in den nur leicht und meist sehr glücklich skizzierten Nebenpersonen. Im übrigen müssen wir nun abwarten, ob das alte Lied von Leidenschaft und Eifersucht in der neuen weitaus mehr typischen als individuellen Gestalt, die sie ihm gegeben haben, die Bühnenleiter und — das Publikum anlodern und fesseln wird. Ich wünsche Ihnen das Erste und mehr noch das Zweite von ganzem Herzen.

In Ihrem Feuilleton haben Sie meines Erachtens das Richtige getroffen. Sie wollen würdigen, was unbekümmert um Zeit und Mode eine Anwartschaft auf ewige Dauer in sich trägt, und es verschlägt dabei nichts, ob diese Schöpfungen in der großen Flut ertrinken oder auf ihr schwimmen bleiben. Wenn die Bezeichnungen „klassisch“ und „modern“ doch nur der Teufel holen wollte! Auch meine „Viktoria“ hat, wie Sie leicht spüren werden, es weniger damit zu tun als vielmehr mit alt und jung. Es ist die Tragik des Altwerdens und der Grausamkeit der Jugend. . . . .

Oberstdorf i. Allgäu, 29. 7. 99.

. . . . Meinen herzlichsten Dank für Ihr Gedenken und meinen nachträglichen Glückwunsch zu Ihrem Geburtstag. Mögen Ihnen die fünfundzwanzig Jahre, die ich Ihnen voraus bin, reichlichere Ehren bringen, als sie es mir getan. Das soll kein Seufzer sein, denn ich habe immerhin einiges erreicht, aber ich habe es auch gelernt, andern neidlos Glück zu gönnen und zu wünschen. Und wenn ich die Bäume ansehe, die jetzt auf dem Meinigen stehen und deren einige ich selber gepflanzt, — es geht wohl auch so mit dem eignen Schaffen: es wächst still weiter, breitet sich aus und gewährt immer reichlicheren Schatten. Das dramaturgische Wirken, wonach man mich zu messen pflegt, ist für mich nur die notwendige Hantierung, das Tagewerk meines

geistigen Organismus; aber es sind einige Sonntagsschöpfungen in meinem literarischen Tun, die man noch besser kennen und erkennen müßte.

Schaffen Sie rüstig weiter, innerlich ruhig und streng gegen sich selbst. Man muß nur erst einsehen lernen, was uns fehlt — dann kommen die Tellschüsse. So wird es auch Ihnen gehen. Erst wenn wir nichts von der Welt mehr wollen, ruft sie uns vom Pfluge ab. . . . .

Bremen, 22. 10. 99.

. . . . Nun seien Sie mir, am Schluß Ihrer schönen Artikel, recht herzlich bedankt. Und bewahren Sie auch für den Rest der Zeit, die mir auf diesem Planeten noch bleibt (um „abi" zu gehen, wie der bayrische Soldat sagt, da es für Sie „aufi" geht) Ihr freundschaftliches Mitempfinden Ihrem H. B.

Bremen, 11. 10. 02.

. . . . Ich habe Ihr Drama nunmehr zu Ende gelesen und den Eindruck behalten, daß es Ihre früheren Arbeiten weit übertrifft, in der Charakteristik viel sicherer und möglicher geworden ist und in der Führung der Handlung, die aus dem Wesen des Helden resultiert, auf den gegebenen (d. d. durch dessen Charakter gegebenen) psychologischen Wegen zum Ende eilt. Vielleicht sind Sie im Gegensatz zu Ihrer früheren Schaffensweise diesmal zu wenig weitläufig, zu gradlinig geworden; die Menschen haben etwas Konstruktives, sind personifizierte Ideen, gleichsam die Skelette ihrer selbst und entbehren des vollen, warmen Fleisches, das uns wohl bei ihnen sein läßt, der Vielgestaltigkeit und Gelenkigkeit des Lebens. Da bliebe Ihnen für die Zukunft noch zu tun, um die richtige Mitte zu finden, aber trotzdem ein wesentlicher Fortschritt ist das Stück gleichwohl und ich sehe nicht ein, warum die Theater sich ihm verschließen sollten. Wollen Sie ausführen, was Sie mir freundlichst ankündigen, so werde ich die Widmung mit Dank annehmen.

Nach der Lektüre schweiften meine Gedanken um 25 Jahre zurück; am 1. Dezember 1877 wurden meine Arbeiten hier zuerst aufgeführt, zuerst bejubelt, dann niedergeschrien und verfolgt, und

die alten Wunden schmerzen einmal wieder. Wäre es nicht ein Akt der Gerechtigkeit, an jenen Tag vom Standpunkt unsrer Zeit zu erinnern? So sehr ich das Treiben der Sozialdemokratie hasse, so lebhaft habe ich stets für die sozialen Interessen empfunden und — ich darf es sagen — gelitten; ja, so sehr beschäftigten mich die sozialen Gedanken, daß ich ihnen im Gerold Wendel noch einmal zu dramatischem Leben verhelfen mußte, mit mehr Erfolg und Anerkennung wohl nur deshalb, weil das historische Gewand sie maskierte. Mag man nun von mir denken und sagen, was man will, aber eine Ungerechtigkeit hat mich von je (ob sie mich oder jemand anders betrifft) schwer verletzt, und den Vorwurf, antisozial zu empfinden, verdiene ich nicht; wer mich wirklich kennt, weiß das, aber wie viele erdreisten sich nicht eines Urteils, ohne Menschen und Dinge zu kennen, von denen sie reden. Möge Ihnen darin ein bessres Los beschieden sein! . . . .

Nachlese.

Briefe.

Von der Theater-, Kunst- und Literatur-Zeitung.

Czernowitz (Bukowina), 6. 2. 97.

Hochverehrter Herr Professor! Ihr geschätztes Bildnis erscheint in der nächsten Nummer. Das Klischee ist bereits fertig und kostet 30 *M*, die Sie mir gefälligst rückvergüten wollen, da jede Persönlichkeit die Klischeekosten aus Eigenem bestreitet, wofür das Klischee auch ihr Eigentum bleibt. — Der Essay stammt aus der Feder eines hervorragenden deutschen Schriftstellers.

Verehrungsvoll Isidor Obstgarten.

Czernowitz (Bukowina), 7. 7. 97.

Euer Hochwohlgeboren, hochverehrter Herr Professor! Die Juli-Nummer meiner Zeitschrift schmückt Ihr geschätztes Bildnis, dem ich das Geleitwort gegeben habe. Bitte, verständigen Sie mich gütigst sofort, wie Ihnen die Ausführung gefällt, und haben Sie die Liebenswürdigkeit, mir die Hälfte meiner Barauslagen per 15 *M* rückzuvergüten, da ich ein Opfer von 30 *M* für die gute Sache nicht bringen kann.

Ich bitte Sie inständigst, meinem Wunsche zu entsprechen, damit ich keinen Schaden erleide, da das Blatt meine einzige Einnahmequelle ist.

15 ℳ ist ja ein sehr geringfügiger Betrag, und mein Anspruch auf Rückvergütung der Hälfte der Barauslagen ist ja nicht ungerecht.

Ich bitte Sie, hochverehrter Herr Professor, wiederholt, meinem Ersuchen zu willfahren. — Es schätzt und verehrt Sie aufrichtig

Ihr hochachtungsvoll ergebener Isidor Obstgarten.

Der Aufsatz der Theater-, Kunst- und Literatur-Zeitung:

„Die Züge eines Dichterhauptes, schön, interessant und genial, zieren heute dieses Blatt, eines Dichterhauptes, dessen Anblick das volle Interesse an der Person seines Trägers erweckt und die vollste Überzeugung von dessen geistiger Größe und Bedeutung einflößt. In Ruhm und Ehren oft genannt und wohl bekannt, tönt der Name Heinrich Bulthaupts voll und kräftig in das Geistesleben der Gegenwart hinein. . . . .

Daß sich wohl unter der Feder Heinrich Bulthaupts jetzt wieder ein neues Werk befindet, darf nicht überraschen, aber auch nicht bezweifelt werden, denn sein nimmermüder Geist schafft unablässig. „Nicht rasten und nicht rosten!" ist der Wahlspruch dieses Dichters, der zu den besten unserer Zeit gezählt werden muß."

Isidor Obstgarten.

An Herrn Isidor Obstgarten, Redakteur der Theater-Zeitung, Czernowitz (Bukowina).

Bremen, 11. 7. 97.

Ich habe Ihnen für die Zusendung der Zeitungsnummern vom Juli und für das darin für mich kundgegebene Interesse zu danken. Das kann an meiner prinzipiellen Haltung Artikeln gegenüber, die mich selbst betreffen, leider jedoch nicht das geringste ändern. Nicht ich, sondern Sie haben den Wunsch geäußert, mein Bild in Ihrer Zeitschrift reproduziert zu sehen, und ich habe Ihnen bereits auf das Bestimmteste erklärt, daß ich nie darin willigen würde, sobald ich von Ihnen um eine Vergütung der Ihnen erwachsenden Kosten ersucht würde. Andere mögen anders denken —

ich aber halte es mit der Ehre eines Autors nicht für vereinbar, daß er journalistische Leistungen irgend welcher Art, die sein Lob singen, unter welcher Form immer honoriert. In meiner Auffassung kommt das der Bezahlung einer Klaque gleich, gegen deren Unwesen ich mich von jeher nachdrücklich gewandt habe. Ich zweifle nun zwar nicht, daß Sie Ihrer Forderung einen solchen Charakter nicht haben beimessen wollen, daß es Ihnen vielmehr nur um die Erstattung Ihrer Auslagen zur Sicherung Ihres Zeitungsunternehmens zu tun ist. Aber ich verhehle Ihnen auch meine Meinung nicht, die dahin geht, daß eine Zeitung, die dieser Mittel bedarf, um sich zu halten, auf gefährlichem Grunde ruht.

Weicht diese meine Auffassung von der andrer Schriftsteller ab, so habe ich sie eben allein zu vertreten, und dazu bin ich jederzeit bereit.

Auf alle Fälle werden Sie einsehen, daß ich durch kein Gesuch in dieser Angelegenheit umzustimmen bin und daß ich Sie deshalb bitten muß, sie hiermit für endgültig erledigt zu erachten. Hochachtungsvoll . . . .

Von Valentine Puchleitner.

Graz, 4. 2. 04.

Hochgeehrter Herr Doktor! Verzeihen Sie mir, einer Unbekannten, die es wagt, ein zweites Schreiben an Ihre w. Adresse zu richten. Werden Sie mich unter den vielen Hunderten, die Sie mit Manuskripten bedrängen, nicht als eine ganz besonders „Unbescheidene" halten, wenn ich den Wunsch ausspreche — der Herr Dr. Bulthaupt in Bremen — möchte mein Bruder, ich die Schwester sein? Die Bitte einer so nahe Verwandten würde aber sicherlich nicht unerfüllt bleiben.

Leider, daß ich als eine ganz Fremde den geehrten Herrn Professor um zwei Stunden seiner kostbaren Zeit bitte. Diese zwei Stunden würden hinreichen, um Ihnen die Überzeugung zu verschaffen, daß für diese Arbeit eine gütige Verwendung keine vergebene Liebesmüh wäre. Natürlich wäre es von mir eine Borniertheit mit meinen 23 Jahren, eine solche Behauptung aufzustellen. Das Stück wurde aber von einem Schauspieler ge-

prüft, welcher sogar meinte — dasselbe könnte sich ohne Zweifel auf dem Repertoire behaupten. Ich würde auch nur für diesen Fall, daß Herr Doktor derselben Meinung wäre, Sie freundlichst bitten, dafür gütigst einzutreten.

Mamachen feiert am 31. Mai d. J. den 60. Geburtstag. Wie schön wäre es also, wenn wir großen Kinder an diesem Tage statt jeder anderen Gratulation sagen könnten: „Mamachen, Dein Stück wird aufgeführt." Das wäre so etwas! Und wenn es ihr denn ermöglicht würde, im Sommer — das sehnlichst erwünschte Meerbad zu gebrauchen, das ihr vom Arzt als einzig sicheres Heilmittel angeraten wird.

Sehen Sie, Herr Doktor, das ist einmal so. . . . Natürlich sende ich das Manuskript nur auf Ihre spezielle Erlaubnis hin — denn zu den hunderten anderen dürften Sie es nicht legen.

Darf ich — ja? In dieser Erwartung zeichnet

Hochachtend

Valentine Puchleitner.

An Valentine Puchleitner.

Sehr geehrtes Fräulein! Gestern habe ich das Schauspiel „Illegitim" gelesen, das mich zu meinem Bedauern so stark enttäuscht hat, daß ich Ihnen am besten offen mitteilte, daß Sie meines Erachtens wohl tun würden, keine Hoffnungen darauf zu bauen. Es sind nicht etwa künstlerische Gründe, die dem Stücke den Weg auf die Bühne erschweren würden, Mängel der dramatischen und theatralischen Komposition — obwohl es daran gewiß nicht fehlt — ich muß vielmehr leider fürchten, daß die Häufungen der stofflichen Widrigkeiten und Schrecknisse, in der zweiten Hälfte, die ihm den bedenklichen Charakter eines Hintertreppen-Romans in dialogischer Form geben, das Stück allein schon von der Bühne fern halten werden. Und dagegen erweist sich die gute Tendenz des Ganzen, die erfreulichen Szenenreihen des Anfangs trotz einiger psychologischer Bedenken und manches feine Wort nicht stark genug.

Sie haben mein Urteil gewünscht, geehrtes Fräulein, ich habe es Ihnen nicht aufgedrängt, und es steht selbstverständlich auch bei Ihnen, ob Sie es beachten wollen oder nicht. Hochachtend . . .

Die „Frankfurter Zeitung" berichtete im September 1905:

„Schreiber dieser Zeilen war (es sind mehr als zwanzig Jahre her) ein Gymnasiast, der den Zwang der Schule unleidlich empfand und kurz vor dem Abiturientenexamen noch seine Gymnasialstudien abbrechen und hinausströmen wollte in die Welt des freien Lebens und zwanglosen Schaffens. Eben vorher hatte er in seiner Vaterstadt Bulthaupts „Malteser" gesehen, und das Mahnwort des Großmeisters an seinen Sohn hatte ihm die Zuversicht gegeben, daß der Dichter eines solchen Wortes auch ein guter, mitfühlender Mensch sein müsse. Da setzte er sich hin, klagte ihm sein Leid, wie eben ein Gymnasiast der obersten Klassen nur zu klagen vermag, und fragte, was er wohl am besten tun solle. Bulthaupt antwortete:

„. . . . Sie stehen in einem Alter, das unsern Augen die wirklichen Dinge vergrößert oder nebelhaft verschleiert: es ist eine Zeit der größten Freuden und der größten Schmerzen, und wenn ich selbst auf jene Jahre zurückblicke, so erscheinen sie mir mit ihrem himmelhohen Jauchzen und ihrer Betrübnis bis zum Tode die schönsten des Lebens — die schönsten, rein ästhetisch betrachtet, denn in praktischer Beziehung sind sie mit dem seltsamen Fluche belastet, daß gerade sie mit ihrer Gefühlseinseitigkeit uns vor die Wahl des künftigen Berufes stellen. Also in einer Periode, in der uns eine klare Einsicht über unser Können völlig versagt ist, in der sich auch in das anscheinend besonnenste und verständigste Urteil die Wallungen der Leidenschaft mischen, sollen wir eine Entscheidung für das ganze Leben treffen. Wie manche Übertreibung begehen wir dann! Fragen Sie sich, ob nicht auch Sie auf dem Wege sind, eine solche zu begehen. Ich kann mich in Ihre Empfindung vollständig hineinversetzen, aber jedes künstlerische Gemüt hat ähnliche Kämpfe und Leiden zu bestehen und schließ-

lich ist es noch jedem zum Heile ausgeschlagen, der sie tapfer bestanden hat. Man kann in späteren Jahren ehrenvolle Narben zeigen. Ich selbst habe davon Erfahrung. Ganz gegen meine Neigung studierte ich die Rechte. So lange ich die Universität besuchte, empfand ich die Last nicht, denn ich trug sie auf starken Schultern, meine Arbeitskraft ist groß und ich ergreife und schaffe leicht. Als ich aber in den Dienst des Tages — als Anwalt — treten mußte, fühlte ich jeden Nerv sich in mir auflehnen und ich atmete beglückt auf, als sich mir nach dreijährigem Frohndienst dieser freundliche Hafen, die Stadtbibliothek, auftat. Aber der Senat würde mich kaum zu ihrem Hüter bestellt haben, wenn er nicht meine Widerstandskraft gekannt, wenn er nicht von meinem Wollen und Können sprechende Beweise empfangen hätte. Wie wäre es, lieber Freund, wenn auch Sie dieselben erst zur Stelle schafften, wenn Sie vor allen Dingen das Gymnasium ordnungsmäßig absolvierten? Sie würden für Ihr späteres Leben unendlich damit gewinnen und den Vorwurf der Halbheit und des Dilettantismus bestehen können . . . ."

Der Gymnasiast von damals, der des toten Dichters gedenkt, hat den vernünftigen Rat dieses Briefes befolgt."

Gedichte.

Das Fest des Propheten.

Wachet auf, denn keinen Schläfer darf ich in den Betten finden,
Selbst der Sultan muß den Gürtel um den Bauch, den fetten, binden.
Wachet auf, ihr schönen Frauen, die wie Rosengärten blühn,
Die verschämter unterm Schleier vor gelockten Bärten glühn.
Mahomet ist heut geboren, Mahomet der Weltenheiland,
Mahomet, der zehnmal größer als die größten Helden weiland,
Mahomet, der uns die Erde schuf zum Sitze seiner Wonnen,
Mahomet, der uns zum Heile das Verbot vom Weine ersonnen.

Auf der Riesenschlangenbrücke wogt es schon wie Garbenflut,
Drin verstreuen seidne Blumen wundervolle Farbenglut.
Grün und rot, und blau und golden — jedes Haus entbehr' es heut,
Glänze hell auf Platz und Gassen, was die Erde Hehres beut.
Mahomet ist heut geboren, Mahomet der Weltenheiland,
Mahomet, der zehnmal größer, als die größten Helden weiland!

Dionysos.

1.

Orakelsprüche fand ich, dunkel trübe,
Auf alten Marmortafeln eingegraben,
Herrschwütger Priester freche Phantasieen
Zu Lust und Graun für Weiber und für Knaben.

Von einem Kinde fabeln die Geweihten,
Das gotterzeugt vom Erdenweib geboren.
Von Neid und Haß gegeißelt und gebunden,
Gesandt zur Rettung für dies Volk der Toren!

Erblüht zum Jüngling starb er für die Menschen
Und stieg hinab ins Reich der ew'gen Nächte
Und stieg empor ans Licht — nun thronet herrlich
An seines Vaters Seite der Gerechte.

O Bacchus Dionys! Du starbst vergebens,
Noch fließen heiße, wilde Schmerzenstränen,
Noch darbt der Redliche, noch muß in Ketten
Nach Licht und Sonne sich der Edle sehnen.

Du starbst für uns? O stirb für uns aufs Neue!
Für immer stirb, daß wir die Kräfte regen
Und die Dämonen, die das Leben schänden,
Mit speerbewehrter Manneshand erlegen!

Für immer stirb, daß wir uns selbst erlösen
Vom Sinnenrausch, von dumpfem, frommem Brüten —
Der Tod des Glaubens wird die Taten wecken,
Und Vater Zeus wird unsern Weg behüten!

2.

Bacchanal.

Wie gellen die Pfeifen,
Wie klirren
Und klingeln die Schellen;
Frei von der Erdenschwere
Gaukeln und taumeln die rasenden Weiber

Hin zum Rücken
Beugend die Häupter
Dehnen
Trunken sich die erglühenden Leiber,
Staubaufwühlend
In schwarzen Strähnen
Peitschet den Boden das Haar.
Evoë! Wie jauchzt das Entzücken!
Toller, dröhnender
Schlage den Takt, du Knabe!
Toller, dröhnender
Schlägt er, schlägt mit wirbelnder
Manneskräftiger Hand, daß laut,
Laut aufheulet das Erz.
Chaotisch wogt es,
Ein wild kentaurisch
Tanzend Gewirre wogt es, dazwischen
Funkelnder Augen grünliche Blitze,
Schimmernder Zähne
Blutverlangende Waffen,
Wehruf,
Jauchzendes Lustgeschrei —
Hoho!
Horch! Hoho!
Das war ein Schlag!
Es sprang, das Erz,
In den Lüften
Verschwirrt das Getön —
Jähes Verstummen —
Ein Stöhnen —
Sterbend am Boden verröchelt der Knabe.

3.

Die Tyrrhenen.

Am Gestade der purpurnen Meerflut,
Wohlblumiger, lagst du träumend,
Es neigten ihr Haupt die Wellen
Zu deinen Füßen schäumend,
O heilige, heilige Meerflut!
Da faßte dich des Räubers Hand,
Da fesselte dich Kett' und Band —
„Zu Schiffe fort,
Mit dem Fang an Bord" —
O daß ihr verdürbet, ihr wilden Tyrrhenen!

Am Maste bluteten schmählich
Die weichen, knospenden Glieder,
Du sahst auf die Quäler lächelnd
Aus Lockengehängen nieder,
O heilige, heilige Meerflut!
Da weht es leuchtend durch das All,
Wie Blütenschnee und Sternenfall,
Es flammt und singt
Und die Kette zerspringt —
Nun müßt ihr verderben, ihr wilden Tyrrhenen!

Es flattert um Mast und Ruder
Wie selige Traumgedanken,
Es schwingen sich, schlingen sich fester
Hellgrüne, sprossende Ranken,
O heilige, heilige Meerflut!
Auf Kiel und Steuer lastet dicht
Blauroter Trauben Vollgewicht
Und glühender Wein
Bricht schäumend ein
Auf die Räuber, die bleichen, die wilden Tyrrhenen.

Wie die Würzgerüche die Sinne
Umspinnen mit Wahnsinnsnetzen!
Zu Schlingen werden die Ranken,
Da springen sie voll Entsetzen
In die heilige, heilige Meerflut!
Lyaeus, der du dich selbst befreit,
So bringe deine Süßigkeit
Jedwedem Tod,
Der dich bedroht,
Er stirbt und verdirbt wie die wilden Tyrrhenen!

Aus dem „Orpheus".

O heiliges Hellas, benedeite Fluren,
Ihr Ruhestätten himmlischem Ermatten,
Vom Segen triefend hoher Götterspuren!
Wie sehnt nach der Erquickung eurer Schatten
Die Seele sich, um sanft in ihrem Frieden
Den Staub der Leidenschaften zu bestatten!
Umsäuselt mich, ihr Winde, die danieden
Das tiefe Tal, von Oleanderdüften
Berauscht, mit zögernd schwerem Flug gemieden,

Ihr bringt des Ölbaums Gruß aus jenen Schlüften,
Erfrischungsodem aus der reinen Bläue,
Gekühlt vom Schnee aus des Olympos Klüften!
Umsäuselt mich, ihr lebenden, aufs Neue,
Und nehmt die Glut hinweg von meinen Wangen,
Das wandelnde Gefühl erstarkt zur Treue,
Und zum Genügen wandelt das Verlangen!

O heiliges Hellas! Altargleich und rein,
Bereit, ein Weltenopfer zu empfangen,
So ragen in dem milden Sonnenschein
Die Berge, die die Ewigen erkoren
Zu wandeln drauf im seligsten Verein.
So ernst und klar, so licht und taggeboren!
Im üppigen Gewand der Heimlichkeit
Ging eurer Formen Reine nicht verloren —
In Strauch und Bäumen, Stamm an Stamm gereiht,
Die auf zum Gipfel, dichtverschlungen, steigen,
Im weichen Moos, im bunten Blumenkleid —
Nein, unbedeckt von leichtverhüllnden Zweigen,
Gewandlos, wie die Menschen, die dem Licht
Die Pracht der gottgeschaffnen Glieder zeigen.
Doch wie dem Ernst die Milde nicht gebricht,
Soll er vertraulich unser Herz gewinnen,
So fehlt auch hier der holde Schleier nicht:
Vom Meere, von der Inseln goldnen Zinnen
Steigt wie ein sichtbarer Violenduft
Ein leichter Hauch, wie eines Traums Zerrinnen,
So weich und wesenlos, und füllt die Luft —
Er breitet liebend sich um Tal und Hügel
Und schmückt mit Farben noch die kalte Gruft —
Und alsobald entsinkt dem Ernst der Zügel
Und über Allem schwingt in stiller Feier
Die Schönheit, die hochthronende, die Flügel. —
So siehst du durch der Tränen leisen Schleier
Die Welt nur milder, schimmernder und reiner,
Gesänftigt und vom Staub der Erde freier.

O schönes Hellas, wunderbares! — Keiner,
Der dich nicht sah, weiß, was die Schönheit ist,
Und wer dich kennt, der sieht sie nur in deiner
Gestalt, die alles Höchste in sich schließt.
Wie lieblich, wenn der Morgen sanft sich rötet,
Und halb versteckt im Rosenzweiggenist

Verträumt die Schar der Nachtigallen flötet.
Wie herrlich, wenn der Tag den Thron bestiegen,
Die Schatten alle sonnenhaft getötet,
Und schwer eratmend Land und Welle liegen.
Dann aber ist dein höchster Reiz erschlossen,
Wenn ob der Glut die Abendwinde siegen,
Und Berg und Tal im Dämmerlicht zerflossen.
Am späten Sommertag, wenn schon die Garben
Der Herbst gereift, die bunten Astern sprossen,
Das Laub erstirbt in wechselvollen Farben —
Dann löst in Frieden mild sich aller Streit,
Wie Liebende, die süß im Kusse starben,
Dem schönsten Tod im höchsten Glück geweiht.
O volle Kraft, o seliges Verblühen!
Das ist die hehrste, gnadenvollste Zeit,
Ein ew'ger Herbst, ein ew'ges Abendglühen!
Das bist du, ganz zu selbst, dein eigen Bild!

Verlorne Töne, wie ein Funkensprühen —
In diese Stille, horch, was dringt so mild?
Nun lodern sie zusammen, flammengleich
Und mächtiger erfüllend das Gefild,
Aus einer Seele innerstem Bereich
Den Ton der Klage an die Wolken tragend.
Und auf dem Felsen dort, wer thront so bleich,
Der Welt der Erde wie ein Gott entragend,
Im Aug' verlornen Glückes Wiederschein,
Mit blasser Hand die goldne Leier schlagend?
Dort, wo das Tal sich endet, wo zum Hain
Gesellt sich unter des Olympos Wand
Platanen schattig aneinander reihn.
Seltsame Lauscher sind um ihn gebannt,
Der Schakal und die Hinde fromm gepaart;
Und der mit aufgehobner Pranke stand,
Vergessen hat der Löwe seine Art,
Er muß die mordgewohnte zitternd neigen,
Von niegefühlter Zauberkraft erstarrt.
Uneingedenk des eignen Liedes schweigen
Die bunten Vögel, und anbetend lauscht
Die Nachtigall in dichtverschränkten Zweigen.
Und wo das Meer an seine Ufer rauscht,
Hat der Delphin das wilde Spiel der Welle
Still horchend mit dem stäten Land vertauscht.
Es ließ die Nymphe die umschilfte Quelle,

Die Oreade ihrer Berge Nacht,
Den Blick gewöhnend an die fremde Helle.
Und Gott und Menschen beugen sich der Macht,
Die der Geschaffnen mitgeschaffnes Leid
Verklärt und heiligt durch des Liedes Pracht.
Sie fühlen in dem Sänger sich geweiht;
Ihr eigen Schicksal ist's, und ist's auch nicht,
Die eigne Not in Kron' und Purpurkleid,
Am Rosenhag der Dorn, doch der nicht sticht,
Die eigne Sehnsucht ist es, schon gestillt,
Die eigne Kette, doch sie lastet nicht.

Und wo der Born, aus dem Klage quillt,
Der seine Schmerzen aus des Busens Enge
Zum Ewigen erweiternd flutend schwillt?
Der Knabe weiß es, der die ernsten Klänge
Mit Tränen hört und mit erhobnem Finger
Zu schweigen mahnt der fremden Lauscher Menge.
Gott Eros ist's, der Fürst und Weltbezwinger,
Der seines Füllhorns allerreichste Blüten
In seinen Schoß gestreut, ein Freudebringer,
Gott Eros, dem die treusten Herzen glühten!
Ein kurzes Glück, zu herrlich um zu dauern —
Ein Donnerschlag, ein Schlossenwetterwüten,
Die heiße Pest mit ihren Fieberschauern —
Und hingestreckt am Boden liegt das Schöne
Und läßt der Erde Trennungsweh und Trauern.
Ach! daß die Furcht der Hoffnung sich versöhne,
Daß dieses glückberauschte Herz den Tod
Geduldig zu erwarten sich gewöhne!

Horch auf, o horch! wie sich die Klänge finden;
Wie Luft und Meer und Erde wunderbar
In heil'ger Offenbarung sich entzünden!
Kaum wird der Sinn dem Irdischen noch klar,
Noch ist es nur ein süßes Bronnenrauschen,
Des Windes Hand, die buhlt im Blätterhaar,
Ein Nachtigallenlied, ein Düftetauschen,
Ein Wiegenlied der müden Creatur —
Doch wirst du mit verhalt'nem Odem lauschen,
Erschließt sich dir die Sprache der Natur.
Horch auf, sie singen! all der Wald, die Rose,
Die Bäche stimmen ein, es singt die Flur
Der hohen Göttin, die die Erdenlose

Verwirrt und hebt und senkt und vielgestaltig
Ob Gott und Menschen herrschet allgewaltig:
„O Aphrodite,
Unbezwingliche,
Feuchtblickende, schöne Verderberin du . . . .“ [1])

Ja, du warst schön! — Doch nicht der Locken Flut,
Die goldne, sammetweiche, nicht im Schimmer
Der Marmorbrust der Adern zart Geflimmer,
Des blauen Auges dunkelhelle Glut —

Wie auf den Schultern dir das Haupt geruht,
Das Alles bist nicht du — o nimmer, nimmer!
Das Eine fehlt, das Höchste fehlt doch immer,
Das unsichtbar in allen Pulsen ruht.

Ein Festtagstraum, ein ungesungen Lied,
Das wie die Wasserrose auf dem Grunde
Des Sees im Herzen halberschlossen blüht,

Ein Lichtentstammtes, das der Staub vermied,
Der Staub, der alles Irdische im Bunde
Mit Nacht und Tod mit seinem Netz umzieht.

Du bist mir erschienen in Lebensglanz
Im Traum der Nacht
Und hast mir die Sehnsuchtsflammen hell
In der Brust entfacht.

Als wolltest du sagen: Küsse mich!
So bebte dein Mund,
Und fragend blickte dein Auge mir
In der Seele Grund.

Du hobst den Arm und die weiße Hand
Und winktest: komm!
Und wie ich dich hielt, da zerging das Bild
Und der Tag erglomm.

Ich aber sinne und denke Nichts
Als nur das Eine:
Hinab zu dir in der Erde Grund,
Du ewig Meine!

[1]) Siehe: Gedichte „Durch Frost und Gluten“, 4. Aufl., S. 84. Verlag der Schulzeschen Hof-Buchhandlung in Oldenburg.

Hinab zu dir! Mit des Saitenspiels
Und der Liebe Macht
Errett' ich dich, o du Sel'ge, mir
Aus der ew'gen Nacht!

Nun wohlan, zur dunklen Pforte!
Taumelnd reißt es mich dahin!
Klirrend stürzt die Erdenfessel,
Flügel tragen Herz und Sinn.
Eins nur will ich: meine Liebe,
Eins nur denk' ich: sie allein!
Auf denn, Seele, von den Toten
Die Geliebte zu befrei'n!

Frage nicht, wohin die Straße,
Sorge nicht um Pfad und Steg,
Durch die Wellen, durch die Schluchten
Bahnt sich dir der eb'ne Weg!
Ohne Glanz des Auges Sterne,
Wirst du wie im Wahnsinn gehn —
Doch der Gott in deinem Busen
Wird die Schatten leuchten sehn.

Denke nicht, du denkst den Zweifel —
Zaudre nicht — es rinnt der Sand —
Glaube nur — und Flügel tragen
Dich ins ferne, fernste Land.
Eh' du noch um deine Sohlen
Das Sandalenpaar geschnürt,
Siehst du dich mit Geisterhänden
Wundernd schon ans Ziel geführt!

Gib denn, gib, daß ich vollende,
Ach! wonach die Seele ringt,
Hohe, sehnsuchtheiße Liebe,
Die das Mächtigste vollbringt.
Eh noch in den Purpurwellen
Dieser Sonnenball verschwand,
Tropft von meiner Stirn der eis'ge
Nebel schon vom Totenland!

Neapel, im Gasthaus Hasler.

Eine frische Tramontane
Kühlt mir die erglühte Stirne —
Heute scheint mir ganz Neapel
Eine aufgeputzte Dirne.

Zwischen seinen Staatskarossen,
Seinen Stutzern mit dem Fächer,
Seinen Donnen und Duennen
Bin ich nur ein armer Schächer.

Und es hat mich angewandelt
Ein germanisches Gelüsten,
Mich im deutschen Zecherkreise
Meiner deutschen Art zu brüsten.

Braver Hasler, biedrer Hasler
Im Vico, dem unaussprechlichen,
Wo das gute Bier verzapfen
Deine Kellner, die gemächlichen —

Braver Hasler, einen Schoppen
Doch erst gib mir deine Hand.
Deutschland gilt der frische Kerntrunk,
Meinem lieben Vaterland.

Wo die Höflichkeit so ziemlich
Und die Grazie ganz verpönt ist,
Wo besonders der Gelehrte
Gut zu sprechen nicht gewöhnt ist —

Wo mit Mäcenatengroßmut
Man den Künstler protegiert
Und dafür erwartet, daß er
Uns sein opus dediziert —

Wo man überhaupt das Schöne
Zu befördern gern bereit,
Wo man neue Dichterwerke
Niemals kauft, doch immer leiht —

Wo man — ei, was tut man sonst noch? —
Einerlei! was schert es mich! —
Und trotz Allem und trotz Allem,
Vaterland, wie lieb' ich dich!

Und trotz Allem und trotz Allem,
Vaterland, wie bist du groß,
Was nur irgend schön und herrlich,
Birgst du's nicht in Deinem Schoß?

Gib mir nur das klare Auge,
Deine Schöne zu erkennen,
Laß mich immer stolz und freudig
Deinen guten Sohn mich nennen!

Einen noch — den allerletzten —
Und zum allerletzten Mal:
Deutschland gilt der frische Kerntrunk! —
Hasler, füll' mir den Pokal!

Die Wasser rauschen und brausen.

Der Flieder blühte, die Lerche sang,
Leis flattert im Winde Waldhornklang,
Verloren sind wir und allein —
Dort dunkeln die Weiden — o komm, sei mein —
Die Wasser rauschen und brausen.

Es nimmt der Strom die Bäche auf,
Zum Meere nimmt der Fluß den Lauf,
Die Schwalben ziehn, das Laub, es fällt —
Er zog davon in die neue Welt —
Die Wasser rauschen und brausen.

Der Schnee zerrann, der Winter zog aus,
Sie trieben die Dirne von Hof und Haus —
Nun fahre dahin mit deiner Brut! —
Sie wandert nicht lang, bald hat sie geruht —
Die Wasser rauschen und brausen.

Zu Goethes Gedichten an Frau von Willemer.

(Im Briefwechsel.)

Ihr, vom Herrn Geheimrat Goethe
Einer schönen Frau geweihten,
Hohlen, leeren, buntgeschliffnen
Trügerischen Nichtigkeiten!

Nicht in seines Herzens Muschel
Still gereift und spät gewonnen,
Nicht aus jenem Geist gegoren,
Der uns einst den Faust ersonnen,

Flitterperlen, aus dem Mund des
Klugen Magiers gezogen —
Wie Suleika muß ich singen:
Bleibet, bleibet mir gewogen!

Diesem Geschlechte das Licht? Du siehst, sie wollen ja frieren,
Frieren an Körper und Geist — laß sie, du taust sie nicht auf.

Das Huhn begackert sein lumpigstes Ei
Mit mörderlichem Triumphgeschrei, —
So bläst zu dem kläglichsten Versrasaune
Er frech die eigne Reklameposaune.
Nun denkt ihr, es wende das Volk sich empört,
Sobald es das Hühnergeschmetter hört?
Nein, eifrig vertilgt der Bewundrerschwarm
Die Eier, die Lieder, solang sie noch warm;
Ob klein, ob faul — das gilt ihm gleich. —
Drum gackre, Freund, und werde reich!
Still auf den Tag des Verdienstes harren,
Das ist das Tun der Heil'gen und Narren!

An Rosegger, zum 60. Geburtstag.

Wenn ich in Ebne, Marsch und Moor
Den Blick ins Weite ganz verlor,
Dann hab' ich den Weg in die Berge genommen
Oder ließ die Berge zu mir kommen.
Bei Dir war alles, was ich begehrt:
Ein Volk, der Lieb' und Treue wert,
Nordischer Trotz und kecker Mut,
Lustiger Sinn und heißes Blut,
Und ob der warmen traulichen Enge,
Über dem wimmelnden Erdengedränge,
Über dem wechselnden Maß der Zeiten
Ein Blick in ewige Himmelsweiten.

Schiller, 1905.

Wer dich im innersten Herzen getragen,
Dem wird es schwer, vor den Leuten zu sagen,
Was dich ihm so groß, so herrlich macht.
Doch wer ein Jahrhundert schon durch geglänzt,
Von der eigenen blühenden Jugend bekränzt,

Der ist ob dem Tosen der Zeiten erhaben,
Dem Gellen der Adler, dem Kreischen der Raben,
Der rauscht mit geruhigem Flügelschlag
Der Sonne zu in den ewigen Tag.

Dank.

Mutter Natur beschenkte den Menschen, ihren Knecht,
Mit einem Scherben von Ton — und der ist nicht immer echt.

Doch darf er den leeren füllen — sie will's ihn nicht verwehren —
Mit Veilchen, Rosen und Mohn, mit Trauben, Myrthen und Ähren.

Ich armer Schächer tu's der stolzen Königin gleich:
Ihr füllt das leere Gehäuse mit Allem, was schön und reich.

Verirrte Kinder in der Nacht,
So wandern wir — wie weht es kalt!
Ach, würden wir dem Vater bald,
Dem ewigen Vater zugebracht!

Prologe.

Fünfzigjährige Buchdrucker-Jubelfeier der Herren Ulbrich und Nietebock, Ostersonntag 1886.

Ein Gruß und Heil den werten Gästen!
Heut laßt Petit und Corpus ruhn
Und kündet mit Imperialen
Des Festes Sinn, der Freunde Tun!
Die Ehre gilt es wackrer Kämpen
Von Schwärze, Lettern und Papier —
Wie schimmert in der Ostersonne
Des Ritters Gutenberg Panier!

Schaut nur zurück, ihr wackren Beiden,
Und greift an das bewegte Herz!
Das falbe Laub der Jahre regt sich —
Verklungne Lust, entschlafner Schmerz —
Doch durch der Bilder bunte Fülle
Zieht klar beschienen sich ein Pfad:
Der Weg der Pflicht, der Weg der Arbeit,
Der schlichten, treuen Mannestat.

Und ob im Gleichtakt der Maschinen
Euch Stunde, Tag und Jahr verklang —
Durch euer Reich schritt die Geschichte
Den fünfzigjähr'gen Wechselgang.
Ihr habt der keimenden Gedanken
Geheime stille Saat gehegt,
Bis auf den Märkten, auf den Gassen
Ihr Donnerruf die Welt bewegt.

Und griff die Zeit mit rauhen Händen
Erglühten Angesichts zum Blei,
Die Kugel auf den Feind zu senden —
Bei Rache-, Kampf- und Siegsgeschrei:
Ihr schmiedetet am Werk des Segens
Jahraus, jahrein — jahrein, jahraus,
Und sandtet eure Friedensfahnen
Hellflatternd in die Welt hinaus.

So wandelten des Landes Sorgen,
Gespenster, trüb und bleich, zu Hauf,
So dämmerte der junge Morgen
An eurer ernsten Werkstatt auf,
Bis sich das Herrlichste vollendet,
Des Volkes Wunsch, des Kanzlers Ziel,
Und auf das deutsche Reich das Glänzen
Der neuen Kaiserkrone fiel.

Geschieden vom Gewühl des Lebens
Hat euch sein Odem umrauscht,
Und seinen Schmerzen, seinen Freuden
Habt ihr mit wachem Sinn gelauscht.
So treuer Arbeit in der Stille
Hat der gerechte Himmel Acht,
Der eure silbergrauen Jahre
An dies bekränzte Ziel gebracht.

Gegrüßt darum aus treuſtem Herzen!
Aus ſeinem wolkigen Revier
Schaut Vater Gutenberg hernieder
Und ſchmunzelt: „Die gefallen mir!
Laß bis an des Jahrhunderts Wende
Ihr Wirken blühen und gedeihn
Und noch in Kind und Kindeskindern
Ihr Leben, Herr, geſegnet ſein!“

Zu einem Schiller-Koſtümfeſt am 21. Dezember 1889 im W. Rickmers'ſchen Hauſe in Bremen.

Der Herold:

„Der Stab des Herolds winkt — Fanfarenklänge!
Das Farbenchaos löſt ſich lieblich auf,
Es ordnet ſich das flutende Gedränge.
Und wie das Gleiche ſich zum Gleichen findet,
Erkennt der Blick vertrauteſte Geſtalten,
Im bunten Vielerlei ein einig Walten.
Was ein unſterblich Augenpaar im Geiſt
Geſchaut, das ſtellt ſich hier den Sinnen dar.
Das iſt die ſtolze vielgeliebte Schar:
Um Friedlands Sonne ſcharen ſich die Sterne,
Meſſina's Niobe ſteht ungebeugt,
Kaſſandra's Geiſt dringt ahnend in die Ferne.
Wer rief euch auf? Wollt ihr den Meiſter ehren,
Der euch erſchuf — warum am heut'gen Tag?
Denn kein Erinnerungsmal bezeichnet ihn.
Ein andrer iſt's, da ihm das erſte Licht,
Das oftumwölkte, dieſer Erde ſchien. —
Doch braucht es deſſen? Dem, der ewig lebt,
Darf ſtündlich der bekränzte Altar flammen,
Und weſſen Herz die Sehnſucht aufwärts hebt,
Wer aus der Niederung des Tags empor
Ins hohe Reich der Ideale flüchtet,
Der finde ſich in gleichgeſtimmten Chor
Zu ſeinem Dienſt, in ſeinem Schutz zuſammen.
Wo er gebietet, da iſt Glanz und Helle.
Die Enge weitet ſich, der Blick wird frei,
Und leichter ſtets und heitrer dringt ihr vor,
Im Wolkenſchloße glänzt ein goldnes Tor,
Und Harfenjubel rauſcht von ſeiner Schwelle. —
Doch wie? Wird uns ſein ſtrenger Geiſt nicht zürnen,
Daß wir ihn heut zum frohen Reigen luden,

Zu Tanz und Lustbarkeit? Der Gott, den er
Verkündet, wandelt ein Gigant daher;
In seinem dunklen Riesenschatten bleicht
Der Freude Wangenrot, der Scherz verstummt,
Und auf des Dichters Saitenspiele schweigt
Der Ton des leichten Frohsinns? — Sorgt euch nicht!
Wer im Geheimen Rat der Götter thront,
Ist ihrer Aller Freund und Liebling worden,
Und wer Apolls und Amors Gunst gewann,
Kennt auch des Thyrsusschwingers wilde Horden.
Hat er nicht selbst im Dithyrambenschwung
Die Tochter aus Elysium gepriesen?
Den Tanz belauscht? Zum Trost in arger Welt
Vier Elemente inniglich gesellt?
Das wußte jenes gastlich edle Paar,
Das unter seinen Sternen euch versammelt,
Die festlich heitre lebensmut'ge Schar. —
So walte denn das Leben! Blast, Trompeten!
Die Freude breite sich durch Saal und Stufen,
Im leichten Takte rege sich der Fuß,
Und jeder Glücksgott sei herbeigerufen!
Folgt meinem Heroldsstab, durch diese Hallen,
Zum Lustgetön in schönen Reihn zu wallen.
Und was uns Holdes, Heitres hier begegnet,
Wir sind gewiß, daß uns sein Auge segnet."

(Musik und Marsch.)

Zum Besten der Ferienkolonien.

Wir kommen bittend — „Wiederum?", so weist uns
Vielleicht schon der Verdruß von eurer Türe —
Und doch, wir kommen. Kennen eure Hände
Das Glück der raschen, freien Liebesspende
Doch all zu gut! Bei eurer Feste Freuden,
Im Wettgewühl von Licht- und Farbengluten,
Da lernten sie auf leichte Art vergenden,
Und manches große Werk erwuchs der Stadt
Durch eure sorglos dargebrachten Gaben,
Indes der traumhaft-luft'ge Wunderbau,
Der all das Blühn und Leuchten in sich schloß,
Ein Zauberreich der Künstlerphantasie,
In Nichts zerfiel und der Erinn'rung kaum
Ein schattenhaftes Abbild, wandelbar
Und grau wie eine Wolke, übrig ließ.

Mit solchen Spiegelungen aus dem Reich
Der Fee Morgana können wir nicht locken.
Doch kennt die Bitte auch kein schöner Ziel
Als unsres. Denn nicht um ein steinern Haus,
Um Saal und Kirchentürme bitten wir —
Nur um zwei rote Wangen in dem Antlitz
Der Jugend, um ein glücklich Kinderlächeln.
Und wer verhärtete sein Herz dem Leiden,
Das aus den Augen eines Kindes spricht,
Dem stummen Blick der Krankheit, der Entbehrung,
Die Hülfe hofft und doch zu reden zagt,
Unkundig ihrer selbst und dieser Welt,
Die rings von Quellen der Genesung sprudelt?

Wie Manchen trieb das gute Herz schon an,
Wenn er ein arm Geschwisterpärchen Abends
Zur Christnachtzeit durchs lichterhelle Fenster
Den Gabentempel scheu bestaunen sah —
Wie Manchen trieb's zum fröhlichen Entschluß,
Dem Knaben einen Reitersmann zu Pferd,
Dem Mägdlein seine lockenreiche Puppe
Zu kaufen, und, eh seine linke Hand
Erfahren, was die rechte tat, eh die
Beschenkten die Kleinen noch, beglückt, verwirrt
Ein armes Wort von Dank gestammelt, eilig
Im dunklen Marktgedränge zu verschwinden.

Hier stehen höh're Güter auf dem Spiel
Als Weihnachtständelwaren, Holz und Leder,
Die schon am Pfingstfest Trümmer sind und Fetzen.
Hier gilt's um Fleisch und Blut. Ein Scherflein nur,
Daß ein verkümmert Pflänzchen neue Kraft
Aus freier Luft, aus frischer Nahrung sauge,
Im Wald, am Seegestade; daß das Leben
Sich munter in den jungen Gliedern rege,
Und, doppelt froh durch der Gespielen Freude
Das Glücksgefühl, das sel'ge, der Gesundheit
Mit lautem Rufen in die Lüfte schmettre!

Ein Scherflein nur! Was ihr der Jugend tut,
Tut ihr dem Volk, dem Vaterlande, eurer
Und unser Aller Zukunft. Laßt die Bitte
Nicht für die flücht'gen Abendstunden nur
In euer Herz geschrieben sein. Gedenkt

Des guten Werkes, das ihr fördern helft,
Auch fernerhin. Und Wohlfahrt und Gedeih'n
Mög' eurem eig'nen Tun, und eurem Alter
Der Jugend Kraft und Lust beschieden sein!

Bremer Männer-Turnverein.

Gut Heil!

Auf, die junge Kraft gestählt!
Was in dumpfer Rast verschwält,
Jugendfeuer, Jugendmark —
Gebt ihm Freiheit, Licht und Luft,
Und es regt sich doppelt stark.

Siech und elend sei die Zeit
So orakelt Blatt und Buch —
Macht zu Schanden ihren Trug!
Noch im frühlingsgrünen Kleid
Prangt der Deutschen Eiche Stamm.

Und die Hülle, kraftgeschwellt,
Berge den gesunden Kern:
Rein der Sinn, getreu das Herz,
Allem Trug die Seele fern —
So erobert ihr die Welt!

Zur Goethefeier der Studentenschaft in Leipzig 1899.

Einem Unsterblichen
Sterbliche Ehren?
So arm sie sind,
Steigt doch der jugendlich-feurigen Herzen
Flammender Opferdank mit ihnen
Lodernd empor.

Noch hat der Tag sich nicht wieder gejährt,
Da sein funkelnder Stern
Der Welt erschien.
Im Erntemond war's. — Die Felder beschwert
Von der goldenen Last,
An den Zweigen drängte
Sich Frucht an Frucht,
Die Trauben schwollen
Der Kelter entgegen —
Da ward er unser,
Das Kind des August,
Ein Augustus selbst,
Er selbst die Erfüllung jeglicher Hoffnung,
Der Ernten beste,
Er selber der Herbst,
Der gesegnete, den nach Winterfrost
Und Not, aus Frühlingssturm und Drang,
Aus jugendlich-gährendem Überschwang,
Zum König über sein Volk erkoren,
Der Himmel uns, uns Deutschen geboren.

Wie alles Herrlichste löst auch er
Der Genius
Sich aus dem Ring der Natur,
Ihn bindet nicht der Stunden Gesetz

Und der Monde Gang.
Ein Fertiger, ein
Vollendeter steht
Der Olympische da vor den Augen der Welt.
Vom selben Zweige bietet er ihr,
Der lechzenden, mit der goldenen Frucht
Auch die knospende Blüte,
Den Liebeslenz
Und den heißen Sommer der Leidenschaften.
Und fällt der Schnee
Auf das sterbliche Haupt,
Erheischt das Alter
Zoll um Zoll —
Er blüht und prangt,
Der Erwählte, fort,
In unverwelklicher Herrlichkeit,
Und der in geweihter Wissensnacht
Das letzte, siebente Siegel bricht
Vom Buch der Erkenntnis,
Im Auge schon
Den Widerglanz
Vom himmlischen Licht —
Er reicht euch noch mit der weißen Hand,
Der die Pforte sich öffnet
Zur Ewigkeit,
Violen für einen Mädchenkranz,
Lorbeern für eines Helden Stirn,
Und rote Rosen zum Hochzeitstanz.

So ist er unser
In Jugend und Alter,
In jeglicher Freude,
Jeglicher Not,
In Sommerglühen und Wintertod.
Ob die herbstlichen Schatten schreiten,
Geisternde Nebel uns umbreiten,
Ob die Knospen springen am Hag,
Aller Weg ist, aller Zeiten,
Goethefeier, Goethetag.

Drum ehren wir ihn,
Den Unsterblichen, heute
Mit sterblichen Ehren,
So arm sie sind,
Steigt doch der jugendlich-feurigen Herzen
Flammender Opferdank mit ihnen
Lodernd empor.

In früher Jugend
Hat der Herrliche einst zum ersten
Freien Flug die Schwingen geprobt,
Aufwärts wie wir.
Doch wagen die Lippen auch
Schüchtern kaum ihn den Unsern zu nennen,
Deutsche Jugend wäre sein,
Wäre des Segens der Heimat nicht wert,
Der die Herzen an dieser Stätte nicht
Heller entbrennen.
Ist er der Uns're,
Die Seinen sind wir
Mit jedem Tropfen deutschen Bluts,
Mit jedem Puls,
Der nur berührt
Vom Hauch des Schönen
Rascher schlägt,
Mit jedem Gedanken,
Der über die Grenzen
Des Irdischen in das ewige Reich
Der Gottheit flüchtet,
Dorthin, wo das Unbeschreibliche getan,
Das Unzulängliche Wahrheit wird.

So ist er unser,
So sind wir die Seinen
In jeglicher Freude,
In jeglicher Not.
Ob die herbstlichen Schatten schreiten,
Ob die Knospen springen am Hag,
Für Deutschlands Herzen ist aller Zeiten
Goethefeier, Goethetag!

Lieder zu den Festen des Künstlervereins und der Literarischen Gesellschaft, Bremen.

Amor im Künstlerverein.

Mel.: Wer will unter die Soldaten.

Alle.

Wiederum wird Fest gestiftet,
:,: Wiederum mit edlen Frau'n, :,:
Ob der Misogyn sich giftet,
Echte Männer wird's erbau'n.
Denn wenn hundert Mäulchen rappeln
Und so dappeln und so pappeln:
Ratten tatten titen tuten,
Schnetten schnatten schniten schnuten,
Weia waga wie und wo —
Männer können das nicht so.

Die Junggesellen unter dreißig.

Amazonen, zarte Puppen,
:,: Tanten mit und ohne Mops, :,:
Köchin philantrop'scher Suppen,
Königin des Walzerhopps,
Sinn'ge, Minn'ge, Dicke, Schicke,
Nachtigall und Grasemücke,
Rieke, Fieke, Minka, Stinka
Und die göttliche Kathinka —
Herz, mein Herz, bist du noch heil,
Heute kriegst auch du dein Teil.

Die Junggesellen über dreißig.

Zupft Gott Amor mich am Haare,
:,: Pros'te Mahlzeit! Aufgeprotzt! :,:
Bälle, Tees und Dombazare
Hab' ich grimmig durchgetrotzt.
Und nun sollte mich ein Weibel
Überwinden — pfui Deibel!
Zwar da hinten sitzt so eine
Ganz besonders pikefeine,
Müßt' es sein, dann wär' — — quod non!
Theodor, du bleibst davon!

Die jungen Mädchen.

Nehm' ich Fritzen? nehm' ich Franzen?
:,: Gott der, Blonde! nich wie süß? :,:

Otto kann so himmlich tanzen,
Casimir ist mir zu müs.
Den da bei'm Champagnerkübel,
Gitte ne! den find' ich übel,
Aber himmlich ist der Große —
Eben niest er in die Sauce —
Und der Doktor mit dem Bart,
Ja, in den bin ich vernarrt!

Die Mütter.

Laßt uns häkeln, laßt uns stricken,
:,: Schauen laßt uns links und rechts, :,:
Um ein Wesen zu erblicken,
Welches männlichen Geschlechts.
Für der Tochter Wohl und Wehe,
Mutterauge, spähe, spähe,
Denn sie soll nicht in den Pröven,[1])
Doch die Männer sind wie Möven,
Schweifen, streifen — doch wir harr'n:
Einer geht uns wohl in's Garn.

Die Ehemänner.

Laßt den Frauen Netz und Reuse,
:,: Sind sie Mütter, sei'n sie's ganz, :,:
Uns erfrischt die Redeschleuse,
Uns entzückt der Geistertanz.
In der goth'schen Künstlerhalle
Denkt kein Mensch an seine Kalle,
Da vergißt man, daß man Vater,
Daß man Töchter — (pp.) neune hat er —,
Doch ich fänd' es ganz famos,
Würd' ich heute eine los.

Alle.

D'rum, du allerliebster Bengel,
:,: Kleiner Amor, walte frei, :,:
Sei sie Teufel, sei sie Engel,
Sei sie Beides — einerlei.
Laß uns in der Zeitung lesen,
Daß du heut' dabei gewesen:
„Fräulein Sippel, Doktor Zwippel,
Laura Schuster, Alfred Pfluster
Schenkten an den Bürgerpark
So und so viel hundert Mark."

[1]) Stift für alte Damen in Bremen.

Bekenntnisse einer schönen Lehrer-Seele.

Mel.: Wer will unter die Soldaten.

Wie aus Nebelfernen tauchen
:,: Liebe Bilder leis empor, :,:
Längstvergess'ne Stimmen hauchen
Mir ein Zauberwort in's Ohr:
Denkst Du noch der Klassenbänke,
Bubenränke, Schülerschwänke,
Des Direktors, welcher greulich,
Der Vakanzen, die erfreulich,
An des Lebens ersten Mai
Und die Jugend-Eselei?

Ja, es fällt des Alters Hülle,
:,: Graue Herzen werden jung, :,:
Näher drängt in bunter Fülle
Schwärmende Erinnerung:
Ruten, Mandeln und Rosinen,
Versversuche und Cousinen,
Schultyrannen, Ideale
Und verbot'ne Bierlokale,
Erster Rauchgelüste Fluch,
Die der Körper nicht vertrug.

O wie war Herr Meier eklig,
:,: O wie haßten wir Herrn Knopp! :,:
Müller war zwar ziemlich häklich,
Aber doch gerecht, gottlob!
Schulze schalt, wenn wir nicht häuslich,
Becker, der war einfach scheußlich:
Dem Verbote keck zuwider
Fiel sein Stock auf uns hernieder,
Alles ging mal à propos —
Und nun sind wir selber so!

Ja, so sind wir! Unser Leben
:,: Hat sich seltsam umgekehrt. :,:
Wir empfangen nicht, wir geben:
Kapital mit Zins beschwert.
Aber die Gedächtnisfrischung
Gibt dem Geist die rechte Mischung;
Nennen wir als Pädagogen
Uns're Jungen ungezogen,
Setzen wir verschämt hinzu:
Aber ganz so comme chez nous!

Und so sei's auch! Wer die Jugend
:,: Komprimiert und konserviert, :,:
Übe Pädagogen-Tugend
Und gelobe froh gerührt:
Kehren wir aus der Versammlung
Wieder heim zur Schüler-Stammlung,
Laßt uns früh'rer Zeit gedenken,
Allen, Allen Ablaß schenken,
Rund um uns soll Freudenschein
„Und die Hölle nicht mehr sein!"

Moorrauchlied.

Mel.: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ꝛc.

Was schwält in den Lüften so schweflich
Und zieht um die Sonne den Flor,
Was duftet so schwerenotsträflich
Und kommt mir nicht angenehm vor —
Als hätte der Moloch der Hölle
Die riesigste Pfeife geraucht
Und Hörner und Haare und Felle
Und pfälzischen Knaster geschmaucht?

Schaut nur nach den Mooren des Nordens,
So ruft ihr in choro: da brennt's.
Da thront sie, die Meist'rin des Mordens,
Die künstliche Pestilenz.
Und fragt ihr: was kann sie denn reizen?
Sie leidet an Pyromanie,
Pour une omelette de Buchweizen
Tant d'odeur et tant de bruit!

In Ekels und Ertum und Hartum
Belästigt sie Menschen und Vieh,
Sie hindert die Blätter am Wachstum
Und schädigt die Photographie —
Geh' ich auf der Straße spazieren
Und mache ein schönes Gedicht,
So muß ich den Teufelsdunst spüren —
Und die Sache, die will wieder nicht.

Will ich an dem Wirtshaus moralisch
Vorüber mit festem Entschluß —
Ich werde sofort animalisch
Und huldige blind dem Genuß.
Denn alle vortrefflichen Pläne
Erstickt die Moormörd'rin im Keim,
Ich ärg're mich, trinke und trinke —
Sie lockte mich halt auf den Leim!

Zwar gibt es für Haiden und Sümpfe
Und Moore ein Feld des Versuchs,
Doch half es uns nicht auf die Strümpfe
In puncto des rauchenden Fluchs.
Nur Eines, das bleibt uns noch übrig,
Wir ziehen in pleno von Haus
Und rücken dem Feind auf die Bude —
Und treten das Feuer aus!

Für's Theater lasse ich mein Leben.

Mel.: Wer will un'er die Soldaten.

Mancher Jüngling dessen Busen
:,: Idealisch überquillt, :,:
Manche Jungfrau, der die Musen
Herzens-Schmerzens-Weh gestillt,
Denkt: o könnt ich im Proszenium
Exponieren meinen Genium,
Wenn mein Vater doch nur wollte,
Daß ich aufs Theater sollte!
Jeden Tag zu mimen — nein!
Das muß wirklich himmlisch sein!

Unten bleibt der Erdenkrimskrams,
:,: Wenn man „Romeo, pst!" ruft, :,:
Wohnte man auch Tags im Bindwams,[1])
Abends schlürft man Ätherluft.
Wischen[2]) Miller, Gretchen, Käthchen,
Das sind lauter nette Mädchen —
Zählt man zirka sechzig Jährchen,
Spielt man immer noch das Clärchen,
Oder, ginge dies zu weit,
Mindestens die Adelheid.

Jeder Wallenstein und Geßler,
:,: Oder sonst ein Intrigant :,:
Wird Begeisterungsentfeßler
Und im Sturme stadtbekannt.
Auf dem Walle, in den Gassen
Kann er sich nicht blicken lassen
Ohne hörbares Geflüster:
„Nanny, Fanny, kuck, das ist er",
Ihm zu Füßen ehrfurchts-stumm
Kauert das Gymnasium.

Erste Helden, erste jugend-
:: liche Liebhaber, o Gott! :,:
Alle Backen voll von Tugend,
Und am Ende das Schaffot!
Keine andre Karrière
Wünscht sich mein Gemüt, auf Ehre,
Seid willkommen, Strang und Gifte,
Schwerter, Dolch und andre Stifte!
Jaromir und Karl von Moor,
Stellt mich eurer Bande vor!

Reißen aber alle Stränge,
:,: Einer bleibt mir sicherlich, :,:
In das Bühnenvolksgedränge
Misch' ich als Statiste mich.
Wär' ich auch der ärgste Strömer,
Dort bin ich ein edler Römer,
Heut' errege ich Tumulte,
Morgen werf' ich Katapulte —
Caesar Heil! Fiesko hoch!
Herz, mein Herz, was willst du noch?

Auch die kleinsten Rollen stören
:,: Unsre Ideale nicht :,:
Zum Theater zu gehören
Bleibt uns schönstes Hoffnungslicht.
Doch so lange uns mit Scheltern
Dafür lohnen unsre Eltern,
Blicken wir aus scheuen Fernen
Stillverklärt zu unsern Sternen —
Aller Prosa ew'gen Haß,
Dem Theater dieses Glas!

[1]) Straße in Bremen. — [2]) Bremisch, für „Luischen".

Die Literarische und die Frauen.

(Stenum, 2. Juli 1882.)

Mel. des Kanapeeliedes.

Wie anders als an andern Tagen
Nimmt dieses andre Bild sich aus!
Sonst ließ der Weise, so zu sagen,
Das weibliche Geschlecht zu Haus.
Heut' wendet sich das Dings um,
Im Kranze sitzen ringsum
Die schönsten Zierden dieser Erdenwelt,
Johanne, Rieke, Laura,
Mathilde und Rosaura,
Und Wahlspruch ist: Erlaubt ist, was gefällt!

Wie zierlich heute und wie zirklig
Benimmt der Herr der Schöpfung sich!
„Herr Piepenbrink, sind Sie das wirklich?"
So fragt man laut und wundert sich.
„Herr Meier, ei Sie Prasser,
Sie trinken Selterswasser?"
„Jawohl, mein junger Freund, was tränk' ich sonst?"
Man lächelt ohne Glauben
Und denkt an lose Schrauben —
Da zeigt er blinzelnd auf sein Ehgesponst.

Der Jüngling, welchem Eh' und Hochzeit
Ein unerfreulich trüber Klang,
Der höhnend spricht: „Ich habe noch Zeit" "
Heut' ist er völlig dusemang.
„Pauline, laß in Schaukeln
Uns durch die Lüfte gaukeln" —
„Verehrte Frau, hier zieht es fürchterlich" "
„Was meinen Sie, Lisette,
Zu jenem Wuppelbrette?" —
„Kathinka, faktisch, Sie erkälten sich!" "

Evviva d'rum dem schönen Bündnis! !
Evviva! meine werten Herrn!
Uns hütet vor Verderb- und Sündnis
Der allerschönste Wonnestern!
Und wenn wir nicht so wollen,
Wie gute Menschen sollen,
So holen wir bei edlen Frauen Rat — —
Dann blüh'n wir stolz und prächtig,
Gesund und lebensmächtig,
Bis uns der Onkel mit der Hippe nah[t]!

Die 500. Sitzung der Literarischen Gesellschaft.

Einkehr.

Mel.: Der Mai ist gekommen.

Auf rüstiger Wand'rung
Heut' kehren wir ein —
Willkommen am Wege,
Halbtausendster Stein,
:,: Mit lenzjungen Reisern
Und Bändern bekränzt —
Herr Wirt, nun den besten
Vom Fasse kredenzt! :,:

Ei, wie sich's gemächlich
Im Schattengrün ruht!
Im Seckel ist Ebbe,
Im Herzen ist Flut!

Laßt draußen sich Fürsten
Und Völker bedräu'n,
Wir wollen den Treuschwur
Des Friedens erneu'n!

Herr Britte, Herr Russe,
Tut, was euch gefällt,
Ihr schert nur den Bader,
Mich schiert nicht die Welt.
Die Rechte, die Linke,
Was biegt und was bricht —
Wir singen ein Liedel
Und hören es nicht.

Und krächzen die Raben
Um unser Bereich,
Dann pflückt euch vom Weißdorn
Den blühendsten Zweig,
Den schwingt, daß er pfeifend
Die Lüfte durchfährt:
Ei, fliegt zu des Teufels
Höll-heimischem Herd!

Und weiter und weiter
Wie wandert sich's gut!
Herr Bruder, ein Märlein,
Das frischt uns den Mut.
Und zeigt uns die Straße
Den tausendsten Stein,
Dann kehren wir wieder
Und festlicher ein!

Moltkefeier 1890.

Dem Vaterlande.

Mel.: Strömt herbei ihr Völkerscharen!

Vaterland, geliebte Erde,
Laß aus deiner Söhne Reih'n
Dir den alten Schwur der Treue
Heilig neu geschworen sein!
Deinem Ruhme unsre Lieder,
Deiner Größe Herz und Hand,
Unsre Waffen deinem Schutze,
Deinem Frieden, Vaterland!

Wenn dein Himmel grau verhangen,
Deine Sonne sich verhüllt,
Hat das Rauschen deiner Wälder
Hoffend uns das Herz gefüllt.
Was wir irrten, was wir strebten —
Dein war Sinn und Wort und Tat,
Dein das Blut, das wir vergossen,
Dein der Siege goldne Saat!

Mark sind wir von deinem Marke,
Sind die Kraft von deiner Kraft,
Laß uns stolz das Siegel tragen
Deiner Sohn- und Ritterschaft!
Deinen Tannen laß uns gleichen:
Fest den Fuß auf Fels und Stein,
Frei und frank das Haupt zum Himmel —
Und der Herr wird mit uns sein!

Mag die alte Zwietracht dräuen,
Mag in deinem Tempelhain
Alter Hader sich erneuen,
Mag der Feind nach Rache schrei'n —
Deines Mutterauges Leuchten,
Deiner Stimme heller Ton:
Und wir Alle, Alle drängen
Schirmend uns um deinen Thron!

Und so halten wir verbunden
Treu zu dir vor Gott und Welt,
Bis zum letzten Todeshauche
Dir zu Hort und Wehr bestellt!
Deinem Ruhme unsre Lieder,
Deiner Größe Herz und Hand,
Unsre Waffen deinem Schutze,
Deinem Frieden, Vaterland!

Bismarckfeier 1895.

Dem Schöpfer des Reichs.

Mel.: Deutschland, Deutschland über Alles.

Du, der uns das Reich geschaffen,
Heut' von Meer und Bergeshang
Trägt der Lenzwind dir zum Walde
Tausendstimm'gen Hochgesang.
Bis ins Mark der deutschen Eiche,
Die du Großer uns geschenkt,
Zittert dieses Sturmes Brausen,
Und kein Herz, das dein nicht denkt.

Von der Brüder Blut begossen
Wuchs sie auf, ein zartes Reis,
Reckte bald die grünen Sprossen
Schattend ob der Völker Kreis,
Bis geschützt von ihrer Krone
Uns ein neu Geschlecht erstand,
Aufgenährt mit seinem Geiste,
Aufgehegt mit seiner Hand.

Sonne dich in Deutschlands Ehre,
Segne, Jugend, diesen Tag,
Doch ihr Alten, denkt der Zeiten
Unsres Haders, unsrer Schmach.
Jedem Neider, jedem Feinde
War das Vaterland ein Hohn,
Nichts als eines Dichters Traumbild,
Eines Lieds verklungner Ton.

Doch wie Tor mit ehr'nem Hammer
Das Gewölk zum Wetter zwingt,
Bis dem blitzdurchzuckten Dunkel
Sich der neue Tag entringt, —
So mit erznen Hammerschlägen
Fuhr der Tatgewalt'ge drein,
Und vor unsern trunknen Augen
Lag das Reich im Sonnenschein.

Sein die Ehre, sein die Palme,
Schart euch um sein greises Haupt,
Mit dem Lorbeer, mit der Rose
Sei ihm heut das Tor umlaubt;
Ihre Blätter werden welken,
Unser Sang im Wind verwehn —
Unverlöscht im Buch der Zeiten
Bleibt sein großer Name steh'n.

Zu den Lebenden Bildern auf dem Stiftungsfest des Künstlervereins, 1899.

Die Malerei spricht:

. . . . Nun endlich, da bin ich, in Staatstoilette,
Mit goldnem Stab und goldner Palette.
Und wie auf den Messen arm-alte Frauen,
Indeß ihre Männer mit frierenden Händen
Die Leier drehn, aus heiserer Kehle
Mordbilder erklären, ein Greuel zu schauen —
So will auch ich zu Sang und Klang
Mit deutendem Stecken den Schauenden weisen,
Was meiner Bildnerkraft gelang,
Wie hier Natur mit Kunst gehandelt
Und Kunst in Natur sich zurückverwandelt.
Zwar hoff' ich euch Besseres zu bescheeren
Als Jahrmarktsbilder, Jahrmarktssang.
Nicht Mord und Tod, nein Lust und Leben,
Lenz und Sonne möcht' ich euch geben,.
Zu ewiger Lieder reinem Klang
Die große Königin Schönheit preisen,
Die alle Philosophie der Weisen
Und Alles, was der Verstand erdacht,
Mit einem Lächeln zu Schanden macht.
Doch wissen wir Alle: jegliche Kunst,

Groß oder klein, ist Trug und Dunst;
Bleiben die Nehmer starr und kalt,
Versiegt auch die heißeste Quelle bald.
Und bringt ihr uns nicht die willige Seele,
Das freundlich empfangende Herz entgegen:
Ich und mein Stab, wir müßten verlegen
Erröten und euch zu genügen verzagen.
Gewährt uns das! Von meinen Farben
Werd' ich ein bischen Rosenrot
Euch heimlich auf die Lider tupfen.
Dann wird es gehn. Ihr werdet fortan
Nicht dies zersausen und das zerzupfen —
Ihr werdet, was die Meister erdacht
In Linienlust und Farbenpracht,
Erstaunt, verleiblicht vor euch schauen,
Die herrlichsten Männer, die lieblichsten Frauen.
Das Unvollkommene wird Vollendung —
Ihr schließt noch die Augen vor all der Blendung.

1. Bild: Botticelli, Madonna mit Engeln.

Dem Weib die erste, höchste Ehre!
So führe denn du den Reigen, heh're
Hochheilige Frau; aus deinen Höh'n,
Wie Meister Sandro dich gesehn,
Mit deinen Engeln, deren Herzen
Noch brünstger glühn als ihre Kerzen,
Steig' nieder in die ird'schen Reihen,
Des Abends buntes Werk zu weihen.

2. Bild: Tizians Tochter.

Zur Erde nun, zur Erdenschöne!
Komm junge Anmut, lieblich Kind,
Unschuldig-klar, wie Mädchen sind,
Des großen Farbenmeisters Sproß,
Sein Augentrost und Scherzgenoß,
Aus Zitterglanz und Nebelflor,
Tizians' Lavinia steig empor. —
Der Holden holdeste! Ihr in den Händen
Wiegt sich die goldene Früchteschale,
Strotzend gefüllt, doch lieblich wenden
Haupt und Augen von ihren Gaben
Sich zu euch, die durstgen Blicke
Süßer noch als den Gaumen zu laben.

Noch kein Begehren — ein willig Gewähren
Der eigenen Reize, die sie nicht kennt;
Doch morgen schon wird sie die Liebe belehren.
Dieser Lippen schwellende Beeren
Sucht der Mund schon, der ihr entbrennt,
Liebe stammelnd. Dieser Augen
Krystallene Klarheit wird sich füllen
Mit schimmernder Wärme, der Wangen Röte
Des Busens verschwiegnes Verlangen enthüllen.
Du, jetzt noch Blüte, von allen Früchten
Italienischer Sonne die herrlichste, dann
Dreimal selig, wer dich gewann!

3. Bild: Raffaels Sistina.

Nun aber rüstet euch zum Flug
In die ewigen Höhen. — Höher trug
Die Götterschwinge kein sterblich Sehnen,
Herrlicher ward kein Träumen und Wähnen
In Künstlerherzen Erfüllung und Wahrheit,
Als hier am Thron der höchsten Frau,
Der auf Wolkenflügeln, in Sonnenklarheit,
In Vorschau allertiefster Schmerzen
Und namenloser Herrlichkeiten,
Der Gottheit unsichtbare Hand
Die höchste der ewigen Kronen wand.
Ihr kennt sie alle, ihr kennt das Staunen
Des Gottheitsblicks aus den großen braunen
Kinderaugen, die hingegeben
Stumme Verehrung des Greises, das Beben
Der zarten Heiligen, die sich scheut
Zum Höchsten den schamhaften Blick zu heben —
Ihr kennt sie — So verstumm' ich auch.
Ein Dichtwort nur, das gleich dem Hauch
Aus fremder göttlicher Welt erklingt,
Verkündet, was uns schauernd durchdringt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis,
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

4. Bild: Tiepolo, Das Gastmahl der Cleopatra.

Und wiederum ein Weib! Wie jäh der Fall.
Cleopatra! Cymbel- und Geigenschall!
Die Gottheit dort, hoch über Raum und Zeiten,
Die Sünde hier mit ihren Herrlichkeiten.
Und doch wie lacht und läutet sie so schön!
Der heiße Wein, das liebliche Getön —
Sie schmeicheln lüstern sich in Herz und Sinne.
Ägyptens Königin, die du das Dritteil
Der Welt dein eigen nanntest, deinen Herrn
Und Sklaven Marc Anton, den schönsten Stern
Der stolzen Roma — dein sind alle Herzen,
Du bist die Königin im Reich der Minne!

5. Bild: Holbeins Madonna
(von Darmstadt und Dresden).

Leb' wohl, Italia! Deutschland sei gegrüßt,
Geliebte Heimat! Meisterin des Sanges,
Wie wahrst du auch im Bilderreich den Ruhm
Der echten Art, wie tönen goldnen Klanges
Die Namen deiner Großen! Wie sie treu
Dein Wesen spiegeln, deiner Mägdlein Scheu
Und Sitte, deiner Frauen lautre Ehre,
Die traute Stille deiner Häuslichkeit,
Von üppig-fremder Weltlust unentweiht,
Den Schutzort deines Glücks im Kampf der Zeit,
Der Deinen Wiege, Burg und Heiligtum. —
Ein Heiligtum, so sagt' ich. In den Schrein
Des Hauses tritt die Gottesmutter ein,
Ein fromm verehrter, fromm geliebter Gast,
Und hält mit ihrem Kinde stille Rast.
Die Mutter ist's, die hier die Stätte fand,
Die sie gesucht. Nicht mehr als ein Gebet,
Im Kämmerlein, im Wohngemach — gleichviel,
Doch aus des Herzens tiefem Grund geschöpft,
Das ist's, was ihr genügt. Der Kinder Spiel
Sieht sie mit Lächeln — Kinder sind's, sie wissen
Noch nichts von Heil, von Schmerz und Bitternissen,
Und nichts vom Trost, vom Herrn herabgefleht.
Ist sie doch Mutter selbst und kennt die Art
Der Kinder. Seht die holde Fraue so,
Wie sie ein Deutscher, Meister Holbein, schuf,
Und werdet eures Vaterlandes froh!

6. Bild: Dürer, Melancholie.

Was hat dir den heiter-klaren Sinn
Getrübt und verwandelt? Dürer, sage,
Worüber führt die Frau Klage?
Du schaust uns an: So wißt ihr nicht,
Melancholie trägt ein deutsch Gesicht.
Was wir vollenden, was beginnen,
Ihr kann der Stärkste nicht entrinnen.
Halte die Schätze der Welt in Händen,
Brich von allen Büchern die Siegel,
Blicke der Wahrheit selbst in den Spiegel,
Laß die Kunst ihre Schätze verstreuen,
Wein und Liebe dein Herz erfreuen —
Legt sie die Hand dir schwer auf den Scheitel,
Seufzest du: ach, Alles ist eitel,
Und mit der Hand, die dein Angesicht
Hüllet, wehrst du den Tränen nicht.

7. Bild: Hals, Offiziere der Georgschützen.

Nun aber genug von uns, den Frauen!
Die Männer haben doch auch ein Recht,
Sie heißen das stärkere Geschlecht
Und könnten sich wohl gar die Ehren
Erzwingen, die wir ihnen wehren.
Weiß euch 'ne stattliche Companei,
Kühn und trotzig und schmuck dabei,
Treues niederländisches Blut,
In Koller, Kragen und Federhut,
Offiziere der Georgschützen
Fühlten sich und wußten zu leben,
Haben sich drum dem Meister Franz
Hals zum porträtieren gegeben.
Gott sei Dank! denn ich bin ganz
Sicher: wäre die Photographie
Damals schon erfunden gewesen,
Sie hätten den Vorteil wahrgenommen,
Und wir wären um das Bild gekommen,
Um alle Meesters und Doelenstücke,
Durch eine teuflische Schicksalstücke.
Das wäre noch glücklich abgewandt!
Wir haben die Bilder; die Photographie
Hat unserer Tage genug zu tun —

Würdet ihr aber dies farbige Leben
Für ein Blatt aus der Camera geben?

8. Bild: Rembrandt, Der Maler und seine Frau.

Jetzt meldet sich der Größten Einer,
Zwar nicht zum Worte, doch zur Schau
Und Rembrandt ist es, ihm zur Seite
Die frische lebensdurst'ge Frau.
Er, der aus den tiefsten Tiefen der Nacht
Glührotes Gold zu Tage gebracht,
Der das Dunkel kennt und was es verbirgt,
Den Schmerz, der dem Menschen die Kehle würgt,
Und der sich doch scheut vor dem Schrei der Not,
Den lauten Schrei; er, der mit dem Tod
Und mit Gespenstern zu Tisch gesessen
Und aller Schmerzen Reich durchmessen —
Er schöpft auch aus der eignen Brust
Das Übermaß der Lebenslust
Und jauchzt sein dionysisches Lachen,
Als sollte die Welt aus dem Schlummer erwachen,
Unbändig in die Nacht hinein —
He, Küsse, Saskia, Saiten, Wein!
Die Zeit kommt auch, da wir bereuen,
Heut' woll'n wir genießen und wollen uns freuen!

9. Bild: Teniers, Bauerntanz im Wirtshaus.

So recht, doch kann es noch toller gehn,
Und Holland liebt es nicht, still zu stehn.
Wenn andere schreiten, will Holland springen,
Wenn andere reden, will Holland singen,
Wenn andere singen, muß Holland schrein —
Auf denn zum lustigen Bauernreihn.
David Teniers, Du kennst die Deinen,
Wie Du sie sahst, so laß sie erscheinen.
Laß sie sich drall in den Hüften wiegen,
Laß sie sich drehn, daß die Röcke fliegen, —
Wir sind dabei, nur frisch und munter,
Lustig, und ginge die Welt auch unter!

10. Bild: Watteau, Schäferszene.

Die Welt liebt den Kontrast, drum zeig' euch jetzt Watteau
Nach Hollands Bauernstück ein Bild des Rokoko.
War jenes ganz Natur, ist Frankreich nur noch Kunst,
Vom guten Ton beherrscht und von der Modegunst.

Doch bleibt die Grazie dem Franzmann stets getreu,
Ob im Versailler Schloß, ob auf dem Pfühl von Heu.
Der Schäfer wird Atout, — verträumte Ländlichkeit,
Ein blaubeändert Lamm wird Zier der Weiblichkeit.
Und weil die Dame will, gefällt sich der Galan
In einem Hut von Stroh mit Kukuksblumen dran.
O goldne Zeit, du warst so wenig als du bist,
Und doch gewinnst du uns für eines Spieles Frist,
Daß wir des Lebens Ernst und die Natur verschmäh'n
Und Welt und Wirklichkeit in Reif und Puder sehn.

11. Bild: Schwind, Szene aus den 7 Raben.

Verzeiht, daß ich es offen bekenne:
Weit besser als Frankreichs künstliche Tenne
Und sein Parfüm von Wiesenduft
Gefallen mir Deutschlands Burgruinen,
Vom Mondlicht der Romantik beschienen,
Und ein freier offener Odemzug
In seiner Wälder würziger Luft.
O deutsches Märchen, Jugendbronnen,
Daraus die Kunst so viel gewonnen,

Noch immer rauscht dein Wunderquell,
Erquicklich kühl und silberhell.
Und spinnt das Leben die festen Fäden
Der Wirklichkeit uns hart und grau —
Im Sonnenlichte glitzern und schweben
Auf schimmernden luftigen Spinneweben,
Beglänzt von einem Tropfen Tau,
Die Elfen durch den blauen Raum
Und singen uns sanft in Schlaf und Traum.

Ist auch das Herz noch jung geblieben,
Wie müßt ihr dann den Meister lieben,
Der unsre Märchentraumgebilde
In Form und Farben festgehalten,
So kindlich rein, so magdlich-milde.
Ihr wißt ja von den schwarzen sieben,
Von Raben, von der treuen Schwester,
Die stumm im wilden Wald gehaust,
Von Nacht und Todesschreck umgraust —
Wohlan, so mag der Zauber walten!

12. Bild: Kaulbach, Friederike.

Nach Sesenheim! Dort wohnt ein lieblich Kind,
Des Pfarrers Tochter, die des Dichters Herz,

Des Unvergleichlichen, in heller Glut
Entzündete. Schuf ihr sein Lieben Leid,
Gab ihr sein Lied zum Lohn Unsterblichkeit.
Vernehmt ihn selbst, sein jugendliches Drängen,
In Goethes Dichterwort, in Schuberts Klängen!!
(„Wie schlug mein Herz! Geschwind zu Pferde! . . . .")

13. Bild: Max, Märtyrerin.

Ein Liebesgrüßen, auch, ein letztes, schweres,
Ihr werdet es bewegten Herzens schaun.
Ein Werk des Meisters, der der Freude Rot
Verschmäht und mit dem kalten blassen Tod,
Mit Geistern längst Entschlafner Zwiesprach pflegt.
Hier lischt ein Leben aus. Am Marterholz
Zerbricht ein edler jungfräulicher Leib,
Um dessentwillen, was in ihm geglüht,
Gebebt, gerungen, was aus Staub und Nacht
Zum Quell des ew'gen Lichts emporgesprüht.
Sie glaubte. Ihres Auges letzte Funken
Durchdringen noch die dämmerhelle Ferne.
Bald sind sie Asche. Werden sie erstehen
Zu neuem Glänzen dort im Reich der Sterne?

14. Bild: Böcklin, Es lacht die Au.

Vergriesen hat die Natur getürmt,
Dem Meister zu gewaltiger Schau.
Er aber sinnt und wendet den Blick.
Zum herbstlichen Wald, den der Nord durchstürmt,
Zum fernen Gestade des Meeres schweift
Sein träumender Sinn, die Möwe streift
Über die rollenden blauen Wogen
Irren wilden Fluges dahin;
Geister steigen aus Flut und Schaum,
Mit den glotzenden gelben Tritonen
Tollt die glatte fischblütige Nixe —
Geister hocken in Fels und Baum.

Wo sahst du sie? Aus welchen Gauen
Kamst du, Gewaltiger? Ist auch die Schweiz
Dein Heimatland — wo ragen die Grenzen
Jenes Reichs, da dein Geist daheim,
Wo die Alpen, die es umkränzen?
Deine Wunder, wo sind sie zu schauen?

Wo? Du Frager! Phantasie
Heißt das Boden- und Grenzenlose,
Drinnen er König — allein, zu vielen,
Wie er will — er selber bevölkert
Sich sein Land. Entsetzen und Schweigen,
Wüstensand und Blumenreigen —
Wie er will. Wo heute die Rose
Glüht, brennt morgen ein Feuerpfuhl.
Er grollt — rings totenfahles Grau.
Er lächelt — sieh, es lacht die Au.

15. Bild: Defregger, Ball auf der Alm.

Und nun der Kehraus! Holdrio!
Juchzer, Gestampf und lautes Halloh!
Aus eurer Städte Ruß und Qualm
Lädt euch Defregger zum Ball auf der Alm.
Denkt, es sei schon Sommer geworden!
Denkt, ihr führet aus eurem Norden
Höher atmend dem Süden zu!
Luft und Freiheit! Wonnige Ruh!
Oder — so wollen es die andern —
Über die Höhen ein fröhlich Wandern!
Ich auch nahm den Stab zur Hand,
Schnüre den Ranzen und — weit ins Land,
Weit und hoch, ans Herz der Natur!
Würde die Kunst aus den Galerien
Nicht in die heimliche Wildnis fliehen,
Du und du mit dem Wasserfall,
Wolken und Winden und Vogelschall,
Müßte sie stocken und verderben
Und bald vor lauter Bildung sterben,
Ob Berge, Wälder oder Seen
In der Natur auf Wiedersehen!

Reden.

Rede auf dem Marktplatz in Bremen zur Sedanfeier, 1880.

Zehn Jahre sind seit jenem großen Tage vergangen, der mit einem beispiellosen Siege einen frevelhaft heraufbeschworenen Krieg beenden zu sollen schien. Wir wissen alle, daß die Hoffnung zu eilfertig an das schöne Ziel vorausflog, nach dem alle Kämpfe lechzen: Frieden. Neue Schlachten wurden geschlagen, bis zum äußersten widersetzte sich der Feind, in immer härteren Proben bewährte sich der Heldenmut der Unseren, bis der Kreis der Zeit ausgefüllt und die große Stadt bezwungen war, bis eine alte Sehnsucht Erfüllung wurde und der Glanz der Krone sich mitten im Feindesland erneuerte. Aber die Erinnerung an die gewaltige Zeit hat sich diesen Tag erkoren, um sich dankbaren Herzens den Ernst und den Gewinn jener Tage aufs neue vor die Seele zu führen. Macht doch auch der einzelne Mensch Halt in seinem Leben, um auf das vergangene zurückzublicken. Wir bedürfen der Marksteine, die uns zeigen, welchen Weg wir zurückgelegt. Das Leben flutet weiter, eine Welle verschlingt die andere, ein Augenblick nimmt den andren in sich auf. Da laden die Steine zur Rast, zur Einkehr in uns selbst. Wir legen Kränze an ihnen nieder. Auch der Ärmste und Gedrückteste, dem der Dank für sein Dasein schwer wird, begrüßt seinen Werde- und Geburtstag wie einen Festtag. Tut das der einzelne Mensch, wie viel mehr ein Volk, das wie das unsre aus einem großen Kriege neuverjüngt, neugeboren hervorging, das dankbar zu sein den edelsten, gerechtesten Grund hat.

Das Vaterlandsgefühl vereint uns hier, alle, ohne Ausnahme, die in dem Land ihrer Väter die starken Wurzeln ihrer Kraft fühlen. Alle Meinungsverschiedenheiten sind vergessen, der Hader der Parteien schweigt, die unversöhnlichsten Gegner reichen sich die Hände. Heute fragt keiner, ob der Glaube seines Nachbarn zu dem Gotte betet, der über den Sternen seinen Thronsitz hat, oder ob er sich unter ein ewiges ehernes Gesetz beugt, das in den Geschicken der Menschen und der Völker waltet wie im Gewitter-

sturm und im zitternden leisen Keimen der Pflanze. Wie wir damals, von einem einzigen Gefühl ergriffen, dachten und handelten, vereint uns dies Gefühl auch heute, alle Schranken sind gesunken und müssen gesunken sein. Eine Freiheit, wie wir sie uns täglich in die Enge unseres bürgerlichen Lebens zurückwünschen möchten, eine Einigkeit, die die Mutter alles Großen ist!

Und was vereinte die Tausende und aber Tausende? Was errang die großen Siege? Wir sind nicht dünkelhaft genug uns für das auserwählte Volk der Erde zu halten. Wie in Deutschland, beteten auch in Frankreich die Mütter, die Gattinnen und Bräute um Sieg und Rückkehr der Ihrigen. Derselbe Gott, der unserm Kaiser die Krone aufs Haupt setzte, erweckte einst unserm Nachbarvolke in den Zeiten höchster Bedrängnis in einem Weibe, einer Jungfrau, die Retterin des Landes. Dem Unwürdigen hilft der Himmel nicht. Das Große aber, was wir in unserm Volke gehegt und genährt, die stumme Unterwerfung unter das eiserne Gebot der Pflicht, die im deutschen Heere ihren bewunderungswürdigen Ausdruck findet, rief seinen Segen auf uns herab. Kein gespreiztes Heldentum brüstete sich mit dem, was zu tun ihm geboten war, und alle, die in der Heimat oder in der feindlichen Erde ihr Grab fanden, liegen wie jene Tapferen des alten Griechenstammes, „wie das Gesetz es befahl". Aber auch die Pflicht hätte nichts vermocht, wenn sie nur äußerer Zwang gewesen wäre. Daß sie Freiheit war, daß sie zur Begeisterung wurde, die keine Grenzen als im Tode kennt, machte sie erst stark und gab ihr die heilige, unwiderstehliche Weihe des Idealen. So wurde unser Volk groß, so setzte der göttliche Wille, der Völkerschicksale bewegt, Deutschland auf seinen stolzen Platz und gebot uns, zu bewähren, daß wir nicht unwürdig berufen seien.

Zehn Jahre sind vergangen. Haben wir unsern Triumph verdient? Wo sind die Segnungen des Friedens? Es sieht fast aus, als wäre die Feier des Sedantages, nach welcher die schwerste Kriegszeit ja erst begann, symbolisch für unsere Erinnerung an den großen Krieg. Nach dem Frieden begannen schwere Kämpfe im Innern. Noch jetzt nirgends Ruhe —, soziale, politische und kirchliche Fehden! Das Schwanken der Führer verwirrt uns.

Nur zu oft verdrängt der Vorteil die Überzeugung. Noch ist der alte Wohlstand zu dem bedürftigen Volke nicht zurückgekehrt. Haben wir vergessen, welcher Macht wir unsre Erhebung verdanken, suchen wir einen Stolz darin, zu verlernen, daß wir, wie man gespottet hat, ein Volk von „Idealisten" sind? Es ist ein fremdes Wort, und doch darf es bei diesem deutschesten Feste gebraucht werden, denn es enthält unsern Ehrentitel. Ein fremdes Wort, dessen Jahrtausende alte Wurzel bei einem Volke ruht, dessen Name noch jetzt alles Größe und Schöne bedeutet, das die Menschheit kennt. Fremd und entlegen, groß und schön, über den irdischen Dingen ist auch sein Inhalt. Auf offenem Markte ist es nicht zu finden. Im stillen Herzen, an reiner Flamme will es genährt sein. Wir fühlen seine Gewalt, auch wenn uns der Name dafür versagt. Es herrscht überall, wo der Einzelne sich unter das höhere heilige Gesetz beugt, wo der niedrige Vorteil freudig einem allgemeinen Gedanken geopfert wird. Mit unpraktischer, alberner Schwärmerei hat es nichts zu tun. Es kann Wirklichkeit werden, und daß es das kann, hat seit langer, langer Zeit unserm Volke nichts deutlicher bewiesen, als die Einigkeit, die uns 1870 verband, deren Gefühl in uns mächtig ist. Wenn materialistische Interessen, eine kalte, schwung- und glaubenslose Weisheit diesen Hort in uns erschüttern sollte, laßt uns dieses Tages gedenken, uns erinnern, mit welchen Opfern wir gerettet sind. Und euch, ihr Jüngeren, laßt mich sagen: was immer das Leben euch bringen mag, ihr werdet nie verloren sein, wenn ihr über eurem Haupte das Banner des Ideals flattern seht, höher als diese Fahnen alle, und wenn ihr in dunklen Tagen, wo es sich euren Blicken entzieht, in eurem Ohre noch sein Rauschen hört. Das Leben wird euch seine Bedeutung einst klar machen.

In der Sonne der Einigkeit, die uns groß gemacht, wird der Tag der Ernte endlich kommen. Dann regen sich die Kräfte wieder frisch und fröhlich, niemandem versagt das Leben den bescheidenen Platz an seiner Gasttafel, der Handel blüht, es gedeiht das Gewerbe, die Schiffe haben heitre Fahrt, furchtlos spricht die Wissenschaft ihr freies Wort und nicht mehr zum Dienst einer gemeinen Lust entweiht, erfreuen und erheben uns die Künste.

In dieser Hoffnung möge der große Tag gefeiert werden. Wer in seinem Glanze nur den eignen Ruhm und den unsres Landes sonnen will, für den ist seine Bedeutung verloren. Daß aber die Friedenssaat aufgehen werde, dafür haben wir in zwei mächtigen Bürgen sichere Gewähr: in dem Herrscherhause, das an der Spitze des Reiches steht und dessen würdiges Haupt wir in dem greisen Kaiser verehren, und in dem Reiche und all seinen Gliedern, in unserm Volke selbst! Unter dieser Führung dürfen wir das Größte erwarten. Laßt uns alle diese Wünsche zusammenfassen in dem jedem Deutschen vertrauten Ruf:

Hoch lebe Kaiser und Reich!

Rede im Bremer Künstlerverein zu Bismarcks 80. Geburtstage, am 1. April 1895.

Eines großen Mannes Ehre aus dem Munde von Tausenden, von Millionen zu hören — es ist ein Schauspiel, erhebend und rührend. „Euch macht ihr's leicht, mir macht ihr's schwer" mag der Gefeierte mit dem guten Hans Sachs sagen, den die Bürger Nürnbergs auf der Pegnitzwiese mit seinem eigenen Liede grüßen: „Wach auf, es nahet gen den Tag." Tönet nicht auch dem achtzigjährigen Kanzler heute sein eigenes Lied aus allen Gauen unsers Valerlandes, ja, von den Grenzen der bewohnten Welt entgegen, das unvergeßliche Lied von der „brünstigen Morgenröte", der Werdestunde des geeinten Deutschland? Das ists. Das macht uns die Herzen bis auf den Grund erbeben. Das läßt die Parteien die Waffen senken, das zittert auch dem Widerstrebenden im innersten Mark, und mancher schon mag es bitter bereut haben, daß er es sich verwehrte, sein Gefühl auf seine Lippen zu heben und den Reichsschöpfer mit seinem eigenen Liede zu grüßen, das, nicht im Wortlaut, aber im Geist das Thema jener großen Jahre 1870 und 1871 war. „Wach auf, es nahet gen den Tag!" Wird dem Gewaltigen, wenn er der herrlichen Zeit gedenkt, doch selber das Auge naß! Und er hat nie zu denen gehört, die einer leichten Rührung nachgeben. Im Gegenteil: wenn wir zurückschauen, wie streng, ehern und hart erschien oft sein Tun. Und wie wußte dieser Riese jeden Augenblick, jede Person, jede politi-

sche Körperschaft zu nutzen, wenn es das Vollbringen seiner Pläne galt. Keine Partei, die nicht einmal auf ihn gehofft, auf die er sich nicht einmal gestützt, und keine, die nicht einmal mit ihm gehadert und sich von ihm preisgegeben gefühlt. Nicht mehr als Steine im Brettspiel erschienen ihm die Menschen, die er mit seinem hellen Auge überwachte und hier- und dorthin schob, wie es ihm tauglich schien. Aber er war kein kalter Rechenkünstler. Das leidenschaftliche Blut der Jugend kochte ihm in den Adern, bis in das höchste Alter, noch jetzt, und er, der so oft mit Ulrich von Hutten rufen durfte: „Ich habs gewagt", durfte auch mit ihm von sich sagen: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch." So sehen wir ihn des öfteren verleugnen, was er einst getan, bei andern verwerfen, was er früher selbst gebilligt; Feinde erwuchsen ihm in Scharen, und es waren nicht immer die schlechtesten, die ihm die Stirn boten oder ihm die Heeresfolge weigerten. Aber durch all dies oft schwer entwirrbare Tun, durch dies Gewoge, diese Wandlungen seiner Überzeugungen, hinter denen er oft wie in Nebelschatten verschwindet: ein Gedanke bleibt immer gegenwärtig, das Vaterland. Das soll werden, was es werden kann, gefestigt in sich selbst, groß im Rate der Völker, geehrt von den Nationen ringsumher; das soll sich ausbauen, wie es in Kleists „Prinzen von Homburg" heißt, der wundervollsten Verherrlichung Brandenburgs und der Hohenzollern, „mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne der Freunde und zum Schrecken aller Feinde." Dieser eine Gedanke erklärt sein vielgestaltiges Tun. Wie der größte der Apostel allen alles wurde, um seine erhabene Sendung zu erfüllen und den Heiden die neue Lehre zu verkündigen, so wurde er allen alles, um das eine, höchste zu erreichen. Und es gelang ihm, das ungeheure Werk. Wir haben dank seiner Kraft und Staatskunst ein Deutschland, das so Gott will, niemals wieder von der Höhe herabsinkt, auf die er es geführt. Das ist das Werk, das ihn überdauern wird und das zu preisen Worte zu schwach sind. Nun möchte man in unseren Tagen zwar die Vaterlandsliebe verleumden, als eine heroische Schwäche, eine verkappte Selbstberäucherung, und doch ist sie ein Naturgefühl, das stärkste, das wir

nächst der Liebe zu den Unsern, zu Eltern, Kindern, Geschwistern haben, und wer sie verleugnen könnte, ohne sein Gewissen zu belasten, müßte ein Engel oder ein Tier sein. Mit dem Chauvinismus hat sie nichts zu tun — sie ehrt das Vaterlandsgefühl auch in den Kindern einer fremden Nation; die allgemeine Menschenliebe leidet unter ihr nicht — sie schöpft aus ihrer Quelle nur stärkere Kraft. Verherrlicht doch der idealste unserer Dichter die schwärmerischeste Vaterlandsliebe in der Gestalt der französischen Jungfrau, und durch den Mund der Schweizer läßt er sein Volk mahnen „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an". Wer diese Stimme nicht vernehmen will, der handelt wider die Natur, und was wider die Natur ist, das bricht. Nun denn, daß wir sie hören, mit größerem Stolz als unsere Vorvordern, hören können — verdanken wir ihm, von dessen Ruhm in diesen Stunden und Tagen Deutschland wiederhallt und jede Scholle fremden Landes, auf der sich Deutsche zusammenfinden. Diesem Gefühl gegenüber sollte es keinen Zwist und Hader mehr geben. Der Träger der höchsten Krone, dem der Gewaltige wie ein Alp auf der Seele gelastet haben mag und der ihn aus seinem Rate geschieden, von vielen bejubelt, vielen zu bittrer Klage — trotz alledem und alledem ist er zu dem Achtzigjährigen in den Wald hinausgezogen und hat ihn mit Ehren ohnegleichen überhäuft. Ein stolzer Ruhmestitel für den Kaiser, ein stolzerer für den Gefeierten selbst. Denn es ist nichts als eine Bestätigung der Empfindung aller ehrlichen Seelen, die nicht neidisch an seinem Erzdenkmal herumkratzen, in ohnmächtiger Wut, als könnten sie es mit ihren Nägeln zerstören, die Empfindung: was dieser Mann getan, ragt riesengroß über den Streit der Parteien hinaus, das lebt für alle Zeiten. Sein Bild wird am Horizont der Geschichte stehen, in gewaltigeren Umrissen noch als wir es hier aus der Blätterhülle emporragen sehen. Die Sage wird seine Züge verschleiern. Aber wenn Haß und Gunst über ihn dermaleinst längst zur Ruhe gekommen sein werden und unser aller Spuren verweht sind — bis in die spätesten Zeiten werden Kinder und Kindeskinder noch von dem zu erzählen wissen, der uns Deutschland gegeben, und er, der der Dichtung Stimme selten vernommen und

der Welt der Töne fast fremd geblieben, wird selbst zum Gedicht werden und weiter leben: in deutscher Zunge ein hohes Lied, ein ewiger Sang vom Vaterlande. So wollen wir ihn feiern, unserm Volke zur Ehre. Denn auch die größten Männer sind immer in etwas die Spiegelung ihres Volkstums, die höchste Blüte und Gipfelung der Volkskraft. Was Deutschland an schwärmerischem Idealismus, an künstlerischem Gestaltungsvermögen, an Spürsinn und Denkergeist besitzt, spricht zu unserer Wonne aus den Worten unserer Dichter, den Klängen unserer Musiker, aus Stein und Farbe, aus den Arbeiten unserer Gelehrten und Erfinder. Unsere Augen dürfen leuchten, wenn wir Göthe und Schiller nennen. Aber ein Tatgewaltiger war uns lange nicht erstanden, der den Arm nur auszustrecken brauchte, um unsere Grenzen zu sichern — und den hat uns dies Jahrhundert, der 1. April 1815 hat ihn uns geschenkt. Das Jahrhundert neigt sich zu Ende. Auch über sein Dasein wird der Vorhang in den nächsten Jahrzehnten niederfallen. Wenn wir rufen „Er lebt", sagen wir uns mit stillem Lächeln, daß unsere Jubelrufe das Unsterbliche, was er vollbracht, nicht noch unsterblicher machen können. Jeder Dank dafür ist zu arm — er wird leben, auch über das irdische Dasein hinaus. Aber daß auch sein Geist lebendig bleiben möge, das lassen Sie uns mit heißen Wünschen des Herzens erhoffen, erflehen — nicht das, was er gedacht, über Religion, über den Staat, über Handel und Gewerbe, Schiffahrt und Landwirtschaft, nicht das, sondern der Geist, der uns durch ihn Deutschland geschenkt und der uns Deutschland erhalten möge „bis ans Ende aller Tage".

Rede am Sarge des Dr. med. Wilhelm Hurm, 3. Februar 1896.

Darf ich, nachdem so tröstliche Worte vernommen sind, den Ton der Klage erneuern, der Klage des armen Menschenherzens, das sich vor dem Unabänderlichen noch nicht ruhig zu beugen vermag? Ich stehe hier nicht nur in Erfüllung einer äußeren Pflicht, für den Künstlerverein, dem der Entschlafene mit seiner allem Großen zugewandten Seele, seinem hellen, scharfen, heitren Geist durch viele Jahre viel gewesen; mein Gefühl sagte mir auch,

daß von denen, die ihm am nächsten gestanden, von seinen Freunden wenigstens einer an dieser Stätte laut für ihn zeugen sollte. Noch stehen wir betäubt und erschüttert. Wir wissen freilich „Dulden muß der Mensch sein Scheiden aus der Welt wie seinen Eingang", aber der gewaltige Dichterprophet setzt auch hinzu: „Reif sein ist alles". Und ist das eine reife Saat, die hier geschnitten unter diesen Blumen liegt? reif zum Ausgang? reif zum Eingang? Wohin? Wir wissen es nicht. Wie golden auch die Brücke schimmert, die der Glaube ins Jenseits schlägt, wir wissen zuverlässig nur, daß der, der hier schläft, in seiner seltsamen Mischung von Starkem und Mildem, Strengem und Zartem, von männlicher Kampflust und weicher Hingebung — uns entrissen ist, grausam, mörderlich, und daß wir ihn so, wie wir ihn gekannt, nie wieder sehen werden. Da hat der Schmerz, die Träne ein Recht, und die dumpfe Klage: „Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche, baut?"

Und doch hat uns dies Leben und Streben einen reichen Gewinn an Trost hinterlassen. Der Entschlafene gehörte zu denen, die sich unbewußt zu verkleinern lieben, die oft härter und rauher erscheinen, als sie sind, und die, in ihrem Haß gegen allen Schein, ihre Gefühle zu äußern vermeiden, aus Furcht, sie schauzustellen. Da hat denn sein Tod, was etwa noch verborgen in den Falten seines Herzens schlummerte, auf einmal alles hervorgelockt, einen Schatz an Seelengüte und -Größe, und in demselben Maße, wie er sein äußeres Bild, sein Antlitz, entstellte, sein inneres Bild in herrlicher Läuterung vor seiner Gattin und seinen Freunden aufgerichtet. Das Ende eines Weisen und eines Frommen zugleich, ein rechtes Siegel auf sein Leben. Denn je mehr ihn sein ernster Beruf auf die Zerstörungen der Natur, auf Krankheit, Verfall und Entstellung wies, desto lieber flüchtete er in das Reich der Kunst, die nicht niederreißt, sondern aufbaut, die nicht tausend neue Wege sucht und findet, um ihre eigenen armen Geschöpfe wieder zu vernichten — nein, die das Leben, das sie empfangen, aus ihren Händen verschönt und verherrlicht entläßt. In dem Reich dieser großen Heiligen feierte seine Seele und als ihre Stunde viel zu früh gekommen war, nahm sie geläutert und ver-

klärt, ein künstlerisches Gebilde jetzt gleichsam selbst, von dieser Welt des Staubes und der Zerstörung Abschied. So hat er uns sein geistiges Bild hinterlassen, und so verschönt soll er unter uns weiterleben.

„Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln,
Diesem stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung.
Beiden wird zum Leben der Tod."

So werde er es denn auch uns. Noch viele Tränen werden über dem Grabe fließen, das draußen bereitet wird; aber mit dem Frühling, der über ihm knospen soll, wird auch ein Hauch der Tröstung und Stärkung von ihm ausgehen. Du hast nicht vergebens gelebt, guter Freund, und nicht vergebens mit so männlicher Fassung den harten Tod erlitten. Schlaf in Frieden!

Bei der Feier zum 75. Geburtstag des Bremer Prima-Vereins, 3. Januar 1897.

Jüngst erzählte ich auf einer Reise im Sächsischen einem alten Pädagogen, daß es in Bremen Schülervereine gebe, deren einer demnächst sein fünfundsiebzigstes Jahr vollende. Da kam die verwunderte Frage zurück: „Und das duldet die Behörde? Das hat sie geduldet, fünfundsiebzig Jahre lang? Wir wittern dergleichen schon in den ersten vierzehn Tagen und ersticken die Schlange im Keim." Der redliche Mann sah im Geist ein geheimes Konventikel vor sich, in einer qualmigen Bierspelunke an den Grenzen der Stadt, jugendliche Trunkenbolde, die mit fürchterlicher Stimme ein fürchterliches Lied singen, einen verfrühten und schlecht geübten studentischen Komment, Kartenspiel und Würfellust, heimliche Gänse- und Spanferkelschmäuse und Gott weiß was sonst noch. Und als ich dazu den Kopf schüttelte und ihm vom Primaverein erzählte, als mir das Herz in der Erinnerung aufging und wohl auch in meine Worte, ungewollt, etwas von der entschwundenen Jugend zurückkehrte, griff er sich an den Kopf und meinte dann überlegen lächelnd: „Ach, Sie wollen mich zum Besten haben. Das ist keine Wirklichkeit, das ist ein Phantasie-

gebild." Kann es eine klassischere Verherrlichung des Bandes geben, das uns vereint und das uns heute von nah und fern aus Zeit und Raum zusammengeführt? Also irgendwo im deutschen Reich gibt es eine Stätte, wo Lehrer und Schüler einträchtiglich neben einander wohnen, wie im Paradiese, wo das Lamm neben dem Tiger ruhte, das Faultier neben dem wütenden Rhinozeros. Unter dem Auge der Gymnasiarchen konnte der Verein erblühen, ja, was mehr ist, unbeaufsichtigt von ihnen, und all das überreiche Knospengetriebe der ersten Jünglingsjahre kann sich in ungebundener Freiheit entfalten und so toll ins Kraut schießen, wie es will — ohne daß das Auge nur einmal den Blick von der Sonne der Ideale abwendet, die all das junge Grün bestrahlt und auch die ärgsten Eseleien vergoldet, die man in diesen Jahren zu begehn ein heiliges Recht hat! Nun könnte man ja sagen: Die Erinnerung erhöht uns den Gewinn der Zeit, die wir im Verein verbracht, und macht uns selber wieder wie Jünglinge schwärmen. Dazumal hielten wir von unsrer Sache, so lieb wir sie hatten, nicht einmal so viel, und sahen uns vielleicht verwundert an, wenn irgend ein Alter sich erhob und uns und unser Tun besang. Jung zu sein, was ist für ein Verdienst dabei? Es kostet so gar keine Mühe. Freilich, das Altwerden auch nicht, und jetzt sehnen wir uns „nach des Lebens Bächen, ach, nach des Lebens Quellen hin." Und doch ist es mehr, weit mehr als das. Jetzt erst empfinden und wissen wir ganz, was ein Bund wie dieser der Jugend und dem einstigen Manne bedeutet, und wir danken unserer teueren Heimat, daß sie sich vor vielen Staaten im Reiche in Schule und Kirche und manchen Gefilden des geistigen Lebens sonst, eine Freiheit bewahrt hat, deren Früchte wir dereinst frisch und fröhlich auch im Primaverein genossen haben, eine Freiheit, die uns für alle Zeiten erhalten bleiben möge!

Was wir im Verein erlebt und getan haben? Im Grunde wohl durch alle Generationen dasselbe. Schon seine Stifter stritten sich über die Willensfreiheit und über die beste Staatsform, ob Republik oder Monarchie. Zu meiner Zeit taten wir dasselbe; und als ich den Verein vor einigen Jahren einmal

wieder besuchte, hörte ich eine Stegreifrede über die Willensfreiheit und wohnte einer Debatte über Republik oder Monarchie bei. Die höchsten Probleme lösten wir so leicht, wie man Wallnüsse knackt, und das Allerbeste war uns gerade recht. Wohl wirft eine jede Zeit ihr Licht und ihren Schatten auch in den kleinen Kreis des Vereins. Es wäre seltsam, wenn die Jugend, die ihm jetzt angehört, der Väter nicht stolz gedächte, die uns vor 25 Jahren das Reich erkämpft, und betrübend, wenn die großen Fragen, die jetzt auf dem öffentlichen Markte gären, sie nicht stutzen machten, und auch in ihren Herzen das brennende Gefühl des Mitleids weckten, dessen Ruf das Feldgeschrei unsrer Tage geworden ist. Weiter aber kann und darf es nicht gehen. Nicht der Abhub von des Tages vergänglicher Politik — das Ewige ist die rechte Kost für die Jugend, das, was immer galt und immer gelten wird: In der Kunst, die sich eben jetzt in jedem Jahre häutet, die Schönheit in den Gebilden unsrer größten Meister, die allem Wandel der Formen trotzen, im Wissen Festigkeit und Klarheit, im Tun ein wahrhafter Sinn auch für alles Große und Gute das reine, empfängliche, feurig schlagende Herz. Das vor allem. Sursum corda! Die Herzen hoch! Die Köpfe kommen schon nach. Im jungen Alter dürfen die Herzen die Köpfe ins Schlepptau nehmen.

Das Kind, der Jüngling ist des Mannes Vater. Darum horchen wir Älteren immer noch mit aufmerksamem Ohr auf alles, was im Verein geschieht. Daß sich da Nichts einschleiche von dem albernen Modewesen der Zeit: die Originalitäts- und Großmannssucht, der wahnwitzige Kultus des Verrückten, der öde Materialismus, das biegsame Strebertum! So klein unser Gemeinwesen ist — was es sich an Freiheiten erhalten hat, ist Ihrer Liebe, Ihrer Hingabe wert. Halten Sie sie hoch, wenn Sie Männer geworden sind! Und möge nie ein satirischer Kopf mit dem schwarzen Spitzbuben im „Fiesco" von uns sagen dürfen, daß wir unsre Freiheit am Joch ziehen und wie Lastochsen unter unsrer aristokratischen Herrlichkeit keuchen.

So haben Sie, die jetzigen Genossen des Primavereins, auch in Ihrem kleinen Bereich ein Gut zu verwalten und künftigen

Generationen rein zu hinterlassen. Tun Sie es treu und redlich. Freuen Sie sich seiner und fühlen Sie, wie die Alten sich mit Ihnen freuen: der früheren Zeit froh gedenk, der kommenden froh gewärtig. So möge der Verein auch seiner Jahrhundertfeier in alter Kraft entgegenreifen. Erinnerung bindet uns an ihn mit kindlichem Gefühle und unsere Liebe wird ihm gehören, so lange unsere Herzen schlagen. Seinem Gedeihn unser Glas! Er lebe hoch!

Rede im Bremer Künstlerverein zur Jahrhundertfeier Kaiser Wilhelms I. am 27. März 1897.

Die Klänge des Kaisermarsches sind verhallt, die gewaltigsten die je zur Verherrlichung des Reichs und seines ersten Kronenträgers angestimmt worden sind. In dem riesigen Tonbild, das an uns vorübergezogen, gestaltet sich, fast möchte ich sagen, vor unseren Augen, das Reich noch einmal. Die Fahnen flattern, die Böller dröhnen, in den Schritt der heimziehenden Bataillone mischt sich Orgelgebraus, Glockenton und der jauchzende Lobgesang des von nah und fern heranwallenden Volkes. Luthers mächtiges Reformationslied wird zum Reichslied. Wie ein Leitmotiv, wie das Leitwort des gekrönten Greises tönt uns aus dem Schwall dieses Jubels wieder und wieder entgegen: die „gute Wehr und Waffen", die den Sieg errungen, das ist kein Menschenwerk, heiße es wie es wolle, das ist „unser Gott", von dem das Lutherlied singt. Und vor dem himmlischen Licht, das all dies Wallen, Keimen und Drängen, dies neue Werden und Hoffen überflutet, senkt sich das Auge und beugt sich das Haupt zur Erde. So ist es geschehen, so hat der alte Kaiser es im tiefsten Innern seines frommen ehrlichen Herzens empfunden und so hat der große Tonmeister es dargestellt. Sollen wir nun auch in Worten noch einmal wiederholen, was das Haupt des Verklärten für uns ersonnen, und seine kräftige Hand für uns getan? Aber seit fast zwei Jahren widerhallt Deutschland von den Siegesrufen von 1870 und 71, und einmal kommt die Zeit, wo es den Sieger, der sich des Errungenen freut, entadelt, seiner Freude immer wieder den lauten Ausdruck zu geben. Das ernste und milde

Antlitz des Kaisers mahnt uns eines Besseren, die Bescheidenheit, die sein ganzes Wesen durchdrang und die ihn, statt stolz auf die eigene Brust zu weisen, gen Himmel deuten ließ. Ehren wir den Geist, der ihn erfüllt. Ob wir das höchste Wesen sehen, wie er es in Kindersinn tat, oder nicht, für jeden gibt es eine Schranke des Erkennens, wo der Glaube beginnt, und hinter der die Gottheit tront, ob verhüllt in noch unerkannten Gesetzen, ob in menschlicher Gestalt, ein allwaltender gütiger Vater — und wie wir ihn denken oder glauben mögen, in des Kaisers Sinne ist es jedenfalls, die Stimme der Ruhmredigkeit zum Schweigen zu bringen. Sein Werk, zu dem seine großen Ratgeber und Tausende unsres Volks mitgeholfen, wird fortleben, ewig, soweit dies schon allzu stolze Wort auf Menschenschicksale taugt — blicken wir von den staunenswerten Erfolgen, die er errungen, und die zum Teil immer auch ein Geschenk des Glückes sind, auf ihn selbst in seiner stillen schlichten Menschlichkeit.

Ein Leben, zwischen Höh' und Tiefen schwindelnd auf- und abgeführt und in einer Zeit, da für Andere die Tage des Niedergangs und der Ruhe kommen, im Sturmwind auf den höchsten Gipfel emporgetragen — wahrhaftig, nur ein starkgeistiger Philosoph auf der einsamen Höhe Friedrichs des Großen oder ein innig-gläubiges Herz konnten diese Wechselfälle ertragen, ohne sich selbst zu verlieren. Wie sich langsam in den Tagen der Trauer und Erhebung in dem Knaben und Jünglinge alles vorbereitet, was der Mann erfüllen sollte! Er hat die Tränen seiner schönen Mutter gesehn, die nach der unglücklichen Schlacht von Jena keine Stätte mehr fand; er hat sich im Befreiungskriege das eiserne Kreuz verdient und das erniedrigte Vaterland aus Schmach sich aufrichten sehen. Eng hat er sich mit dem Heere verwachsen gefühlt und sich in der Zeit, als die politischen Stürme schwiegen, nur desto treuer im Geist eherner Manneszucht erzogen. Sein Herz hat er bezwingen müssen, ehe er der Enkelin Karl Augusts von Weimar die Hand reichte, die seines überreichen Lebens treue Genossin bis in die letzten glänzendsten Tage war. Und als im Brausen der Revolution die Throne zitterten, eine Zeit, deren Frühlingstriebe er in dem Schlamm, den sie ausspritzte, nicht

gleich erkannte, als er das Verfassungspatent vom 18. März unterzeichnete — da kämpfte der Kriegsmann in ihm mit seinem besonnenen Verstand und weichen Herzen. Den Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen — das war sein Rat, an dessen Heilkraft er glaubte, und doch wollte er mit der Konstitution sofort, grad und ehrlich, Ernst gemacht wissen, sobald die Wogen sich geglättet. In der öffentlichen Meinung aber, die immer nur die groben Umrisse der Menschen und Dinge sieht, die sie stets noch vergröbert, in der öffentlichen Meinung war er die verhaßteste Verkörperung der Soldateska und der Reaktion zugleich — und seine eigene Sicherheit erheischte seine Flucht nach England. Wie, wenn der Tod ihn dort gefordert hätte? Er hatte die Mittagshöhe des Lebens überschritten — wie würde sein Bild in der Geschichte weitergelebt haben, verzerrt und entstellt? Und doch schlummerten in dieser Brust, in diesem Haupt schon die Keime des Heils, das uns das Schicksal durch ihn bescheeren sollte. Der Prinz von Preußen kehrte zurück, nicht immer bloß von den schlechtesten Männern geschmäht, verwünscht, mißverstanden: eine neue Aufgabe wartete seiner. Den Aufruhr in Baden mußte er niederzwingen, und in den Reihen der Empörer brach auch manches, nur jugendlich verirrte, für die Freiheit allzu zügellos schlagende Herz unter den Kugeln seiner Truppen zusammen. Und die Zeit kam, da sein königlicher Bruder schwer erkrankte. Längst war es dem Eingeweihten kein Geheimnis mehr, daß der Prinz noch etwas anderes als nur die starre Verkörperung der Kriegsartikel war: ein Mann der Gerechtigkeit, ein mildes gütiges Herz, ein rechtschaffener Freund, ein ritterlicher Hüter geschworener Eide. Die alte Abneigung wandelte sich in Zustimmung und Hoffnung. Doch abermals sanken seine Sterne. Wieder erhob sich, nicht immer aus schlechtesten Gründen, die Volksvertretung gegen ihn, als er, nunmehr König von Preußen, weitsichtig und Künftiges vorausschauend, die Neugestaltung des Heeres durchkämpfte, von Bismarcks eiserner Hand in Tagen der Mutlosigkeit aufgerichtet. Und nun erst, als die rollenden Ereignisse ihm Recht gaben, als sich Dänemark und Österreich vor den preußischen Waffen beugen mußten, als Frankreichs alter Glanz vor der neuen deutschen

Sonne erblich und der Winter des Mißvergnügens glorreicher Sommer wurde, als sich dem König von Preußen die Kaiserkrone auf die Scheitel senkte — nun wichen bis auf den letzten Hauch die Wolken, und das durch den Erfolg belebte Volk fiel ihm in heißer Liebe, glühender Bewunderung zu. Was er seinem Lande, was er dem deutschen Volk seit jenen herrlichen Tagen an Gütern des Friedens, an großen Anregungen in der innern Politik beschеert, bis ihn der Tod abrief, das lebt vor unser aller Augen und in unser aller Herzen so sichtbar und fühlbar, daß das Wort vor diesen stärkeren Zeugen verstummen darf.

Wenn der Glaube der Grund und Boden war, auf dem dies gesegnete Leben ruhte, so lag es nahe genug, daß der Kaiser bei allen großen Entschließungen und Entscheidungen laut und öffentlich dem die Ehre gab, der ihm der Lenker seiner Geschicke war, und daß er auf der äußerlich wichtigsten Grenzscheide seines Wirkens, bei der Krönung mit der preußischen Krone zu Königsberg, mit Nachdruck betonte, daß er den goldenen Reif von Gottes Gnaden empfange. Ein gefährliches Wort, das Gottesgnadentum. Wenn ein Hüter über uns die Welt- und Menschengeschicke lenkt, dann ist alles, auch das kleinste Geschehen, sein Werk — wenn nicht, so wäre im besten Falle alles das notwendige Ergebnis zufälliger Verbindungen. Aber das Gottesgnadentum verbirgt einen gefährlicheren Gedanken: die Unterstellung, als genössen die Gekrönten den besonderen Schutz des Himmels, und in dieser Deutung hat der Begriff von Alters her Elend gestiftet. Wir brauchen nicht auf die Cäsaren zu blicken, die sich in diesem Wahn zu Göttern erhuben — die großen und kleinen Herrscher des vorigen Jahrhunderts zeigen uns genug der traurigen Bilder. Tyrannen, die sich von ihren Schmeichlern preisen ließen um der Tugenden willen, die sie nicht besaßen, Lüstlinge, die frevelmütig Schweiß und Blut ihrer Landeskinder verkauften: das Gottesgnadentum deckte und vegoldete ihre Untaten. Diese trostlosen Bilder sind in unserem Jahrhundert helleren, freudigeren gewichen. Edle, starke Seelen, Männer, die wissen, daß auch Kronen verdient sein wollen, halten die Thronwacht über den Völkern — aber immer noch wuchert das Gottesgnadetum in seiner verführe-

rischen Deutung weiter und trägt die Herrscher über die Grenzen ihrer Kraft. Den hohen Mann aber, den Deutschland in diesen Tagen feiert, hat es nie dahin getragen. Nur demütig hat es ihn gemacht, die härtesten Stöße, das überschwänglichste Glück hat es ihn hinnehmen gelehrt; dem klugen klaren Sinn, der Menschen und Dinge sicher erkannte, dem feinen Gefühl für alles, was dem Manne, dem Herrscher und dem Volke ziemt, hat er die Güte des Herzens, die Schonung und Duldung andrer und ein Pflichtgefühl geeint, so treu, groß und streng gegen sich selbst, daß kein Mensch, dem politischer Haß den Blick nicht getrübt, dessen ohne die innigste Verehrung und Rührung gedenken kann. Hier war ein Starker, der sich selbst bezwang, um allewege zu tun, was das Rechte war, eine schlichte, durch und durch wahrhafte echte Natur, die sich durch die verweichlichende Luft der Schmeichelei, die die Throne umlagert, und die es den Fürsten erschwert, große und gute Menschen zu werden, nicht verderben, sondern nur umsomehr alle Kräfte zum Tun des Guten anspannen ließ. Wo es galt, hat er sich selbst, hat er wie oft! unter den schmerzlichsten Zuckungen des Herzens die Seinen in Mühsal und Gefahren geschickt. Wo es eine Pflicht zu erfüllen gab, die winzigste wie die gewaltigste, die leichteste wie die schwerste — er hat sie geübt. So sehr sich die geschichtlichen Urkunden mehren, die uns den Beweis erbringen, wie klar er in den großen Krisen seiner Regierung die Verhältnisse durchschaute, wie würdig er auf seinen Rechten bestand, wie sicher er in entscheidender Stunde aus eigenem Antrieb tat, was not war — immer hat er doch den außerordentlichen Männern, die ihm das Eisen in seiner Werkstatt schmieden halfen, das Maß der Ehren, das ihnen gebührte, gerüttelt voll gegeben, und nie wandelte ihn der Dünkel an, ihr Tun, zumal das Tun eines so überragenden politischen Genies wie Bismarck, zu verkleinern, nachdem er die Siegesfrucht gepflückt. Und mehr noch. Zu den Höhen der Kunst, der Dichtung ragte sein Haupt nicht empor, aber auch ihr hat er gedient, und vor dem Genius hat er sich bescheiden verneigt: als er zu Schillers Gedächtnis den Dramenpreis stiftete, als er dem Meister von Bayreuth in seinem Festspielhause die Gastehren erwies. Den kategorischen Imperativ

der Pflicht — er hat ihn in Königsberg bei der Krönung und fortan als Herrscher in allen Lebenslagen vernommen, und in einer jeden ist er ihm gefolgt, nie mürrisch, nie verdrossen, immer freudig, erhoben oder ergeben. Und wie der Volksgenius den Auserwählten in ihrer Sterbestunde ein letztes Wort auf die Lippen legt, das ihr Wesen zusammenfaßt und verklärt, wie er Goethe „Mehr Licht" rufen ließ und Schiller „Immer besser, immer heiterer", so hat er dem sterbenden Erzvater auf dem Thron das Wort geliehen „Ich habe keine Zeit müde zu sein". So war er, allzeit bereit, unablässig tätig; so sah, so liebte ihn unser Volk. Und wenn die Historiker noch manches zusammentragen, sein Bild zu vervollständigen und zu bereichern: ich stehe hier nur als einer aus der Menge, einer von den Vielen, denen er sich durch diese höchste Tugend treuester Pflichterfüllung am tiefsten ins Herz gegraben hat.

Den „Großen" hat ihn in schwärmender Bewunderung sein kaiserlicher Enkel genannt. Noch wissen wir nicht, ob die Geschichte das Wort bestätigen wird, so eng sich auch Großes und Gutes in ihm verschwisterten. Aber die Fürsten, die in der Weltgeschichte die Großen genannt werden, tragen strengere, herbere Züge. Das sind die selbstherrlichen Naturen, die niemanden neben sich dulden, die nur Werkzeuge, Kreaturen höchstens, keine schöpferischen Kräfte in ihrem Rat ertragen; Eroberer, die die Hemmnisse ihrer unbändigen Willkür mit eisernem Stabe zerschlagen: man staunt sie an, aber man liebt sie nicht. Als Napoleon auf der weltverlorenen Scholle im Ozean die Augen schloß, als der große Zar starb, hat kein Volk um sie geschluchzt, und selbst der große Friedrich sank in Sanssouci einsam, verbittert, mehr gescheut als geliebt, ins Grab. Als aber am 9. März 1888 die Glocken zusammenschlugen, die Deutschland den Tod seines ersten Kaisers verkündeten, traten auch in die Augen vom Leben gehärteter Männer heiße Tränen, und wer es noch nicht wußte, empfand in dem Sinne, wie sehr er ihn geliebt, und daß ihm ein Vater gestorben, der weißhaarige, der mit Enkeln und Urenkeln am Fenster seines Schlosses gestanden, zu dem die Menge mit leuchtenden Augen hinaufschaute und grüßte. „Die

ewige Beglaubigung der Menschheit" nennt der große Dichter die Träne. Ihr heiliges Zeugnis läßt sich nicht fälschen. Und sie hat für den Toten mit wunderbarer Zunge gesprochen.

Und das einfach Menschliche ist es auch, was aus dem Leben der Mächtigen durch Jahrhunderte und Jahrtausende am längsten wirkt. Der Schlachtenruhm Alexanders, den die Welt auch den Großen nennt, ist in der Erinnerung der Völker verblaßt, und Arbela und Gaugamela sind für uns bloße Namen. Aber daß der junge Held vor der Mutter seines besiegten Feindes, vor Darius' Mutter, das Knie gebeugt, das macht uns noch heute das Herz erbeben, so innig wie der Ton der elegischen Flöte, der Preußens großer König, der ein Meister der Staatskunst und des Krieges, der härtesten Künste, war, abends im Zelt des Feldlagers sein verborgenes Leid, sein zartestes Empfinden anvertraute.

Als im Jahre 1859 die Völker deutscher Zunge den Genius Schillers feierten, sang einer der größten Dichter der Schweiz, Gottfried Keller, ein ergreifendes Lied. Zwei arme Weiber, Mütter, treffen im Gebirge zusammen, Reisig sammelnd, verzagt die eine über die neue Hoffnung, die ihr im Schoße keimt, von Leben und Mut strotzend die andere. Da sehen sie von der Höhe den glänzenden Festzug, der sich durch die Straßen von Zürich windet:

„Und die singende Menschenstimme deutlich man dazwischen vernahm,
Seltsam neu und herzerschütternd wie der selig gewordene Gram.
„Freude schöner Götterfunken" hallte herüber der klingende Sturm,
War kein Kirchenlied und kein Kriegslied, doch die Glocken hallten vom Turm."

Und die armen unwissenden Frauen feiern den Großen, den sie nicht kennen, ergriffen mit:

„So genossen sie unwissend dieses Tages Silberblick,
Mit am warmen Feuer ruhte still ein künftiges Geschick.
Seine unsichtbaren Hüter lehnten am Standartenschaft,
In den goldenen Wappenröcken: Das Gewissen und die Kraft."

Dieser wunderbaren Worte habe ich mich erinnern müssen, als der 22. März näher kam. Auch jetzt, auch in diesen Tagen lehnen unsichtbare Hüter am Standartenschaft vor dem Ehrenbild des Kaisers, — in den goldenen Wappenröcken das Gewissen und

die Kraft. Wie herrlich, daß Deutschland nicht nur einen Dichter besessen, in dessen Poesie und Leben sich beides vereinigte, daß es auch einen Kaiser auf dem Throne gesehen, den das Gewissen nicht zaghaft, die Kraft nicht verwegen und hochmütig gemacht, in dem sich beides, Gewissen und Kraft, zur Harmonie königlichen Menschentums verbanden. Ob je einmal die Zeit kommt, von der kindliche Hoffnung träumt, wo die Kriege verschwinden? ob die Völker, die sich jetzt offen und heimlich befehden, je das Bruderlied anstimmen werden, einen Freuden- und Friedenhymnus, „Seid umschlungen, Millionen", —

„war kein Kirchenlied und kein Kriegslied,
Doch die Glocken hallten vom Turm?"

Wer weiß! Wie oft aber und wie mannigfach die Geschicke unseres Volkes sich noch wandeln mögen, denn das Lebendige ist in Bewegung, und jeder Tag gebiert ein Neues — über dem Haupte des ersten deutschen Kaisers wird aller Zeiten, heller noch als sein glorreiches Siegesschwert, heller als seine goldene Krone: die unsichtbare Krone der Ehren funkeln, die sich der Gerechte und Getreue erringt, — über dem Haupte dieses geborenen Fürsten, der Gewissen und Kraft in sich vermählte und dem die Pflicht über alles galt.

Verzeichnis der Stichworte.

Bulthaupt, Heinrich.

Eltern und Schwester.

1—12. 14—25. 28. 29. 37. 48. 49. 51. 52. 54. 57—59. 62—66. 69—77. 79—81. 83. 84. 86—89. 96—98. 120. 137. 138. 158. 161. 162. 166. 167. 169. 175. 176. 185. 221. 238. 239. 242. 259. 267. 327. 334. 344. 346—351. 353. 363. 384. 415. 473. 509. 533.

Werke.

Achilleus: 420—424.
Ahasver: 260. 563.
Arbeiter, Die: 38—40. 110. 153. 167. 168. 350.
Christus: 530. 547.
Constantin: 121. 442.
Cymbeline: 115. 406. 428—430.
Dramaturgie der Oper: 197. 258. 433—438. 453.
Dramaturgie des Schauspiels: 39. 51. 128. 136. 138. 187. 199. 350. 407. 422. 560. 564.
Dumas, Sardou und die Franzosenherrschaft: 465.
Ferne, Aus der: 244. 390. 534.
Feuerkreuz: 425—428.
Friedenshaus: 251. 254—255. 288. 293. 294. 496—497. 556.
Ganymed: 212.
Gatten: 121. 502—504.
Gedichte: 44. 47. 50. 55. 57. 58. 105. 110. 120. 155. 163. 176. 250. 258. 271. 287. 311. 318. 343—345. 361. 388. 401. 432. 468. 539. 564. 583 ff.
Gerold Wendel: 136. 189. 212. 234. 264. 411. 453 ff. 469. 476. 505.
Goldene Vließ: 440.
Holstein, Franz von: 353—357.
Junge Mönch, Der: 113. 357.
Kain: 550.
Kätchen: 129. 186. 325. 339. 373.
Kopisten: 105. 108. 144. 146. 287.
Korsisches Trauerspiel: 50.
Lebende Bilder: 108. 338.
Malteser: 21. 78. 123—125. 196. 233. 459 ff. 476.
Neue Welt: 116. 125—127. 194—195. 203. 212. 450. 454 ff. 478. 505. 542.
Opern, Komische: 104. 163. 164. 165. 220. 246. 328.
Ratskellerphantasie: 92. 93. 316. 405.
Saul: 7. 50. 51.
Sonntagskind: 126. 431. 433. 437. 504.
Timon: 243. 244. 269. 387. 508. 518. 532. 540.
Vorträge, Rezitationen: 49. 52. 248. 260. 269. 270. 273. 289. 294. 299. 365. 368—369. 405. 468.
Verlorene Sohn, Der: 200. 480. 493. 506.
Viktoria: 519. 534 f. 548. 560. 575.

Achenbach, Andreas: 120. 154.
Ästhetik: 182—185. 190. 259. 529. 571.
D'Albert, Komponist: 13'. 260. 297. 366.
Allmers, Hermann: 483—485. 568.
Andreae, Percy, Schriftsteller, Cincinnati, O.: 486—488.
Apulejus: 439.
Arbeit: 155. 189. 271. 414.
Auber, D. F., franz. Operkomponist: 262. 437.
Ausländerei: 567.

Bach, Sebastian: 320. 323. 446.
Ballet: 9. 144. 157.
Barnay, Ludwig, Theaterleiter: 289. 295.
Bayreuth: 344—346.
Bebel, August: 20.
Becker, Mathilde, Frau, Bremen: 286 bis 290.
Beethoven, L. v.: 167. 256. 377. 436.
Berlin: 213. 243. 246. 250, 282. 480. 535. 546. 531. Deutsches Theater: 123. Freie Bühne: 485.
Berliner Kritiker: 130. 243—244. 287. 482—483. 518—519. 534 f. 543 f.
Bernays, Michael, Prof. Dr., Karlsruhe, †: 239.
Berndal, Gustav Karl, Schauspieler: 11. 22.
Bethge, Hans, Schriftsteller: 489—493.
Bismarck: 18. 20. 96. 607. 620.
Björnson, B.: 108. 324.
Bleibtreu, Karl, Schriftsteller: 458. 462. 526.
Böcklin, Arnold: 218.
Bötel, H., Tenorist: 459.
Brahms, Johannes: 293. 385. 412. 419—420. 443.
Brandt, Marianne, Opernsängerin: 220.
Bremen: 28. 58. 105. 123. 228. 249. 250. 264. 266. 333. 355. 421. 484. 491. 495. 538. 543. 546 548. 568. Ratskeller: 433. 439. Stadtbibliothek: 114. 173. 385. 395.
Brentano, Franz, Dr., 1868 Prof. der Philosophie in Würzburg: 1.
Bruch, Max, Komponist: 53. 131. 262. 292. 412. 420—428. 443.
Bücherleihen: 198.
Busch, Wilhelm: 407.
Byron, Lord: 60. 376. 435.

Carriére, Moritz, Ästhetiker: 190. 264.
Cherubini, ital. Opernkomponist: 436.
Christentum: 4. 41. 282.
Centenarfeier in München (1888): 382.
Clement, Lothar, Schriftsteller: 209.
Cruesemann, Eduard, Dr. Rechtsanwalt in London, † 1909: 31. 33—37. 39—46. 48. 51—57. 66. 90—95. 119—134. 341. 357.

Dahn, Felix: 342.
Daudet, Alphonse: 546.
Dehmel, Richard, Schriftsteller: 273.
Devrient, Otto, Theaterleiter: 220. 231. 234. 338. 493—495. 531.
Dietrich, Albert, Hofkapellmeister in Oldenburg, †: 115. 333—334. 339 bis 340. 359. 368. 370. 372. 384. 406, 421. 428—433. 448.
Donndorf, Adolf, Bildhauer: 370.
Döring, Theodor, Schauspieler: 22.
Düntzer, Eduard, Literaturgelehrter: 115. 410.

Eger: 521.
Ehe: 196. 502.
Elbe, Untergang der: 249.
Elsaß-Lothringen: 95.
Elgin, Lord: 74. 82.
Ernst, Otto: 496—500.
Engel, Joh. Jak., Schriftsteller (1741 bis 1802): 25.
England: 131—133. 236—237.
Emanzipation der Frauen: 487.
Eulenburg, Ph. v., Skaldengesänge: 232

Fiedler, Max, Musikdirektor, Hamburg: 388.
Fitger, Arthur, Dichter, † 1909: 104. 124. 248. 446. 485. 500—511.
Frankfurter Zeitung: 582—583.
Französische Dramatik: 281.
Freytag, Gustav: 190. 320. 343. 511. 512.
Frieb-Blumauer, Minona, Schauspielerin: 409.
Friedrich, W., Verleger: 467.
Fulda, Ludwig: 246.

Geistlichkeit: 93. 140. 170. 178.
Gelehrtendeutsch: 201.
Gemäldeausstellung: 265—266.
Georg, Prinz von Preußen: 214.
Gluck, Christoph, Ritter v.: 220. 375. 556.
Glück: 406.
Goethe: 12. 31. 194. 253. 264. 285. 411. 593. 600. Werther: 572. Plundersweilern: 174. 358. Geschwister: 370. Iphigenie: 328. 370. Faust: 48. 94. 164. 207—208. 210 bis 211. 220. 273. 355. Italienische Reise: 57. Wanderjahre: 33. 59. 69. Wilhelm Meister: 109. Wahlverwandschaften: 502.
Goethe-Schillers Briefwechsel: 275.
Gozzi, Gasparo (1713—86) Komödiendichter: 434—437.
Grabbe, Christian Dietrich: 505.
Gregorovius, Ferdinand, Geschichtsschreiber: 222.
Greif, Martin: 275. 410.
Griechenland: 66. 72—75. 82—85.
Griechentum: 4.
Grillparzer, Franz: 233. 393. 435. 532. 549.
Grillparzerpreis: 550.
Groth, Klaus: 463.
Grunert, Rudolf Karl, Schauspieler: 476.
Grube, Max, Theaterleiter, Meiningen: 513—516. 534.
Gruber, Kaspar, Bergrat, München, †: 116—118. 175. 364. 378.
Günther, Leopold, Schriftsteller: 409.
Guercino: 146.

Haase, Friedrich, Schauspieler: 174. 338. 343.
Halbe, Max: 243.
Hamerling, Robert: 48. 310. 317.
Hannover: 477.
Händel, Georg Friedrich: 444.
Hanslick, Eduard: 415.
Hauff, Wilhelm: 430. 434.
Hauptmann, Gerhart: 532. 550.
Haydn, J.: 147. 167. 336.
Hebbel, Friedrich: 258. 322. 392.
Hegel: 24.
Heine, H: 25. 211. 405.
Hengstenberg: 3.
Henkell, Karl, Schriftsteller, München: 254
Hentschel, Theodor, Komponist, Kapellmeister, Bremen, †: 147. 335.
Henzen, Wilhelm, Schriftsteller, Leipzig, †: 4. 26. 46—48. 105. 135 bis 136. 151. 310. 315. 317. 320. 329. 330. 332. 333. 341. 348. 352. 371—372. 374. 385. 516. 521.
Herbart, Joh. Friedr., Philosoph (1776 bis 1841): 182.
Herrig, Hans: 531.
Hertzberg, Prof. Dr., Bremen, †: 222.
Heuberger, Richard, Komponist: 433—38.
Heyse, Paul von: 229. 239. 260. 264. 320. 398. 517—520.
Hohenhausen, Baronin von: 214.
Holland: 302—303.
Holstein, Franz von, Komponist, Leipzig, †: 100. 108. 111. 113. 120. 135. 155. 157. 168—172. 304—398. 406.
Holstein, Helene, von, Frl., Leipzig, †: 399—404.
Holstein, Hedwig von, Frau, Leipzig, †: 127. 169. 176. 222. 252. 274. 295.

304—398. 407—409. 417. 433. 492. 555. 558.
Holsteinstift: 376. 380—381.
Holthaus, Fr., Schauspieler: 477.
Homer: 422. 424.
Hülsen, Frhr. von: 123. 126. 450. 558.
Humor: 528—529.
Hurm, Wilhelm, Dr., Arzt, Bremen, †: 180. 274. 301—303.

Ibsen, Henrik: 185. 229. 413.
Immermann, Karl: 59.
Inversion, sprachliche: 194.
Joachim, Amalie: 448.
Journalismus: 191—193. 202.
Italien: 75—77. 79—90. 143—151. 154. 217. 257. 284. 290. 301. 493.
Juristisches: 101—103. 114. 305. 319. 321. 324.

Kaisertum: 225—226. 231.
Kaiser Wilhelm I.: 3. 169. 170. 328. 414. 628—635.
Katholizismus: 3.
Keller, Gottfried: 107. 148.
Klafsky, Katharina, Sängerin, †: 224.
Kleffel, Arno, Musiker: 421.
Kleist, Heinrich von: 54. 454. 456. 470.
Kraeger, Charlotte, Frau: 214—218. 224—225.
Kraeger, Heinrich: 197. 200. 205—261. 472—473. 549.
Kritik: 514.
Krzyzanowsky, Heinrich, Schriftsteller: 418. 521—526.
Kühnemann, Eugen, Prof. Dr., Breslau: 227.
Kulturkampf: 126. 212.
Kunst: 265. 312.
Künstlerverein in Bremen: 118. 119. 145. 173. 174. 219—220. 232. 249. 250. 273. 388. 419. 481. 500—502. 509. 530. 551.
Landschaftsmalerei: 400.
Laube, Heinrich: 88.
„Lebensmüden", Die, Bild: 196.
Leipzig: 28. 274. 385. 386.
Lessing, G. E.: 184. 321.
Liliencron, Detlev Frhr. von: 247.. 453—468.
Lindau, Paul: 320. 535.
Lindner, Albert: 237.
Lionardo: 144.
Literarische Gesellschaft in Bremen:: 114. 173. 178. 180—181. 222. 484..
Lonke, Alwin, Prof., Bremen: 189—204..
Lorm, Hieronymus: 459. 461.
Lortzing, G. Albert: 258. 290. 437.
Lothar-Spitzer, Rudolf, Dr., Schriftsteller, Wien: 527—537.
Lothar, Ernestine Pick-: 538—565.
Löwe, Karl, Balladenkomponist: 130.. 213. 252. 396. 553. 557.
Ludwig I.: 536.
Ludwig II.: 205.
Ludwig, Otto: 156. 179. 470.
Lucca, Pauline: 10. 12.

Malta: 78.
Malten, Therese, Sängerin: 378.
Maneck, Friedrich, Schauspieler in Bremen, †: 167.
Marschner, Heinr., Opernkomponist: 163..
Massenmord (Bremerhaven 1875): 336..
Méhul, Etienne Nikolas, Opernkomponist (1763—1817): 17.
Meierbeer, J.: 366.
Meininger, Die: 112. 123. 128. 156.. 333. 506. 507.
Menschentum: 152. 160. 209.
Metaphern, poetische: 47.
Meyer, Conrad Ferdinand: 258. 267.. 399. 435. 469—475. 497. 543. 571..
Michelangelo: 81.
Militär: 91. 92. 97—99. 406.
Millöcker, Karl, Operettenkomponist: 262..
Modern: 492. 496. 575.

Moltke, Hellmuth von, Feldmarschall: 21. 231. 232. 607.
Moorrauch: 359.
Mosen, Julius, Schriftsteller: 407.
Mottl, Felix, Musikdirektor: 239.
Mozart, W. A.: 147. 334. 436. 551.
Müller, Leopold Heinrich, Rechtsanwalt in Bremen: 471. 472.
Musik: 66.

Nationalliberal: 96.
Naturalismus: 229. 230. 245. 265. 492. 519. 539.
Neßler, Viktor, Komponist: 126.
Nestroy, Joh. Nep.: 407.
Neumann, Angelo, Theaterleiter: 516.
Niemann, Albert, Sänger: 17.

Oberländer, Adolf: 259.
Oberstdorf i. Algäu: 289. 341. 342. 345. 357. 365. 369. 374. 397. 400. 562.
Offenbach, Jaques: 49. 262.
Oratorium: 444.
Otto, Alex, Schauspieler: 570.

Pantheismus: 34—36. 41—42. 209.
Pergamon: 196.
Pessimismus: 306.
Philologie: 195.
Plastik: 109. 146. 150.
Platen, August, Graf von: 77. 531.
Pompeji: 79. 80.
Possart, Ernst v., Schauspieler: 387. 467.
Post, Julius, Richter in Bremen, †: 145. 181.
Primaverein des Bremer Gymnasiums: 163. 165. 625.
Publikum: 320. 488. 499.
Puchleitner, Valentine: 580—582.

Raffael: 81. 84. 144. 265. 266.
Rassow, Frau Christiane und Gustav, Bremen: 262—267. 269. 270. 279. 383. 389. 549.
Rassow, Fritz, Schriftsteller: 250. 267 bis 276. 278—286. 293. 546.
Reichstag, Der Deutsche: 17—19.
Reinboth, Hermann, Pfarrer: 137—139.
Reinecke, Karl, Komponist: 320.
Reinthaler, Carl, Komponist, Musikdirektor in Bremen, †: 101. 104. 129. 147. 168. 186. 213. 325. 328. 331. 340. 361. 373. 420.
Rembrandt: 6. 197. 251. 302.
Reni, Guido: 533.
Rheinische Chöre: 224.
Riedel, Karl, Musiker: 324.
Rosegger, P. K.: 594.
Rossi, Ernesto, Schauspieler: 235.
Rubens, P. P.: 573.
Rubinstein, Anton: 245. 249—251. 288. 293. 324. 387. 389—392. 530. 531.
Runge, Carl, Prof. Dr., Göttingen: 109. 139—189. 346. 357.
Ruseler, Georg, Schriftsteller, Oldenburg: 565—569.
Rußland: 29—61. 150. 151.

Sand, George: 59.
Savits, J., Oberregisseur: 554.
Sedanfeier: 186. 617.
Senger, Theaterdirektor in Bremen, †: 487. 510. 528.
Shakespeare: 12. 28. 88. 104. 128. 135. 159. 167. 174 f. 179. 207. 224. 229. 233. 245. 265. 409. 435. 536. 559.
Sicilianen: 463.
Sozialdemokratie: 5. 230. 251. 282. 466. 577.
Sonnenthal, Adolf, Schauspieler: 555.
Sophocles: 8. 107. 119. 153. 363.
Spies, Hermine, Sängerin: 291—293. 295. 380. 447.
Spies, Minna: 291—297.
Sudermann, Hermann: 229. 238. 252. 256. 535.
Schaper, Friedr., Bildhauer: 122. 213.
Schauspieler: 43. 513. 515.

Scheffel, J. V. von: 239.
Schiller: 11. 14. 26. 28. 29. 40. 45. 48. 52. 61. 64. 70. 76. 115. 118. 194. 203. 206. 243. 245. 264. 285. 286. 363. 410. 505. 594. 597. Räuber: 141. 369. Kabale: 375. 378. Don Carlos: 85. 147. 208. Maria Stuart: 52. 54. 56. Wallenstein: 123. 214. Braut v. Messina: 153. Tell: 85. 156. 407. Freiheitsidee: 45. Ethik: 36.
Schlegel, Friedrich von: 81. 190. 375.
Schlenther, Paul, Journalist, Berlin: 534. 554.
Schliemann, Heinrich, Altertumsforscher: 69. 71. 72. 82.
Schönaich-Carolath, Prinz Emil: 464.
Schöne, Richard, Generaldirektor der kgl. Museen, Berlin: 319.
Schopenhauer, Arthur: 106.
Schubert, Franz, 426.
Schumacher, Dr., Ministerresident, Bremen, †: 518.
Schumann, Georg, Komponist, Musikdirektor, Berlin: 380. 383. 438—441. 453.
Stavenhagen, Fritz, Schriftsteller, Hamburg, †: 569—570.
Storm, Theodor: 463.
Strauß, Johann: 334.

Technik, poetische: 100. 193—194. 487.
Terenz: 530.
Theater: 15. 164. 605.
Theaterintendant: 337.
Theaterkritik: 187. 192.
Tizian: 90. 197. 257.
Tolstoi, Alex, Graf: 279.
Treitschke, H. v.: 287.
Troja: 67. 69—72.
Tunis: 78.
Türkei: 62—72.

Ultramontan: 95.

Vautier, Benjamin: 119.
Verdi, Giuseppe: 108. 167. 339—340.
Vesque, Helene v., Wien: 405—418.
Vierling, Georg, Komponist: 121—123. 263. 412. 441—453.
Vischer, Friedrich, Ästhetiker: 528.
Vogelcantate: 1.
Voß, Richard: 459.
Vossische Zeitung: 558.

Wachtel, Theodor, Sänger: 320.
Wagner, Karl, Maler, Düsseldorf: 358.
Wagner, Richard: 26. 37. 53. 104. 106. 109. 151. 215. 275—276. 328. 334. 346. 397—398. 436.
Wahrheit: 141—143. 151. 272. 283.
Wanja, Hubert, Bürovorsteher der Bremer Stadtbibliothek: 297—301.
Wätjen, Hermann v., Geh. Regierungsrat, Düsseldorf, †: 13. 25. 27. 30. 32. 38—40. 43. 50. 59—63. 65. 67—69. 78. 80—91. 95—96. 98 bis 119. 186. 188. 321. 365—366. 401.
Weber, Carl Maria v.: 76. 213. 252. 436.
Wehl, Feodor, Schriftsteller: 333.
Weihnachten: 42.
Weserzeitung (Bremen): 67. 192. 448. 452. 482. 496. 510. 520.
Wiegand, Johannes, Schriftsteller, Theaterleiter, Bremen: 571—577.
Wilbrandt, Adolf: 293. 459.
Wildenbruch, Ernst v.: 213. 410. 459. 463. 475—483.
Wille, Der: 44. 162. 411.
Wien: 392. 409.
Wiener Burg: 228. 296. 507. 544 f.
Wiener Kandidatur: 553—556. 558.
Wiener Theaterausstellung: 507. 527.
Windthorst, Ludwig, Abgeordneter: 19.
Wissenschaft: 102. 160.
Worpswede: 256—257.

Verlag der Schulzeschen Hof-Buchhandlung (Rudolf Schwartz) in Oldenburg.

Allmers, H., Elektra. Drama in einem Aufzuge. Musik v. Albert Dietrich 2. Aufl. Broch. *M.* 0,60, in eleg. Orig.-Einbd. *M.* 1,50.
— — Herz u. Politik. Dramat. Zeitidyll. *M.* 0,60, Orig.-Ebd. *M.* 1,50.
— — Sämtl. Werke. 6 Bände *M.* 15,—. In 4 Or.-Einb. *M.* 19,—.
— — Dichtungen. 5. Aufl. Broch. *M.* 3,—, in eleg. Orig.-Einbd. *M.* 4,—.
— — Marschenbuch. Land- u. Volksbilder a. d. Marschen der Weser u. Elbe. 5. Aufl. Broch. *M.* 6,—, in Orig.-Einbd. *M.* 7,—.
— — Römische Schlendertage. 11. illustrierte Aufl. mit 20 Vollbildern. Broch. *M.* 6,—, in eleg. Orig.-Einbd. *M.* 7,—.
— — Aus längst u. jüngst verg. Zeit. Broch. *M.* 3,—, Orig.-Ebd. *M.* 4,—.
— — Fromm und Frei. Eine Festgabe. *M.* 1,20, in Orig.-Einbd. *M.* 2,—.
— — Die altchristliche Basilika. Broch. *M.* 0,50.
Bulthaupt, H, Dramaturgie des Schauspiels. *Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 13. Aufl. Broch. *M.* 6,—, in Orig.-Einbd. *M.* 7,—.
— — — — ** Shakespeare. 10. Aufl. *M.* 5,—, in Orig.-Einbd. *M.* 6,—.
— — — — *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 9. Aufl. Broch. *M.* 5,—, in Orig.-Einbd. *M.* 6,—.
— — — — **** Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. 6. Aufl. Broch. *M.* 6,—, in Orig.-Einbd. *M.* 7,—.
— — Gerold Wendel. Trauersp. 2. Aufl. *M.* 2,—, Orig.-Ebd. *M.* 3,—.
— — Eine neue Welt. Drama. 2. Aufl. *M.* 2,—, Orig.-Ebd. *M.* 3,—.
— — Der verlorene Sohn. Schauspiel. *M.* 2,—, Orig.-Ebd. *M.* 3,—.
— — Timon von Athen. Trauerspiel. *M.* 1,60, Orig.-Ebd. *M.* 2,60.
— — Die Malteser. Tragödie. 2. Aufl. *M.* 2,—, Orig.-Einbd. *M.* 3,—.
— — Durch Frost und Gluten. Gedichte. 4. vermehrte Aufl. Broch. *M.* 4,—, in Orig.-Einbd. *M.* 5,—.
Briefe von und an Heinrich **Bulthaupt.** Herausgegeben von Heinr. Kraeger. *M* 6,—, in Orig.-Einbd. *M.* 7,—.
Lord Byron's Marino Faliero. Für das Meiningen'sche Hoftheater übersetzt und bearbeitet von A. Fitger. Broch. *M.* 2,—.
Dalwigk, Frhr. R. von, Chronik des alten Theaters in Oldenburg. (1833—1881). Broch. *M.* 3,—, in Orig.-Einbd. *M.* 3,80.
Dreesen, Willrath, Eala freya fresena! Balladen. 2. Aufl. Broch. *M.* 2,—, in Orig.-Einbd. *M.* 3,—.
Fitger, A., Die Hexe. Trauerspiel. 7. Aufl. *M.* 2,—, in Or.-Einb. *M.* 3,—.
— — Von Gottes Gnaden. Trauersp. 3. Aufl. *M.* 2,—, Orig.-Ebd. *M.* 3,—.
— — Die Rosen von Tyburn. Trauersp. 2. Afl. *M.* 2,—, Orig.-Ebd. *M.* 3,—.
— — San Marcos Tochter. Trauersp. 2. Afl. *M.* 2,—, Orig.-Ebd. *M.* 3,—.
— — Fahrendes Volk. Gedichte. 4. Aufl. *M.* 4,—, Orig.-Ebd. *M.* 5,—
— — Winternächte. Gedichte 4. Aufl. *M.* 4,—, in Orig.-Einbd. *M.* 5,—
— — Roland und die Rose. 2. Aufl. Eleg. broch. *M.* —,50.
Geiger, Ludw., A. Ad. Stahrs Nachlaß. 2. Afl. Brch. *M.* 5,—, Org.-Ebd. *M.* 6,—.
— — Briefwechsel des jungen Börne und der Henriette Herz. Broch. *M.* 3,—, in Orig.-Einbd. *M.* 4,—.
Girndt, Otto, Das Reich des Glücks. Geschichtl. Trauerspiel. *M.* 2,—.
— — Dankelmann. Trauerspiel. *M.* 2,—, in eleg. Orig.-Einbd. *M.* 3,—.
Von der Königl. Hoftheater-Intendanz in München 1880 mit dem Preise gekrönt.
— — Die Schlacht bei Torgau. Schausp. *M.* 2,—, Orig.-Einb. *M.* 3,—.
Goethe's Götz von Berlichingen. Schauspiel in 5 Akten. Eingerichtet von Eugen Kilian. *M.* 2,—, in Orig.-Einbd. *M.* 3,—.
Goethe's Iphigenie auf Tauris, in ihrer ersten Gestalt herausgegeben von Dr. Ad. Stahr. Mit Jugend-Portrait Goethe's in Stich nach May's Oelgemälde von 1779. Broch. *M.* 2,25.
Grube, Max, Christian Günther. Schausp. in 5 Akten. *M.* 2, Orig.-Einb. *M.* 3.
— — Strandgut. Schauspiel in einem Akt. Broch. *M.* 1,—.
v. Hoffmann, Lebenserinnerungen des Kgl. Preuß. Generalleutnants v. Hoffmann nach eigen. Aufzeichnungen. Broch. *M.* 3,50, geb. *M.* 5,—.
Kleist, H. v., Zwei Jugendlustspiele. Herausgeg. von Dr. E. Wolff. Broch. *M.* 2,—, in Orig.-Einbd. *M.* 3,—.

Verlag der Schulzeschen Hof-Buchhandlung (Rudolf Schwartz) in Oldenburg.

Kraeger, Heinr., Vorträge u. Kritiken. M. 4,—, in Orig.-Einbd. M. 5,—.

Kronfeld, Dr. E. M., Der Weihnachtsbaum. Botanik und Geschichte des Weihnachtsgrüns. Seine Beziehungen zu Volksglauben, Mythos, Naturgeschichte, Sage, Sitte und Dichtung. Mit vielen Abbildungen. 2. Aufl. Broch. M. 4,— in Orig.-Einbd. M. 5,50.

Mosen, J., Der Sohn d. Fürsten. Trauersp. in 5 Aufz. Orig.-Einbd. M. 2,40.

— — und **Adolf Stahr,** Ueber Goethe's Faust. Broch. M. 2,50.

Poppe, Franz, Zwischen Ems u. Weser. Land u. Leute in Oldenburg u. Ostfriesland. 4. erweiterte Aufl. M. 6,—, in Orig.-Ebd. M. 7,—.

— — Deutschlands Heldenkampf 1870/71. Mit Illustr. 2. Aufl. M. 2,80.

— — Am Lebensborn. Gedichte. 2. Aufl. Broch. M. 3,—, in Orig.-Einbd. M. 4,—.

— — Album Oldenburgischer Dichter. Festgabe. 2. neu bearbeitete u. ergänzte Aufl. Broch. M. 2,—, in eleg. Orig.-Einbd. M. 3,—.

— — Noorddütsche Wihnachsböm'. Plattdütsche Geschichten fär jung un olt. In eleg. Kartonumschlag M. 2,—.

— — Bildhauer Franz Anton Högl aus Warschau. M. 2,50, in Orig.-Einbd. M. 3,50.

Proelß, J., Deutsch Capri in Kunst, Dichtung, Leben. Histor. Rückblick und poetische Blütenlese. 2. Aufl. In Orig.-Einbd. M. 3,—.

Puppenkomödien, Deutsche. Mit geschichtl. Einleitung. u. Bibliotheca Faustiana herausgegeben von **Karl Engel.** 2 Bde. Broch. M. 8,—, in 1 Orig.-Einbd. M. 9,—. Einzelne Bändchen à M. 1,20.

Ruseler, G., Gudrun. Schauspiel. M. 2,—, Orig.-Einbd. M. 3,—.

Salomon, Dr. L., Spaziergänge in Süditalien. Mit vielen Illustrationen. Broch. M. 3,—, in Orig.-Prachtbd. M. 4,—.

— — Geschichte des deutschen Zeitungswesens. I. II. Band. 2. Aufl. à Band M. 3.—, zusammen in einem Orig.-Einbd. M. 7,50. — III. Band M. 7,50, in Orig.-Einbd. M. 9,—. Das vollständige Werk in 3 Bänden broch. M. 12,50, in 2 Orig.-Einbd. M. 15,—.

Schwartz, Rudolf, Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters. Eine litterarhistor. Untersuchung. 2. durch einen Nachtrag vermehrte Auflage. M. 4,—. Halbfrzbd. M. 6,—.

Shakespeare, Imogen. (Cymbelin.) Romant. Schauspiel. Bühnenbearb. v. H. Bulthaupt. M. 1,60. Orig.-Einbd. M. 2,60.

— — Der Widerspenstigen Zähmung. Lustsp. in 5 Akten u. 1 Vorsp. Bearb. v. Eugen Kilian. Broch. M. 1,20, Orig.-Einbd. M. 2,—.

v. Uthmann, Angelika. 2. Aufl. Broch. M. 3,—, in Orig.-Ebd. M. 4,—.

Ulbrich, Franz, Milada. Schauspiel. M. 1,50.

Wehl, Feodor, Dramaturgische Bausteine. Gesammelte Aufsätze. Aus dem Nachlasse Wehls herausgegeben von Eugen Kilian. Broch. M. 2,40, in Orig.-Einbd. M. 3,40.

Wolff, Eugen, Poetik. Die Gesetze der Poesie in ihrer geschichtl. Entwicklung. Broch. M. 4,—, in Orig.-Einbd. M. 5,—.

— — 12 Jahre im literarischen Kampf. M. 6,—, in Orig.-Einbd. M. 7,—.

— — Der junge Goethe. Brosch. M. 7,50, Orig.-Einbd. M. 9,—

— — Wilhelm Meisters theatralische Sendung. M. —,80.

Zabel, Eugen, Zur modernen Dramaturgie. I. Band. Studien u. Kritiken. Deutschland. 3. Aufl. Broch. M. 5,—, Orig.-Einbd. M. 6,—.

— — II. Band. Ausland. 3. Aufl. Broch. M. 5.—, Orig.-Einb. M. 6,—.

— — III. Band. Studien und Kritiken aus alter und neuer Zeit. 2. Aufl. Broch. M. 5,—, Orig.-Einbd. M. 6,—.

Zimmermann, Dr., Legat.-Rat im Ausw. Amt, Preuß.-deutsche Handelspolitik, aktenmäßig dargestellt. Broch. M. 16,—, Or.-Ebd. M. 18,—.

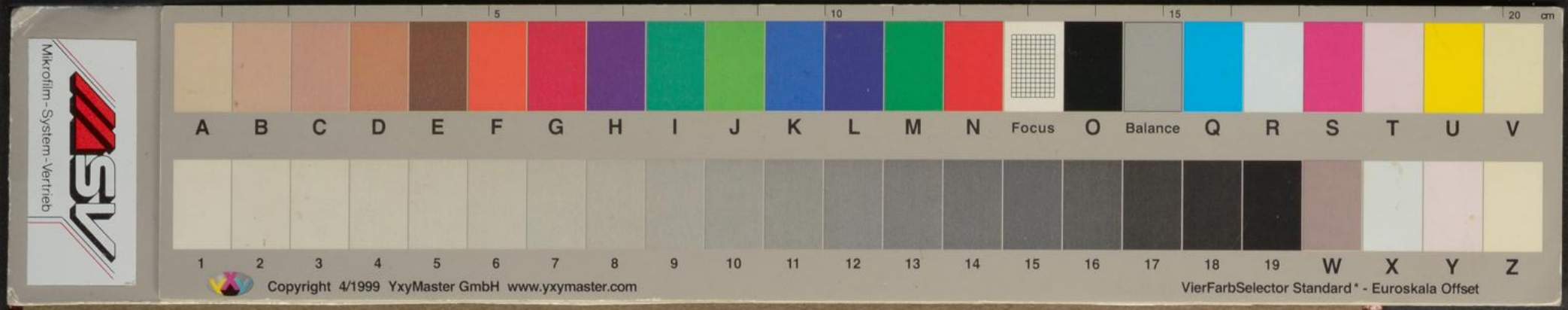
— — Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Gewerbe- und Handelspolitik dreier Jahrhunderte. 2. Aufl. M. 6,—.

— — Kolonialgeschichtl. Studien. Broch. M. 6,—, Orig.-Ebd. M. 7,—.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

SUB Bremen

01.R.6342



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

SUB Bremen

01.R.6342